

V 676 (2)
2. Ex.

Malwida von Meysenbug

Gesammelte Werke

Herausgegeben

von

Berta Schleicher

Zweiter Band

1 9 2 2

Deutsche Verlags-Anstalt Stuttgart, Berlin, Leipzig
vereinigt mit Schuster & Loeffler

Malwida von Meysenbug

Memoiren einer Idealistin

Dritter Teil

Der Lebensabend einer Idealistin


01208699

1 9 2 2

Deutsche Verlags-Anstalt Stuttgart, Berlin, Leipzig
vereinigt mit Schuster & Loeffler

V 676 (2)

2. Ex.

Alle Rechte vorbehalten



SH 1964 / 83

Druck von E. Haberland in Leipzig

Einleitung

Der zweite Band von Malwida von Meyſenbugs Geſamtwerk bedarf wie der erſte nur einer kurzen Einführung, da hier alles unverändert gelaſſen wurde. Dem dritten Teil der Memoiren folgt in dieſer Ausgabe der Lebensabend einer Idealiſtin in engem Anſchluß und als direkte Fortſetzung, denn obwohl Malwida das Buch urſprünglich einer Freundin gegenüber als ein aus einzelnen Betrachtungen, Aphorismen und kritiſchen Bemerkungen zuſammengeſtelltes bezeichnete, ſo bildet es doch ſeinem Inhalt nach eine Fortführung der Lebenserinnerungen, wenn auch in neuer, nicht mehr ſtreng chronologiſcher Form. Was dieſe von einer Achtzigjährigen mit jugendlicher Friſche geſchriebenen Blätter innerlich am meiſten mit den Memoiren verbindet, iſt der Eindruck der Intimität, den ſie erwecken — eine Wirkung, die Malwida ſeinerzeit mit beſonderer Freude begrüßt hat, denn „es iſt mir ein erwünſchteſter Beweis, daß der Eindruck der Wahrheit gleicht, daß ich eben gar nicht zum Metier gehöre und nur ſchreibe, wenn es mir ungeſucht und unmittelbar aus dem Herzen quillt“ (an eine Freundin).

Ihren teuerſten Freunden, Olga und Gabriel Monod, hat Malwida das Buch als Gruß zum ſilbernen Hochzeitstag gewidmet, um ihnen damit eine Erinnerung an die fern voneinander verbrachten Jahre zurückzulaſſen.

Die Verſuchung war groß, den einzelnen Kapiteln des Lebensabends klarere biographiſche Überſchriften zu geben, um ſeine Zugehörigkeit zu den Memoiren auch äußerlich einheitlich zu geſtalten. Der Plan iſt aber unausgeführt geblieben, weil dem Lebensabend das ihm von Malwida gegebene charakteriſtiſche Gepräge gewahrt bleiben ſollte.

Daß Gabriel Monods Nachruf über das Lebensende einer Idealiſtin nun am Schluß dieſes zweiten Bandes, nachdem Malwida von Meyſenbugs ganzes reichbewegtes Leben an uns vorübergezogen iſt, ſeinen einzig richtigen Platz gefunden hat, wurde ſchon in der Einleitung des erſten Bandes angekündigt.

München, im Februar 1922.

Berta Schleicher.

Inhalt

Memoiren einer Idealistin

Dritter Teil

Seite

Erstes Kapitel: Neue Einsamkeit 5

Zweites Kapitel: Persönliche Beziehungen und Teilnahme an fremden Schicksalen 69

Drittes Kapitel: Mazzini 91

Viertes Kapitel: Resultate 108

Fünftes Kapitel: Neue Verluste 115

Sechstes Kapitel: Abschied von England 151

Siebentes Kapitel: Paris und ein Deutscher 161

Achtes Kapitel: Das Kind, der Künstler, der Philosoph 183

Der Lebensabend einer Idealistin

Gedachtes 213

Episoden aus den Jahren 1876 und 1877 227

Ein römisches Idyll 255

Gedachtes 277

Landleben in Italien 286

Schöne Tage 302

Gedachtes und brieflich Geschriebenes 311

Gedachtes 333

Gedachtes 392

Eine schöne Überraschung (Alexander von Warsberg) 405

Gedachtes 439

Gedachtes aus jener Zeit 462

Indisches Märchen 500

Mein Lebewohl an die Welt 525

Noch ein Lebewohl! 528

Erſtes Kapitel

Neue Einſamkeit

Friedrich und Charlotte beſtanden darauf, daß ich die erſten Tage bei ihnen bleiben ſollte, bis ich eine Wohnung gefunden und überhaupt einen Entſchluß gefaßt hätte. Ich nahm dies auch mit Dank an, denn nach dem Glück des Zuſammenlebens mit einer ſelbſtgewählten, ſympathiſchen Umgebung, nach dem innigen Herzensverkehr mit den Kindern, war mir die plötzliche Einſamkeit ärger wie der Tod, und ich klammerte mich wie der Ertrinkende an einen Strohhalm, an jedes Zeichen von Sympathie und Liebe, das mir zuteil wurde. So rührte es mich unausſprechlich, als beim Mittagstiſch ich die einzige war, die einen Teller mit guter Bouillonſuppe erhielt. Im Hauſe herrſchte damals noch nichts weniger als Luxus; Friedrich mußte ſtreng arbeiten, um dem Haushalt zu genügen, und Charlotte trug ebenfalls durch Stundengeben das Ihrige dazu bei. Es gab daher keineswegs an jedem Tage Bouillonſuppe, und jener Teller war von Charlotte vom vorigen Tage her vorſorglich für Friedrich zur Stärkung nach der Arbeit aufgehoben. Daß ich ihn nun erhielt, rührte mich bis zu Tränen. Es war ein Ausdruck des Wunſches, mir wohlzutun, bei dem alle Worte ohnmächtig und überflüſſig waren, aber ich ſagte es ihnen durch Tränen, daß ich dieſen Teller Suppe nie vergeſſen würde. Nach einigen Tagen fand ich ein kleines Zimmer in der Nähe, für einen äußerſt geringen Preis, in das ich einzog, um zu überlegen, was nun weiter zu tun. So war ich wieder allein, wieder auf dieſe freudloſe Einſamkeit eines engliſchen lodging-Hauſes beſchränkt, die mir doppelt farblos und entſetzlich vorkam nach der von Licht und Liebe erfüllten Heimat, aus der mich ein jähes Schickſal vertrieben. Aufs neue mußte ich mich fragen, was anfangen? Zu der freudloſen, undankbaren Arbeit des Stundengebens zurückzukehren, dazu fehlte mir der Mut, ſeitdem ich bei dieſer Art Arbeit auch deren Segen im Gedeihen und

der Entwicklung der Kinder geſehen hatte. Ich beſchloß, es mit ſchriftſtelleriſcher Tätigkeit zu verſuchen. Ich verhehlte mir nicht, welche Schwierigkeiten und Enttäuſchungen auf dieſem Wege meiner warten würden, aber die Beſchäftigung ſelbſt wenigſtens verhieß mir unendlich viel mehr Befriedigung als das Stundengeben, und wenn es mir gelingen konnte, mit eigner Produktion durchzudringen, ſo war, das fühlte ich, der einzig wahre Weg möglichen Troſtes gefunden. Ich hatte ſchon während meines Aufenthaltes im Herzenſchen Hauſe einen Verſuch mit einer Überſetzung aus dem Ruſſiſchen in die engliſche Sprache gemacht. Er war günſtig ausgefallen. So gedachte ich zunächſt mit Überſetzungen fortzufahren und mir ſo die Bahn für weiteres zu brechen. Ich ging auch alsbald an die Arbeit, aber noch war ſie weit davon, ihre heilende Kraft an mir bewähren zu können. Ein unſäglicher Schmerz wühlte Tag und Nacht in meinem Herzen, und es war mir unmöglich, der Qual über das Vorgefallne auch nur auf Stunden Ruhe zu gebieten. Ich ſchwankte hin und her zwiſchen dem Zweifel, ob ich nicht hätte einen andern Weg einſchlagen und die ganze Kataſtrophe verhüten können, und der Überzeugung, daß ich nicht anders hätte handeln können. Die Bitterkeit, daß es von der andern Seite zu dieſer Trennung hatte kommen können, kämpfte mit dem Schmerz um das Verlorene und der Sehnſucht, dahin zurückzukehren, wo ich ſo glücklich geweſen war, wo ich, wie auf einem natürlichen Boden, mit allen Kräften meines Weſens mich feſtgewurzelt hatte. Erſchütternd war mir das erſte Wiederſehen mit Herzen, der mit ſeinem Sohne kam, mich zu beſuchen, noch erſchütternder das mit den beiden Kindern, die man zu mir ſandte. Sie waren erſtaunt, betroffen, die ihnen ſo vertraute Freundin nun plötzlich in ſo ganz veränderter Umgebung wiederzufinden, und als man ſie wieder fortführen wollte, brach die kleine Olga in leidenſchaftliche Tränen aus und verlangte, bei mir zu bleiben. Eine der härteſten Proben, die ich zu beſtehn hatte, war, als am Sonntag, dem Tag, wo im Herzenſchen Hauſe

ſich, nach meiner Anordnung, die Bekannten abends zuſammenfanden, Friedrich und Charlotte dem gewohnten Zuge nicht widerſtehen konnten und ſich wie ſonſt dahin begaben. Wie furchtbar es mir war, als ſie zu dem bekannten Kreiſe gingen, deſſen Seele, nächſt Herzen ſelbſt, ich bisher geweſen war, das ahnten ſie nicht, ſonſt hätten ſie es ſicher nicht getan. Als ich allein zurückblieb, dachte ich mit bitterem Weh darüber nach, wie vergänglich im Grunde die Wirkung der Perſönlichkeit iſt, wie ſchnell die Spur verweht, die wir mit der ganzen Macht unſerer Liebe und unſerer Hingebung gegraben zu haben meinten — gerade wie wenn die Welle über den Meeresſand läuft, in den wir einen geliebten Namen eingeſchrieben haben. Wir durften uns, auch bei wirklicher Beſcheidenheit, ſagen, daß wir einen Platz im Leben in nicht ganz unbedeutender Weiſe ausfüllten; nun kam das Schickſal und riß uns von ihm weg; uns ſchien es unmöglich, daß nicht eine offene Kluft bliebe, daß nicht das Leben für einen Augenblick ſtill ſtände, wie es in uns ſelbſt zerbrochen ſchien — arge Täuſchung! Die Welle des Lebens rauſchte weiter, die Lücke ſchloß ſich, die Spur verwiſchte ſich, die Flut wallte dahin wie früher, der Seufzer, der uns vielleicht gegolten, verhallte ungehört in dem Geräuſch der Brandung. Iſt der Schlüſſel zu dieſem Geheimnis vielleicht der, daß wir nicht zu heftig an der Kreatur hängen ſollen, wie es in der Bibel ſteht? Was mit andern Worten heißen will, daß wir den Schwerpunkt unſres Weſens nicht in das Umfaſſen der Erſcheinung, ſondern in die Hingabe an die Idee ſetzen! Sollte es das ſein, daß wir den Kreis der holden Täuſchungen nur durchlaufen müſſen, um endlich, losgelöſt von der Erſcheinung, geläutert und gereinigt nach all den ſchweren Proben, reif zu ſein, in das Allerheiligſte einzutreten, den Schleier von dem Angeſicht der Wahrheit fallen zu ſehen und keiner irdiſchen Qual mehr zugänglich zu ſein? Oh, dann war ich noch nicht ſo weit; der tödliche Schmerz, den ich litt um mein verlorenes Paradies, machte es noch nötig, daß das Schickſal mir von neuem den Wanderſtab in die

Hand gab und meinen widerſtrebenden Fuß hinausgehen hieß in die öde Wüſte, die ich ſchon ſo oft durchmeſſen hatte.

Wie es leider in allen menſchlichen Verhältniſſen zu gehen pflegt, wo einmal Verwirrungen entſtanden ſind, die ſich durch die Intenſität der Gefühle bis zu leidenſchaftlichen Zuſtänden ſteigern, daß die „Mittler" dazwiſchen kommen und, wenn ſchon alles ſich wieder gütlich auszugleichen ſchien, es aufs neue verwirren, ſo ging es auch hier. Hätte ich mich entſchließen können zu gehen, die bisherigen Verhältniſſe mit ihrer zu mächtigen Anziehungskraft zu fliehen und die Ferne zwiſchen mich und das Verlorene zu legen, ſo würde ſicher der Kampf in mir ein gewaltſameres, die heroiſchſte Anſtrengung verlangendes, aber auch ſchnelleres Ende gefunden haben. Schurz, der mit den Seinigen in kurzem nach Amerika zurück wollte, redete mir lebhaft zu, ſie zu begleiten und mir drüben im Verein mit ihnen eine neue Heimat zu gründen. Eigenſinnig wie das Schickſal iſt, indem es das Gewünſchte meiſt dann erſt gewährt, wenn es ſeinen Wert für uns verloren hat, kam mir dieſe Aufforderung jetzt zum zweiten Male, als mein Herz wieder mit ſo ſtarken Banden an die alte Welt geknüpft war, daß ich mich nicht imſtande fühlte, ſie zu zerreißen und den Ozean zwiſchen mich und das Zerriſſene zu legen. Nichts charakteriſiert vielleicht das Pathologiſche leidenſchaftlicher Schmerzen ſo ſehr als die Unmöglichkeit, ſich von ihren Urſachen loszureißen und durch einen moraliſchen Klimawechſel dem Organismus die Bedingung zur Geneſung zurückzugeben. Wer es immer gleich vermöchte, dem wäre wahrſcheinlich in den meiſten Fällen geholfen; allein es iſt eben eine Amputation, und nicht alle haben den Mut, ſich ihr zu unterwerfen. Ich hatte ihn auch nicht, wie ich ihn auch damals nicht gehabt hatte, als mein ſterbender Freund und die ſterbende Hochſchule mich in Deutſchland feſthielten, obgleich ich in den Zwiſchenzeiten, als mein Herz mit jeder ſubjektiven Empfindung abgeſchloſſen hatte, ſehnlichſt darnach verlangt hatte, mir mein Schickſal in der neuen Welt zu gründen. Wer

vermag mit dieſen Widerſprüchen in der menſchlichen Natur zu rechten? Wer ſie immer gleich in ſich beſiegen könnte, der wäre eben über das Schickſal erhoben und könnte von keinem Wechſel mehr berührt werden. Außerdem, daß durch das Hin- und Hertragen jener allezeit bereiten und überall ſich einfindenden „Mittler“ manches bittere Element mehr in den ohnehin ſchon ſo bittern Kelch gemiſcht worden war, ſo folgte ich auch noch meiner angeborenen ſelbſtquäleriſchen Neigung, die Schuld des Vorgefallenen plötzlich in mir ſelbſt zu ſuchen. Ich ſagte mir, daß mit noch etwas mehr Geduld, mehr Nachgeben, mehr Ausdauer und Selbſtverleugnung ich jene mir ſo teuer gewordenen Verhältniſſe hätte bewahren und in ihrer früheren beglückenden Einfachheit erhalten können. Ich verfiel dabei demſelben Irrtum wie die Charlotte in den Wahlverwandtſchaften, die auch meint, daß ſich das einmal aus dem Geleiſe Gebrachte wieder einrichten ließe, ſobald allen nur die vernünftige Einſicht gekommen ſei, wie die Verwirrung entſtanden und wie ſie zu löſen ſei. Indem ich mich ſelbſt und meine Empfindung analyſierte, ſchien es mir auf einmal, daß im Übermaß der Freundſchaft, Liebe und Hingebung ich, mir ſelbſt unbewußt, vielleicht zuviel von den andern gefordert hätte, daß die Selbſtſucht meinen Blick getrübt und mir Verhältniſſe und Perſonen im falſchen Lichte hätte erſcheinen laſſen, ja daß vielleicht Eiferſucht auf meine innegehabte erkluſive Stellung mich ungroßmütig hätte handeln laſſen. Es kam wie ein plötzliches Glück über mich, als dieſe Erkenntnis mir aufging, denn es ſchien mir, als ſei damit jedes Hindernis beſeitigt, als könne ich in die früheren Verhältniſſe zurückkehren und mich in noch ſelbſtloſerer Pflichttreue den geliebten Kindern widmen. Ich ſchrieb an die ruſſiſche Dame einen Brief, worin ich ihr in reinſter Aufrichtigkeit und Freude die Entdeckung, die ich in mir ſelbſt gemacht zu haben glaubte, mitteilte und ihr von ganzem Herzen die Hand zum neuen Bunde bot, indem ich nicht daran zweifelte, daß mit dieſer Erkenntnis jedes Hindernis zur Wiedervereinigung und zum gemeinſchaftlichen

Wirken gehoben ſei. Zu gleicher Zeit ſchrieb ich an Johanna Kinkel und teilte es ihr mit, indem ich hinzufügte, daß nun doch die unbegreifliche Verwirrung gelöſt ſei und alles gewiß ſich wieder friedlich einrichten werde. Zu meiner Verwunderung erhielt ich von Johanna eine Antwort, in der ſie mich bedauerte, eine ſolche Erkenntnis ausgeſprochen zu haben, und mir verſicherte, daß, ſoviel ſie das Leben kenne, dies nur das entgegengeſetzte Reſultat von dem haben würde, das ich erwartete. Von Herzen erhielt ich eine Antwort auf jenen nicht an ihn gerichteten Brief, abermals voll warmer enthuſiaſtiſcher Anerkennung; er ſchrieb:

„Ja, das iſt das wahre, das große Gebiet, auf dem ich mich zu Hauſe mit Ihnen fühle: das Gebiet der reinen uneigennützigen Freundſchaft. Sie bringen ein Opfer; es iſt eine verhängnisvolle Notwendigkeit, die uns in einen tragiſchen Konflikt geführt und ein gemeinſames Leben zerſtört hat. Niemand iſt ſchuldig dabei, alle waren aufrichtig, aber es war ein falſcher Ton hineingekommen, der hinderte. Was ich wünſchte, das war jene feierliche Trennung, die ich damals vorſchlug, Ihr raſches Scheiden aus dem Hauſe hinderte alles, aber Ihnen gebührt jetzt der Ruhm, ja der Ruhm, alles wieder zum Guten zurückgeführt zu haben. Ich habe viel nachgedacht geſtern über Ihren Vorſchlag: Nein! das gemeinſchaftliche Leben würde halb vernarbte Wunden wieder öffnen. Aber verbinden wir uns für Unternehmungen von ruſſiſchen Überſetzungen in derſelben Stadt oder anderswo; überall haben Sie an mir einen Bruder. Leben Sie wohl. Nun, meine Herren Verleumder? Die Freundſchaft hat geſiegt.

A. Herzen.“

Ja, die Freundſchaft hatte geſiegt; aber das Opfer blieb unwiderruflich vollzogen und die Trennung blieb mit ihrem Schmerz. Ich ging nun wieder in das Haus, ſie zu beſuchen, aber es war mir jedesmal ein tiefes Weh, und die freudloſe Öde meiner Einſamkeit nachher war mir ſo bitter, daß ich

es als eine Art Erlöſung begrüßte, als der Tag der Abreiſe nach Haſtings mit Kinkels herankam. Kinkels hatten mich nämlich überredet, für die Zeit der Sommerferien mit ihnen an das Meer zu gehen. Bei dieſen lieben Freunden war die Zeit der Freiheit vom Stundengeben und der Abreiſe in das mühſam erarbeitete Seebad ſtets ein Feſt. Sie ſuchten mit liebevoller Teilnahme mich zu überzeugen, daß es ihnen diesmal doppelt ein ſolches ſei, da ich mitkomme und in ihrer Liebe und Treue einen heilenden Erſatz für das Verlorene finden würde. Unausſprechlich rührte es mich, als auf dem Wege nach Haſtings während der Durchfahrt durch einen Tunnel ich mich plötzlich von zwei kleinen Kinderarmen warm und liebend umſchlungen fühlte. Es war die kleine Adela, das Ebenbild ihrer Mutter, die es wußte, wie tief die Trennung von den Kindern, die ſie auch kannte und liebte, mein Herz getroffen, und die nun in der Dunkelheit des Tunnels den Mut bekam, dem ſchüchternen Mitleid ihrer kindlichen Seele dieſen ſtummen Ausdruck zu verleihen. In Haſtings richteten wir uns in einem kleinen Häuschen am Meer ein — ungleich beſcheidner und einfacher, als ich es mit Herzens gewohnt geweſen war, aber hinreichend wohnlich, um unter ſo trefflichen Freunden glücklich zu ſein. Ich wäre es auch geweſen, hätte nicht die friſche Wunde noch allzu ſtark geblutet. Doch ging ich mit Ernſt und ſtarkem Willen an die Arbeit: eine Überſetzung aus dem Ruſſiſchen, für die mir in London Abnahme zugeſagt worden war. Man fing in England an zu begreifen, daß auch in Rußland bereits eine Literatur exiſtiere, und eine gewiſſe Neugierde gab ſich kund, dieſe unbekannte Region des menſchlichen Geiſtes näher kennen zu lernen. Obgleich es die Zeit der Erholung war, ſo hieß das bei Kinkels keineswegs Zeit des Müßiggangs, ſondern nur Arbeit nach Neigung. Eine ſtrenge Zeiteinteilung gab auch hier dem häuslichen Leben einen ernſten, würdigen Charakter. Am Vormittag zogen Kinkel, die Kinder und ich hinauf auf das alte Schloß, das auf einem Fels gelegen das Meer überſchaut und innerhalb

ſeiner ruinenhaften Mauern einen reizenden Garten birgt, in deſſen verſchiedenen Lauben wir uns einzeln, ein jeder zu ſeiner Arbeit, einrichteten. Die Kinder arbeiteten nach des Vaters Aufgabe, und ſo blieb Johanna der Morgen frei, um in Muße, die ihr in London ſelten zuteil wurde, ihrer Kunſt, d. h. der Muſik zu leben. Am Nachmittag übernahm ſie den Muſikunterricht der Kinder, den ſie mit ſeltener Begabung leitete, ſo daß das kleine Quartett bereits zu lieblichen Leiſtungen befähigt war. Dann blieb Kinkel frei für ſeine Arbeit. War endlich die Arbeitszeit vorüber, ſo zogen wir alle zu einem Spaziergang in die ſchöne Umgegend von Haſtings aus, fuhren auch zuweilen nach entlegeneren intereſſanten Orten, z. B. nach dem Schlachtfelde, wo einſt die angelſächſiſche Herrſchaft ihr Ende und der edle Harold ſeinen Tod fand. Öfter aber auch ließen Johanna und ich Kinkel mit den rüſtigen Kindern zu einer weiten Fußwanderung allein ausziehen. Wir gingen dann zu zweien die näheren Klippenpfade hin und tauſchten Gefühle und Gedanken miteinander aus. Das waren Stunden, in denen ich mich faſt glücklich fühlte; vor mir erſchloß ſich eine der reichſten und großartigſten weiblichen Naturen, die ich je gekannt, und es war mir ein Genuß, in dieſer Seele zu leſen und mich in ihr wie in einer Heimat zu fühlen. Ich empfand dann immer, wie unwahr die Gemeinplätze über weibliche Freundſchaften ſind, natürlich bei Frauen, die etwas Beſſeres kennen als die Alltäglichkeiten des Lebens. Ich glaube im Gegenteil, daß eine Freundſchaft zwiſchen edlen Frauen eines der uneigennützigſten und edelſten Gefühle auf Erden iſt. Auch die Abende waren genußreich und voll innigſter Gemütlichkeit, wenn die Kinder zu Bett gegangen waren, und Kinkel, ſeine Frau und ich allein blieben. Da wurde meiſt zuſammen geleſen, oft eigene Produktionen des einen oder des andern. Ganz beſonders ſchön waren die Abende, an denen uns Johanna ihre begonnenen Memoiren vorlas, die ſie leider nie vollendet hat. Es war bei dieſer Leſung, bei dem köſtlichen Humor, mit dem ſie Anekdoten

aus dem Leben ihrer Großeltern und Eltern erzählte, daß ich zum erstenmal wieder herzlich lachte, worüber Johanna große Freude hatte.

Im Grunde aber blieb meine Stimmung unverändert. Der Schmerz um das Verlorne nagte an meiner Seele. Oft erwachte ich des Morgens, indem ich laut den Namen Olga rief, jenes kleinen Wesens, das ich mit mütterlicher Liebe liebte, und fand mein Kissen von Tränen naß, die ich, während ich von ihr träumte, vergossen hatte. Ja zuweilen wuchs der Schmerz zu solcher Höhe an, daß der Überdruß am Leben und an der Arbeit, die mir kein beglückendes Resultat mehr gab, mich mit dunklen Fittichen umrauschte, und das Meer, wenn es am Abend im Mondesglanz schimmernd vor mir lag, mich mit leiser Gewalt hinabzog in die verschwiegne Tiefe, wo endlich alle Qual und alles vergebliche Sehnen ihre Ruhe finden würden. Diese geheimsten Regungen verschwieg ich Kinkels; es hätte sie zu sehr betrübt, da sie so liebevoll alles taten, was in ihren Kräften stand, um mir zu helfen. Aber brieflich teilte ich sie einem mit, dessen Freundschaft sich mir, seit jener schweren Katastrophe, als ein wahrhaftiger Anker im Schmerz und Verlassensein bewährt hatte. Dies war Domengé, jener Franzose, der ein täglicher Zeuge meines Lebens im Herzenschen Hause gewesen war. Er war von allen, die im Hause aus- und eingingen, derjenige, der mit ungebrochner Treue auf meiner Seite stehen blieb, während andere, ja mehrere meiner eignen Landsleute, es vorzogen, sich auf die Seite zu stellen, wo ein gastfreies Haus ihnen Annehmlichkeiten bot, während sie von mir, die nichts zu bieten hatte, sich scheu zurückzogen. Als ich nach Hastings ging, versprach Domengé, mir oft zu schreiben, und hielt auch Wort, was ihm um so höher anzurechnen war, als er, bei seinen sonstigen trefflichen Eigenschaften, die Schwäche hatte, nicht sehr präzis mit Einhaltung der Zeit oder der Erfüllung solcher Versprechungen zu sein. Seine Briefe waren immer trostreich, aber auch streng in der Art, wie er gegen meinen Schmerz zu reagieren suchte. Doch erkannte ich auch in

dieſer Strenge ſeine Freundſchaft und den Wunſch, mir zu helfen. Einſt hatte ich ihm in einer beſonders bitteren Stunde geſchrieben, wo nicht nur der Schmerz um das Verlorne, ſondern auch die tiefe Gereiztheit über kleinliche Einmiſchung dritter Perſonen mich zu keinem Frieden kommen ließen, und ich dabei mir auch Selbſtvorwürfe nicht erſparte. Darauf antwortete er ſogleich:

„Ihr letzter Brief voll eines noch tieferen Schmerzes als die vorhergehenden, macht es mir zur dringenden Pflicht, Ihnen einmal alles zu ſagen, was ich über Ihre Lage denke und was ich in meinem Gewiſſen beſtimmt für die Wahrheit halte. In den großen wie in den kleinen Kriſen des Lebens gibt es nur ein, ich will nicht ſagen Heilmittel, denn gewiſſe Schmerzen wollen gar nicht geheilt ſein, aber es gibt nur ein Feſtes, Unerſchütterliches, einen einzigen Anhalt, der nicht in unſeren Händen zerbricht, indem er uns verwundet, und das iſt die Wahrheit. Selbſt die feſteſten Seelen können ſie nicht gleich durch die Tränen und die Verwirrung der Leidenſchaft oder des Schmerzes hindurch erkennen. Aber nach Verlauf einiger Zeit iſt es eine abſolute Pflicht für alle, ſie zu verſtehen, ſo wie ſie iſt, ohne Vorurteil gegen ſich ſelbſt oder gegen die andern; es iſt ganz beſonders eine Pflicht für uns, die wir das Bewußtſein haben, zu dem Vortrab zu gehören.

Nun wohl; dieſe Pflicht, Sie haben ſie noch nicht erfüllt, und deshalb findet Ihr Leiden keinen Troſt. Sie ſagen ſich nicht die Wahrheit über ſich ſelbſt. Welcher Schuld klagen Sie ſich an? Einer abſoluten Hingebung von beinah drei Jahren, die Sie nur in der edelſten Weiſe bezeugt haben? Im Feuer Ihrer Hingebung reiben Sie ſich damit auf, an ſich ſelbſt eine eingebildete Schuld zu finden. Sie erzürnen ſich gegen ſich ſelbſt, indem Sie ſich verleumden. Das iſt ein ſeltner Fehler, aber es iſt dennoch ein ſchwerer Fehler. Wenn die Hingebung bis zur Aufopferung des legitimen Selbſtgefühls, des individuellen Stolzes geht, ſo bleibt ſie zwar noch edel, aber ſie iſt unnatürlich; ſie iſt in Gefahr, das

Grundgeſetz der Natur, die Erhaltung der Perſönlichkeit zu zerſtören. Dieſer Fehler muß beſtraft werden, und er wird es in Ihrem Fall durch ein providentielles Leiden."

Nun folgte eine Analyſe der verſchiedenen Perſonen, die in dieſem intimen Drama beteiligt geweſen waren, von denen er einigen die wahre Schuld an ihm beimaß; dann fuhr er fort: „Ich überleſe meinen Brief mit tiefer Traurigkeit; dennoch werde ich ihn abſchicken. Sie haben mich dazu gebracht, eine Analyſe zu machen, vor der bis jetzt mein geheimſter Gedanke zurückſchreckte. Machen Sie ſie nun auch von Ihrer Seite, ohne Leidenſchaft, ohne Vorurteil, weder für noch gegen ſich ſelbſt, weder für noch gegen die andern; Sie müſſen es tun im Namen der Wahrheit.

Das Opfer iſt abſcheulich; dieſe Vernichtung deſſen, was man geliebt, dieſes Umwerfen von Idolen, die man mit aller Liebe geſchmückt hat, iſt die grauſamſte Aufgabe des Lebens. Weinen, weinen Sie über dieſen vorzeitigen Tod eines Teils Ihres Herzens, nähren Sie Ihren Schmerz, laſſen Sie ihn nicht heilen; aber ſagen Sie nicht: weshalb danach noch leben? was bleibt nach all den verlornen Illuſionen?

Was bleibt, das ſind Sie: die Bejahung Ihres Weſens; Ihr Selbſt mit allem, was Ihnen aus der Vergangenheit gehört, mit Ihrer Hingebung, mit Ihrer Liebe; das ſind Sie, geprüft, aber ſtärker geworden durch die Prüfung; Sie, die Sie ſich ſelbſt und andern Rechenſchaft ſchuldig ſind von den Kräften, die Ihnen gegeben ſind und für die es ein ſo edles Feld der Tätigkeit, in der Gegenwart und Zukunft nach allen Seiten hin gibt. ‚Weshalb noch leben?' Ach ſtreichen Sie dies Wort aus, das die Angſt des tiefſten Leidens kaum entſchuldigen kann. Weshalb leben? Um das Leben der Hingebung fortzuſetzen, um noch morgen zu leiden, wenn es ſein muß, wie Sie geſtern gelitten haben, nicht mehr für einen oder ein paar Menſchen, ſondern für die Menſchheit, für die Millionen Unglücklicher, die uns umgeben und die, ich hoffe es feſt, wir befreit haben werden, ehe wir ſterben."

Ich las dieſen edlen Brief mit tiefer Rührung, ich empfand alles, was er Wahres enthielt und unterzog mich der Prüfung, die er von mir forderte, immer und immer wieder. Aber was half es? Ich arbeitete ja redlich, unaufhörlich; ich tat, was ich konnte, aber immer kamen mir die Worte des Herzogs aus der „Natürlichen Tochter" von Goethe in den Sinn, als ihn der Weltgeiſtliche über den Tod Eugeniens zu tröſten ſucht:

„Wie ſchal und abgeſchmackt iſt ſolch ein Leben,
Wenn alles Leben, alles Treiben ſtets
Zu neuem Regen, neuem Treiben führt,
Und kein geliebter Zweck auch endlich lohnt."

Von Herzen erhielt ich dann und wann Nachricht; er erhielt mich in der allgemeinen Kenntnis deſſen, was im Hauſe vorging. Er ſchrieb mir unter anderem, daß er eine kleine Erholungsreiſe auf das Feſtland habe machen wollen, daß aber der Miniſter des Innern in Paris ein beſtimmtes Verbot gegeben habe, ihm den Paß zu viſieren als einem „ſehr gefährlichen Individuum, das in politiſchen Zwecken reiſe und unter dem Namen Iskander ſchreibe". Er fügte hinzu, daß er nun ein Landhaus in der Nähe von London genommen habe, und kündigte mir an, daß er eine Einleitung ſchreiben wolle zu den Memoiren der Fürſtin Daſchkoff, die ich gerade in das Deutſche überſetzte. Das war ein Buch, das wir noch zuſammen, vor der Ankunft ſeiner Freunde, geleſen hatten und das uns lebhaft intereſſiert hatte. Dieſe Freundin Katharinas der Zweiten, dieſer letztern an Geiſt und Bildung ebenbürtig, aber durch Charakter und Sitte weit überlegen, iſt ſicher eine der bedeutendſten weiblichen Erſcheinungen unter allen, die aus dem engen Kreis des häuslichen Lebens heraus in die Öffentlichkeit getreten ſind. Später ſandte er mir dieſe Einleitung; ſie war außerordentlich intereſſant und wurde den Memoiren, die bei Hoffmann und Campe in Hamburg herauskamen, vorgedruckt. Der alte Campe ſchrieb mir bei dieſer Gelegenheit: „Alles, was Sie von Herzen überſetzen, nehme ich unbedingt an, denn er hat

ſich das Bürgerrecht in der deutſchen Literatur erworben.“ Herzen fügte hinzu, daß er in der nächſten Zeit viel arbeiten wolle, „denn“, ſchrieb er, „ich muß fortfahren, obgleich ich mich recht müde und alt fühle, aber im Angeſicht des Erfolges iſt es nicht möglich, nicht fortzufahren“.

Und wirklich ſteigerte ſich der Erfolg ſeiner Publikationen in überraſchender Weiſe. Ein angeſehener Buchhändler übernahm ihre Einführung in Rußland, und trotz der polizeilichen Aufſicht fanden ſie in unzähligen Exemplaren dorthin ihren Weg und zündeten in der Jugend mit unwiderſtehlicher Gewalt. Auch die Beſuche ruſſiſcher Reiſenden mehrten ſich, ſowie die Zuſendung von Artikeln und Mitteilungen für das neugegründete ruſſiſche Blatt: „Die Glocke“, deren Schall ganz beſonders der Aufhebung der Leibeigenſchaft galt.

Auch über ſeine Lektüre ſchrieb er mir, unter anderem, als ich ihn wegen des neu erſchienenen Buches von Proudhon: „De la Justice“ gefragt hatte, da ich es leſen wollte: „Seit lange bin ich nicht von einem ſo tiefen Schmerz ergriffen worden, als durch das Buch von Proudhon. Die romaniſche Welt geht unter — dies iſt ein Leichenſtein; Proudhon machte ſich ſelbſt zur Statue wie die Frau Loths. Nachdem er alles verſtanden hat, kommt er dazu, den Menſchen der Familie zum Holokauſte zu bringen und danach — danach — ſoll der Triumph der Gerechtigkeit kommen! Der dritte Teil, das Kapitel über den Fortſchritt ausgenommen, iſt traurig — traurig — traurig. Das iſt ein Greis, der ſein Teſtament ſchreibt; ein Menſch, der einen Band (zweihundert Seiten und mehr) katholiſch-romaniſcher Unbilde gegen die Frauen ſchreiben konnte, iſt kein freier Menſch.“

So blieb ich wohl etwas vertraut mit den geiſtigen Eindrücken ſeines Lebens, aber es war doch nicht mehr dasſelbe, als wie das tägliche unmittelbare Mitteilen und das ſich Hineinleben in einen gewiſſen Kreis von Intereſſen und Gedanken. Mich hatte die in jenem Augenblick ſo vielver-

ſprechende Entwicklung des ruſſiſchen Lebens lebhaft intereſſiert. Ich ſah und hoffte da, wie Herzen ſelbſt, eine Löſung der Zeitfragen, wie ſie im alternden Europa nicht mehr möglich ſchien, und der Erfolg der Herzenſchen Tätigkeit war mir eine werte Angelegenheit geworden. Nun war mir das alles wieder entrückt, und auch das entbehrte ich ſchmerzlich, wie es denn überhaupt wohl nur oberflächlichen Menſchen gegeben iſt, ſich mit Leichtigkeit von einer beſtimmten Richtung, die das Leben genommen hat und die man mit Eifer verfolgt, loszureißen und zu einer andern überzugehen. Dem edlen Menſchen iſt es ein Bedürfnis, ein Ziel feſt in das Auge zu faſſen und es mit aller Konzentration ſeiner Kräfte zu verfolgen. Dann erſt entfaltet ſich ihm der ganze Reichtum ſeiner Befähigung, auch alles andere zu verſtehen und in alle Gebiete des Lebens denkend hinüber zu blicken. Er hat dann wie Archimedes den einen Punkt gefunden, von dem aus er die Welt aus ihren Angeln hebt. Dem Genius zeichnet die eigene Natur das Ziel in Flammenzügen vor, ihm iſt die Mühe des Suchens erſpart, und nur die Hinderniſſe, die Welt und Verhältniſſe ihm in den Weg legen, machen ihm das Verfolgen ſeines Zieles oft zur Qual. Wenn ſie ihn zwingen, dieſem Ziel zu entſagen, ihn gewaltſam aus ſeiner Bahn drängen, ſo iſt es Tod und Vernichtung für ihn. Die von der Natur minder reich Begnadeten müſſen ſuchen, bis ſie den wahren Punkt finden, von dem aus ihr Weſen in Einheit und Mannigfaltigkeit zugleich ſich entfaltet und ſtill beglückt die Blüte ſeiner ſelbſt erreicht. Von dieſem Punkt verdrängt zu werden iſt ein unausſprechliches Leiden, ja ein verzehrender Schmerz. Manche gehen daran unter, und die Starken, die ihn überleben, tragen doch den Schmerz der Wunde durch das Leben mit ſich. Es ſtieg mir damals der Gedanke auf, welch eine Macht die ſogenannten legalen Bande noch über die Gemüter der Menſchen, ſelbſt auch der freieſten, haben — oft, ohne daß ſie es ſich eingeſtehen. Hätte mich irgendein legales Band an die Familie geknüpft, anſtatt der freien Sympathie und Freundſchaft, ſo hätte der Freunde

Ankunft keine Änderung gemacht, es wäre natürlich alles geblieben, wie es war. Im Laufe des Lebens ſollte mir noch öfter Gelegenheit werden, dieſe Erfahrung in der frappanteſten Weiſe beſtätigt zu ſehen. Die öffentlich Verlobte, die angetraute Gattin, die leibliche Mutter werden nicht ſo leicht verlaſſen werden, wie die noch ſo heiß, nur heimlich Geliebte, die treueſte, edelſte Freundin, die, welche in jeder Beziehung eine wahre Mutter geweſen iſt. Woran liegt das? beſonders bei Menſchen, für die weder der Segen des Prieſters, noch die Sanktion des Geſetzes mehr einen Wert haben, die vielmehr nur in Freiheit, nach ihrem innern Sittengeſetz handeln? Hat die menſchliche Schwäche doch jenes äußern Moralkodex, jener bindenden Feſſel des legalen Zuſammenhangs nötig? Auf der Vorausſetzung dieſer Nötigung beruht ſchließlich alle Geſetzgebung, ja alles, was die Kirche zum Sakrament erhob, um ſich dadurch zum oberſten Tribunal der Gewiſſen und der menſchlichen Verhältniſſe zu machen. Es beruhen darauf Eide, Kontrakte, Geſchäftsverbindungen, Beamtentum uſw., und je ziviliſierter eine Geſellſchaft wird, je mehr iſt das ganze Leben in eine förmliche Architektur ſolcher konventionellen Verpflichtungen eingegrenzt und innerhalb derſelben geordnet. Iſt es darum ſittlicher, edler? Was jedem menſchlichen Verhältnis, jeder menſchlichen Handlung den Wert verleiht, iſt die innere Treue, die aufrichtige Hingebung, die Gewiſſenhaftigkeit und Liebe. Sind dieſe verſchwunden, ſo iſt die äußere Verpflichtung wie eine Schale ohne Kern, wie das am Sonntag zur Kirche Gehen, weil es reſpektabel iſt, aber nicht weil ein tiefes, religiöſes Bedürfnis dahin treibt, wie die ausgeſprochene Eidesformel, der der Menſch vielleicht in ſeinem Innern flucht. Wenn aber die verſchärfte Geſetzmäßigkeit des Lebens nicht zum Ziel führt, höchſtens ein Automatentum ſchafft, das nach einem gewiſſen Uhrwerk ohne innere Belebung arbeitet, was ſoll d a n n das Leben ſchützen vor einem immer wiederholten Auseinanderfallen in willkürliche Richtungen, vor dem Spiel der Leidenſchaften und dem Fauſtrecht, gegen das das Geſetz nur vermittelſt bewaff-

neter Gewalt ſich wehren kann? Einzig eine idealere Auffaſſung des Daſeins: die ideale Pflicht gegenüber dem ſtarren Geſetz, das ideale Prinzip als Motiv der Handlung. So war die Treue, jene echt germaniſche, eingeborene Tugend, die das Charakteriſtiſche der Helden des deutſchen Heldengeſanges iſt und ſie veranlaßt, Krone und Reich zu laſſen, um die gefangenen Gefährten zu ſuchen und zu befreien. Iſt die Menſchheit wirklich befähigt, ein höheres ethiſches Daſein zu erreichen, ſo wird ſie auf weitem Umweg aus ihrem konventionellen Lebensgebäude zurückkehren in die bewußte Einfachheit idealer Prinzipien, die als Empfindung bereits in großen Seelen lebendig waren von Anfang der Zeiten an. Die Rede des Mannes wird dann ja, ja! und nein, nein! ſein, ohne der Eidesformel zu bedürfen, die Bande, die im Geiſt und der Wahrheit geknüpft waren, werden höher gelten als die, welche Prieſter oder Beamte ſanktionierten; kurz, das Weſen wird den Schein erſetzen, und die ideale Einfachheit des Guten wird an die Stelle der komplizierten Schutzmauer der Konvention gegen das Böſe treten.

Aber ach! welch ein ferner Zukunftstraum, wenn nicht überhaupt ein Traum! —

Die Zeit der Ferien nahte ihrem Ende und Kinkels rüſteten ſich zur Abreiſe. In mir aber reifte der Entſchluß, vorerſt in Haſtings zu bleiben. Es ſchien mir, als ob das Leben in der hier wirklich ſchönen Natur und die Nähe des Meeres endlich beruhigend auf meine verwundete Seele wirken müßten. Auch ſchreckte mich hier der Gedanke nicht ſo zurück, wieder einige Stunden zu geben, da die Entfernungen klein waren, die Ermüdung demnach nicht ſo groß ſein konnte, es eben auch nicht das alte bekannte Feld war, auf das zurückzukehren mir ſo ſchmerzlich geweſen wäre. Ich wollte dies in ſo weit tun, um die Bedürfniſſe des täglichen Lebens damit zu beſtreiten, die auch in Haſtings nicht ſo hoch kamen als in London, und hoffte noch Muße übrig zu behalten, mich dann frei den lieberen Beſchäftigungen zu widmen. Bei dieſer Gelegenheit empfand ich es wieder recht, wie viel leichter

es für den Reichen iſt, jedem, auch dem tiefſten Schmerz, zu begegnen. Ich hatte eine Sehnſucht in mir, von der ich fühlte, daß ſie eine große Verſöhnung über mich gebracht haben würde. Dies war die Sehnſucht, nach Italien gehen zu können, nach dem Lande meiner Jugendſehnſucht. Hätte ich mich in die Schönheit von Natur und Kunſt verſenken, mir als Erſatz für die geliebte Olga ein Kind ſuchen können mit ſolchen ſchwarzen, ahnungsvollen Augen, wie die raffaeliſchen Kinder haben, die in die Ferne ſchauen, als ſähen ſie in das Weſen der Dinge ſelbſt — ſo würde der Schmerz ſeinen Stachel verloren haben und zur ſanften Wehmut geworden ſein. Aber freudloſe, mühſelige Arbeit an die Stelle des verlornen Glücks ſetzen zu müſſen, das iſt hart. Das muß man in Betracht ziehen, und zwar in erſter Reihe, wenn man an die Unterſchiede denkt, die der Beſitz des ſchnöden Metalls zwiſchen den Menſchen feſtſtellt. Dem Reichen, auch wenn er das Geliebteſte verloren hat, bleibt noch die Macht, dem Verlornen einen erhabenen Tempel zu bauen, in dem der Schmerz in ſeiner Heiligkeit unberührt bleibt; ihm bleibt die Macht, fremde Tränen zu trocknen und das Lächeln getröſteten Elends ſein eigen Leid mit verſöhnendem Schimmer überſtrahlen zu laſſen. Dem Armen, deſſen Herz blutet, was bleibt ihm? Die innere Arbeit der Reſignation, die unter dem Druck des äußeren Tagelöhnertums nur zu oft zur Tantalus-Qual wird.

Ich teilte Kinkels meinen Entſchluß mit. Sie billigten ihn, obwohl es ihnen leid tat, mich zu verlaſſen. Als aber der Tag der Abreiſe da war und ich ſie zur Eiſenbahn begleitete, als ich ihnen Lebewohl ſagte und der Zug, der ſie entführte, fortbrauſte, da war es mir doch, als wankte der Boden unter meinen Füßen. Ein Gefühl des Verlaſſenſeins kam über mich, wie ich es beinah noch nie empfunden. Ich ging in die kleine Wohnung am Meer, die ich mir genommen, richtete mich ein und ſuchte gleich durch einen feſten Plan der Beſchäftigungen Ruhe zu gewinnen. Aber ich vermißte die lieben Freunde überall, und ſchwermutsvoll lauſchte

ich dem einförmigen Rauſchen des Meeres unter meinen Fenſtern, das nun die einzige Stimme war, die zu mir ſprach. — Am folgenden Tag ſchon erhielt ich einen Brief von Johanna:

„Liebſte! Du ſollſt das erſte Lebenszeichen erhalten, das ich von meinem wieder eroberten Schreibtiſch aus ſende. Geſtern blieb die blaue Seeluft noch eine gute Weile über uns, aber nach der letzten Hügelkette hinter Reigate nahm ſchon die Welt wieder graue Farben an, und der Londoner Lärm empfing uns mit den wildeſten Lauten. Das Äußerſte von Ziviliſation ſieht den allerwildeſten Zuſtänden wieder ähnlich. Ich habe heute (es iſt Abend) noch nicht bis zum Auspacken der nötigſten Gegenſtände durchdringen können, denn unabweisbare Beſuche kamen von früh an bis jetzt. Ich hoffe, die Einſamkeit des heutigen Tages hat gut auf Deine Seele gewirkt. Die große, prächtige Natur, die Dich umgibt, hat etwas ſo Tröſtendes. Gewiß, die Poeſie beſucht Dich bald wieder und Du wirſt mit Wald und Meer verſchwiſtert leben, bis wieder ein Menſchenauge Dich recht liebevoll anſehen wird. Ich habe ſchon heute Dein Bild beſucht und lange mit Leid betrachtet, wie ſchwermütig Du darauf ausſiehſt. Ich wollte, Du lachteſt einmal wieder recht herzlich, und doch weiß ich jetzt nichts vorzubringen, um Dich lachen zu machen; ich müßte Dich denn an die Szene mit den Gewichtsſteinen meines Urgroßvaters erinnern. Wir haben ſtündlich an Dich gedacht, und Deinen Namen höre ich ſo oft, als Du noch bei uns wäreſt. Deine Stimme umgibt uns noch immer. Ich glaube, es wird nicht lange währen, ſo fährt einer von uns hinüber nach Haſtings.

Gute Nacht, Beſte, wir haben Dich ſo ſehr lieb.

Von Herzen

Deine Johanna."

Dieſe liebevollen Zeilen taten mir innigſt wohl; ihnen folgten bald andere, alle vom gleichen Hauch wahrer Freundſchaft durchweht. Sie brachten immer einen Strahl von

Freude in mein Leben. Zudem hegte ich die Hoffnung, daß Emilie Reeve es würde möglich machen können, herüber zu kommen und den Winter mit mir zuzubringen. Mit dieſem ſeltenen Weſen war ich, ſeit der Trennung von dem Herzenſchen Hauſe, oft zuſammengetroffen und nah verbunden. Hatte ihre erſte, ſchriftliche Annäherung uns damals überraſcht und von vornherein die Anſicht gegeben, daß wir es hier mit einem Geiſt erſten Ranges zu tun hätten, ſo war mir dies nur im engen Verkehr zur Überzeugung geworden. Ich hatte ſie in der letzten Zeit öfter in ihrem eigenen Hauſe aufgeſucht und die Mitte kennen gelernt, in der ſie aufgewachſen war. Eine kleinbürgerliche Familie, die in beſcheidnen Verhältniſſen in einer jener zentralen Londoner Straßen wohnte, die mit ihren dunkelbraunen Häuſern wie von ſelbſt jeden weiten freien Gedanken auszuſchließen ſcheinen, da friſche Luft und friſches Grün weitab wie in unbekannten Zonen weilen und kaum je ein klarer Sonnenſtrahl die trübe dunſterfüllte Atmoſphäre durchdringt. So beſchränkt wie der äußere Horizont war auch der innere: man las an Wochentagen die Times, erfüllte ſeine Berufsgeſchäfte und ging am Sonntag zur Kirche; das war alles. Ja ſo konſervativ — einförmig — engliſch waren die Begriffe im Hauſe, daß ſelbſt die Dampfwut, die doch ſo ziemlich jedem Engländer eigen iſt, hier noch nicht eingedrungen war. Eine der Schweſtern Emiliens ſagte mir, als ich von einer kleinen Exkurſion mit der Eiſenbahn erzählte, ſie begriffe gar nicht, wie man mit einem Expreßzug fahren könnte, da das doch ſo ſchwindelerregend ſchnell gehe und ſo gefährlich ſei. In dieſem engen äußern und innern Dunſtkreis war Emilie aufgewachſen wie eine bleiche Blume in Kellerluft, aber eine Blume, die nur des Lichts und der Wärme bedurfte, um Farbe und Glanz zu gewinnen. Von den Ihrigen wurde ſie beinahe verſpottet, von den Schweſtern mit einem Gefühl unendlicher Superiorität behandelt, wie ein kindiſches Weſen, das weder den Haushalt zu führen noch die Sonntagstoilette zum Beſuch der Kirche zu verfertigen wußte, an die man

doch, bei den beſchränkten Mitteln, ſelbſt Hand anlegen mußte. Ja nicht nur das, ſondern ſie war ſogar höchſt gleichgültig gegen dieſe Toilette und verwendete lieber das nicht reichliche Taſchengeld zum Ankauf von Büchern. Und was für Bücher! Shakeſpeare? Nun, gegen den konnte man nichts ſagen, denn am Ende wagt es doch kein Brite, etwas gegen den großen William vorzubringen. Aber Byron, dieſen unmoraliſchen Menſchen? Aber Shelley, dieſen Gottesleugner? Dazu philoſophiſche Bücher aller Art — wozu braucht die ein Mädchen? Zum Glück verſteht ſie ſie wohl gar nicht, ſie iſt zu einfältig dazu, laß ſie denn fortvegetieren in ihrer Weiſe! ſo tröſteten ſich die Guten.

Aber der Sonnenſtrahl fand ſeinen Weg auch in den Keller und beleuchtete die Blume und machte ſie in ſtiller Farbenpracht erglühen. Ein Pole, aus dem Vaterland in das Exil getrieben, wurde Mieter eines überflüſſigen Zimmers im Hauſe. Er erbot ſich, Emilien franzöſiſche Stunden zu geben, wenn ſie ihm dafür Unterricht in der engliſchen Sprache erteilen wollte. Emilien erſchloß ſich ein neuer Horizont durch den Umgang mit dem erfahrnen und gereiften Mann. Ihre politiſchen und religiöſen Anſichten befreiten ſich ſchnell von der anerzognen konventionellen Beſchränktheit, ihr ſcharfer, logiſcher Geiſt, der im Denken vor keiner kühnen Initiative zurückſchreckte, zeigte ihr die Schattenſeiten des engliſchen Weſens im ſchärfſten Licht. Sie wurde von da an eine unverſöhnliche Feindin der engliſchen Heuchelei auf jenen beiden Gebieten. Aus dem gegenſeitigen Lehren wurde bald ein gegenſeitiges Lieben. Da aber die Verhältniſſe von beiden Seiten den Gedanken an eine eheliche Verbindung vorerſt unwiderruflich ausſchloſſen, ſo trat die Notwendigkeit der Trennung und Entſagung ein, die Emilie mit derſelben paſſiven Seelenſtärke übernahm, mit der ſie bisher die freudloſe Geiſteseinſamkeit ihres Lebens getragen hatte. Ihr Freund ging nach Paris, ſie blieben aber in unausgeſetztem Briefwechſel. Seit dieſer Zeit hatte ſich bei Emilien das Intereſſe für die Schickſale

der ſlaviſchen Völker entwickelt, das ſie auch dazu führte, nachdem ſie eine von Herzens Schriften geleſen hatte, an dieſen zu ſchreiben. Hierdurch wurden wir mit ihr bekannt und wurde der Weg gebahnt, der ſie ſpäter aus ihrem engen Lebenskreiſe heraus führen ſollte. Mein Scheiden aus Herzens Haus hatte ſie tief betrübt, aber ſie hatte mir ſeitdem eine verdoppelte, zarte und tiefe Neigung gezeigt. Wir ſahen uns oft, und ich bewunderte in ihr jene geſchloſſene Kraft des engliſchen Geiſtes, der, wenn er ſich einmal über das Niveau des Gewöhnlichen erhebt, mit unerbittlicher Logik zu den kühnſten Konſequenzen fortſchreitet und mit einem univerſellen Blick weit über ſein in Formen gefangenes Inſelland hinaus ſchaut. Da iſt dann kein Schwanken zwiſchen Theorie und Praxis, kein Zerwürfnis zwiſchen Innerlichkeit und Form, keine Idealität, die am Licht des Tages in ohnmächtige Nebel zerfließt, wie ſo oft bei den germaniſchen Stammverwandten. Theorie und Praxis gehen vielmehr Hand in Hand; was ſich innerlich als feſter Kern geſtaltet, erſcheint auch als beſtimmt ausgeprägte, ruhig in ſich abgeſchloſſene Individualität, die das eigentümlich nationale mit dem univerſellen Element zu verſchmelzen weiß. So zeigen ſich uns die engliſchen Geiſtesgrößen, die Poeten, Denker und Staatsmänner, ſo begegnet man, in minder hohen Sphären, einzelnen Geſtalten, die wie aus Marmor gemeißelt, in feſter plaſtiſcher Ruhe uns entgegentreten. Nur herrſcht in ihrem Herzen nicht die Kälte des Steins, ſondern eine tiefe warme Empfindung in derſelben Ganzheit, die ſie überhaupt charakteriſiert. Wem ein ſolches engliſches Herz ſich in Liebe gegeben hat, der mag darauf rechnen bis zum Tode.

Eine derartige Geſtalt war Emilie Reeve, und wenn ihr Sein nicht in weitere Kreiſe hinaus wirkte, ſo war dies anfänglich die Schuld der engen Verhältniſſe, in denen ſie geboren war, dann aber eines zu frühen Todes, der ſie abrief, als ſie gerade angefangen hatte, ihre Kräfte glänzend auf einem Felde edelſter Tätigkeit zu bewähren.

Der Wunſch, zuſammen zu leben, war in uns beiden bei näherem Verkehr lebendig geworden. Nun ſchrieb ich ihr von Haſtings aus, zu kommen, wenn es ihre Verhältniſſe erlaubten, denn leider erlaubten es mir die meinen nicht, ihr ein freies Aſyl zu bieten. In der Hoffnung auf dieſes Zuſammenleben verging mir die erſte Zeit bei der Arbeit erträglich. Die einſamen Spaziergänge in die ſchöne Umgegend waren meine Erholung, und eines Tages, als ein wunderſchöner Herbſtmorgen mich weit über die Klippen gelockt hatte, alte Gedankenflüge wieder ihre Schwingen regten und die Phantaſie mich durch den Schleier, den Schmerz und Leid ihr verhüllend übergeworfen, mit einem verheißenden Blick anſah, da war es mir, als ob die Sträucher und Blumen, die Wolken und die Wellen mir tröſtend zuriefen: „Auch du biſt eine Dichterſeele, und in der Poeſie allein iſt die Wahrheit!“

Nun aber kam der Spätherbſt mit ſeinen Nebeln, ſeinen Stürmen und kalten, regneriſchen Tagen, das Meer brauſte trüb und ſchaurig und hinderte mich am Schlafen. Von Emilie Reeve kam ein trauriger Brief, um zu ſagen, daß ihre Verhältniſſe es unmöglich machten, jetzt zu kommen; ſie hatte auf eine literariſche Arbeit gerechnet, die es ihr ermöglichen ſollte; das war aber fehlgeſchlagen. Nun war ſie zu zartfühlend und ſchüchtern, um von den Ihrigen ein Opfer zu verlangen, wie ſie denn überhaupt zaghaft war, nach außen in ihrem Schickſal irgendeine Initiative zu ergreifen, ſo kühn ihr Geiſt auch auf den Bahnen des Denkens vorwärts drang. Nach dieſer bittern Enttäuſchung wurde mir die Einſamkeit doppelt ſchwer zu tragen. Auf ſympathiſchen Verkehr in Haſtings durfte ich nicht rechnen, denn das Leben in den kleinen engliſchen Provinzſtädten hat etwas Tötendes, und die paar Menſchen, die ich bisher kennen gelernt hatte, langweilten mich unerträglich. Dazu wurde ich krank, und in einer ſchweren Leidensnacht, wo das Meer in wilden Melodien ſchaurige Grablieder ſang und mein Herz in heftigen Schlägen an ſeine Wände pochte, als wollte es ſie

ſprengen, beſchloß ich nach London zurückzukehren, wo der große Strom des Lebens brauſte, der durch ſein Getöſe ſelbſt auf Augenblicke wenigſtens zum Lethe wird, und wo der Umgang mit intelligenten bewährten Freunden doch von Zeit zu Zeit eine anregende Stunde möglich machte. Gleich in den folgenden Tagen führte ich den Vorſatz aus, denn ſo ſind die Widerſprüche in der menſchlichen Natur, daß die Einſamkeit uns nur dann eine Helferin und Tröſterin iſt, wenn die Philoſophie bereits die heilende Hand auf unſere Wunden gelegt hat, und der Weheruf des verödeten Herzens ſtill geworden iſt vor den Stimmen ewiger Geiſter, die uns beglückend umtönen und uns ſelbſt entführen.

An Emilie Reeve ſchrieb ich, um ſie zu bitten, mir ein kleines Logis in einer von mir bezeichneten Gegend zu mieten. Domengé, dem ich auch meinen veränderten Entſchluß mitteilte, ſchrieb mir froh darüber und ſagte: „Kommen Sie, dieſe troſtloſe Einſamkeit wird Sie töten. Hier rechnen Sie auf mich, wie auf einen Bruder.“ Auch Kinkels ſchrieben erfreut, mich wieder in der Nähe zu haben. Nur Herzen erlaubte ſich, einen Spott auszuſprechen, als ich auch ihm geſchrieben hatte, ich kehre nach London zurück. Er meinte, ich könne der Geſelligkeit nicht entbehren, und dieſe Bemerkung von ihm, der drei Jahre lang mein freiwillig ganz auf die Häuslichkeit beſchränktes Leben mit angeſehen hatte, verletzte mich tief. Ich beſchloß daher endlich, völlig mit dieſer Vergangenheit zu brechen, meinen neuen Wohnort in London dort gar nicht anzuzeigen und nicht hinzugehen.

So kam ich nach London zurück, nahm das kleine Logis, das Emilie mir bei freundlichen Leuten, wo ich auch Koſt im Hauſe haben konnte, ausgeſucht hatte, und richtete mich wieder für ein Leben der Arbeit ein. Domengé hielt Wort, kam oft, mich zu ſehen und zeigte mir die Ergebenheit eines Bruders. Emilie Reeve kam, und zu Kinkels ging ich von Zeit zu Zeit, ſo daß ich mich wenigſtens von Teilnahme und Freundſchaft umgeben wußte und mich ruhiger fühlte. So beſchränkt auch meine Mittel waren und ſo unſicher der

Erwerbsweg, den ich eingeſchlagen hatte, ſo mietete ich mir doch ein Klavier, denn das Bedürfnis nach dem Troſt, den nur die heiligſte aller Künſte geben kann, war in mir zu verzehrender Sehnſucht geworden. Von früheſter Jugend an im elterlichen Hauſe mit Muſik genährt und zwar mit dem Edelſten und Beſten, was ſie bis dahin gegeben hatte, war mir das, ſeit ich im Exil lebte, eine ſchwere Entbehrung, daß ich nur äußerſt ſelten wahrhaft gute hörte, die in London zwar wohl zu hören iſt, aber nur mit großem Koſtenaufwand. Auch im Herzenſchen Hauſe war es das einzige, was mir gefehlt hatte. Jetzt, wo ich allein war, fühlte ich, daß ich es nicht länger entbehren konnte. Zwar war ich nie eine Virtuoſin geweſen und hatte nun auch durch den langen Mangel an Übung alle Fertigkeit verloren, doch konnte ich noch ſingen. Der Geſang war mir von jeher der einzige Ausdruck deſſen geweſen, was in der Seele wie aus einer andern Welt herübertönt aus den Tiefen des Seins, wo das Wort nicht hinreicht. Wenn ich im Geſpräch ſtets bis zum Verzweifeln ſchüchtern geweſen war, ſo konnte ich im Geſang jeder Empfindung Ausdruck geben. Es ſprach dann gleichſam ein anderes aus mir, das ich doch ſo ganz und innigſt ſelbſt war. Deshalb hatte es mich einſt ſo gelockt, auf das Theater zu gehen, weil es mir göttlich ſchien, jede tiefſte und erhabenſte Empfindung in Tönen ausſtrömen laſſen zu können, das Idealſte und Höchſte vor den Menſchen ſein zu dürfen, ohne Furcht, mißverſtanden zu werden oder die innere Flamme zu entweihen, wie es einzig und allein für den darſtellenden Künſtler möglich iſt. Nie war mir ſein Vorrecht in begeiſternderem Licht erſchienen, als damals, wo ich in den ſchönſten Tagen meiner Jugend die Schröder-Devrient ſah und hörte, die größte aller dramatiſchen Sängerinnen, die je gelebt haben. In dieſer unvergleichlichen und unvergeßlichen Künſtlerin war mir das Hoheprieſtertum der darſtellenden Kunſt klar geworden. Sie weihte die Bühne wirklich zu einem Tempel, wo eine neue Religion herrſchte, die Religion des bewußten Wahns, der uns vom Elend des Lebens im

tragiſchen Spiegelbild verſöhnend erlöſt. Durch jene einzige hatte ich erkannt, was dramatiſcher Geſang ſei, und indem ich dieſen in der Stille zu meiner eigenen Befriedigung bei mir auszubilden ſuchte, war mir das Singen überhaupt zu einer Quelle des Friedens und des Troſtes geworden.

Auch jetzt flüchtete ich mich in den Stunden, wo die Schwermut überhand nahm, zu jenem Heilmittel. Aber nicht immer gelang es mir, auch ſelbſt *damit* die dunklen Geiſter zu bannen, die meine Seele belagerten. Ja zuweilen ſogar ergriffen ſie mich mit doppelter Gewalt, wenn in dem einſamen Raum meine eigene Stimme mir, wie aus dem dunklen Schacht des Daſeins heraus, zu tönen ſchien und mir den hoffnungsloſen Schmerz des Lebens in klagenden oder ſtürmiſchen Tönen zum Bewußtſein brachte. Dann mußte ich oft geradezu vom Klavier fliehen, nur damit mir jene geheimnisvolle Sphinx nicht allzu klar verkünde, was das Leben eigentlich ſei, denn ich hatte noch nicht die Kraft gewonnen, dieſe furchtbare Offenbarung zu ertragen. So ging es mir auch eines Abends, als ich ein Schubertſches Lied: „Wehe dem Fliehenden, Welthinausziehenden uſw.“, geſungen hatte. Das ſchneidende Weh durchſchauerte mein Herz ſo tief, daß ich aufſprang und fühlend, daß ich es nicht länger tragen könne, nach einem Meſſer griff, das auf dem Tiſch lag, um dieſer Qual ein Ende zu machen. Aber indem mir die blanke Klinge entgegenblitzte, trat das Bild meiner Mutter vor meine Seele; der Gedanke, ihr noch dieſen neuen, unerträglichen Schmerz zu machen, feſſelte meine Hand wie mit eherner Gewalt, und das Meſſer ſank zu Boden. Ich mußte mir aber ſelbſt entfliehen, das fühlte ich, damit der Augenblick der Verſuchung nicht vielleicht mit unwiderſtehlicherer Macht wiederkehre. Raſch nahm ich Hut und Mantel, eilte hinaus in einen der vorüberfahrenden Omnibuſſe und fuhr nach dem Strand-Theater, wo an dem Abend Othello gegeben wurde von einem Künſtler, deſſen Leiſtung mir Domengé als ganz unübertrefflich geſchildert hatte. Ich war jetzt ſo unbekannt in dieſer Rieſenwelt von London, es war mir auch

ſo gleichgültig, was man davon denken könnte, daß ich keinen Anſtand nahm, allein abends in ein Theater zweiten Ranges zu gehen. Ich gehörte jetzt zu den Proletariern, und ich war nicht zu ſtolz, es zu machen wie ſie, um mir einen Kunſtgenuß zu verſchaffen. Ich ging ins Parterre, wo der Platz einen Schilling koſtete, und ſaß auch neben einem Proletariermädchen von etwas zweifelhaftem Ausſehen, die beſtändig aß von allerlei Vorräten, die ſie ſich mitgebracht hatte. Das war freilich keine angenehme Nachbarſchaft, aber auch das war mir gleichgültig vor dem Verlangen, im Anhören eines erhabenen Kunſtwerks das Elend der Welt und mein eigenes zu vergeſſen. Auch wurde ich bald mächtig gefeſſelt durch den Künſtler, der den Othello gab. Es iſt ſeltſam, wie ſich in England oft auf den kleinen Bühnen zweiten, ja dritten Ranges bedeutende Talente finden, die in aller Beſcheidenheit und vor einem Publikum, das in der Majorität gewiß nicht zu der ſogenannten gebildeten Geſellſchaft gehört, eine Auffaſſung und Belebung der großen tragiſchen Charaktere zeigen, die zu dem Vorzüglichſten gehören, was man ſehen kann. So war Phelps am Adelphi-, ſo war nun dieſer Dillon am Strand-Theater. Noch nie hatte ich den Othello ſo ſchön darſtellen ſehen, ſo ruhig, frei und würdig im Anfang, im edlen Bewußtſein ſeiner Kraft und ſeines Verdienſtes den ſtolzen Venetianern gegenüber, ſo tief liebend und erfüllt von gänzlichem Vertrauen bei Desdemona, ſo widerſtrebend gegen das Gift, das ihm der Verräter tropfenweiſe ins Herz träufelt, ſo furchtbar, als die Leidenſchaft über ihn Herr geworden, und ſo rührend und wieder liebenswert, als das blutige Werk vollbracht iſt, der Schleier von ſeinen Augen fällt und er mit erſchütternder Beſcheidenheit deſſen gedenkt, was er einſt war und wie er handelte, wie er liebte, und ewig hätte lieben mögen, ehe das wilde Unweſen in ihm, die unbekannte Macht, „die den Menſchen ſchuldig werden läßt", erwachte und ihn zur abſcheulichſten Tat fortriß. Ein Othello kann danach nur *ſterben*; *ſeine Reue*, *ſein Abſcheu* über ſich ſelbſt können ihn nur zur Selbſtvernich-

tung führen; den heißen Drang des Lebens, der ihn zum Verbrechen brachte, muß er auf ewig verſtummen machen, und darin zeigt ſich Shakeſpeare ſo viel größer wie Calderon, der nach der gleichen Tat die tragiſche Verſöhnung im armen Begriff geſühnter Ehre ſucht. Durch dieſe treffliche Darſtellung war es mir, als verſtände ich nun erſt Shakeſpeare ganz, er, deſſen Stücke alle wie aus dem Grunde des Daſeins ſelbſt entſtanden ſcheinen, bei denen man die Perſönlichkeit des Dichters vollkommen vergißt, in denen man lebt. So verſunken war ich in dieſe gewaltige Schöpfung, daß ich mich ſelbſt und die Umgebung, in der ich mich befand, vergeſſen hatte. Ich erinnerte mich erſt daran, als ich gegen das Ende etwas wie ein unterdrücktes Schluchzen neben mir vernahm. Ich ſah mich um und gewahrte meine Nachbarin, die, ebenfalls *ihrer* Welt entrückt, auf die Bühne ſtarrte. Ihre Eßvorräte waren zu Boden geſunken, heiße Tränen rollten über ihre Wangen, und für eine Stunde wenigſtens hatte das tragiſche Kunſtwerk auch ſie vom Schmutz des Lebens gereinigt und erlöſt.

Als ich nach Hauſe kam, hob ich ſtill das Meſſer auf, das noch am Boden lag, und mein letzter Gedanke an dem Tag war ein Dankgebet an Shakeſpeare. Ja, nur der Genius und die hohe tragiſche Kunſt machen das Leben erträglich!

Ich hatte nicht mehr an Herzen geſchrieben, ihm nicht angezeigt, wo ich wohne, und hörte mehrere Wochen lang nichts von dort. Nun kam mein Geburtstag, der ſonſt im Hauſe immer fröhlich gefeiert worden war und den ich jetzt zuerſt wieder einſam verlebte. Am Nachmittag erſchien plötzlich der junge Alexander und brachte mir freundliche Zeilen vom Vater und ein Angebinde von ſeiten der Kinder. Sie hatten durch Nachforſchungen ausfindig gemacht, wo ich eingekehrt ſei, und hatten dieſen Tag erwählt, um die unterbrochene Verbindung wieder anzuknüpfen. Mein Herz war nur allzu geneigt, zu vergeben und zu vergeſſen, was von dieſer Seite ihm Übles geſchehen, und ſo verſprach ich, der dringenden

herzlichen Einladung Alexanders Folge zu leiſten und nächſtens hinauszukommen nach dem mit der Eiſenbahn zu erreichenden ländlichen Ort, wo ſie jetzt wohnten. Nach einigen Tagen entſchloß ich mich denn auch, hinzugehen, da meine Sehnſucht, die Kinder wiederzuſehen, groß war. Doch zog ſich mir das Herz zuſammen vor tiefer Bewegung, als ich mich dem Hauſe näherte, in dem nun das einſt von mir ſo liebend erfaßte Leben vor ſich ging, ohne meine Hilfe, ohne meine ſtetige Teilnahme, und ich fühlte daran, wie wenig ich noch überwunden hatte. Herzen empfing mich mit alter Freundlichkeit, die Kinder voller Liebe, die Freunde höflich. Nur meine kleine Olga, die wiederzuſehen mich bis zu Tränen rührte, war etwas ſcheu und zurückhaltend. Aber als nach einiger Zeit ich zufällig einen Augenblick mit ihr allein blieb, warf ſie ſich plötzlich um meinen Hals und küßte mich mit leidenſchaftlicher Zärtlichkeit. Ich verſtand von dem Augenblick an, daß ein einſchüchternder Einfluß auf das Kind geübt war und dieſes nun inſtinktiv fühlen mochte, daß die allmächtige Liebe zwiſchen uns ſich nicht mehr ſo frei zeigen dürfe wie früher. Dies war ein neuer Schmerz für mich; ich hatte gehofft, die Kinder noch glücklicher wiederzufinden, als ſie bei mir geweſen waren, und ich fand, wenigſtens bei Olga, das Gegenteil, mußte alſo einſehen, daß unſere Trennung nicht nur für mich, ſondern auch für dies geliebte Weſen ein Unglück geweſen war. Um ihretwillen aber beſchloß ich nun, jede bittere Empfindung, jedes erneute Leid zu ertragen und öfter hinzugehn, damit das Kind die große Liebe, die ich ihr gewidmet, ſich noch nahe fühle, und dieſe wie ein unſichtbarer Schutzgeiſt über ihr wache.

Im Laufe des Winters machte ich einige Bekanntſchaften, die mir zum Teil zu ſehr angenehmen Beziehungen wurden. Unter dieſen befand ſich Angelika von Lagerſtröm, eine unverheiratete Dame, ungefähr von gleichem Alter wie ich. Sie hatte ſich auch, wie ich, der Bewegung der freien Gemeinden in Deutſchland angeſchloſſen, und nur deshalb, ohne daß ſie ſich im mindeſten bei politiſchen Vorgängen beteiligt

hätte, wurde ſie nicht nur aus Preußen verwieſen, ſondern auch, als ſie ſich in Dresden niederlaſſen wollte, daſelbſt polizeilich verfolgt und in das Exil getrieben. Zunächſt war ſie in die Schweiz gegangen, dann nach England, wo ſie, da ſie auch kein Vermögen hatte, denſelben Weg ging wie die andern, d. h. Stunden gab. Ihr Schickſal war auch nicht leicht; ſie hatte eine angenehme, mit vieler Jahre Arbeit ſelbſt erkämpfte Exiſtenz in der Heimat und das Zuſammenleben mit teuren, hochverehrten Menſchen aufgeben müſſen, um nun, an der Schwelle des nahenden Alters, allein und freudlos das Brot des Exils zu eſſen. Ich wußte, welch ein unendlich ſchönes Leben ſich damals in den aufblühenden freien Gemeinden in Deutſchland zu entwickeln begonnen hatte; ein Leben, wo die Kirche zur Schule geworden war, in der die höchſten ethiſchen Geſichtspunkte, frei von allem dogmatiſchen Zwang, für alle Fragen des Lebens entſcheidend behandelt wurden; wo die menſchlichen Beziehungen aller Stände zueinander eine wahrhaft humane Form erhalten hatten: wo eine allgemeine Bildung angeſtrebt wurde, die nicht mehr ein bloßes gelehrtes, auf Kreiſe oder Individuen beſchränktes Wiſſen war, ſondern ein Lebendigwerden des Gelernten, in Umgang, Rede und Weſen bei Höhern und Niedern. — Ich wußte dies, vermochte daher ganz zu würdigen, was Angelika von Lagerſtröm hatte aufgeben müſſen, und bewunderte um ſo aufrichtiger den kräftigen Mut und den köſtlichen, unverwüſtlichen Humor, mit dem ſie ihr Schickſal ertrug. Bei ihrer übrigen großen Bildung trug dieſer Humor nicht wenig dazu bei, ihre Unterhaltung intereſſant und erheiternd zu machen, und ich verdankte ihr manche gute Stunde. — Sie hatte mir mehreremal von einer Engländerin erzählt, mit der ſie durch die deutſchen Stunden, die ſie deren kleiner Tochter gab, bekannt geworden war, und mich auf ihre Bekanntſchaft neugierig gemacht. Nun traf es ſich, daß, als Saffi eines Abends eine öffentliche Vorleſung über italieniſche Zuſtände hielt, der ich beiwohnte, ich auch Fräulein von Lagerſtröm daſelbſt fand, die mir eine

große, ſchöne Frau als eben jene Mrs. Bell vorſtellte, von der ſie mir geſprochen hatte. Fielen mir ſchon die hohe ſchlanke Geſtalt, die großen dunklen Augen, die ganze Erſcheinung der Dame angenehm auf, ſo berührte mich noch ſympathiſcher der Ton ihrer Stimme. Eine ſanfte, wohllautende Stimme iſt für mich immer einer der größten Zauber der Erſcheinung geweſen; hier erfreute mich aber der Ton dieſer Stimme um ſo mehr, als die engliſche Sprache mit ihren ſonſt ſo häßlichen Gurgellauten bei dieſem ſanften Organ geradezu muſikaliſch wohllautend wurde. Eine Einladung, mich zu beſuchen, die ich ausſprach, wurde auch nach wenigen Tagen befolgt. Ich war ſchon von den Hauptpunkten im Schickſal der Mrs. Bell durch die Lagerſtröm unterrichtet, und das Vertrauen, das ſie mir gleich unaufgefordert ſchenkte, überraſchte mich daher nicht. Mein innigſtes Mitgefühl aber wurde rege, um ſo mehr, da es ſich hier wieder nicht um eine gewöhnliche Natur, die ſich in ihren Verhältniſſen nicht glücklich fühlt, ſondern um eine außergewöhnliche, ſtark ausgeprägte Individualität handelte, die, im gänzlichen Widerſpruch mit der Mitte, in der ſie lebte, ſich durch eignes Denken zu einem bewunderungswürdigen Grad der Freiheit heraufgearbeitet hatte. Sie war als das einzige Kind ſehr wohlhabender Eltern im Komfort, ja im Luxus erzogen. In Italien geboren, hatte ſie auch daſelbſt ihre erſte Kindheit verlebt, und es war ihr von dort eine halb traumartige, poeſieerfüllte Erinnerung geblieben, die gleichſam den Grundton in ihrer Natur gebildet hatte, auf den ſich ſpäter alle Saiten ihres Weſens ſtimmten. Dann mit den Eltern zurückgekehrt, hatte ſie mit wachſendem Bewußtſein auch den ſonderbaren Widerſpruch in ſich wachſen fühlen, in dem ſie mit ihren nächſten Umgebungen ſtand. Ihr Vater war ein kluger, witziger, frivoler Lebemann, der einen Teil ſeines Vermögens in den verſchiedenen Vergnügungen eines unabhängigen Gentleman verloren hatte, der ſich innerlich über jede Rückſicht hinwegſetzte und alles Glaubens ſpottete, äußerlich aber ſtreng das konventionelle Dogma

nach allen Seiten hin beobachtete. Seine Frau war das Muſterbild einer nach allen Regeln der Orthodoxie und des „respectable“ lebenden Dame, die das „Er ſoll dein Herr ſein!“, das ſie am Altar gehört, mit unverbrüchlicher Gewiſſenhaftigkeit über ſich ergehen ließ, unfehlbar zweimal Sonntags zur Kirche ging und an dieſem Tag keine Arbeit anrührte, niemals „anders war als andere Leute“, die in die Schicht des „respectable“ gehörten, der auch der Leumund keinen Verſtoß gegen die hergebrachte Sitte anhängen konnte; dabei aber kalt, ſteif und prüde. Zwiſchen dieſen beiden Extremen wuchs Eugenie empor, beiden in allem unähnlich. Eine freie, reine, edle, offne Natur mußte ihr des Vaters Frivolität, mit dem Deckmantel des Gentleman umgeben, bald zuwider, ja verächtlich werden, da ſeine Libertinage wohl die Augen der Welt, nicht aber die der Tochter ſcheute. Die kalte, ſteife, unſchöne Tugend, Pflichttreue und Religioſität der Mutter aber überzog das warme, phantaſievolle, von dämmernden Idealen erfüllte Herz des Mädchens wie mit einem eiſigen Hauch. Wenn ſie, in einer Aufwallung kindlichen Gefühls, in Liebesſehnſucht ſich an das Mutterherz ſtürzen wollte, erhielt ſie zur Antwort, man müſſe ladylike und ſo wie andere Leute ſein; wenn ſie dem jugendlichen Frohſinn einmal die Zügel ſchießen laſſen wollte, wurde ſie an Sitte und Anſtand gemahnt; wenn ſie heiß nach ernſtem Unterricht verlangte, wenn ſie irgend eine Kunſt gründlich treiben wollte, wurde ihr erwidert, das brauche eine junge Lady nicht, das gehöre nur für die Leute von Profeſſion. Die Gouvernanten, die man ihr gehalten, die „finishing lessons“, die man ihr hatte geben laſſen, waren ja hinreichend für ein junges Mädchen von Rang und Vermögen! So in dem eiſernen Käfig der Konvention und Beſchränktheit eingeſperrt, ließ der arme Vogel endlich die Flügel hängen und wagte nur noch in einſamen Träumen den Flug ins Idealland. Da fand das heiße Herz Weſen ſeiner Art und führte, fern von der ſterilen Wirklichkeit, ein poeſieerfülltes, aber gefahrvolles Daſein, das es immer un-

heilbarer von den gegebenen Verhältniſſen entfernte. Die in ſeltener Schönheit aufgeblühte Jungfrau begegnete mit ſiebzehn Jahren unter der Zahl der Bewerber, die ſich einfanden, einem Künſtler, der, was die äußere Stellung betraf, den Anſprüchen, die ihre Eltern machten, am wenigſten von allen genügte. Eugenien aber ſchien es, als habe das Schickſal ihr den Retter geſchickt, der ſie aus der Öde ihres Lebens nun in die Wirklichkeit ihrer Ideale führen ſollte, als müßte der, der Götter und Heroen zu bilden ſich erkühnte, auch einem Weibe den Himmel auf Erden aufzuſchließen imſtande ſein. Sie beſiegte die Einwendungen der Eltern und wurde ſeine Gattin. Nicht lange aber währte der Traum. Bald ſah ſie ein, daß es auch ein konventionelles Künſtlertum gebe, und daß, ſowie der äußere Gentleman die innere Verderbtheit überdecken könne, ſo auch eine gewiſſe äußere künſtleriſche Bildung den Mangel an aller Idealität und wirklichen Schöpferkraft, für den erſten Blick, dem Unerfahrenen verbergen konnte. Die Geſchichte ihres Herzens wurde von nun an die ſo unzähligemal wiederholte Geſchichte aller der Herzen, die ein früher Irrtum in jenes Joch ſchmiedet, das der Geſellſchaft darum für heilig gilt, weil die Kirche es für unauflöslich erklärt hat. Was aber bei ihr anders war als bei den meiſten ähnlichen Fällen, das war die gewaltige Arbeit des Geiſtes, die ſich bei ihr vollzog und die ſie zu einem inneren Proteſt gegen die ſie umgebende Welt, mit ihrer Heuchelei, mit ihrer inneren Roheit und Verderbnis, mit ihrer falſchen Moral brachte. Es war dies um ſo bemerkenswerter bei ihr, als ihr nichts dabei zu Hilfe kam, weder ein Buch, noch ein Menſch, die ihr geſagt hätten, daß die Gedanken, die ſie bewegten, längſt das Bekenntnis eines großen Teils der Geſellſchaft wären, und daß der Kampf, den ſie einſam kämpfte, ſchon lange die Welt erfülle. Sie war zweimal Mutter geweſen, aber den Sohn hatte ihr der Tod wieder geraubt. Es blieb ihr nur eine kleine Tochter, und es wurde zum Ziel ihres Lebens, dieſe anders zu erziehen, als ſie ſelbſt erzogen worden war. In ihr hoffte ſie auch

das Band zu finden, das ſie ferner noch mit dem nicht mehr geliebten Gatten in achtungsvoller Freundlichkeit verbinden ſollte. Sie hatte es für ihre Pflicht gehalten, ſobald die Illuſion der Liebe erloſchen war, auch jeden ehelichen Verkehr aufzuheben, der ihr von nun an nur Proſtitution ſchien; auch darin nicht wie die Mehrzahl der Frauen, die die Erniedrigung des ehelichen Verkehrs ohne Liebe gar nicht fühlen oder, was noch ſchlimmer iſt, ſie fühlen und ſich ihr dennoch aus Mangel an ſittlichem Mut unterziehen. Herr Bell, der den tiefen ethiſchen Gründen im Betragen ſeiner Gattin keine Rechnung trug, nötigte ſie nach einigen Jahren, mit ihm und ihrem Kind wieder in das Haus ihrer Eltern zu ziehen, wo eine größere, glänzendere Häuslichkeit ihm wahrſcheinlich eine angenehme Exiſtenz als Erſatz für das verlorene innere Glück verhieß. Dies war für Eugenie ein Todesurteil; das elterliche Haus, in dem ſie ihre traurige Jugend verlebt, in dem man ihr die Schwingen des Geiſtes ſo gründlich mit dem toten Buchſtaben beſchnitten hatte, war ihr wie ihr und ihres Kindes Grab. Aber all ihr Flehen war umſonſt: die Autorität des legalen Gebieters ihres Schickſals ſiegte, und ſie mußte gehorchen. Immer tiefer wurde nun der Riß zwiſchen ihrer inneren Entwicklung und ihrer Umgebung. Die ganze banale Welt der Konvention mit ihrer Religioſität, ihrer Moral, ihrem Begriff von Anſtand, ihrer Geſelligkeit und ihrer Kunſt, ward ihr täglich verächtlicher. Ihr Kind davor zu wahren, blieb ihre einzige Lebenshoffnung; ſie übernahm ſeinen Unterricht größtenteils ſelbſt, beſonders den religiöſen Unterricht, und verſuchte es, in der kindlichen Seele ein einfach poetiſches Gefühl der Verehrung vor „etwas Höherem, Reinerem, Unbekanntem“ zu erwecken, ſonſt aber ihr den Wuſt und leeren Formelkram der dogmatiſchen Kirche fern zu halten. Allein hier war der Punkt, wo der innerlich gärende Konflikt zum Ausbruch kommen und zum offenen Krieg werden mußte, denn hier verſtand die Mutter Eugeniens keinen Spaß, und die unſelige Verirrung, in der der Geiſt der Tochter befangen war, ſollte nicht auch auf die Enkelin

übergehen. Vater und Schwiegerſohn waren natürlich auf ſeiten der „untadelhaften, regelrechten“ Frau. Eugenie hatte ſich von dem Sonntagsbeſuch der Kirche ſchließlich völlig zurückgezogen, der ihrem hellen Geiſt nur noch Gegenſtände der Polemik bot; ihr Kind mußte die Großmutter dahin begleiten. Eugenie wollte ihre Tochter zu der edlen Einfachheit in Kleidung und Gewohnheiten erziehen, zu der ſie ſich ſelbſt erzogen hatte, da ihr künſtleriſcher Sinn die Unnatur der Mode und die Geſchmackloſigkeit vieler Luxusbedürfniſſe verſchmähte. Die Großeltern hingegen überhäuften die Kleine mit all jenen überflüſſigen Gaben, die in der Kindheit den Trieb zur Selbſtändigkeit und zum Schaffen lähmen und, trotzdem ſie eine frühe Überſättigung hervorrufen, dennoch die unzähligen Bedürfniſſe einpflanzen, die das moderne Leben gefangen genommen haben und Zeit und Geld für edlere Dinge rauben. Wie in dieſen, ſo ging es in allen Beziehungen. Die Anſchauungen kamen zur Sprache. Eugenie hielt mit den ihrigen nicht zurück, da ſie der Wahrheit ein offenes Bekenntnis ſchuldig zu ſein glaubte. Darüber entſtanden die heftigſten Szenen. Von ruhiger Erörterung war keine Rede; die Welt des Abſolutismus muß abſolut in allem recht haben. Nur *ein* Zweifel erſchüttert ja ſchon die unabänderlich gegründete Veſte der Lebensdogmen. Dazu war Eugeniens Vater ein maßlos heftiger Mann, der im Ausbruch der Leidenſchaft jede Form des Gentleman vergaß und ſich bis zu den wildeſten Drohungen hinreißen ließ. Er hatte mehr als einmal geäußert, daß ein ſo verkehrtes und ſich von aller herkömmlichen Moral entfremdendes Weſen nur im Irrenhauſe endigen könne. Natürlich blieb dieſer Zwieſpalt kein Geheimnis, und der Kreis der Bekannten fing an, Eugenien mit mißtrauiſchen Blicken zu betrachten und ſich leiſe von ihr zurückzuziehen. Ermattet von den nutzloſen Kämpfen, in allen Lebenstiefen gereizt und gekränkt, zog auch ſie ſich immer mehr zurück und lebte endlich ausſchließlich in dem oberſten Stock des Hauſes, wo ſie ein Schlafzimmer mit ihrem Kind und deſſen Spielſtube hatte. Dort begrub

ſie ihre Jugend, ihre Schönheit, ihre glänzenden Geiſtesgaben und Talente, um einzig, womöglich, der Rettung ihrer Tochter zu leben. Dabei wartete ihrer aber der tiefſte Schmerz von allem, was ſie bisher erlebt, denn ſie entdeckte mehr und mehr in dem heranwachſenden Mädchen die Natur des Vaters, deren Äußerlichkeit und kalter Egoismus ſich in jeder Weiſe viel mehr von den glänzenden Lockungen des Lebens bei den Großeltern angezogen fühlte, als von dem Zuſammenleben mit der Mutter. Denn dieſe brachte ſchon in die bunten Zerſtreuungen der Kinderſtube eine Anforderung ſittlichen Ernſtes und legte viel mehr Gewicht auf das Weſen, als auf die Form. Letztere war aber ſo viel leichter zu beobachten, ohne Mühe und Anſtrengung und ohne den entgegengeſetzten Neigungen viel Zwang anzutun. Das war natürlich ein Schlag für Eugenie, gegen den alles übrige zurücktrat. Er führte ſie aber, wie alle Kämpfe ihres Lebens, zu allgemeinen Schlußfolgerungen, die ſie das eigene Leid vergeſſen machten in der Betrachtung des allgemeinen Leidens, und in dem Nachdenken über ſeine Urſachen und Wirkungen. Man kann ſagen, daß dieſe merkwürdige Natur auf induktivem Wege aus ihren eigenen armen Lebenserfahrungen ſich eine Fülle allgemeiner Sätze bildete, zu denen die Philoſophie und Wiſſenſchaft ihr keinen Weg gezeigt hatten, da beide außerhalb ihres Lebenskreiſes geblieben waren. Zu alledem kam nun noch eine Entdeckung, die der wunderbarſte Zufall ſie machen ließ, und die ihr Aufſchluß über ein bis dahin rätſelhaftes Dunkel ihres Daſeins gab. Sie erfuhr nämlich, daß ſie nicht das Kind der Frau ſei, die ſie bisher für ihre Mutter gehalten hatte, ſondern das illegitime Kind einer Dame, von der ſie eine leiſe Erinnerung wie von einer Lichtgeſtalt aus ihrer früheſten Kindheit aus Italien hatte. Die merkwürdigſten Fügungen verſchafften ihr die Beſtätigung dieſer Tatſache, und die Kenntnis vom Namen und Vaterland ihrer wahren Mutter. Wie es gekommen war, daß die legitime Gattin das illegitime Kind adoptierte und es als das ihre erzog, wie die wahre Mutter ſich entſchließen

konnte, es zu verlaſſen, das blieb ihr ein Geheimnis, da ſie die Familie um keinen Preis wiſſen laſſen wollte, daß ſie um die Sache wiſſe. Aber es war ihr nun klar, woher die tiefe Kluft kam, die ſie zwiſchen ſich und ihrer vermeintlichen Mutter ſtets gefühlt hatte, und weshalb ſie, das Kind einer Frau, die einer feurigeren Nationalität angehörte, nie an dieſem kalten Herzen hatte ruhen können. Von dieſer Seite fühlte ſie ſich erleichtert und befreit, und wie von einer unfreiwilligen Schuld entbunden, da ſie nun gegen eine Frau, die auf ihre Art eine gewiß nicht leichte Mutterpflicht an ihr geübt hatte, achtungsvolle Dankbarkeit empfinden konnte, wo ſie kindliche Liebe nie empfunden hatte. Auf der andern Seite fühlte ſie auch ihre Abneigung gegen ihren Vater noch mehr gerechtfertigt, der ſie der wahren und, wie ſie ihr vorſchwebte, ſo ſympathiſchen Mutter beraubt und dieſe ſelbſt vielleicht zu langem bitteren Leid verurteilt hatte. Sie empfand nach dieſer Mutter eine grenzenloſe Sehnſucht, wußte aber nur, daß ſie ſich ſpäter verheiratet hatte und zwar nach Rußland, nicht aber, ob ſie noch am Leben ſei oder nicht.

Der Zufall hatte Angelika von Lagerſtröm als Lehrerin der deutſchen Sprache für das Kind in das Haus geführt, und dieſe Bekanntſchaft war für Eugenie eine wahre Offenbarung geweſen. Durch dieſe tief gebildete, freie, edle Perſönlichkeit war ihr zuerſt klar geworden, daß die Entwicklung zu freiem, ſelbſtändigem Denken und die Verneinung ſtarrer, alles Geiſtes beraubter Dogmen, die ſie wie ein Verbrechen in ſich verſchließen mußte, frei am Licht des Tages ein anerkanntes Recht der Menſchen geworden waren. Ihr Erſtaunen darüber war ebenſo groß wie ihre Freude, und als ſie kam, mich zu beſuchen, teilte ſie mir ihr Glück mit, in mir einer zweiten Geſinnungsgenoſſin zu begegnen.

Sie kam nun, ſo oft ſie konnte, und ihr feuriger Geiſt entwickelte ſich raſch, als ſie ſich von der Furcht befreit fühlte, daß eigentlich ihr ganzes Denken und Empfinden etwas Abnormes ſei, das in der übrigen Welt kein Echo habe. Neben der Freude aber, die es mir machte, ihr

die Pforten der Welt, zu der ſie ſelbſtſchöpferiſch ſich durchgerungen hatte, aufzuſchließen, fühlte ich es auch als eine Notwendigkeit, ihr beizeiten Freunde zu ſchaffen, die ihre Geſchichte kennen ſollten, um, im Fall einer Kataſtrophe, die ich unaufhaltſam kommen ſah, Stützen und Helfer für ſie bereit zu haben. Zunächſt machte ich ſie mit Herzen bekannt, als dem, der am beſten imſtande ſein würde, Erkundigungen einzuziehen, ob ihre Mutter noch lebe, da ſie wußte, daß ſie ſich in Rußland verheiratet hatte. Er brachte auch nach einiger Zeit die Nachricht, daß ſie noch lebe, welchen Namen ſie trage, wo ſie ſich aufhalte. Eugenie war tief ergriffen von dieſer Nachricht, und lange kämpfte ſie mit dem Wunſche, ſich an das Mutterherz zu flüchten und deſſen Schutz für ſich und ihr Kind anzuflehn. Dann aber ſiegte die Rückſicht in ihr, daß es der Mutter, die jetzt in neuen Familienverhältniſſen lebte, einen ſchweren Schlag verſetzen könnte, plötzlich die vielleicht nie von ihr bekannte Tochter wiederzufinden. Warum ſollte ſie den Frieden derjenigen ſtören, die wahrſcheinlich einſt ſchwer unter der Notwendigkeit gelitten hatte, ihr zu entſagen, nun aber wohl längſt, ſie glücklich wähnend, die Vergangenheit zur Ruhe gebracht hatte! Ich fand dieſe Gründe ſo edel, daß ich ihnen nichts entgegenſetzen wollte, obgleich ich Eugenie gern bei einer wahren Mutter geborgen gewußt hätte. Außerdem aber machte ich ſie noch mit einem der bedeutendſten Advokaten Londons bekannt, den ich durch Herzen kannte. Wir verbrachten mehrere Stunden mit ihm, um ihm den ganzen Fall auseinander zu ſetzen und ſeinen Rat zu erbitten, inwiefern das möglich ſei, was Eugenien als einziger Ausweg vorſchwebte, nämlich: mit ihrem Kind zu entfliehen und ſich, womöglich, in eine unbekannte Ferne der neuen Welt zu retten, wo ſie von ihrer Arbeit leben und ihr Kind zu würdigeren Anſichten auferziehen wollte. Der Advokat, ein edler, gefühlvoller Menſch, war ſehr gerührt von ihrer Lage und bereit, ihr in jeder Weiſe zu helfen, aber er verhehlte ihr nicht, daß eine ſolche Flucht die größten Schwierigkeiten hätte, daß das Geſetz den Vater ermächtige,

ſein Kind wieder zu holen, wie fern man es auch führe, und daß es ſchwer ſein würde, ſich ſo zu verbergen, daß polizeiliche Nachforſchungen, die jedenfalls eintreten würden, nicht auf die Spur kämen. Daß auch denen, die zu einer ſolchen Flucht helfen würden, die ſtrengſten Strafen, ſelbſt Deportation, bevorſtänden, erwähnte er nicht; ja er ſagte in einer Aufwallung großmütigen Mitleids: „Ich würde bereit ſein, Ihnen zu helfen!“ welche Äußerung Eugenie bis zu Tränen rührte.

Durch den Umgang mit Emilien und Eugenien kam ich dem engliſchen Leben wieder viel näher, als es während der Zeit meines Aufenthalts im Herzenſchen Haus der Fall geweſen war. Der ſogenannten guten Geſellſchaft freilich näherte ich mich nicht und ſuchte alle Verbindungen aus der erſten Zeit meines Londoner Aufenthalts nicht wieder anzuknüpfen, denn mir fehlte die Neigung dazu. Auch erlaubten meine Verhältniſſe den Aufwand von Toilette, Wagen uſw. nicht, den ſolche Beziehungen in London notwendig machen. Ich wandte mich aber der Kenntnis des Volkslebens, der ſozialen Zuſtände, des ſozialen Elends zu, teils weil da, wie immer, mich das Mitgefühl hinzog, teils weil ich für ein deutſches Journal ſchreiben wollte, und mir Gegenſtände eines tieferen Intereſſes ſuchte, als die Geſellſchaft mir bieten konnte. Ich wurde mit einer deutſchen Dame bekannt, die zu einem von einem deutſchen Prediger geſtifteten Verein zur Unterſtützung armer deutſcher Familien gehörte. Sie bot mir an, ſie zuweilen in ihren Wanderungen in jene Quartiere, wo die Armen wohnen zu begleiten. Ich nahm das gern an, und ſo fuhren wir eines Morgens im Omnibus dem Gebiet von White Chapel zu — eine unendlich lange Fahrt, denn White Chapel liegt noch hinter der City und repräſentiert den niedrigſten Grad des Geſchäftslebens. Hier lebt die unterſte arbeitende Klaſſe, das Proletariat und das offenkundige Laſter.

Arme deutſche Familien gibt es da zu Hunderten; zum Teil ſind es die deutſchen Straßenmuſikanten, die Orgel-

dreher uſw., zum Teil Handwerker aller Art, die ihren Lebensunterhalt hier zumeiſt durch das Reinigen von Häuten und das Verfertigen grober Pantoffeln verdienen; harte, mühſelige und ungeſunde Beſchäftigungen, beſonders die erſte, da ſie dabei im Waſſer ſtehen müſſen. In dieſem Winter aber fehlte oft auch dieſes karge Brot, denn es war ſehr kalt. Hunderte von Arbeitern waren ohne Arbeit, und dies traf zunächſt natürlich die Ausländer, deren Elend doppelt groß war, da ſie, die Frauen wenigſtens, nur notdürftig engliſch ſprachen und ſich doch immer in der Fremde fühlten. Der deutſche Frauenverein, nebſt dem Prediger und dem Lehrer an der deutſchen Armenſchule, in der die in England gebornen Kinder wenigſtens die Mutterſprache lernen, taten zwar ihr Möglichſtes, aber was war das gegen die große Not! —

Wir beſuchten zunächſt eine Straße mit ärmlichen kleinen Häuſern, die faſt alle von Deutſchen bewohnt ſind. Da fanden wir eine Familie aus der Wetterau, Bauern, die eben gar nichts anderes verſtanden als Feldarbeit. Natürlich waren ſie im äußerſten Elend, „aber," ſagte die Frau in ihrem Dialekt, „drübe ging's uns ſo ſchlecht, daß mer's nit mehr aushalte kunnt'; die viele Tax', die mer zu zahle hat, das ging net mehr; da hab i ketzt en' engliſch Kammerjungfer g'ſehn, die hat gefragt von wo mer ſein, da hab' i g'ſagt, aus der Wetterau, da bei Gieße' rum; ach, hätt' ſe g'ſagt, ſo e' ſchön Land habe ſe verlaſſe? Ja wohl, e' ſchön Land, hab' i g'ſagt, für d'Leut' die's Geld habn', aber für's arm' Volk das Hunger leid, da is' halt net ſchön, und ſo ſchlimm's hier is', ſo is' doch halt noch beſſer als daheim."

Ähnliche ſchwere Urteile hörte ich von allen, und mein Herz ſandte zornige, vorwurfsvolle Gedanken hinüber in die Heimat, die ihren Kindern das arme Leben ſo ſchwer macht, daß das Elend in der Fremde ihnen noch vorzuziehen ſcheint, ja daß ſie ſich nicht einmal mehr nach der Scholle ſehnen, mit der doch das ganze bißchen Poeſie verknüpft iſt, das auch im ärmſten Menſchenleben ſich an Feld, Wald und Hütte

knüpft, wo zuerſt die Sonne, nach dem Maße der Empfindung, auch für den Ärmſten, den Schleier der Maya aus goldnen Strahlen webte. Alle die Familien, die wir beſuchten, waren gute, ehrliche, von den Damen des Frauenvereins längſt gekannte Leute. Aber auch ſelbſt in dieſes tiefe Elend, in dieſe gänzliche Armut ſuchten der Betrug und die liſtige Schlechtigkeit ſich noch einen Weg. So war eine dieſer armen Familien grauſam betrogen worden. Ein Mann kam mit einer Frau und mietete ſich bei ihnen in einem Zimmer ein, während die Familie, aus den Eltern und vier Kindern beſtehend, des kleinen Erwerbs froh, ſich im anderen Stübchen der erbärmlichen Wohnung zuſammendrängte. Der Mann hatte ſich für einen Elſäſſer ausgegeben und erzählt, die Frau ſei ſeine Magd geweſen, er habe ſie geheiratet und ſich darüber mit ſeiner Familie entzweit; dann ſei er Soldat geworden, es habe ihm aber nicht gefallen und er ſei deſertiert, er könne daher nicht nach Frankreich zurück, wenn er aber Reiſegeld hätte, ſo wolle er die Frau nach Frankreich ſchicken, um ſeine Mutter, die ſich mit ihm verſöhnt habe und ſein großes Vermögen beſitze, abzuholen; dann würde er ihnen gern eine Summe vorſchießen, um ein kleines Bäckergeſchäft einzurichten. Die gutmütigen und leichtgläubigen Leute, von der Hoffnung auf eine beſſere Zukunft verführt, trugen alles ins Pfandhaus, was ſie nur irgend entbehren konnten, und brachten das Reiſegeld zuſammen. Die Frau ging; der Mann blieb, aß und trank noch mit ihnen das wenige, was ſie hatten, ſagte dann, er habe einen Brief bekommen, die Frauen ſeien in Dover gelandet und er wolle ſie an der Eiſenbahn abholen. Er nahm noch den Mantel des Wirts um und — „die Tage gingen wohl auf und nieder, den Mann aber brachte keiner wieder“.

Die armen Geprellten aber ſaßen da, die letzten Kohlen auf dem Kaminfeuer, die hungrigen Kinder am leeren Tiſch, das eine krank im Bett, die Frau nur noch im Unterrock, da ſie alle Kleider weggegeben hatte, Ströme von Tränen weinend, der Mann ohne Stiefel, mit tiefem, verbiſſenem Gram

im Geſicht; dazu keine Arbeit, keine Hilfe im fremden Land, und in drei Tagen mußte unabweisbar die Miete gezahlt werden!

„Viele haben uns geraten, aufzubrechen und in ein anderes Haus zu ziehen, ohne die Miete zu bezahlen," ſagte die Frau ſchluchzend, „das will ich aber nicht; eher ſollen ſie mir auch das Bett wegnehmen, ehe ich mir den Namen hier unter den Deutſchen mache."

So war das deutſche Ehrgefühl der letzte Funke von Patriotismus, der ſie am Rande des Abgrundes zurückhielt. Und ſolches namenloſe Elend und noch tieferes barg die große glänzende, goldgefüllte Weltſtadt in ihrer Mitte! Aber ſie dachte nimmer daran, es zu ſchauen und verhüllte es weitab von ihren Freuden in Nacht und Grauen. — Gladſtone rief es ihr in einer Rede, die er damals beim Beginn der Saiſon hielt, warnend zu: „Oſt und Weſt laufen parallel und das Weſtend ſollte ſich in ſeinem Glanz, ſeiner geſelligen Luſt, ſeinem Luxus daran erinnern, daß es auch ein Oſtend gibt, wo die Schale in eben dem Maße ſinkt, als ſie im Weſtend ſteigt." Noch eine Szene komiſchen Tugendſtolzes erlebten wir auf dieſer ſonſt ſo traurigen Fahrt. Wir traten in einen Bäckerladen ein, um nach einer Straße zu fragen, in der wir auch noch eine Familie beſuchen wollten. Die Bäckerin, eine kleine, ungewöhnlich dicke Frau, warf den Kopf zurück, maß uns von oben bis unten mit höhniſchem Entſetzen und fragte: „Wie, in die Straße wollen Sie gehen? O Himmel, da wohnen ja nichts als ſchlechte Frauensperſonen! In die Straße würde ich keinen Fuß ſetzen, und wenn meine leibliche Mutter darin wohnte!"

In dem Augenblick trat ein Mann zum Laden herein, die tugendhafte Entrüſtete wandte ſich ſogleich zu ihm und rief: „Denken Sie doch, die Damen wollen nach Brunswick-Place. Iſt das nicht ſchrecklich?"

„Um da zu wohnen?" fragte der Mann mit zweideutigem Lächeln.

„Um eine arme Familie zu beſuchen," erwiderte meine Gefährtin.

„Bei meiner Ehre, es iſt unmöglich, in eine ſolche Straße zu gehen!" rief die Bäckerin abermals in immer ſteigendem Eifer und erzählte nun fortwährend allen Leuten, die in den Laden kamen, die ſchreckliche Mär. „Nein," fuhr ſie fort, „wir, die wir hier herum leben, wir wiſſen etwas davon zu ſagen, was für ein Abſcheu das iſt; am Tag die zerlumpten, ſcheußlichen Geſtalten, und am Abend kommen ſie heraus, ſo aufgeputzt, daß man ſie nicht wiedererkennt, und dann kommen die Matroſen — o — und pfui!" Die tugendhafte Bäckerin hielt ſich die Hand vor das Geſicht, wie um die Bilder abzuwehren, die ſie heraufbeſchworen.

„Aber Sie ſollten dieſe Unglücklichen lieber bemitleiden und ſie zu beſſern ſuchen, als Steine auf ſie zu werfen," ſagte ich.

„Beſſern? Good gracious me! beſſern?" rief ſie, indem ſie den Kopf abermals ſtolz zurückwarf und mir einen zornigen Blick zuſchleuderte. „Sind nicht hier in der Nähe mehr Kirchen als anderswo? Können ſie nicht dahin gehen? Nein, ſie wollen gar nicht gebeſſert ſein; es iſt ihnen bequemer, ſo Geld zu erhalten, als durch ehrliche Arbeit. Unſereins muß arbeiten von vier Uhr morgens bis abends ſpät, und am Sonnabend gar volle ſiebzehn Stunden; aber es iſt ehrlich gewonnenes Brot; und dabei halten wir unſere Leute gut: ein Geſell bei uns bekommt ſeine ſechzehn Schilling die Woche, jeden Tag ein Brot und Sonnabends Tee und Brot und Butter, ſo viel er will. *Das* heißt ſich ehrlich ernähren! Aber *die* Kreaturen! — da verdirbt immer eine die andere, und dann kommen ſie zu uns und nehmen Brot auf Kredit, und wenn ſie nicht zahlen können, gehen ſie zu einem andern Bäcker — ja ſo geht's, wenn man zu gut iſt." —

„Können Sie nicht einen deutſchen Bäckergeſellen brauchen?" unterbrach ich den Redeſtrom der Tugendhaften,

die immer röter wurde und förmlich aufſchwoll vor Selbſtgefühl.

„Nein, die Engländer ſind beſſere Bäcker als die Deutſchen," war die kurze poſitive Antwort.

Wir verließen dieſen ſelbſtzufriedenen Falſtaff in Frauenkleidern und begaben uns dennoch in die gefürchtete Gaſſe, wo wohl das Laſter in ſeiner roheſten Geſtalt wohnen mochte, wo uns aber weiter nichts begegnete, als der herzzerreißende Anblick der armen Familie, die wir ſuchten. In einem finſtern kleinen Raum ebener Erde ſaßen zuſammengedrängt: der Vater, ein Deutſcher, der Seitenkämme machte, mit ſeiner Arbeit, die Mutter, eine Engländerin, die älteſte Tochter, mit Näharbeit beſchäftigt, und drei ſchüchterne kleine Kinder auf einem Bänkchen. Der Vater war jahrelang krank geweſen, und als er wieder arbeiten konnte, war die Mode der Seitenkämme vorbei, und wurden dieſe zudem durch Maſchinen ſchneller und billiger gemacht. Ein anderes Geſchäft konnte er nicht anfangen, denn zu jeder erſten Einrichtung gehörte Geld, das er nicht hatte. Es blieb alſo nichts übrig, als im engen Stübchen zu ſitzen und Kämme zu machen, die dann die Frau, ſo gut es ging, in den Straßen verkaufte. Von dem kargen Erlös lebten ſie, und die Kinder hielten ſie ängſtlich im kleinen Stübchen feſt, denn wenn auch der Körper in der furchtbaren Atmoſphäre dieſes dumpfen Lochs verkrüppelte, ſo war ſie doch beſſer wie die draußen, denn da verdarb die Seele.

Draußen war aber diesmal ein herrlicher klarer Wintertag, ſogar die City hatte blauen Himmel, und auf den Dächern der Häuſer funkelten Sonnenſtrahlen; es war ſpät geworden über all den Beſuchen. Doch mein Herz war ſchwer und es brannten glühende Tropfen darauf, die Tränen, die ich in ſo vielen Augen an dieſem Tag geſehen. Als wir dahin raſſelten den endloſen Weg durch die City und ich an alle die Millionen dachte, die da aufgehäuft ſind in den Gewölben der reichen Kaufherren, da überkam mich ein Grauen vor der Verantwortung, die die eine Hälfte der

Gesellschaft auf sich ladet. Es fiel mir eine Geschichte ein, die mir Domengé erzählt hatte, der jetzt Geschäfte besorgte für einen unermeßlich reichen jungen Mann der City, eines jener gedankenlosen Kinder des Glücks, die schon im Reichtum geboren, nicht wissen, wie sie das Leben am besten verschleudern sollen. Domengé mußte jeden Sonnabend in die City zu ihm ins Kontor, um Rechnung abzulegen. Er erzählte mir, wie ihm oft das Blut koche vor Zorn, wenn der junge Fant hereintrete und mit hochmütigem Behagen auf die seiner harrenden Geschäftsleute herabsehe, als wolle er sagen, „die alle hängen von mir ab," und wenn er dann mit der Wollust eines Tyrannen seine Launen an ihnen auslasse. Domengés Geist imponierte ihm, und ihn behandelte er höflich, lud ihn auch zum Essen oder sonstigen Vergnügungen ein. Einmal hatte bei einer solchen Gelegenheit Domengé versucht, einen Proselyten an ihm zu machen, oder ihn wenigstens zu dem Geständnis zu bringen, daß der jetzige Zustand der Dinge ungerecht sei. Er hatte ihm mit dem größten Eifer vorgeredet und alle Einwände des andern mit der edelsten Beweisführung totgeschlagen, bis der junge Mann endlich sagte:

„Mein Gott, das ist alles recht schön und gut, aber was geht es mich an? Ich bin im Besitz geboren, ich habe ein R e ch t zu genießen und ich gebrauche mein R e ch t."

„Nun gut," erwiderte Domengé, indem er aufstand, um sich zu empfehlen, „gebrauchen Sie Ihr Recht, nur wundern Sie sich nicht, wenn dann eines Tages auch die andern ihr Recht gebrauchen." —

Es war ein furchtbar kalter Winter, und die Erscheinungen des Elends mehrten sich infolgedessen so, daß man nicht einmal im eigenen kleinen Stübchen Ruhe davor hatte. Oft wurde ich plötzlich von der Arbeit aufgescheucht durch einen düsteren Gesang, der mein Herz erbeben machte und wie ein Chor der Erinnyen klang, die kommen, eine furchtbare Tat an den Sterblichen zu rächen. Ich trat dann, vor Erregung zitternd, an das Fenster und sah, „in langsam abgemessenem

Schritte“ einen Zug nahen. Nicht etwa Greiſe und gebrechliche Menſchen, ſondern kräftige, ſtark gebaute Männer, die ein Lied ſangen mit einer ſchaurigen Grabesmelodie, deſſen Refrain war: no work! (keine Arbeit). Sie gingen einer hinter dem andern her, und der Vorderſte trug einen grünen Zweig an einen Stock gebunden. Traurige Ironie! das Grün der Hoffnung für die Hoffnungsloſen! — Sie hielten vor jedem Hauſe an und ſchauten ſehnend zu den Fenſtern hinauf. Öffnete ſich keines, warf keine mildtätige Hand Hilfe herunter, ſo zogen ſie langſam weiter. So ſehr war dieſes ſonderbare Volk vom Geiſte der Legalität durchdrungen, daß dieſe hungernden Zyklopen nicht einmal die Fauſt ballten gegen die verſchloſſenen Fenſter und, ihr Grablied ſingend, weiter zogen. Dieſe Züge waren nicht etwa vereinzelt, ſondern ſie folgten ſich ununterbrochen, und zwar wiederholte ſich das ſchon ſeit einer Reihe von Jahren nur in immer ſteigendem Maße, je mehr die Preiſe der Lebensmittel ſtiegen und je weniger der Arbeit wurde. Die einzigen legalen Mittel, die ſie anwendeten, waren: 1. Meetings, in denen ihre damals beliebteſten Volksredner, zu denen Erneſt Jones, der Chartiſtenführer, gehörte, ſprachen, um die Urſachen der Not und die Mittel zur Abhilfe klar zu machen; 2. das Appellieren in Maſſe an die Arbeitshäuſer und, wenn das nichts half, an den Magiſtrat des Bezirks. Ich ging hin, einem ſolchen Meeting beizuwohnen, die gewöhnlich auf freien Plätzen in den verſchiedenen Stadtbezirken gehalten wurden. Dieſes fand auf einer Wieſe in der Gemeinde von St. Pancraz ſtatt, wo die Bevölkerung meiſt aus außerordentlich armen Arbeitern beſteht. Der Redner, auch ein Arbeiter, ſtand auf einem kleinen Hügel; ringsum drängten ſich Hunderte von Menſchen beiderlei Geſchlechts. Er entwarf klar und ſcharf mit der praktiſchen Kürze des Engländers ein Bild des Arbeiterlebens und des unnatürlichen Verhältniſſes zwiſchen Arbeit und Lohn. Man fühlte an jedem Wort, daß es aus ſeinem eigenen Erleben kam, daß er wußte, um was es ſich handle. „Ich erröte,“

ſagte er unter anderem, „und bin ſeit mehr als acht Jahren, wo ich in London bin, errötet, daß ich arbeite, arbeite, und niemals mehr erarbeiten kann, als um gerade notdürftig zu leben. Dennoch fühle ich Fähigkeiten in mir, die gerade ſo gut ſind, wie die jener, die im Überfluſſe leben.“ — Dann entwickelte er treffend die notwendigen Reſultate des jetzigen Zuſtandes der Geſellſchaft, wie der ungeheure Reichtum auf der einen Seite notwendig die Armut auf der andern nach ſich ziehe. Er wies darauf hin, wie wenig die Reichen an eine ſolche Konſequenz dächten. Wenn ſie z. B. ausfahren wollten und hätten dazu zwanzig Perſonen in Bewegung geſetzt, vom Kammerdiener und der Kammerjungfer an bis zum Stallknecht herab, und beim Einſteigen nahe ſich ihnen bittend ein Kind des Elends, ſo ſagten ſie ungeduldig: „Gott! kann man denn die Bettler gar nicht los werden?“ Die natürliche Folge dieſer Zuſtände ſei denn auch, daß Räuber und Diebe in England überhandnähmen und daß die Straßen von London ſo unſicher ſeien wie eine öde Gebirgsgegend.

Seine Vorſchläge zur Abhilfe waren hauptſächlich: freie, vom Gouvernement garantierte Emigration und Verkürzung der Arbeitszeit. Es waren dies die Vorſchläge der Arbeiterpartei, die unter dem Einfluß der Geiſtlichkeit ſtand, während die Chartiſten die Idee der Auswanderung total bekämpften und behaupteten, daß die Bebauung des vielen brachliegenden Landes in der Heimat hinreichen würde, der Armut abzuhelfen. Sie hatten dabei den ungeheuren Grundbeſitz des engliſchen Adels und die meilenweit ſich erſtreckenden Parks, die nur zum Genuß einzelner da ſind, im Auge. Sie fürchteten, daß mit der Auswanderung der Gärungsſtoff aus der Heimat entführt würde, ſowie ein Teil der ſtarken rüſtigen Arbeiterbevölkerung, auf der die Wohlfahrt eines jeden Landes beruht.

Die Chartiſten ſuchten überhaupt der Bewegung einen politiſchen Charakter zu geben, und dies wußte man ſehr wohl und fürchtete es. Auch war die Sache ernſt genug,

und die Times beſchäftigte ſich eingehend mit der Frage und ermahnte zur Abhilfe, beſonders durch gründliche Reform der Arbeitshäuſer. Wie wenig dieſe letzteren zur Abhilfe der Not ausreichten, davon erzählten mir die Umſtehenden eben bei jenem Meeting eine Menge Beiſpiele. So berichtete unter anderem eine Frau, daß ihr Mann ſeit Wochen ohne Arbeit geweſen ſei und ſich daher genötigt geſehen habe, ſich im Arbeitshaus zu melden. Er war Zimmermaler von Profeſſion, dort aber hatte man ihm Steine zu brechen gegeben. Dafür bekam er am Abend ein Brot und drei engliſche Pfennige. Seine Hände waren aber von der harten Arbeit ſo verdorben worden, daß ſie für lange zu ſeinem eigentlichen Handwerk untauglich waren. Nun mußte er in das Land hinein gehen, um andere Arbeit zu ſuchen, und Frau und Kinder ſaßen inzwiſchen harrend und hungernd daheim. Ähnlicher Fälle waren es unzählige.

Nach beendigter Rede zog die ganze Maſſe in geordnetem Zuge, der Redner voran nach dem St. Pancraz-Arbeitshaus und ſtellte ſich dort ordentlich und ſtill auf. Einige der Führer mit dem Redner ſtiegen die hohe Treppe hinauf, auf deren oberem Abſatz mehrere Beamte des Arbeitshauſes ſtanden und mit finſterem trotzigen Geſicht auf die Menge herabſchauten. Da gab es nun ein langes Hin- und Herreden, während deſſen ich mich wieder mit den mir zunächſt Stehenden unterhielt.

„Ach," ſagte mir eine Frau, „da drinnen iſt alles geſpickt voll von Polizeidienern, und machten wir nur den geringſten Verſuch der Gewalt, ſo würden ſie augenblicklich erſcheinen und die Männer in Gewahrſam bringen. Die Herren vom Arbeitshaus wiſſen wohl, warum ſie uns nicht gern vor den Magiſtrat laſſen: dann würden die Sachen genauer unterſucht werden; ſie haben aber ihren Vorteil dabei, wenn ſie uns Arme ſchlecht behandeln." —

„Aber wenn ihr es doch wißt, daß euch dies Appellieren an die Arbeitshäuſer nichts hilft," ſagte ich, „warum geht ihr denn nicht alle zuſammen, fünfzig oder ſechzig Tauſend

an der Zahl, und ſtellt euch um das Parlamentshaus herum auf und fordert ruhig, daß ſie euch hören? Sagt, ihr wollt keine Gewalt brauchen, aber ihr wollt nicht eher weggehen, bis ſie euch Hilfe geſchafft haben. Ihr ſeid ja ein freies Volk, warum gebraucht ihr eure Freiheit nicht?"

„Ach," erwiderte die Frau, „wir armen Leute ſind immer ſo furchtſam, ehe wir ſo etwas tun."

Inzwiſchen war die Unterredung oben beendet. Einer der Beamten trat vor und rief mit ſtrenger Stimme der Menge eine Warnung zu, auch nicht das leiſeſte Zeichen von Widerſetzlichkeit zu geben, weil ſie ſonſt nichts erreichen würden. Er wiederholte mehreremal faſt drohend: „Nehmt euch in acht, nehmt euch in acht; es ſind Spione unter euch, denen traut nicht." Wahrſcheinlich meinte er damit die Chartiſtenführer.

Das Volk verſprach, ſich ruhig zu verhalten, und die Beamten verſchwanden im Haus zur Beratung. Natürlich kam dabei weiter nichts heraus als leere Verſprechungen, mit denen die hungernde Menge nach Hauſe ging.

Infolge aller dieſer Vorfälle machte der Lord-Mayor mit einigen Magiſtratsperſonen eine nächtliche Expedition à la Harun-Al-Raſchid und überraſchte mehrere der Armenhäuſer mit ſeinem unerwarteten Beſuch. Da fanden ſich denn allerdings unerhört ſchreckliche Dinge; ſo unter anderem, daß die Häuſer, in denen die obdach- und arbeitsloſen Armen für die Nacht ein Unterkommen finden ſollten, weiter nichts waren als Ställe, wo Männer und Frauen auf Lumpen in ſchaudererregendem Elend zuſammen lagen. Dazu waren dieſe elenden Schutzſtätten oft noch meilenweit entfernt, ſo daß die Armen, die ſich abends müde und matt bis zum Armenhaus geſchleppt hatten, wenn ſie auch noch eine Aufnahmekarte bekamen, nun noch weit gehen mußten, um das troſtloſe Nachtquartier zu erreichen.

Die eingehende Beſchäftigung mit dieſen Dingen trug natürlich nicht dazu bei, meinen Sinn aufzurichten und einen verſöhnenden Schimmer über mein Leben zu werfen. Nur

daß ich, in der großen Kette der Leidenden und Elenden, mir das Recht absprach, mich zu beklagen oder mein Leid höher anzuschlagen als das der Tausende, die in der Qual des Daseins seufzten. Mir stieg zum erstenmal der ernste Zweifel an der Möglichkeit der Perfektibilität der Welt auf, und es fing an mir klar zu werden, daß das Dasein selbst das Übel sei, von dem wir uns zu erlösen suchen müßten. Wenn ich diese Tausende ansah, die allein in der großen Weltstadt, in einem mehr tier- als menschenähnlichen Zustand dahinlebten, dann überfiel mich ein Grauen; wie war hier zu helfen? Daß die politische Revolution allein nicht helfen könne, war mir längst klar geworden. Daß die soziale Revolution, wenn sie im Zorn kommen und sich wie ein verheerender Bergstrom über die zivilisierte Welt stürzen sollte, auch nicht helfen würde, das war ebenso klar. Hatte doch die große, französische Revolution sattsam gezeigt, welche Früchte die entfesselte Roheit und die blinde Leidenschaft des Nivellierens bringt. Wie sollte daraus Gutes keimen, wenn im Sturm der Vernichtung alle die teuersten Güter der Menschheit, die Summe ihrer idealen Existenz, mit fortgefegt würden? Wenn der Spiegel des historisch Gewordenen, in dem die Menschheit ernst und sinnend ihr Bild anschauen sollte, um daran zu lernen, zertrümmert würde, würden nicht die rohen Elemente, die von vorne anzufangen hätten, so ziemlich denselben Weg gehen, den die vorigen Jahrtausende gingen, nur mit dem Nachteil, des warnenden oder erhebenden Rückblicks auf das Gewesene zu entbehren? Würden nicht Kraft, Klugheit und Geist immer wieder aus der Masse einzelne Individuen hervorheben und die moralische Ungleichheit wieder herstellen, selbst wenn es gelänge, eine Formel zu finden, unter der die materielle Gleichheit möglich wäre?

Schwer lasteten diese Bedenken und Zweifel auf mir. Oft fragte ich mich voll Schrecken: Hat Malthus recht, ist wirklich nicht für alle Raum am Bankett des Lebens? Bringt die verschwenderische Natur, wie sie im Frühling tausend

Blüten vom Baume weht, die keine Frucht tragen, ſo auch die Maſſe nur hervor, um die Gattung zu bilden, unbekümmert darum, ob unzählige Individuen zu Grunde gehen oder nicht? Kommt es nur darauf an, daß der Genius lebe und wie ein einſames Meteor durch die Nacht der Allgemeinheit ſtrahle? Die Natur ſelbſt iſt ariſtokratiſch; ihre vorzüglichſten Organismen, ihre großen Geiſteshelden, bringt ſie nur ſparſam hervor, während ſie verſchwenderiſch iſt mit der Maſſe, gleichſam als ob ihr nichts daran läge, daß davon Tauſende untergehn, ohne nur einmal einen Moment der Gottähnlichkeit gefühlt zu haben.

Mein Herz proteſtierte gegen dieſe Gedanken; wie viele, wie Unzählige, die zur herrlichſten Entwicklung berufen geweſen wären, gehn auch verloren in der Maſſe, durch Mangel an Mitteln, und in jedem Falle: war nicht das Leiden da, das tiefe Elend, und fühlten d a s nicht alle? Mußte da nicht geholfen werden? —

Zu e i n e m Schluß führten mich jedoch dieſe Gedanken, nämlich daß wir, die wir alle Idole und falſchen Götter zertrümmert zu haben meinten, uns freiwillig einen neuen Götzen geſchaffen hatten: das Volk nämlich. „Das Volk" war der Refrain der demokratiſchen Phraſe geworden, als wenn es ein Weſen höherer Art, eine bisher verkannte Gottheit ſei, als wenn von ihm der Inhalt der neuen Weltlehre ausgehn und eine verklärtere Moral an die Stelle der alten geſetzt werden würde. Was die Maſſen, das ſogenannte Volk, in ihrem bisherigen Zuſtand waren, das hatten wir in den Jahren Achtundvierzig und Neunundvierzig geſehen: ein Werkzeug in den Händen geſchickter Führer. Was ſie mit der Freiheit anzufangen wußten, ohne dafür erzogen zu ſein, das bewieſen die Plebiszite in Frankreich. Daß in dieſen unwiſſenden brutalen Maſſen auch ſchöne menſchliche Empfindungen, erhabne Tugenden, rührende Entſagung und Selbſtverleugnung vorkommen, daß Talente aller Art dort im Keime vorhanden ſein könnten, wer hätte es leugnen wollen? Worauf kam es alſo an? Nicht darauf, die rohe

Maſſe, als ſolche, zur Herrſchaft zu erheben, wie die Demokratie es ihr ſchmeichelnd verſprach, ſondern die Wege zu öffnen, die Rechte feſtzuſtellen, die Inſtitutionen zu geſtalten, damit Arbeit und Verdienſt für alle da ſein und in die dumpfe Öde der Laſttiereriſtenz der beglückende Strahl wahrer Bildung dringen könne. Dieſes tat und tut, aber nicht nur nach unten, ſondern auch nach oben hin, not, um alle Stände zu vereinen zu einem Volk, das ſich in freudiger Anerkennung um ſeine Genien und Heroen ſchare und in ihrem ſegenſpendenden Lichte beglückt lebe; wie es denn ja, nach dem Genius ſelbſt, das größte iſt, den Genius zu erkennen und zu lieben.

Wenn ich aber an die Größe dieſer Aufgabe dachte, ſchwindelte mir. Konnten Jahrhunderte dazu genügen? Und wenn die nackte Wirklichkeit in ihrer grauenerregenden Geſtalt vor mich hintrat, dann ergriff mich Verzweiflung. Eines Abends, wo ich zum erſtenmal nach meiner Rückkehr aus Haſtings bei Friedrich und Charlotte geweſen war, ging ich nach zehn Uhr nach Hauſe. Ich ging allein, obgleich es eine wahre Reiſe bis heim zu mir war, aber ich hatte niemand, mich zu begleiten, und einen Wagen zu nehmen, war mir zu teuer. So hatte die Not mich gelehrt, furchtlos zu ſein. Es war ein häßlicher, feuchter Winterabend. Mein Herz war ſchwer, denn das Vergangene war mir dort im Hauſe wieder lebhafter wie je vor die Seele getreten, und ich empfand es bitter, was jene bleichen, unſeligen Schatten ſagen: „Nessun maggior dolore che ricordarsi del tempo felice nella miseria.“ Ein feiner Regen näßte meine Kleider und machte die Straße ſchlüpfrig; ehe ich an die große Fahrſtraße der Omnibuſſe kam, glitt mein Fuß aus, ich fiel auf die feuchte Erde, mein Kopf dicht an einen großen Stein. Zum Glück war der Omnibus nahe, und ich konnte wenigſtens einen Teil des Weges fahren. Dann aber mußte ich wieder zu Fuß eine der langen, volkreichen gewerbetätigen Straßen durchmeſſen, bis ich zu der ſtilleren Seitenſtraße kam, in der meine Wohnung lag. Während dieſes Weges

ſtarrten mir nun alle die grauſigen Nachtbilder entgegen, an denen das ungeheure London ſo reich iſt. Da ſtand, unbeweglich wie eine Bildſäule, am Weg eine ſkelettartige Frau in Lumpen, an der von Kälte ſtarren Bruſt einen totenbleichen Säugling, neben ſich zwei andere, halb nackte, frierende Kinder, die ſich ängſtlich an den zerfetzten Rock der Mutter ſchmiegten, um ſich zu wärmen. Die Frau ſagte nichts, ſondern blickte nur mit gläſernen Augen die Vorübergehenden an, aber um den Hals hing ihr ein pappenes Schild, auf dem in großen Buchſtaben ſtand, daß der Mann krank darniederliege, daß ſie „out of work“ (der furchtbare Refrain des Arbeitsliedes) ſeien und das Mitleid der Vorübergehenden anſprächen. Schaudernd legte ich meine kleine Gabe in die dürre Hand, die ſich maſchinenmäßig öffnete und ſchloß, ohne daß die Lippen weder Bitte noch Dank ausſprachen. Ein paar Schritte weiter ſtanden andere Frauengeſtalten, auch die Armut, aber die entehrte, mit frechen Blicken und frechem Lachen, in widerlichen Flitter gehüllt; dann wieder Männer, ſo tieriſch, brutal und ſcheußlich, daß man den Blick abwandte. Dann keuchende Greiſe, von denen man kaum begriff, wie ihnen das elende Leben nicht ſchon ſo zur Laſt ſein mußte, daß ſie es lieber freiwillig beendeten, und die doch noch mit lüſternem Blick nach den erleuchteten Schaufenſtern der Bäcker- und Konditorladen ſchauten. Dann endlich — halbnackte Knaben und Mädchen, die das Laſter ſchon mit ſeinem ſcheußlichen Stempel gezeichnet hatte. Außer mir, das Herz zerriſſen von unſäglichen Qualen, erreichte ich endlich meine Wohnung. „D a s iſt die Menſchheit, von deren Erlöſung auch du den begeiſterten Traum geträumt haſt?“ rief ich händeringend, „für die du alles hinwarfſt, was das Leben ſchön und lieblich macht, für die ſo viele Heroen den Marter- und Kreuzestod erlitten? Das iſt die Welt, in der der Egoiſt behaglich ſein beglücktes Leben lebt und die der Welten beſte ſein ſoll? Das iſt das Ebenbild des Gottes, von dem blödſinnige Prieſter ſagen, daß er der Allgütige, Gerechte, All-

liebende ſei?“ In fieberhafter Aufregung durchſchritt ich noch lange mein kleines Zimmer, und als ich ſpät mein Lager ſuchte, verfolgten mich wilde Träume. Die Welt war nur mit Tigern und Panthern bevölkert, die ſich untereinander zerfleiſchten, während furchtbare Schlangen ſich ziſchend um die Sterbenden ringelten.

Im Februar ereignete ſich ein Todesfall in der Emigration, der mich ſehr ergriff. Der edle Pole Stanislaus Worcell erlag endlich dem ſchon lange ihn verzehrenden Übel. Ich hatte ihn ſeit meinem Scheiden aus dem Herzenſchen Hauſe nicht wiedergeſehen. Aber die Ehrfurcht vor ſeiner hohen Tugend war mir geblieben und machte es mir zu einer Pflicht, bei ſeinem Begräbnis mitzugehen, und ihm die letzte Ehre zu erweiſen. In England ſind die Frauen nicht ausgeſchloſſen von den Begräbniſſen. Es ſteht ihnen frei, dem Bedürfnis des Herzens zu folgen und ihre Geliebten auf dem letzten Wege zu begleiten — ein Bedürfnis, das auf die ewige Sehnſucht der Liebe gebaut iſt, bis zum letzten Augenblick alles tun zu können für die Geliebten und ihnen nahe zu bleiben, bis ſich die Erde über ihnen geſchloſſen hat. Es war ein ſchöner, klarer Wintermorgen, als ich zu dem Trauerhauſe ging, ein einfaches, bürgerliches Haus, in einer der ſtillen, nicht von der Ariſtokratie bewohnten Straßen. Hier hatte Worcell, in einer trefflichen engliſchen Bürgerfamilie, die letzte Zeit ſeines Lebens zugebracht. Großherzige engliſche Freunde hatten ihn unterſtützt, als die ſchwere Krankheit den von geiſtigen und körperlichen Leiden früh Gealterten hinderte, ſeine vielfachen Kenntniſſe durch Stundengeben länger für ſeinen Lebensunterhalt zu verwerten. Ich habe ſchon früher erzählt, welch bitteres Leid Worcell widerfahren war und mit welcher Seelengröße er es trug. Seine edle, über jeden Tadel erhabene Perſönlichkeit hatte ihn zu einem Gegenſtand tiefſter Verehrung für

alle, die ihn näher kannten, gemacht. Er war unausgeſetzt einer der Chefs der demokratiſchen polniſchen Partei geweſen und hatte nie den Glauben an die Zukunft Polens verloren. Noch beim Anfang des Krimkrieges hatte er beſtimmt auf eine polniſche Erhebung und ihre Unterſtützung von ſeiten der Alliierten gehofft. Damals wurden in ganz England große Meetings in dieſem Sinne gehalten, bei denen Koſſuth das Wort führte, da die Polen keinen Redner hatten, denn Worcell, der es der Fähigkeit nach geweſen wäre, konnte ſeines Aſthmas wegen nicht öffentlich ſprechen. Aber er begleitete Koſſuth überall hin und ſprach durch ſeine Erſcheinung für die Sache. Auch fanden die Meetings enthuſiaſtiſche Teilnahme im engliſchen Volk, aber dabei blieb es. Die alliierten Mächte hatten weder die Kühnheit noch den Willen, ſich der Revolution als Mittel gegen den Feind zu bedienen, und die Völker nahmen weiter keinen Anteil an dieſem Krieg, als daß ſie bluteten und Geld zahlten. Worcell jedoch hoffte und hoffte bis zum letzten Augenblick, und als ſein Freund Joſeph Mazzini (von dem Worcell einmal in meiner Gegenwart ſagte, er ſei der reinſte Charakter, den er je im Leben gekannt) an ſeinem Sterbelager ſtand, um Abſchied von ihm zu nehmen, da flüſterte Worcell mit der kaum noch vernehmbar ſchwachen Stimme: „Wenn ſich die Völker einſt wieder erheben, dann vergeßt auch Polen nicht.“ — Ja, und wenn Polen einſt ſeinen Märtyrern im Glanz der mit ihrem Blut erkauften Freiheit ein Denkmal ſetzen ſollte, ſo muß es den Namen von Stanislaus Worcell in die erſten Reihen ſchreiben, denn er hat den Tod, der bitterer iſt als der auf dem Schlachtfelde, für ſein Vaterland gelitten. Als ich am Trauerhauſe anlangte, fand ich bereits zahlreiche Gruppen der Verbannten aller Länder davor verſammelt, von Scharen neugieriger Engländer jeden Alters und Geſchlechts umgeben, die mit Staunen auf die vielen ihrem Inſelland Fremden hinſahen und auf das Ungewöhnliche, aller engliſchen Sitte Widerſprechende, warteten. Ich trat in das Haus und in das offene Zimmer des

Erdgeſchoſſes, wo der Sarg ſtand. Er war noch offen, damit alle noch einen Blick auf das edle Antlitz werfen könnten. Die Züge hatten eine plaſtiſche Schönheit; auf der reinen, faltenloſen Stirn, von grauem Haar umgeben, lag die Verklärung der Überwinder. Ein engliſcher Künſtler, ein poetiſcher Menſch, naher Freund des Verſtorbenen und auch mir bekannt, trat mit mir zum Sarg. Wir ſprachen leiſe zuſammen von dem wunderbaren Geheimnis des Todes, der die Züge edler, großer Menſchen faſt immer verklärt und ihnen den Stempel deſſen aufdrückt, was die Grundeſſenz ihres Daſeins geweſen iſt und was im bewegten Leben ſo oft durch Wolken der Seele und durch phyſiſche Einflüſſe verdüſtert wird. Das anſtoßende Zimmer war gedrängt voll Menſchen; alle nationalen Typen waren hier zu finden: Polen, Ruſſen, Italiener, Franzoſen, Deutſche; auch Engländer fehlten nicht, und ein Maler hätte eine prächtige Auswahl ſchöner Studienköpfe gefunden. Die Dame des Hauſes mit ihren Töchtern folgten dem Sarge des verehrten Mietsmannes in einem Wagen, und ſie bat mich ſo dringend, für den weiten Weg mit ihnen darin Platz zu nehmen, daß ich es annahm, obwohl ich lieber zu Fuß gefolgt wäre. Wir fuhren hinter dem Leichenwagen, dann kamen die Polen paarweiſe zu Fuß, dann die Fahnenträger mit den Fahnen der verſchiedenen Nationalitäten, in der Mitte die große rote Fahne der allgemeinen Republik; hinter den Fahnenträgern kam ein Muſikchor, den Beethovenſchen Trauermarſch ſpielend, dann ſchloß ſich der lange Zug der Emigrierten anderer Nationen an. Das ſchöne Wetter begünſtigte das Schauſpiel für die Scharen der Neugierigen, die folgten.

Meine Gefährtinnen hörten nicht auf, mit Tränen der Liebe und Verehrung von dem Toten zu erzählen. Es waren gute, liebevolle Weſen aus dem kleinen Bürgerſtand, bei denen die Güte des Herzens den Mangel höherer Bildung erſetzte. Sie hatten den Toten gepflegt, geliebt, geehrt, und betrauerten ihn jetzt wie einen teuren Verwandten. Uner-

ſchöpflich waren ſie im Lobe ſeiner Güte, Freundlichkeit und Teilnahme.

„Ach," ſagte die Mutter, „wenn wir in irgendeiner häuslichen Verlegenheit waren, wie ſie bei Leuten unſeres Standes öfter vorkommen, ſo ging ich zu ihm und ſagte: „Lieber Herr Worcell, was ſoll ich tun? Dann hörte er mich an, beriet und überlegte, als wäre es ſeine eigene Sache."

„Und er hatte auch ſo viel Geſchmack," verſetzte die Tochter, „wir kauften kein Kleid, keinen Hut, ohne ſeinen Rat, und er riet immer das Schönſte."

„Ja, und oft, wenn er traurig war," begann die Mutter wieder, „und ich neben ihm ſaß und nichts zu ſagen wußte, was ihn hätte tröſten können, dann nahm er plötzlich meine Hand und ſagte mit ſeiner leiſen Stimme: Ich weiß, Sie ſind meine Freundin."

Dieſe rührenden Züge von einem, der einſt ſo hoch geſtanden hatte auf der Leiter irdiſcher Ehren und durch Geiſt und Bildung dieſen armen Frauen ſo ſehr überlegen geweſen war, bewegten mich tief und erinnerten mich an ein reizendes kleines Erlebnis, das ich ſelbſt mit Worcell gehabt hatte und das mir damals ſchon die ganze Tiefe ſeines Gemüts erſchloß. Am erſten Weihnachtsfeſt, das ich im Herzenſchen Hauſe erlebte, hatte ich mir ausgedacht, anonym eine kleine Überraſchung für Worcell zu bereiten, der damals, ſehr leidend, außerſtande war, viel Stunden zu geben, und ſich in den dürftigſten Umſtänden befand. Ich wählte dazu einige Foulard-Taſchentücher, die ich ſelbſt ſäumte, und verſchiedene andere Kleinigkeiten, die ihm nützlich ſein konnten. Die Herzenſchen Kinder, denen ich meinen Plan mitteilte, waren entzückt davon, da ſie den ehrwürdigen Mann auch kindlich verehrten, und beſchloſſen gleich, dazu beizutragen und einen Teil ihres Taſchengeldes dazu zu verwenden. Nichts begünſtigte ich lieber in den Kindern als ſolche Regungen, das Gute und Freundliche im geheimen zu tun, ohne Anſpruch auf Dank und Anerkennung. So wurde denn am Weihnachtsabend, ohne daß ſelbſt Herzen etwas davon wußte, ein

ſchön gefülltes Körbchen zu Worcell hingeſchickt in ſolcher Weiſe, daß er nicht ahnen konnte, von wo es komme. Wie es aber zu gehen pflegt, daß Mißgunſt und kleinlicher Neid den Weg in die zarten Geheimniſſe freundlicher Seelen zu finden wiſſen, um hämiſch die unſchuldige Freude zu ſtören, ſo hatten dennoch, ich weiß nicht wie, jene früher erwähnten mißgünſtigen Polen ausfindig zu machen gewußt, wer die Gabe geſandt. Sie hatten es Worcell ſo darzuſtellen gewußt, als ob es eine Art Almoſen ſei, ſo daß dieſer, wie ich erfuhr, tief verletzt war. Entrüſtet über ſolch ein abſcheuliches Verfahren ſchrieb ich an Worcell, erzählte ihm einfach, wie ich ihm eine Freude habe machen wollen, wie die Kinder in herzlicher Liebe ſich mir darin angeſchloſſen, und bat ihn, von der Unmöglichkeit einer andern Auffaſſung der Sache überzeugt zu ſein. Am Nachmittag, als wir nach dem Eſſen noch alle im Eßzimmer verſammelt waren, trat Worcell ein. Herzen, der nun auch von der Sache unterrichtet war, ging ihm etwas befangen entgegen, aber Worcell ſagte: „Heute komme ich nicht, um S i e zu ſehen.“ Er kam auf mich zu, und fuhr fort: „Heute komme ich zu Ihnen,“ drückte mir warm die Hand, ſetzte ſich zu mir und blieb ein paar Stunden in angeregter, geiſtvoller Unterhaltung bei mir ſitzen. Jenes Vorfalls erwähnte er mit keinem Wort; aber es war auch nicht nötig; wir hatten uns verſtanden, und mit einem freundlichen Blick zog er eines jener Taſchentücher hervor, die im Korb geweſen waren.

Wir waren endlich alle in Schweigen und Erinnerungen verſunken auf dem ſtundenlangen Wege. Ich dachte daran, wie ich nun ſchon zum dritten Male dieſen Weg zum ſchönen Kirchhof von Highgate fahre, der auf einem Hügel liegt, von wo der Blick fernhin über das endloſe Häuſermeer von London hinſchweift, das ſich am Horizont im Duft verliert. Das erſte Mal hatte ich auch ein Mitglied der Flüchtlingsſchaft hinausbegleitet, jene Frau von Brüning, deren Haus eine Heimat für die Exilierten geworden war, mit deren Tod

ein ganzer Lebenskreis zerfiel, und um deren Grab ein großer Kreis von Trauernden ſtand. — Das zweite Mal war mein Herz tiefer leidtragend dabei geweſen; da führten wir im engen Freundeskreiſe die holde Freundin hinaus, die auf dem Gipfel der ſchönſten Hoffnung, die des Weibes Leben krönt, plötzlich ſtarb. Ihr Begräbnis war eine wehmutsvolle, poeſieerfüllte Feier der Liebe. — Dies dritte Mal war es die Teilnahme an einer erhabenen Trauer, wie um den Tod eines Helden, die mich hinführte. — Auch in meinem perſönlichen Leben bezeichneten dieſe drei Fahrten drei Abſchnitte. Das erſte Mal war ich noch im Anfang des harten Flüchtlingslebens geweſen, reſigniert, ſtark, feſt, auf die Arbeit angewieſen, ohne Glückempfindung, aber über den herbſten Schmerz der Vergangenheit gefaßt. — Beim zweitenmal ſtand ich auf einer reinen Höhe meines Daſeins; ich hatte die ideale Vollendung jedes Lebens gefunden: die ſegenerfüllte Heimat der freien Wahl, der ſchönſten menſchlichen Sympathie. Die Verſtorbene hatte mich in dieſer Heimat gekannt und ſich meines Glücks gefreut. — Nun kam ich wieder allein, ein einſamer, heimatloſer Wanderer; nicht feſt und freudlos unerſchrocken wie das erſte Mal, ſondern mit der ungeheilten Wunde der zerriſſenen letzten Poeſie des Lebens im Herzen!

Wir waren endlich in Highgate angelangt. Leider trug man, dem engliſchen Vorurteil zuliebe, den Sarg dort erſt in die Kapelle. Hätte man überhaupt von Religion ſprechen wollen, ſo hätte der Sarg in eine katholiſche Kapelle gehört, da Worcell als Katholik getauft worden war. Er hatte aber ſchon lange nicht mehr in jene engen Formen gehört, ſondern ſich zu der Religion der Menſchlichkeit und Freiheit bekannt, in der das unverſtändliche Murmeln eines geiſtloſen Prieſters keine Bedeutung mehr hat, ſondern wo jeder Menſch, deſſen Herz für Wahrheit und Güte ſchlägt, ein Prieſter iſt. Als man aus der Kapelle trat, nahten die erſten Vertreter der Emigration, um den Sarg auf ihren Schultern den Hügel hinauf zu tragen: Mazzini, Herzen, Ledru-Rollin

und andere. — Alle drängten ſich zu dieſer letzten Ehrenbezeugung. Am Grabe wurden ringsum die Fahnen aufgepflanzt. Zuerſt ſprach ein Pole in ſeiner Mutterſprache, dann trat Ledru-Rollin hervor (den ich hier zum erſten Male ſah und zum einzigen Mal ſprechen hörte) und ſagte:

„Mitbürger! Noch einer der unſern, der weder das Signal des Erwachens noch den Siegesjubel hören wird! Immerfort düſtere Erlebniſſe, immerfort Trauer, immerfort Tod! Nichts unterbricht die Stille des Exils, als nur der Klageton des Schmerzes. Schon ruht in allen Teilen der Erde von unſerem Staub, und auch wir, die wir hier verſammelt ſind ohne Vaterland, ohne Herd, ohne Familie — haben wir eine andere Gemeinſchaft mit dem Boden, auf dem wir ſtehen, als die des Grabes?

Und im Angeſicht dieſes düſtern Bildes triumphiert das Laſter, von Weihrauch umgeben, toll vom Rauſch des Stolzes. Betrachtet man dieſen ungeheuren, unerklärlichen Kontraſt, ſo könnte man zweifeln, ob es ein Geſetz des Fortſchritts, ein ewiges Geſetz der Wahrheit und Gerechtigkeit gäbe, wenn unſere Toten nicht wären, die den Stempel unveränderlicher Heiterkeit, unüberwindlicher Hoffnung tragen und uns zu Propheten werden, an denen ſich unſere Seelen ſtärken und aufrichten.

Inmitten unſeres Schmerzes laßt uns alſo dem Tod einen Troſt entnehmen, da er zur Kraft für uns geworden iſt! Zürnen wir ihm nicht, da er für uns ſtreitet und unſere Zahl unter ſeinen Schlägen vermehrt! Verſtehen wir es, daß, wenn ſich unſere Reihen im Exil lichten, ſie ſich in der Heimat verſtärken durch die Kraft der Belehrung und die befruchtende Größe des Beiſpiels!

In der Tat, wie er auch kommen möge, dieſer Tod — langſam, Tropfen um Tropfen, auf dem Bett des Elends, in den Kerkern, unter dem ungaſtlichen Himmel von Afrika und Cayenne, oder raſch und gewaltſam von Henkershand, überall und in welcher Form es ſei, trifft er den gleichen Empfang: Stärke und Unerſchrockenheit, kein Murren, kein

Bedauern außer dem einen: nicht mehr kämpfen zu können, und immer den begeisterten Blick des Kriegers, der im Fallen noch in die Fernen der Zukunft taucht und den naheliegenden Sieg verkündet.

Ach, es ist kein Zweifel: unsere Prüfungen sind lang und grausam, aber unsere Aufgabe ist auch groß, und wir mußten erst alle Wunden und alle Quellen des Schmerzes in unseren Herzen tragen, um siegreich aus jenen Prüfungen hervorzugehen.

Denn es handelt sich heutzutage nicht mehr bloß darum, ein Vaterland wieder zu erobern, oder eine Regierungsform zu wechseln: es handelt sich um eine gänzliche Umwälzung der Gesellschaft. Es gilt das Joch von Jahrhunderten zu brechen, Vorurteile und Finsternisse durch Wissenschaft und Licht zu überwinden. Keine Sklaverei sei mehr auf Erden, sei sie offen oder versteckt, heiße sie Dienstbarkeit oder Proletariat: An ihre Stelle trete die freie Arbeit der Assoziation als die Basis der künftigen Gesellschaft. Es gebe keine tributpflichtigen, von Fremden beherrschten Völker mehr; Gleichheit und Solidarität sei zwischen den einzelnen! Gleichheit und Solidarität zwischen den Völkern!

Solidarität der Völker! Wort, das in meiner Seele eine ruhmvolle und traurige Erinnerung weckt! Denn dieser neunte Februar, an dem wir heute Trauer tragen, war vor acht Jahren für Italien ein Tag der Freude und der Auferstehung. An ihm erhob sich das gebeugte Rom der Päpste als Republik. O Italien, Mutter unserer vergangenen Zivilisation, große Lehrerin des Okzidents, du, die durch das Frankreich der Prätorianer erstickt wurde, empfange aus meinem Munde, dem Munde eines Besiegten unserer Sache, empfange im Namen des republikanischen Frankreichs dies Wort der Sühne: Der Tag wird wiederkehren, wo sich die Fahne wieder erheben wird, auf der geschrieben steht: ‚Einer für alle, alle für einen.‘ Am dreizehnten Juni wurde sie zerrissen; aber sie wird dennoch die Erde erobern, und an dem Tage wird das Morgenrot der allgemeinen Republik auf-

gehen. Ja, die allgemeine Republik, die Solidarität der Menſchheit, das iſt es, was wir, Bruchſtücke ſo vieler Völker, hier als Hoffnung in uns tragen. Brüder! das iſt mehr wie eine politiſche Idee, das iſt ein Glaube, ein Dogma, eine Religion, deren Propaganda aus den Gräbern ſteigt. Der Proſelytismus der Deſpotie empört und vergeht, während der der Märtyrer rührt, überzeugt, ergreift und bleibt.

Dann erſt, wenn man um ſich her ſo viele Bekenner des eignen Glaubens hat fallen ſehen, verſteht man ganz die Worte des Pſalmiſten: ‚Ihre Gebeine werden das Feld ihres Glaubens befruchten und ihr Tod wird noch mehr nützen als ihr Leben.‘ So wird es mit dem Tod des großen Patrioten ſein, deſſen Überreſte wir hier begraben; wir mußten ihn verlieren, damit er uns ganz offenbar werde. Das Leben Stanislaus Worcells war in der Tat ſo einfach, ſo beſcheiden, ſo frei von jeder Oſtentation, ſo wahrhaft republikaniſch, daß ſelbſt ich, der ich ihn zwanzig Jahre gekannt habe, erſt ſeit geſtern das ganze Maß ſeiner Hingebung, die volle Ausdehnung ſeines Opfers kenne.

Während ſo viele andere heutzutage ſich entehren, um ſich zu bereichern und zu erheben, während das Geld ihr Gott und die Habſucht ihre Tugend iſt, während die Geſellſchaft in ihrem Schwindel an das Kapitel im Machiavell erinnert, das zum Titel hat: ‚Von denen, die ſich durch ihre Verbrechen zu Fürſten machen‘, genügte es für Worcell, geboren zu werden, um ein Großer dieſer Erde zu ſein. Aus einem alten ariſtokratiſchen Geſchlecht, Beſitzer unermeßlicher Reichtümer, mit fürſtlichen Familien verwandt, hat er Ehren, Rang, Vermögen in den Abgrund geworfen, in dem ſein teures Polen verſank. Eine Macht der alten Welt, hat er ſich ohne Aufſehen, ohne Prahlerei zu einem einfachen Bürger der neuen Welt gemacht. Er hat noch mehr getan! Er, ſo zärtlich, ſo gut, ſo liebevoll, er hat um ſeiner heiligen Sache willen die ſüßeſten Bande zerriſſen. Seine Gattin, ſeine Kinder, die ſich in den Schutz des Henkers begeben haben und überhäuft ſind mit Gnaden, er hat ſie verleugnet,

wie durch eine unreine Tat beſchimpft. Er hat die Bande der Familie zerriſſen, um deſto beſſer in die große Familie der Menſchheit einzutreten. Ehre ſolcher antiken Tugend! —

Siebenundzwanzig Jahre hat er dieſe Agonie der Seele und des Leibes getragen, ohne zu wanken, ohne ſich jemals zu beugen. Ein Zeichen, ein Wort hätte genügt, alles wieder zu erlangen; er hat alles verachtet!

Siebenundzwanzig Jahre glorreichen Kampfs! Er hat ſich wörtlich Tag für Tag, Stunde für Stunde mit dem Elend gemeſſen — immer ruhig, immer gütig, immer er ſelbſt, und hat nicht aufgehört, dem Unglück zuzulächeln, wie andere dem Glück.

Und dieſes Märtyrerleben iſt durch einen Tod gekrönt worden, der nicht minder einfach, nicht minder groß iſt. Als er ſchon nicht mehr reden konnte, verlangte er die Feder und ſchrieb: ‚Ein treuer Kämpfer, habe ich meine Aufgabe hier vollendet, möge ein andrer mich ablöſen; ich gehe, ſie anderswo fortzuſetzen.‘ — Brüder! In der Gegenwart eines ſolchen Endes, hatte ich nicht recht zu ſagen, daß der Tod ſelbſt, dieſe geheimnisvolle Macht, die erhebt und größer macht, für uns kämpfe?

Dies iſt nicht der pomphafte eitle Tod des Stoikers, der die Menge der Menſchen mit Verachtung durchſchritten hat und nur damit beſchäftigt geweſen iſt, über die Eigenſchaften ſeiner unſterblichen Seele zu reden. Es iſt auch nicht der egoiſtiſche Tod des Chriſten, der das Gute auf Erden tut, um ſich im Himmel einen ſichern Lohn zu erwerben, und dennoch, bis zum letzten Augenblick, von den Schrecken der Ungewißheit über ſeine Rettung geplagt wird. Nein, es iſt dies der Tod eines Apoſtels der Menſchheit, der für die Schätze, die er von ihr empfangen hat — Schätze des Geiſtes, durch Jahrhunderte her aufgehäuft —, ſie ſelbſt wieder bereichert hat durch ſeine rückhaltloſe, ſelbſtloſe Hingebung. Es iſt der Tod des wahren Freiheitskämpfers, der an einen unendlichen Fortſchritt glaubt, unaufhörlich hofft, zu ihm beizutragen, und ſich von Sphäre zu Sphäre hebt, um

ihn in Ewigkeit anzuſchauen. O wie wünſchte ich unſere Feinde herbei, um dieſe Totenfeier mit anſchauen zu können! Sie würden uns hier alle, von demſelben Gefühl ergriffen, von demſelben Gedanken bewegt, vereinigt finden. Hier auf dem Niveau des Todes, wo die Leidenſchaften ſchweigen und die Seele ſich von aller Selbſtſucht befreit, hier ſind wir wahrhaft wir ſelbſt, d. h. das, was Edles, Erhabenes, Ideales in uns iſt. Wir fühlen hier, bei der Betrachtung eines ſolchen Lebens und Todes, daß, wenn wir auch über die Mittel uneins ſind, wir doch alle nur dasſelbe Ziel haben: den Kultus des Großen, Schönen, Wahren, des Heiles der Menſchheit.

Brüder, laßt denn die Macht der Sehnſucht nach der Erfüllung unſeres Zieles dasſelbe tun, was hier der Tod tut: laßt ſie uns vereinigen zum Kampfe, wie uns dieſe Ruheſtätte hier vereinigt. Es bleibe nur *ein* Wetteifer zwiſchen uns: der der Opferfreudigkeit und Hingebung, und nur *eine* Liebe: die Liebe zur Menſchheit."

Lange, anhaltende Rufe und ein Blumenregen auf den Sarg, der nur langſam in die Gruft hinab ſank, folgten dieſer Rede. Noch einen Blick hinunter, noch einen Händedruck den guten Frauen, und ich wandte mich, um ſtill und bewegt den Rückweg anzutreten. Da kam Franz Pulszky, gab mir den Arm und führte mich in ſein in Highgate nahe beim Kirchhof gelegnes Haus, um den Tag dort im Kreiſe der liebenswürdigen Familie zu beſchließen. Als ich aber am Abend mein einſames Zimmer wieder betrat, tönte durch meine Seele die große Symphonie des Todes in erhabnen Klängen, und ich dachte, wie an jenem Grabe die Worte lebendig geworden waren, die der Prieſter, ohne Empfindung, in der Kapelle hergemurmelt hatte: „Tod, wo iſt dein Stachel? Hölle, wo iſt dein Sieg?" —

Einige Tage nachher brachte die Times einen Leitartikel über dies Begräbnis, das im franzöſiſchen Moniteur mit vieler Galle und großem Aufheben beſprochen worden war. Zu einer andern Zeit hätte die Times vielleicht ſich auch ſehr

bedenklich geäußert, jetzt aber lag es in ihrem Intereſſe, dem Moniteur gegenüber die Flüchtlinge in Schutz zu nehmen. Freilich war es ein Schutz, der einem Almoſen ähnlicher ſah als der gaſtlichen Aufnahme am Herd eines freien Volkes, „denn," ſagte ſie, „was bedeuten in der großen Weltſtadt London eine Handvoll Flüchtlinge, von denen niemand etwas weiß? Wenn ſie ſich gut betragen und nichts gegen die engliſchen Geſetze tun, ſo mögen ſie in Ruhe hier wohnen." Natürlich freute ſie ſich dann weiter mit großem Selbſtgefühl der Vortrefflichkeit des engliſchen Staats, der gar keine Notiz nehme von den politiſchen Agitatoren und damit ihrer Bedeutung ein Ende mache, während der Kontinent ſich fortwährend um ſie beunruhige und ihnen dadurch erſt eine Bedeutung gebe. Die Times hatte in dem Augenblick nur ganz vergeſſen, daß das engliſche Volk noch vor kurzem einigen dieſer jetzt im Winkel geduldeten Flüchtlingen jubelnd zugejauchzt und ſie mit ſolchen Ehrenbezeugungen empfangen hatte, wie ſie ſelten einem König zuteil werden. Sie hatte ferner vergeſſen, daß ein Flüchtling anderer Art, wiewohl auch ein politiſcher, einſt ebenfalls in einem Winkel von London *geduldet* lebte, deſſen Allianz das ſtolze Albion nun, da er auf einem Throne ſaß, noch vor kurzem eifrig geſucht hatte, und den ſie noch immer, wenngleich mit einem ſauerſüßen Ton, den Alliierten nannte. Sie hatte eben überhaupt vergeſſen, daß die menſchlichen Geſchicke wandelbar ſind, und daß ſie vielleicht noch einſt die Allianz der Partei, zu der jene Eckenbewohner gehörten, ſuchen würde. — Aber was war denn auch die Times? Das Organ der öffentlichen Meinung, ſagten viele. Das war ſie aber ſo wenig, daß zwei Stunden, nachdem ſie ausgegeben war, die Majorität der Leſer genau das wiederholte, was die Times als das Richtige proklamiert hatte, wenn ſie Tags vorher auch noch ganz verſchiedener Meinung geweſen waren. Was war ſie alſo? Sie war der große „Standard" des Erfolgs, und darin lag das Geheimnis ihrer Macht; denn ſind nicht auch die meiſten Menſchen Sklaven des Erfolgs? So lange

z. B. die Allianz mit Frankreich für England ein Bedürfnis war, ſtand Louis Napoleon unter dem allmächtigen Schutz der Times, und ſie nahm keinen Artikel an, der gegen ihn geſchrieben wurde. Seit ſich aber das Blatt gewendet hatte, erſchienen plötzlich jene Artikel, die alſo offenbar ad acta gelegt worden waren, und ſie erſchienen nicht etwa, weil die Times den humanen Standpunkt, von dem aus ſie geſchrieben wurden, teilte, ſondern weil ihr die Artikel jetzt gelegen waren, um dem Alliierten eine Ohrfeige zu geben. Allerdings nützten ſie immer noch, und es war gut, daß ſie geleſen wurden; nur war es nicht die Prinzipientreue der Times, die ſie an das Tageslicht gebracht hatte. Gerade zu der Zeit brach Streit zwiſchen der Schweiz und Preußen aus, und die Times ſtand ſogleich mit Enthuſiasmus auf der Seite des freien Volkes, weil ſie im voraus wußte, daß ganz Europa auf dieſer Seite ſtehen würde. Durch ihre vortrefflichen Hilfsquellen befähigt, kennt ſie im voraus die Seite, auf die die Wagſchale ſich neigt, und bläſt in die Poſaune des Erfolges. Dieſem Schlachtruf folgt dann der Teil des Publikums, deſſen Exiſtenz auch am Erfolg hängt: die Männer der Börſe, der City, überhaupt alle, deren Steuer nicht ein feſtes ſittliches Prinzip iſt, das ſie mutig durch die Wechſelfälle des Lebens führt, ſondern die Gier nach den goldnen Früchten des Augenblicks.

Zweites Kapitel

Perſönliche Beziehungen und Teilnahme an fremden Schickſalen

Meine Beziehungen zu Mrs. Bell wurden immer inniger und freundſchaftlicher. Sie kam ſo oft ſie konnte, und ich bewunderte immer mehr die außerordentlichen Anlagen ihrer künſtleriſch begabten Natur. Ihre Lage wurde jedoch immer troſtloſer, der Riß zwiſchen ihr und den Ihrigen immer weiter. Endlich erklärten ihr der Vater und der Mann, daß ſie das Kind als „ward in chancery“ geben, oder es in

eine Penſion zur ferneren Erziehung tun würden, um es den verderblichen Einflüſſen der Mutter zu entziehen, die durch die „Fremden, mit denen ſie verkehre, und die überhaupt alle gute, altengliſche Sitte verdürben", noch vermehrt würden. Der Gedanke, das Kind als „ward in chancery", d. h. als Mündel des Gerichtshofs der „chancery" zu ſehen, war für die Mutter ein Todesſchlag. Es entzog die Erziehung des Kindes für immer ihrem Einfluß, zufolge der in Beziehung auf die Frau ſo ungerechten engliſchen Geſetze. Dagegen vor Gericht zu proteſtieren, hatte ſie keine Macht, denn der Wille des Vaters war darin entſcheidend. So zwiſchen zwei Übel geſtellt, wählte ſie das, das wenigſtens die Hoffnung auf eine zu ermöglichende Änderung ließ: die Penſion; wiewohl ſie bisher den Gedanken weit von ſich geworfen hatte, ihr Kind einer jener engliſchen Penſionen anzuvertrauen, in denen die Heuchelei und Konvention beinah prinzipiell anerzogen werden. Sie erklärte ihren Tyrannen, daß ſie darein willige, das Kind von ſich zu geben, wenn ſie ihr erlauben wollten, ſelbſt nach einer Penſion zu ſuchen. Sie kam dann zu mir, um mich zu bitten, ſie auf dieſen Wallfahrten zu den verſchiedenen Schulen und Erziehungsanſtalten zu begleiten. Natürlich tat ich dies ſehr gern, teils um ihretwillen, teils um die Zuſtände des engliſchen Schulweſens näher kennen zu lernen. Da trat mir denn freilich in Wirklichkeit entgegen, was mir aus engliſchen Romanen und mündlichen Schilderungen bereits bekannt war. In den meiſten dieſer boarding-schools oder Erziehungsanſtalten (natürlich gab es auch ehrenvolle Ausnahmen) waren die zwei Hauptgeſichtspunkte der Erziehung: die Beobachtung der formellen Frömmigkeit und der formellen Feinheit des Betragens, d. h. des ladylike-Seins. Um die hohe Reſpektabilität und Vortrefflichkeit einer boarding-school zu bezeugen, dazu gehörte erſtens: daß irgend ein „Reverend", ein Paſtor, darin den Religionsunterricht erteilte, ferner daß jeden Morgen gemeinſchaftlich Gebete hergeſagt wurden, daß die Penſionärinnen Sonntags, von der Lehrerin ange-

führt, wenigſtens einmal zur Kirche zogen, daß ſie am Sonntag nicht muſizierten, malten, nähten, ſpielten, ja nicht laſen, außer im Gebetbuch. Dann kam das Betragen, d. h. alſo, daß die jungen Mädchen gehen, ſtehen, ſitzen mußten, wie es ſich für eine junge lady gehörte, daß ſie niemals ſo „vulgar“ ſein durften, vertraulich mit Dienſtboten zu ſprechen — mit Menſchen von noch geringerem Stande natürlich noch weniger (denn die Unterſchiede der Stände ſind ja von Gott eingeſetzt!), daß ſie bei Tiſch Meſſer und Gabel in der vorgeſchriebenen Weiſe halten, daß ſie „modest“ im Benehmen ſein mußten, d. h. niemals von Herzen laut auflachten, ſich im Wohnzimmer nie raſch bewegen durften uſw. Aber Kleider bis aufs äußerſte ausgeſchnitten durften ſie tragen; ja es wäre ſogar unpaſſend geweſen, wenn ſie abends im drawingroom anders erſchienen wären. Das übrige Lernen verhielt ſich dieſen Hauptſachen analog und war im höchſten Grad oberflächlich, nur auf das „finishing“, das Fertigmachen abgeſehen, wie es denn auch eigentliche „finishing schools“ gab, wo nur der letzte Firnis aufgetragen wurde. Welch ein furchtbares Mißverſtändnis: Schulen um f e r t i g zu machen! Sollte doch die Schule gerade dazu dienen, dem Menſchen die Bahnen anzuzeigen, auf denen er immer weiter wandeln und n i e fertig werden ſoll. Sollte ſie ihm doch die Augen öffnen, um mit dem eigenen Blick die Welt zu betrachten und von innen heraus die Form ſchön und edel zu entfalten, nicht aber ihm von vornherein eine Maske vortun, die die Maske aller iſt und in der jeder individuelle Charakterzug verſchwindet. Wir ſahen mehrere ſolcher Erziehungsanſtalten und wandten uns mit Widerwillen davon ab. Dann beſuchten wir auch einige der noch nicht ſehr lang entſtandenen, ſogenannten Ladies-Colleges, in denen allerdings ein großer Fortſchritt zum Beſſeren ſich anbahnte. Sie boten nur Klaſſen für höheren Unterricht in allen möglichen Fächern, der von Lehrern erſten Ranges erteilt wurde. Erſt als man ſah, wie wenig die Mädchen, die dieſe Klaſſen zu beſuchen kamen, durch gründlichen Elementarunterricht

vorbereitet waren, fügte man auch Schulen mit Elementarklaſſen hinzu. Dieſe Colleges entſprachen einem höheren Bedürfnis der Ausbildung für das weibliche Geſchlecht; ſie waren eine Errungenſchaft des Geiſtes, der aus den Schranken alter Vorurteile hinausdrängte zu freierer Entwicklung. Das religiöſe Element war dabei ganz untergeordnet; die Teilnahme daran war eine Sache der freien Wahl und kein konventioneller Zwang wie in den boarding-schools. Meiſt waren edle Frauen, von höherer Einſicht geleitet, Gründerinnen dieſer Colleges. Ich kannte eine von ihnen, eine alte Mrs. Reed, die das „Bedfort Ladies-College“, zum größten Teil aus eigenen Mitteln, gegründet hatte. Sie war eine der feinen, tiefgebildeten energiſchen Naturen, wie ſie das engliſche Leben, als Ausnahmen gewiß, aber dann auch, wie ſchon öfter bemerkt, in ſeltenſter Qualität hervorbringt. Klein von Geſtalt, mit einem geiſtvollen Geſicht, von weißem Haar umgeben, faſt immer leidend, aber dabei immer liebenswürdig und geiſtig bewegt, war ſie eine jener ſympathiſchen Erſcheinungen, durch die man nie verletzt, ſondern geiſtig angeregt und gemütlich befriedigt wird. In ihrem ſchönen, komfortablen Haus in Regents-Park, wo ſie allein mit einer Schweſter lebte, verbrachte ich manche gute Stunde. Sie bewies mir ein beſonderes Wohlwollen, und ich hegte für ſie eine töchterliche Neigung. Wie ganz ſie in der Aufgabe lebte, der ſie ſich gewidmet, und auf die ſie, in echt engliſcher Weiſe, alle Kraft ihres Geiſtes und ihrer pekuniären Mittel konzentrierte, um, was ſie tat, ganz und gut zu tun, beweiſt folgendes Fragment eines Briefes, den ſie an eine Dame ſchrieb, die ſie aufgefordert hatte, ſich an einer Sammlung zur Förderung der Sache der Freiheit in Italien zu beteiligen:

„Ich ſtehe keinem nach im Haß gegen Tyrannei, Unterdrückung, Ungerechtigkeit aller Art. Italien hat beſondere Anſprüche an meine Sympathie und Liebe. Aber ich habe mich einer Aufgabe in der Heimat gewidmet und darf mir nicht erlauben, davon abzuſchweifen. Unſer College bedarf

gar ſehr des Geldes, und jeder Schilling, den ich erübrigen kann, geht dahin, denn es ſind wenige, die uns helfen! Die Frauen mögen untergehen — kein Mann kümmert ſich darum. Sie ſind Ihrer edlen Sache ſo ergeben, daß Sie vielleicht nicht bemerken, was um uns her vorgeht: den beklagenswerten Zuſtand, in dem die Erziehung der ‚Ladies‘ iſt, und die Art von Teufels-Kreuzzug, der dagegen gepredigt wird. Man muß genau mit einem unſerer ‚Colleges‘ bekannt ſein, um die Stärke der Oppoſition zu verſtehen, die dagegen gemacht wird; eine Oppoſition, an deren Spitze die Geiſtlichen ſtehen, die falſchen Freunde der Frauen zu allen Zeiten, die ihre Autorität und ihren zu großen Einfluß von jeher mißbrauchten; eine Oppoſition, die in jeder Familie hervorgerufen wird durch den Geiſt des Monopols unter den Männern. ‚Unſere jungen Männer lieben die ‚Colleges‘ nicht,‘ ſagte mir kürzlich eine Dame, welche kam, um das unſere zu ſehen, aber ohne ihre Töchter, weil das ‚eine zu offene Nichtachtung der Meinung ihrer Brüder‘ geweſen wäre. — Ja die Oppoſition ging ſo weit, daß es eine Zeitlang in Frage ſtand, ob wir die Sache aufgeben oder mit allen erdenkbaren Opfern dafür fortkämpfen ſollten. Wir entſchieden uns für das letztere.“

Zu dieſer trefflichen Frau führte ich auch Mrs. Bell, und ſie wurde von ihr auf das wohlwollendſte aufgenommen und beraten. Sie entſchied ſich auch für eins der „Colleges“, dem eine Penſion beigeſellt war, und wo auch ihrem Einfluß noch ein Feld übrig blieb, da ſie die Tochter dort öfter hätte ſehen können. Mit dieſem Vorſchlag trat ſie in der Familie hervor, indem ſie zugleich ihrem Mann erklärte, daß ſie, wie ſie immer geſagt habe, ſelbſt das Haus verlaſſen würde, ſobald ihr Kind es verlaſſe, weil dieſes das einzige Band ſei, das ſie noch an dasſelbe binde. Ihr ward nur Hohn zur Antwort. Das Kind in eins der Colleges, in dieſe von „fremden Ideen“ durchdrungenen Anſtalten zu geben, ſei außer aller Frage; man habe bereits eine in jeder Beziehung „respectable“ Erziehungsanſtalt

gewählt, und die Schmach, das Haus zu verlaſſen, würde ſie ſich doch wohl ſelbſt nicht antun, da es in England die höchſte Schande für eine Frau ſei, das Haus zu verlaſſen, und die Schuld davon unwiderruflich auf die Frau zurückfalle. Mrs. Bell kam in Verzweiflung zu mir; die Penſion, die man genannt hatte, war gerade eine von jenen, in denen am meiſten die oben beſchriebenen Geſichtspunkte herrſchten und die ihr darum einen unausbleiblichen Geiſtestod für ihr Kind in Ausſicht ſtellte. Dazu fühlte ſie es als abſolute Notwendigkeit, aus dem Haus zu gehen, wenn das Kind fort ſei. In dieſer Hölle allein fortzuleben war auch für ſie, phyſiſch und moraliſch, der Tod. Wir überlegten, tief bekümmert, was zu tun wäre. Endlich beſchloſſen wir, zu einem alten Advokaten zu gehen, demſelben, der einſt ihren Ehekontrakt gemacht hatte. Sie kannte den Kontrakt nämlich nicht, da ſie bei Schließung ihrer Ehe noch ſo jung und gänzlich unerfahren alles mit ſich hatte machen laſſen, was die Herren ihres Schickſals wollten. Sie hatte nie ſelbſt über Geld zu verfügen gehabt, wußte nicht, welche Mitgift ihr der Vater ausgeſetzt hatte, da alles in die Hände des Mannes gegeben worden war, der ihr nach ſeinem Gutdünken kleine Summen gab. Nun hatte ſie aber in Erfahrung gebracht, daß ſie vom Advokaten Kenntnisnahme des bei ihm niedergelegten Kontrakts und eine Abſchrift fordern könne. Wir beſchloſſen alſo, uns wenigſtens zu verſichern, welches ihre äußere Lage ſei, und ob ſie auf irgendeine Unabhängigkeit in pekuniärer Beziehung rechnen dürfe. Der Alte empfing uns zwar mürriſch, konnte aber, was geſetzlich war, nicht verweigern und machte uns demnach mit dem Inhalte des Kontrakts bekannt. Mrs. Bell erſah daraus, daß ihr eine jährliche Rente ausgeſetzt war, die zwar im Verhältnis zu dem, was ſie als einzige Tochter und Erbin zu erwarten gehabt hätte, gering war, aber doch hinreichte, ihr eine beſcheidene Unabhängigkeit zu ſichern. Eine legale Abſchrift des Kontraktes wurde ihr auch zugeſagt. Das war aber auch der einzige Troſt, den wir erhielten, denn der alte

knöcherne Geſetzesmann verneinte mit eiſiger Ruhe alle anderen Fragen wegen etwaiger Rechte auf das Kind. Er ſchloß endlich mit dem poſitiven Ausſpruch: „Sie haben abſolut gar keine Rechte Ihrem Manne gegenüber; nicht nur, daß er über das Kind nach ſeinem Gutdünken verfügen kann, ſondern er kann auch Ihr Vermögen nehmen, ja ſogar, wenn Sie ſelbſt etwas erwerben, und er will es, ſo kann er kommen und es in Beſchlag nehmen.“

Erſtaunt, betroffen, von Schmerz durchdrungen vor der Ungeheuerlichkeit ſolcher Geſetze und einer Geſellſchaft, die ruhig unter ſolchen Geſetzen lebt, ſaßen wir eine Weile ſchweigend im Wagen, der uns unſerem fernen Stadtviertel (wir bewohnten beide dasſelbe) zuführte. Aus der gänzlichen Hoffnungsloſigkeit der Situation heraus aber überkam uns beide plötzlich ein Anfall ausgelaſſenen Humors, der ja überhaupt die Blüte iſt, die auf dunklem Grunde ſprießt und von dem eine ſtarke Beimiſchung in Mrs. Bells phantaſievoller Künſtlernatur war. Wir entwarfen den Plan einer zu ſtiftenden Geſellſchaft der Elenden (association of miserables), beſtimmten den Grad des Elends, der zur Aufnahme befähige, und verfolgten dies Projekt bis in die kleinſten Einzelheiten in ſo draſtiſcher Weiſe, daß wir zuletzt bis zu Tränen lachen mußten und uns in der Stimmung ironiſcheſter Weltverachtung trennten.

Es vergingen mehrere Tage, ohne daß ich etwas von ihr hörte; dann aber erſchien plötzlich ihr Mädchen, die ihr ſehr ergeben war, und brachte mir einen Zettel, auf dem mit Bleiſtift geſchrieben ſtand: „Man hält mich im Haus gefangen, möchte mich für wahnſinnig erklären; wenn Sie können, gehen Sie zu Aſhurſt, daß er zu meiner Hilfe herbeikommt.“

Aufs äußerſte erſchrocken, fragte ich das Mädchen, was vorgefallen ſei; die konnte mir aber nur ſagen, daß am Abend vorher eine heftige Szene zwiſchen Mrs. Bell und ihrem Mann ſtattgehabt hatte, daß Herr Bell infolgedeſſen ſeine Frau in ihrem Zimmer eingeſchloſſen, das Kind von ihr

entfernt und einen Arzt gerufen hätte, aber nicht den gewöhnlichen Hausarzt. Ich bedachte mich nicht lange, eilte zu Ashurst, jenem Advokaten, der sich so wohlwollend gegen Mrs. Bell gezeigt hatte, und forderte ihn auf, tätlich als ihr Anwalt einzuschreiten. Dann irrte ich um ihr Haus herum, sah zu den Fenstern ihres Schlafzimmers hinauf, das im obersten Stock lag, und dachte der Armen, die dort allein saß, in ein heißes Zimmer eingeschlossen, bei einer für England ungewöhnlich brennenden Frühlingssonne, und in Empfindungen versenkt sein mußte, die sie, bei einiger Dauer solchen Zustandes, wohl hätten zum Wahnsinn treiben können. In das Haus zu gehn konnte ich nicht wagen; erstens wurde niemand bei ihr vorgelassen, und dann haßte mich die Familie bereits gründlich, weil ich, als Fremde, wie sie meinten, Mrs. Bell noch in ihren Irrtümern bestärke. Am folgenden Morgen kam das Mädchen wieder; es war ihr abermals gelungen, unter einem Vorwand das Haus zu verlassen, um mir einen Brief zu bringen, den ihre Herrin in der Nacht geschrieben hatte und worin sie mir das Vorgefallene erzählte. Es war ihr also angekündigt worden, daß das Kind in wenigen Tagen in die ihr verhaßte Pension gebracht werden würde. Der furchtbare Abscheu, den sie vor dieser Erziehung empfand, der Gedanke, sich vom Kinde zu trennen, von dem einzigen, was sie noch im Leben hatte, ergriff sie mit verzweiflungsvollem Schmerz, und sie beschloß, einen letzten Versuch zu wagen. Sie ging abends in das Zimmer ihres Mannes und beschwor ihn, ihr das Kind zu lassen, mit ihr und dem Kinde das unselige Haus der Eltern zu meiden und aufs neue eine eigene Häuslichkeit zu gründen, in der das Kind und die Sorge für seine Zukunft das gemeinsame Band zwischen ihnen sein solle. Sie bat und flehte, ja sie warf sich ihm zu Füßen; er aber sprang auf, klingelte heftig, befahl den Arzt einer Privatirrenanstalt zu rufen und schloß die natürlich in äußerster Aufregung sich Befindende ein. Eugenie wußte, was das bedeute; es war nicht das erstemal, daß sich ein Fall der Art in Eng-

land ereignete, daß man ein Mitglied der Familie, deſſen man ſich entledigen wollte, in eine Irrenanſtalt brachte, und daß gewiſſenloſe Ärzte ſolcher Privatanſtalten ſich dazu hergaben, ein Zeugnis von Geiſtesverwirrung auszuſtellen, auf das hin die Geſunden als Kranke in ihre Anſtalt gebracht und dort oft erſt zu Kranken wurden. Ungefähr um dieſelbe Zeit hatte ſich ein ſolcher Fall mit einer Notabilität Englands ereignet, der natürlich viel von ſich reden gemacht hatte. Sir Henry Lytton Bulwer, der bekannte Romanſchriftſteller, hatte ſeine Frau in ein ſolches „lunatic asylum“ geſteckt, aus dem ſie aber bald entlaſſen werden mußte, da von anderer Seite eingeſchritten und ihre geiſtige Geſundheit bewieſen wurde. Dieſes gräßliche Schickſal bedrohte alſo auch Eugenie, und es hätte ſie wahrſcheinlich wirklich zum Wahnſinn geführt nach all dem bittern Elend, das ſie erlebt hatte. Herr Aſhurſt begab ſich nach dem Hauſe, wurde aber mit dem Beſcheid abgewieſen, Mrs. Bell ſei krank und könne niemand ſehen. Er beriet ſich mit einem der erſten Rechtsgelehrten Londons und ging am folgenden Tag wieder hin, um im Namen des Geſetzes, als legaler Anwalt Mrs. Bells, Einlaß zu verlangen. Zum Glück waren die Großeltern und Mr. Bell eben außer dem Hauſe, da ſie das Kind, ohne es von der Mutter haben Abſchied nehmen zu laſſen, in die Penſion begleiteten. Herr Aſhurſt wurde alſo von dem getreuen Mädchen ohne weiteres zu Eugenien geführt, hatte Zeit, ſich mit ihr zu beſprechen und Maßregeln zu verabreden. Die andern kehrten zurück, während er noch da war. Herr Bell trat wütend in das Zimmer und fragte, mit welchem Rechte er ſich bei ſeiner Frau befände. Aſhurſt erwiderte ruhig: Mit dem Rechte ihres Anwalts, verließ Eugenie und begab ſich zu den Eltern, wohin Bell ihm folgte. Hier nun verſuchte Aſhurſt in edelſter Weiſe an die menſchlichen Gefühle zu appellieren, verhehlte nicht, daß Eugenie wiſſe, daß ſie die Tochter einer anderen Frau ſei, und gab zu bedenken, wie natürlich es ſei, daß dieſe Entdeckung ſie noch mehr entfremdet habe, als es die ungerechte Oppoſition gegen ihr

eigenſtes Denken und Fühlen bereits getan hätte. Die Aufdeckung dieſer Tatſache wurde mit großer Betroffenheit aufgenommen, aber nicht geleugnet. Alle übrigen Argumente Aſhurſts blieben jedoch fruchtlos. Er ſah ſich alſo genötigt, im Namen des Geſetzes zu verlangen, daß eine Konſultation ſtattfinde von zwei der erſten Männer der mediziniſchen Fakultät, um in einer längeren Unterredung mit Eugenien deren Geiſteszuſtand zu beurteilen. Es mußte, wenn auch noch ſo unwillig, zugeſtanden werden. Aſhurſt ging das Nötige zu beſorgen, nachdem er mir zuvor die Beruhigung gegeben hatte, daß ſoweit alles geſchehen und für den Augenblick nichts weiter zu fürchten ſei. Am darauffolgenden Tage reiſten die Eltern Eugeniens ab, da in Schottland gerade die Zeit der Salmfiſcherei begonnen hatte und Eugeniens Vater dieſes wichtige Geſchäft nicht verſäumen konnte, ſelbſt in dem Augenblick nicht, wo ſein einziges Kind vor einer ſo furchtbaren Entſcheidung ſtand. Wahrſcheinlich wollte er den unangenehmen Dingen, die noch bevorſtanden, entgehn und überließ es Herrn Bell, dieſe zu Ende zu führen. Eugenien gab dies herzloſe Verlaſſen den letzten Stoß und löſte ſie für immer von jenem, der ihr das Leben gegeben, es aber auch zu einer ſo ſchweren Prüfung für ſie gemacht hatte. Den Tag darauf erſchienen die zwei erſten Ärzte Londons, denn das Geſetz will, daß immer zwei zu gleicher Zeit einen ſolchen Fall beurteilen. Sie hatten eine mehrſtündige Unterhaltung mit Eugenien, hauptſächlich über religiöſe Dinge, da dahin die Hauptanklage der Verwandten gerichtet war. Sie ſuchten ſie durch allerlei Kreuz- und Querfragen zu überraſchen und zu verwirren. Eugenie aber, fühlend, daß es ſich um Tod und Leben handle, nahm ihre ganze Geiſteskraft zuſammen und antwortete ſo ſchlagend, ſo logiſch, ſo gewandt, daß die Herren endlich mit dem Bekenntnis aufrichtigſter Hochachtung von ihr ſchieden und dem unten harrenden Herrn Bell die Erklärung abgaben, daß ſeine Frau nicht nur geiſtig völlig geſund, ſondern ungewöhnlich begabt und bedeutend ſei. Die Doktoren wollten

zu Eugenien zurück und ihr das Verdikt ankündigen, aber Herr Bell ſagte, er ſelbſt werde das tun, und entließ ſie. Dann ging er zu ſeiner Frau und ſagte ihr: „Du biſt frei, ich kann dich nicht halten; ſo geh nur und ſinke tiefer und tiefer!“ Dies war der Abſchiedsgruß, der ſie aber kaum noch verletzte, neben dem Glück frei zu ſein. Noch am ſelben Tage verließ ſie das Haus der Qual, nahm nur ihre Garderobe und kleinen perſönlichen Beſitztümer mit ſich und kam vorläufig in ein Zimmer, das ſich gerade in dem Hauſe, wo ich lebte, leer fand. Mein kleines Wohnzimmer teilte ich mit ihr, und wir nahmen unſere Mahlzeiten gemeinſchaftlich ein. Ich ſah mit wahrer Bewunderung, wie freudig die an äußeren Komfort Gewöhnte ſich in die beſchränkte Einfachheit dieſes Lebens fand, und wie das Gefühl, nun ohne Widerſtand ein Leben geiſtiger Entwicklung führen zu können, ſie hinaushob über alles perſönliche Unglück, ausgenommen natürlich die Trennung von ihrem Kinde. Dieſe laſtete ſchwer auf ihrem Gemüt, da man ihr verweigerte, die Tochter zu ſehen, und ſie nur durch das Mädchen Nachricht von ihr erhielt und eine Botſchaft zu ihr gelangen laſſen konnte. Endlich wurde ihr das unerträglich, und ſie beſchloß, mit Aſhurſts Zuſtimmung, vor Gericht zu gehen und ſich den Zutritt zu ihrem Kinde zu ſichern. Zu völliger Scheidung waren keine legalen Gründe da; auch war damals noch nicht das neue Scheidungsgeſetz im Parlament durchgegangen, durch das die früher nur mit enormen Koſten und daher nur für die Reichſten zu ermöglichende Eheſcheidung auch minder Begüterten möglich gemacht wurde. Es blieb ihr daher nur übrig, Trennung von Tiſch und Bett und den Zutritt zu ihrem Kinde zu fordern. Die peinlichen Tage der Gerichtsverhandlung kamen. Ich entließ die arme Eugenie mit ſchwerem Herzen, denn ich wußte, welche Aufgabe es für ſie war, die furchtbare Geſchichte ihres Lebens vor fremden Männern zu erzählen — noch dazu vor Engländern, denen die Art ihres Kampfes und ihre Entfremdung von den herrſchenden Ideen in Religion und Geſell-

ſchaft ſelbſt im beſten Fall als eine Verirrung des Geiſtes erſcheinen mußte. Zum Glück waren die Verhandlungen privat, im Kabinett des Lord-Kanzlers, der ein äußerſt wohlwollender Mann war. Jeder der beiden Gatten wurde beſonders von ihm verhört. Eugenie erzählte mir, daß er während ihrer Erzählung Tränen in den Augen gehabt und ſich wahrhaft väterlich gegen ſie erwieſen habe. Dennoch war die Entſcheidung eine ganz den engliſchen, für die Frauen ſo harten Geſetzen, gemäße. Zwar erhielt ſie Erlaubnis, ihr Kind zu ſehen, was wahrſcheinlich die Folge des günſtigen Eindrucks war, den ihr Weſen hervorgebracht hatte, aber nur ein einziges Mal die Woche, und dann nur zu der Stunde und für die Zeitdauer, die Herr Bell beſtimmen würde. So hart dies war, ſo war ſie doch froh, wenigſtens nicht ganz von dem Kinde geſchieden zu ſein. Auch hatte ſie die Hoffnung, jetzt vielleicht beſſer auf ſie einwirken zu können als früher, ſchon durch das Beiſpiel, daß eine Frau auch allein, in beſcheidenen Verhältniſſen, ohne eignes Haus und Dienerſchaft, in einem „lodging“ (einer Mietwohnung) ein achtungswertes Leben führen könne. Ferner hoffte ſie, daß ſie ihr ihre Anſchauungen jetzt vielleicht unbedingter würde klar machen können. Ihre pekuniären Verhältniſſe hatte Aſhurſt inſofern genügend geordnet, als ſie das ihr vom Vater im Ehekontrakt ausgeſetzte Jahrgeld zugeſichert erhielt. Der Mann gab ihr nichts, aber ſie war entſchloſſen, mit jener für ihre bisherigen Anſprüche geringen Einnahme auszukommen, ja davon zurückzulegen für etwa kommende Notfälle, und auch ſo die Ihrigen Lügen zu ſtrafen, die ſie in Beziehung auf Geldſachen ſtets wie ein unmündiges Kind behandelt und ihr Hang zur Verſchwendung vorgeworfen hatten. Sie mietete in meiner Nähe eine kleine Wohnung, richtete ihr Leben in ſtreng geordneter Weiſe ein, umgab ſich mit Büchern, deren ſie nun ſo viele zu leſen hatte, und begann ihre Beſuche bei ihrer Tochter, die jedesmal auf zwei Stunden und zu unbequemer Zeit feſtgeſetzt waren. Sie unterwarf ſich all den demütigenden Bedingungen ohne Murren, feſt entſchloſ-

ſen, ihre Mutterpflicht, ſoweit die Verhältniſſe es noch geſtatteten, bis auf das äußerſte zu erfüllen. Sie kam pünktlich zur geſetzten Zeit und blieb bis zur letzten Minute. Nichts hielt ſie zurück, nicht Unwohlſein, nicht ſchlechtes Wetter. Verbittert wurde ihr auch dies karg zugemeſſene Glück durch die offenbare Beeinfluſſung des Kindes von ſeiten der Familie und der Lehrerin, die in der Frau, die ihr Haus verlaſſen und gegen die Hochkirche ſich aufzulehnen gewagt hatte, nur ein gefallenes Weſen ſehen konnte; ferner durch die Wahrnehmung, wie ſehr ihr Widerwille gegen das Penſionsweſen recht gehabt hatte, und wie oberflächlich und nur auf den Schein gerichtet Unterricht und Erziehung in der Anſtalt waren; endlich durch die traurige Gewißheit, daß das Kind ſich mehr und mehr jener Welt zuneigen und von der ihren entfernen werde. — Aber dennoch wurde ſie keinen Augenblick in dem Entſchluß wankend, ſich bis zur letzten Möglichkeit ihrer Aufgabe zu widmen und gegen das Verderben anzukämpfen.

In dieſer Lage verließ ich ſie in der Mitte des Sommers, um an der Meeresküſte wieder etwas Erholung von dem angeſtrengten Arbeiten zu ſuchen. Sehr willkommen war mir der Vorſchlag einer liebenswürdigen Landsmännin, mit ihr zuſammen an die See zu gehen. Es war dies Sophie Klingemann, die Gattin von Karl Klingemann, der als hannövriſcher Geſandtſchaftsſekretär ſchon ſeit langen Jahren in London lebte und in dortigen Kreiſen als geiſtvoller, liebenswürdiger Ehrenmann und intimer Freund Mendelsſohns bekannt war. Seine Gattin, Tochter eines Mannes, den ich hoch verehrt hatte, war mir in Deutſchland als junges Mädchen bekannt und befreundet geweſen. Ich hatte die Jugendfreundin in London wieder aufgeſucht und war in dem gaſtfreien, durch eine intelligente Geſelligkeit ausgezeichneten Hauſe ſtets auf das freundlichſte aufgenommen worden. Da Klingemann durch Geſchäfte in der Stadt zurückgehalten war, fuhr ich mit Sophie, ihrem Kind und der Bedienung nach Eaſtbourne, einem kleinen, damals erſt aufblühenden Seebadeort, der ſich

nur durch einen dem Baden günſtigen Strand und durch die dort plötzlich ſteil, faſt ſenkrecht aufſteigenden weißen Kalkwände der Klippen auszeichnet. Dort lebten wir ein paar Wochen ſtill zufrieden miteinander, und das alte Jugendband wurde aufs neue ein recht liebevolles, obgleich unſere Lebensrichtungen ziemlich auseinander gegangen waren. Beſondere Umſtände nötigten Klingemanns aber, früher abzureiſen, als ſie gewollt, und ſo blieb ich allein zurück. Hatte ich in London angeſtrengt arbeiten müſſen, um zu leben und mir den Sommeraufenthalt möglich zu machen, und hatte ich mich dort mit dem beſchäftigen müſſen, was am meiſten Geld brachte, nämlich Überſetzungen aus dem Ruſſiſchen und Journalartikel, ſowohl für engliſche wie für deutſche Blätter, ſo erlaubte ich mir hier nun die Luſt des freien Schaffens. Ich ſchrieb an einem Roman, der ſchon früher angefangen, aber vor der dringenden Arbeit zurückgelegt worden war. Täglich zog ich mit Büchern und Schreibzeug an das Meeresufer, ſetzte mich dort auf den Sand und ſchrieb, während die Welle ſich zu meinen Füßen brach und ein großer Frieden der Einſamkeit mich umgab. Eines Tages ſaß ich auch ſo unterhalb des gemauerten Uferkais, mit dem Geſicht nach dem Meer gewandt und ganz in meine Arbeit vertieft, als plötzlich ein Regen von kleinen Steinchen um mich niederfiel. Verwundert ſah ich in die Höhe nach dem Kai hin und gewahrte zwei Damen und einen Herrn, die oben ſtanden, lachend nach mir herunterſahen und auf dieſe Weiſe meine Aufmerkſamkeit herausgefordert hatten. Den Herrn hatte ich nur einmal, ſchon vor mehreren Jahren, näher geſehen und geſprochen, aber es war nicht möglich, ihn zu vergeſſen oder ſich in der Perſönlichkeit zu irren, wenn man ihm nur einmal begegnet war. Ich erkannte ihn auch augenblicklich wieder; es war Joſeph Mazzini. Die beiden Damen waren Schweſtern, aus jener engliſchen Familie, in der Mazzini eine zweite Heimat gefunden hatte und in der er gleich einem Heiligen verehrt und geliebt wurde. Beide waren verheiratet; ich hatte ſie an einem Abend in Herzens Hauſe

kennen gelernt, noch ehe ich ſelbſt darin lebte. Seitdem hatte ich aber nur die eine, Emilie, wiedergeſehen, die öfter in das Herzenſche Haus kam und die ich auch nach meinem Scheiden aus dieſem zuweilen beſuchte, als ſie eine Wohnung nahe der meinigen bezogen hatte. Sie war ein anziehendes Weſen, voll feinſter Bildung, war Malerin von Bedeutung, und hatte das ſchönſte Bild von Mazzini gemacht, das von ihm exiſtierte, in dem ſich ſein Weſen am beſten ausſprach. Was ſie aber mehr als alles andere intereſſierte und beſchäftigte, das waren die italieniſchen Angelegenheiten, eine natürliche Folge des Umgangs mit dem von der ganzen Familie ſo hoch geliebten und verehrten Freund. Sie hatte mich vom Anfang unſrer Bekanntſchaft an ſehr angezogen, und ich freute mich, als ich öfter Gelegenheit hatte, ſie zu ſehen und manchen gemütlichen Abend bei ihr zuzubringen. Bei ihr machte ich auch die Bekanntſchaft von Jeſſie White, jenem energiſchen, mutigen, geiſtvollen Mädchen, die ſich ſpäter einen Namen in der Geſchichte des italieniſchen Befreiungskrieges durch Garibaldi machte und ſchließlich durch Heirat mit einem Italiener Italien zur Heimat erkor. Emilie Hawkes war es denn auch, die mich dort in Eaſtbourne am Strande erkannt und den andern genannt hatte. Ihre Schweſter Karoline, eine ſehr hübſche Frau, der ich bis dahin noch nicht näher getreten war, forderte mich auf, ſie zu beſuchen, und lud mich gleich, um jeden formellen Beſuch überflüſſig zu machen, für den folgenden Tag zum Eſſen ein. Sie war mir nicht ſo anziehend wie Emilie, und es tat mir faſt leid, in meiner Einſamkeit geſtört zu werden, doch konnte ich die Einladung nicht abſchlagen und ging alſo hin. Auch bereute ich es nicht, denn die ganze Geſellſchaft beſtand aus den zwei Schweſtern, Mazzini und mir. Ich hatte demnach volle Gelegenheit, den Mann kennen zu lernen, deſſen Namen die Tyrannen zittern machte und den alle, die ihn näher kannten, ſchwärmeriſch liebten und verehrten. Seine äußere Erſcheinung rechtfertigte die Furcht nicht, die er ſeinen Feinden

einflößte. Er hatte nichts von jenem kühnen, ſtolzen Typus des Condottiere, den Orſini beſaß. Die Haltung ſeiner feinen, magern, mittelgroßen Geſtalt hatte etwas Beſcheidenes, faſt Gedrücktes, ſein Kopf, mit den edlen, geiſtvollen Zügen und der gedankenvollen Stirn, war der eines Philoſophen und Weiſen. Nur aus den wunderbar ſchönen, dunklen Augen blitzte es zuweilen gewaltig auf und verriet die Flamme der *Tat*, die in ſeiner Seele brannte. Er ſprach geläufig engliſch, doch mit dem ſüdlichen, ſingenden Akzent, der der unmelodiſchen Sprache etwas Anmutiges gab. Emilie Hawkes, die mich immer wegen des von ihr gehaßten Materialismus, zu deſſen Anhängern ſie mich zählte, halb im Scherz, halb im Ernſt angriff, brachte das Geſpräch gleich auf dieſes Thema und bat Mazzini, mir *ſeine* Weltanſchauung auseinander zu ſetzen. Dies tat er in der liebenswürdigſten Weiſe. Er geriet dabei in das Feuer deſſen, der eine abſolute Wahrheit auszuſprechen meint und andere auch von dem unfehlbaren Dogma überzeugen möchte. Der Urgrund alles Seins war für ihn ein geiſtiges Prinzip, das er Gott nannte und aus dem die Ideen des Guten, Schönen, Wahren als eingeborne Ideen uns mitgegeben ſeien. Die Perfektibilität der Welt war ſein Dogma, und die Arbeit daran war die *Pflicht* des Menſchen und deſſen Lebensaufgabe. Er verglich das Leben mit einer um einen hohen Berg herum laufenden Spirale; von jedem höheren erreichten Punkte aus ließ ſich ein größerer Teil des zurückgelegten Wegs überſehen; erſt auf dem Gipfel aber war das Ganze zu überſchauen und wurde der volle Begriff von Grund, Zweck und Ziel des Daſeins klar. Wenn man will, ſo war ſein Standpunkt inſofern noch ein katholiſcher, als ihm Glaube ohne Werke nichts war, und hätte er die Bibel überſetzen ſollen, er hätte ſicher geſagt: „Im Anfang war die Tat.“

Ich war damals theoretiſch noch in der poſitiviſtiſchen Richtung befangen, die ſich bei mir, vielleicht als Reaktion gegen den unbeſtimmten ſuchenden Idealismus meiner Jugend, beſonders ſeit der Hochſchule zu Hamburg und der

dort gemachten näheren Bekanntſchaft mit den Naturwiſſenſchaften Bahn gemacht hatte. Mein Empfinden zwar widerſprach dieſer Richtung eigentlich auf Schritt und Tritt, und ich ertappte mich hundertmal, aus der Welt der poſitiven Tatſachen heraus, auf dem Fluge ins Gebiet der metaphyſiſchen Hypotheſe. Ich diskutierte eifrig mit Mazzini, und es wurde ſpät, ehe unſer Kreis auseinander ging. Aber wir ſchieden mit dem mir abgenommenen und von mir freudig gegebenen Verſprechen, uns oft wiederzuſehen, auch ſpäter in London, wo zum Glück meine Wohnung nicht allzufern von der Karolinens lag, in deren Nähe auch Mazzini wohnte.

Große, bedeutende Menſchen können nicht in unſer Leben eintreten, ohne eine tiefe Spur darin zurückzulaſſen; ja es wäre ſogar traurig, wenn es anders wäre. Es iſt damit keineswegs geſagt, daß wir unſere Perſönlichkeit aufgeben oder uns ihnen blindlings unterwerfen ſollen. Aber wie die Pflanze an den Strahlen der Sonne wächſt und reift, ſo wird auch die eigene Perſönlichkeit wachſen und reifen, indem ſie ſich an der größeren mißt und von ihrem Lichte ſo viel als möglich aufnimmt. Wenn Mazzini auch eine von der Herzens völlig verſchiedene Natur war, ſo fühlte ich doch, wie ich es damals bei Herzens Bekanntſchaft gefühlt hatte, daß der Durchgang dieſes Geſtirns durch mein Leben mich zwar nicht aus meiner Bahn bringen, wohl aber eine tiefe Anziehungskraft auf dieſe ausüben würde.

Ich kehrte kurz nach jenem erſten, ſchönen Zuſammentreffen nach London zurück, da es nottat, daß ich mich wieder an die Geld bringende Arbeit begab. Bei Herzen machte ich Beſuch und fand ihn im Begriff, nach Mancheſter zu gehen, wo eine Gemäldeausſtellung alter und moderner Bilder ſtattfand, zu der aus allen Teilen Englands, aus öffentlichem und Privatbeſitz, das Beſte geliefert wurde, was dies reiche Land beſitzt, das ſich aus allen Ländern das Beſte zuſammenzutragen gewußt hat. Zu meiner großen Freude erhielt ich von Madame Schwabe, mit der ich immer in Verbindung geblieben war, eine Einladung, ſie in Mancheſter zu

beſuchen, um die Ausſtellung zu ſehen, und dann für einige Wochen mit ihr nach dem Norden von Wales auf ihr ſchönes Landgut zu gehen, wo ich ſchon im erſten Sommer meines engliſchen Aufenthalts eine ſo angenehme Zeit verlebt hatte. Noch ehe ich ging, kam Herzen zurück und ſchrieb mir vor meiner Abreiſe:

„Ich bin ſehr zufrieden mit der Mancheſter-Ausſtellung; der Reichtum des Vorhandenen, das Lokal, die Abwechſlung ernſter Muſik mit den Bildern. — Alles das gibt eine tiefe Ruhe und einen großen Genuß. Der künſtleriſche Epikuräismus iſt der einzige Hafen, das einzige Gebet, das wir haben, um auszuruhen. Murillo beherrſcht alles. Beachten Sie, außer der Madonna, eine Frau, die aus einem Kruge trinkt, und einen kleinen Knaben mit Schafen. Rembrandt, Van Dyck und Rubens ſind ſehr gut repräſentiert, Van Dyck beſonders in großer Fülle. Ich habe mich Rubens etwas genähert, betrachten Sie beſonders ſein herrliches Bild der Königin Thamary.

Vergeſſen Sie nicht Ruysdael, Van Kuyp und die andern großen Landſchaftsmaler der Niederländer zu ſtudieren. Übergehn Sie Ihre alten Deutſchen, ausgenommen das Porträt des Vaters von Albrecht Dürer.

Gehen Sie gar nicht in den Saal der modernen Malerei, oder wenigſtens nur, um die Porträts von Reynolds zu ſehen, z. B. Garrick und ſeine Frau.

Vergeſſen Sie auch nicht, eine kleine Geliebte anzuſehen, die ich in der Ausſtellung habe, keine Ariſtokratin vom Pinſel Raffaels oder Murillos, ſondern eine Sigismonda von Furini.

Die ruſſiſche Völkerwanderung ſetzt ſich fort. Ein Gardekapitän iſt ganz militäriſch gekommen und ſagte: ‚Da ich in London war, hielt ich es für meine Pflicht, mich vorzuſtellen.‘ Sie können denken, daß ich gleich den Ton eines Generals annahm.

Alles hier grüßt Sie freundlichſt.

„P. S. Ich bitte ſehr, übergehn Sie nicht die Porträts von Velasquez.“ —

Was mir die Reiſe noch erfreulicher machte, war der Umſtand, daß Kinkel und Johanna, die auch zur Ausſtellung wollten, mit mir fuhren. Der Weg wurde ſo in heiterſter Weiſe zurückgelegt, und in Mancheſter trennten wir uns mit dem Verſprechen, uns jeden Tag in der Ausſtellung zu treffen. Im Hauſe von Madame Schwabe wurde ich wieder freundlichſt empfangen. Sie war inzwiſchen Witwe geworden, aber ihr gaſtliches Haus vereinigte noch wie früher Gäſte aus allen Ständen und Ländern, und zwiſchen dieſen fanden ſich ſtets einige hervorragende Perſönlichkeiten, denen zu begegnen angenehm war. Die ſchöne Art der engliſchen Gaſtfreundſchaft, dem Gaſte, neben allem Komfort des häuslichen Lebens, die volle Freiheit zu geben, ſeine Zeit anzuwenden, wie es ihm gefällt, ließ auch mir den vollen Genuß der Ausſtellung auf meine Art, und indem ich mich da jeden Morgen mit Kinkels zuſammenfand und zum Teil mit ihnen die Kunſtwerke beſah, wurden es Stunden reiner künſtleriſcher Freude, die ein gemeinſchaftliches Frühſtück im Reſtaurant der Ausſtellung auf das heiterſte unterbrach.

Dieſe Ausſtellung war einmal eine von jenen gelungenen Unternehmungen, bei denen nicht bloß der Geſichtspunkt der Maſſenanhäufungen herrſchte, der jetzt in jedem Gebiet des Lebens das Charakteriſtiſche der Zeit iſt. Ein wirklich äſthetiſcher Sinn hatte bei der Anordnung vorgewaltet. Es war eben nur die Kunſt, nicht auch die Induſtrie, auf die es hier abgeſehen war. Das Lokal, eigens dazu erbaut, war ebenſo ſchön als zweckmäßig eingerichtet, um dem ungeheuren Übelſtand gewöhnlicher Galerien ſo viel als möglich zu entgehen, wo ſich alles, auch das Heterogenſte, das Mittelmäßige und Schlechte, neben dem Beſten bunt durcheinander findet, eins dem andern ſchadet und der unbedeutende Nachbar einem die Ruhe nimmt, das Große, das iſoliert ſein ſollte, würdig zu genießen. Es war alles ſtreng nach Schulen geſchieden, und jeder der großen Meiſter hatte ſeinen Saal für ſich, wo man mit ihm allein war und ihn in den verſchiedenen Phaſen ſeines Genius beobachten konnte. Hier

ſah man erſt, wie viel der Reichtum Englands den Ländern entführt hat, in denen die Kunſt ihre Heimat hatte — leider zumeiſt der Privatreichtum, der alſo all das Koſtbare in den Paläſten und Landhäuſern der Reichen verbirgt. Zu dieſer Ausſtellung hatten jedoch alle in liberalſter Weiſe, was ſie beſaßen, zum allgemeinen Genuß geſandt. Wie ſchon Herzen mir geſchrieben hatte, ſo war es Murillo, der aufs reichſte vertreten war und deſſen Bilder allein ein großes Gemach füllten. Ich lernte zum erſtenmal die ſpaniſchen Maler wirklich kennen und war erſtaunt über den tiefen nationalen Charakterzug, der durch ſie und ihre Dichter geht. Neben einer wunderbaren Realiſtik, die uns gleichermaßen in Murillos Bettelknaben, in Velasquez' Fürſten und Granden, wie in Calderons und Lope de Vegas Geſtalten mit lebenswarmer Wirklichkeit entgegentritt — überall glühende, fanatiſche Innerlichkeit, dämoniſche Ironie, zauberhafter, berauſchender Duft der Poeſie, der aber, wie der Giftbaum der Wilden, etwas Tödliches in ſich hat. So ſteigert ſich der Begriff der Ehre bis zum wahnſinnigen Dogma, ſo glüht die verzückte, zur Ekſtaſe geſteigerte Andacht der Heiligen, ſo ſprüht dämoniſch aus den dunklen Feuerblicken Zurbaranſcher Mönche die Leidenſchaft der Askeſe. Man begreift es, wie in dem Lande ſolcher Künſtler, ſolcher Dichter die Inquiſition entſtehen konnte und Feuer und Schwert die Waffen der Religion werden mußten.

Ich vergaß auch nicht die kleine Geliebte Herzens aufzuſuchen, ein wunderbar liebliches Mädchenantlitz, deſſen Ausdruck eine ganze Geſchichte von Seelenſchönheit, Güte und tragiſchen Schickſalen erzählte.

Kinkels verbrachten einen Abend im Hauſe von Madame Schwabe, wo Johannas Spiel alle Welt entzückte. Dann kehrten ſie nach London zurück. Im Hauſe, wo ich weilte, war aber ein buntes Getreibe und ſo viel Geſelligkeit, daß es mir zu viel war. Ich ſchrieb dies an Johanna, der ich eines Auftrags wegen ſchreiben mußte. Sie antwortete mir einige Tage darauf:

„Und hinter ihnen ſchloß im Nu
Des Glückes ſtille Pforte zu."

„Uns ging es im Gemüte juſt wie Dir. Gleich hinter dem heitern, beruhigenden Kunſtgenuß kam der wirre Strudel. Nach drei Stunden in London war es, als ob die Räder das Gehirn gefaßt hätten und es in tollem Schwunge umher trieben. Wie uns in den letzten Tagen die Menſchen geplagt haben, das iſt über alle Begriffe; man kann eben in London ſeines Lebens nicht froh werden, wenn man nicht die Haustüre dreifach verrammeln darf. Preiſe Dein Geſchick, wenn Du für einige Zeit in einer fremden Familie ein Aſyl gefunden haſt. Ein abgeſchloſſener Kreis reißt doch nie ſo viele Stücke von unſerer Individualität ab, als wenn die ganze Welt ihr Recht an uns geltend macht. Anfangs, ſo lange man in einem neuen Hauſe ſelber was Neues iſt, mag vielleicht mehr von einem gefordert werden, aber da, wo viele neue Geſtalten ab und zu ſtrömen, ſollteſt Du doch, glaube ich, endlich eine Abgrenzungslinie erobern können.

Haſt du geleſen, daß wir eben um einen Tag vor dem großen accident die „Sheffield Line" paſſiert haben? Wären wir nun vorſehungswütig, ſo würden wir ein ſtolzes Gefühl haben, daß gerade wir Nixnütze gerettet wurden, indem minder Begnadigte daran mußten. So bleibt uns nichts als die Demut vor dem Zufall.

Haſt Du die Intrigue in Stuttgart beachtet, wie ſie die Kaiſerin Eugenie blamiert haben? Was denkſt Du davon? Solche dumme Späße werden zuweilen die Weltgeſchichte.

Laß uns oft von Dir hören. Ich bin Dir hier zu allen Dienſten bereit.

Leb' wohl, Du Liebe, Gütige!
Von ganzer Seele
Deine Johanna."

In Wales angelangt, geſtaltete ſich das Leben angenehmer als in der geräuſchvollen Geſelligkeit in Mancheſter. Der

Herbſt war ſchön und geſtattete den Genuß der herrlichen Umgegend. Mehrere intereſſante Menſchen waren bleibende Gäſte des Hauſes, andere kamen ab und zu. Unter den erſteren befand ſich der Kunſthiſtoriker Profeſſor Anton Springer mit ſeiner ſchönen Frau und drei engelhaften Kindern, deren Umgang mir für Geiſt und Gemüt gleiche Befriedigung gab. Dazu kam ein Freund Springers, ein junger Maler, namens Jaroslav Czermak, wie Springer Czeche von Geburt, eine ſelten liebenswürdige, ſchöne Natur. Zwiſchen ihm und mir legte gegenſeitige Sympathie dort den Grund zu einer Freundſchaft, die ſich ſpäter feſt und dauernd entwickeln ſollte. Auch ein junger ſchwediſcher Muſiker, ein vertrauter Schüler Chopins, verweilte längere Zeit dort und erfreute uns durch ſein geiſtvolles Spiel Chopinſcher Kompoſitionen. Dann erſchien, wenn auch nur flüchtig, eine Frau, deren Ruf ſeit kurzem ganz England füllte. Es war dies Mrs. Gaskell, die Verfaſſerin von „Mary Barton", dem Romane, der mit ſo ergreifender Wahrheit die Leiden und Entbehrungen der arbeitenden Klaſſen in den Fabrikſtädten ſchildert, daß ſelbſt engliſche Staatsmänner, wie z. B. Richard Cobden, auf das tiefſte von der Leſung desſelben ergriffen worden waren. Mrs. Gaskell war die Frau eines Predigers in Mancheſter; obgleich hoch gebildet, hatte ſie doch früher nicht daran gedacht, als Schriftſtellerin hervorzutreten. Der grenzenloſe Schmerz um den Verluſt ihres einzigen Sohnes trieb ſie für einige Monate in eine totale Zurückgezogenheit von der Welt. Als ſie wieder daraus hervorging, hatte ſie dieſen trefflichen Roman geſchrieben, in dem ſie ihr eigenes Weh ausſtrömte in dem Weh der Tauſende, die im Frondienſt des Lebens ein ſo ſchweres Joch tragen, daß es die edelſten Naturen zerbricht oder zum Verbrechen treibt. Leider war meine Begegnung mit ihr zu kurz, um mir andres als einen ſchönen Eindruck edelſter Weiblichkeit zu hinterlaſſen.

Die zwei Monate meines Aufenthalts in Wales hatten mich geiſtig und körperlich geſtärkt. Ich nahm bis ſpät in

die Jahreszeit hinein Seebäder und war beinahe den ganzen Tag im Freien, in der erfriſchenden Seeluft. Endlich mußte aber doch geſchieden ſein, und Madame Schwabe ſelbſt brach auf. Sie, Springers, Czermak und ich fuhren zuſammen nach London. Als wir in den großen Nordbahnhof einfuhren, in dem die unzähligen Gasflammen trüb und durch den Nebel ſchienen und das Gebrauſe der Weltſtadt uns entgegentönte, ſagte ich lachend zu meinen Gefährten: „Es iſt ganz, als ob man in den Rachen eines Ungeheuers einführe — es iſt ein abſcheuliches Produkt der Ziviliſation, und doch umſtrickt es uns mit Baſiliskenzauber und wir können's nicht entbehren."

Drittes Kapitel

Mazzini

Unter den erſten Beſuchen, die ich machte, waren die bei den Schweſtern Emilie und Karoline. Ich wurde ſehr freundlich aufgenommen, wurde mit Karolinens Mann bekannt gemacht und aufgefordert, mich an den Freitag Abenden, wo ſie regelmäßig ihre Freunde bei ſich ſahen, einzufinden. Ich nahm das natürlich an und trat nun in dieſen, mir bisher fremden Kreis ein. Ich ſah Mazzini wieder, der alle ſeine Abende in dieſem Hauſe verbrachte, und wurde von ihm in der herzlichſten Weiſe begrüßt. Bald wurde ich dort heimiſch; es war da ein gemütlicher ungezwungener Ton, der nichts mehr von der engliſchen ungeſelligen Steifheit an ſich hatte. Ganz natürlich und ohne es zu wollen, beherrſchte Mazzini dieſen kleinen Kreis, wie es die Superiorität eines bedeutenden Menſchen immer tun wird unter Menſchen, die ſie willig anerkennen und ſich ihr freudig hingeben. Aber es war ein großer Unterſchied zwiſchen dem natürlichen Herrſchertum einer überlegenen Perſönlichkeit und dem anſpruchsvollen Auftreten Koſſuths, wie ich es bei einer früheren Gelegenheit beſchrieben habe. Im Gegenteil, niemand, der ihn *nicht* kannte, konnte ahnen, daß es der berühmte Agita-

tor war, wenn die Türe ſich geräuſchlos ein wenig öffnete und eine ſchmale, feine Männergeſtalt im einfachen ſchwarzen, meiſt bis oben zugeknöpften Überrock, faſt ſchüchtern in das Zimmer glitt. Nur wenn er ſeinen gewöhnlichen Platz vor dem Kamin, faſt immer ſtehend, einnahm, wenn, ganz von ſelbſt, der Kreis ſich um ihn bildete, er zu ſprechen anfing und das dunkle Auge erglänzte, dann fühlte man, daß man ſich in der Gegenwart eines ungewöhnlichen Menſchen befinde. Wir hatten gleich viele bedeutende Diskuſſionen zuſammen, nicht ſowohl auf dem religiöſen Gebiet, das er nie wieder ſo eingehend berührte wie jenes erſtemal, aber nach verſchiedenen Seiten hin. So hatte ich ſchon öfter von ſeiner entſchiednen Oppoſition gegen den Sozialismus gehört, und daß er z. B. ein abſoluter Gegner Louis Blancs ſei. Ich brachte ihn auf dies Thema. Er erhitzte ſich leicht im Sprechen gegen eine Theorie, die für ihn abgetan und in ſeinen Gedanken gerichtet war. Viele Menſchen nannten ihn deshalb intolerant; ſo ſagte mir Mrs. Carlyle einmal, ſie fände, er ſei ſo intolerant geworden — früher ſei er nicht ſo geweſen. Ich verſtand ihn bald beſſer und ſah ein, daß ſeine ſcheinbare Heftigkeit nichts anderes war, als die Ungeduld eines in ſeinen Theorien fertigen Menſchen, der keine Zeit mehr hat, das für ihn Abgetane zu wiederholen, weil es ihn drängt, für ſein Ideal tätig zu ſein. Bei einer ſolchen Diskuſſion ſagte er mir einmal wörtlich: „Ich greife nur den ſozialiſtiſchen Sektarianismus an, den Fourierismus, Ikarianismus uſw.; alle dieſe Theorien, die als Prinzip der Regeneration ausſchließlich die Befriedigung der Begierden, das materielle Intereſſe und ähnliches hinſtellen. Ich habe ſchon zwanzigmal den Unterſchied feſtgeſtellt, den ich ſtets zwiſchen der ſozialen Idee, die auch ich habe, und den Löſungen der ſozialiſtiſchen Sekten mache. Jedoch fällt es mir nicht ein, zu verlangen, daß man der Unabhängigkeit des Gedankens, in der Art, das ſoziale oder philoſophiſche Problem zu betrachten, entſagen ſolle. Was ich möchte, wäre, daß wir alle uns vereinigen könnten auf dem Boden der T a t.

Eine gewiſſe Anzahl Wahrheiten ſind ſchon für uns alle erobert; ich meine, wir ſollten uns bemühen, dieſe praktiſch darzuſtellen, indem wir uns im übrigen unſere Freiheit bewahren. Wir könnten den Weg, bis zu einem gewiſſen Punkt, zuſammengehen und uns nachher trennen. Wir ſollten uns verſtändigen, um gemeinſam gegen den gemeinſamen Feind zu arbeiten, indem wir uns unſere Unabhängigkeit vorbehielten für den organiſchen Teil, der folgen muß." Er erzählte mir dann viel von ſeinem praktiſchen Sozialismus während der kurzen Zeit ſeines Triumvirats in Rom; wie er ſogar dazu gekommen ſei, dem Räuberunweſen beinah ein völliges Ende zu machen, indem er überall verkünden ließ, daß, wer entſchloſſen ſei, ein ordentliches, arbeitſames Leben zu führen, eine bürgerliche Anſtellung und ehrenhafte Beſchäftigung finden werde. Er verſicherte, daß ſich eine Menge Leute eingefunden hätten, die aus Vagabunden ordentliche Leute geworden wären. Überhaupt waren ſeine Erzählungen aus jener Zeit äußerſt anziehend. Ich glaube, daß ſein praktiſcher Idealismus bei der tiefen Kenntnis, die er von ſeinem Volke hatte, deſſen edelſte Verkörperung er ſelbſt war, etwas Dauerndes hätte ſchaffen können. Allein die Reaktion war noch zu ſtark, und leider verleitete ihn eben auch ſein Idealismus, zu glauben, daß in Frankreich der Republikanismus eine Wahrheit geworden *ſei*, wie es in ihm und in einer großen Anzahl ſeiner Römer war. Es war dies auch eine wunde Stelle, an die man nicht gern bei ihm rührte. Doch ſagte er mir einmal: „Ich hielt es nicht für möglich, daß franzöſiſche Republikaner die römiſche Republik ſtürzen wollen könnten, und ſo hielt ich Garibaldi von energiſcherer Verfolgung der Franzoſen zurück."

Als Neujahr herannahte, bat mich Mazzini, ihm eine illuſtrierte Ausgabe der Nibelungen zu beſorgen, die er der Freundin Karoline als Neujahrsgabe ſchenken wolle. Ich fand beim deutſchen Buchhändler nichts vorrätig als eine Ausgabe mit den Illuſtrationen von Schnorr, doch wurde mir verſprochen, in acht Tagen noch eine andere, mir unbekannte

zur Auswahl zu bringen. Ich ſchrieb dies Mazzini, er antwortete mir:

„Ich werde die Woche warten. Ich habe die gebundene Ausgabe nicht eher nötig, als bis am Silveſterabend. Ich glaube aber, ich werde die gebundene Ausgabe von Schnorr nehmen. Wenn man aber die beiden ſehen könnte, wäre es beſſer.

Ach ja, wir werden noch von dem ‚armen heiligen Deutſchland' ſprechen, ſo viel Sie wollen. Nur hat Deutſchland ein großes Unrecht, das Sie nicht auslöſchen können. Nämlich: auch gar nichts von dem einfachen revolutionären Axiom zu verſtehen, daß der Sieg nur die Folge der Konzentration aller möglichen Kräfte auf einen Punkt ſein kann. Für Deutſchland iſt eine Initiative unmöglich, die Initiative iſt aber möglich für Italien. Das ſollte genügen, wenn die Frage in einem europäiſchen Sinn verſtanden würde, damit das ganze patriotiſche Deutſchland ſich mit uns und für uns erklärte. Wir ſuchen die initiative Tat; wir werden ſie ſuchen, bis ſie gelungen iſt. Ich bin der einzige, der es tut — warum der einzige?

Ich ſammle jetzt Fonds unter uns, vermittelſt Subſkriptionen von 200 Franken. Glauben Sie, daß wir nur vierzig deutſche Unterſchriften haben würden? Nein! Das iſt das größte Argument, das ich gegen Deutſchland habe. Dieſe Tatſache beweiſt, daß Deutſchland den Gedanken haben kann, aber daß die Tat, die Inkarnation des Gedankens in die Handlung, ihm nicht eigen ſind. Deshalb bleibt es hinter ſeinen Pflichten und ſeiner Miſſion zurück. Das iſt alles, was ich gegen Deutſchland zu ſagen habe. Sie ſollen mich bei der erſten Gelegenheit widerlegen, wenn Sie es können.

Ich bin geblieben, was ich war; jene ſind nicht geblieben, was ſie waren.

Ihr Freund J. Mazzini."

Ich trat zu dieſer Zeit einem Leſezirkel bei, den die Familien, die den engeren Kreis dort bildeten, unter Mazzinis

Leitung und Auswahl eingerichtet hatten. Es handelte ſich natürlich nur um franzöſiſche und engliſche Literatur, da die meiſten Teilhaber des Zirkels nicht deutſch verſtanden. Mazzini las es, ſprach es auch ein wenig und hatte große Sympathie für deutſche Poeſie und Philoſophie trotz des Vorwurfs wegen Mangel an Tatkraft, den er den deutſchen Revolutionären oft, wie in obigem Briefe, machte. Goethe, beſonders den Fauſt, liebte er außerordentlich, und er ſagte mir einmal, daß, wenn er nicht Italiener wäre, er am liebſten ein Deutſcher ſein wollte. Die Auswahl der Bücher war vortrefflich und brachte, außer den beſten Revüen beider Sprachen, nur ernſte Werke wie Tocqueville, Volabelle, Carlyle uſw. — Mazzini hatte mir die Bücher zuzuſchicken, da ich ihm zunächſt auf der Linie in die Stadt wohnte, an deren äußerſtem Ende er war. Dies gab mehreremal wöchentlich Veranlaſſung zu Sendungen, die mir von einem vertrauten Italiener überreicht wurden und die ſehr häufig von einem Billet, das ſich auf ein oder das andere Vorgefallene oder Beſprochene bezog, begleitet wurden.

Auf dieſe Weiſe lernte ich auch durch kleine, aber höchſt bedeutſame Züge die tiefe Güte und das unendliche Zartgefühl kennen, die die Grundzüge ſeines Charakters bildeten und die bei einem, der ſo viel in Verſchwörungen und in Beziehungen lebte, die das Herz hart und fühllos machen, doppelt rührend waren. Wie ſehr er, dem man vorwarf, daß er den politiſchen Mord predige, davor zurückſcheute, irgend jemand zu verletzen, oder nur eine Mißſtimmung zu veranlaſſen, zeigte mir, unter tauſend anderen Beweiſen, nachfolgendes Billet. Ich erhielt es am Morgen nach einem Zuſammenſein, wo er mich mit Hinneigung zu Kommunismus, Atheismus uſw. geneckt hatte; es begleitete eine mir verſprochene Schrift:

„Meine liebe Freundin!

Hier das Verlangte, obgleich ich glaube, daß Sie es nicht werden brauchen können.

Eine Benachrichtigung: Nehmen Sie niemals meine Scherze über T..., über Kommunismus, Atheismus usw. im Ernst. Ich kenne Sie jetzt; ich schätze und achte Sie, wie Sie es verdienen. Es ist möglich, daß Sie sich intellektuell zuweilen verirren, wie ich, wie alle Welt es tut. Aber Sie haben zu viel Poesie in der Seele, um Atheistin, Kommunistin, Feuerbachianerin zu sein. Ich scherze zuweilen als ein Zeichen der Freundschaft, weil ich viel Bitterkeit auf dem Herzen habe und in ein absolutes Schweigen verfallen würde, wenn ich nicht scherzte. Verzeihen Sie mir und glauben Sie mich

Ihren Freund

Joseph Mazzini."

Unter den Italienern, die den Kreis bei Karolinen besuchten, und zu denen insbesondere Saffi und Quadrio gehörten, hatte ich immer zu meinem Erstaunen Felice Orsini vermißt, bis ich erfuhr, daß er mit Mazzini gespannt und völlig außer allem Verkehr sei. Ich hatte ihn seit jenem ersten Winter im Herzenschen Haus nicht wieder gesehen und hatte nur dann und wann gehört, daß er meist nicht in London sei, daß er Vorlesungen in mehreren Städten Englands halte usw. — Um so erschütternder wirkte nun die Nachricht des Attentats in der Rue Lepelletier in Paris, sein Mißlingen und die Gefangennahme Orsinis. Auch Mazzini war tief erschüttert. Er wußte, daß die Welt ihn der Mitverschworenschaft für schuldig erklären würde und daß es eine neue Veranlassung sein würde, Steine auf ihn zu werfen. Aber das war es gewiß nicht, was sein edles Herz am meisten bewegte. Ihn schmerzte das unabweisbare Schicksal, das Orsini drohte, trotzdem er nicht mit ihm übereinstimmte. Es ist sicher, daß Mazzini nicht den Charakter des politischen Verschwörers à tout prix hatte, sondern daß ihm das Mittel der Konspiration ein durch die Umstände aufgedrungenes, seiner tiefhumanen Natur widerstrebendes war, das er nur ergriff, um der Erreichung eines ihm vorschwebenden höheren Zieles willen. Mit tiefem,

angſtvollem Anteil verfolgte man den Gang des Prozeſſes. Man hoffte immer noch, daß Napoleon möglicherweiſe das Leben Orſinis ſchonen würde. Man war hingeriſſen von Bewunderung über die Haltung Orſinis, der, ſeinem Charakter treu, nicht einen Augenblick ſeinen Mut, ſeine ſtolze Standhaftigkeit verlor.

Die Aufregung in England war furchtbar. Die anmaßende Sprache, die offenbaren Drohungen, die von jenſeits des Kanals, beſonders von ſeiten der franzöſiſchen Militärs herübertönten, reizten die nationale Empfindlichkeit auf den höchſten Grad. Die kecke Forderung: das ſtolze Vorrecht britiſcher Freiheit, das Aſylrecht auf dieſem meerumgürteten Boden aufzugeben, empörte den ſonſt ſo ruhigen Inſulaner. Mit gerechtem Selbſtgefühl ſah er aus der vornehmen Sicherheit ſeiner Inſtitutionen, die jede Meinung gewähren laſſen, wenn ſie nicht tatſächlich gegen das Geſetz verſtößt, hinüber auf die fieberhafte, von Eitelkeit geſpornte Unruhe derer, die ſich an der geheimen Wunde ihrer Ehre getroffen fühlten und, wie das zu gehn pflegt, deſto mehr ſchrieen, um die Schmach, Sklaven zu ſein, zu verdecken. Daß jeder Brite (bis auf einen, Lord Palmerſton nämlich, der wieder einmal Miniſter war und wie immer über den Kanal hinüber liebäugelte) entſchloſſen war, bis zum äußerſten in der Verteidigung der nationalen Freiheiten zu gehen, bewies der kriegeriſche Eifer, der ſich der ſonſt ſo friedliebenden Nation bemächtigte. Sogar Frauen fingen an, Schießübungen zu machen, und es war ganz ernſtlich die Rede davon, daß ſich ein weibliches Bataillon bei einer etwa nötig werdenden Küſtenverteidigung bilden würde. Die Emigration war natürlich in keiner geringeren Aufregung, denn es handelte ſich für ſie um Sein und Nichtſein.

Nun kam der Monat März. Ich war an einem Abend mit Friedrich und Charlotte zuſammen bei dem jüngeren Bruder Friedrichs, der ſich als Arzt etabliert hatte und uns ein kleines Einweihungsfeſt ſeiner neuen Wohnung gab. Wir waren ganz fröhlich, als plötzlich in der Straße Ausrufer ſich

hören ließen, die, wie in London üblich, beſonders gedruckte Zettel ausbieten, wenn der Telegraph abends noch ein wichtiges Ereignis verkündet hat. Wir hörten nur den Namen: Orſini. Einer der Herren ſtürzte hinaus und brachte das Blatt herein, deſſen Inhalt uns alle mit Schaudern füllte: an dem Tage war, in der Morgenfrühe, das Haupt Orſinis, dieſes ſchöne, ſtolze Haupt, auf der Guillotine vor la Roquette gefallen.

Zu ſagen, wie mich dieſe Nachricht ergriff, wäre unmöglich. Zum zweitenmal erlebte ich es, daß ein Menſch, der durch viele bedeutende Eigenſchaften ein warmes, menſchliches Intereſſe einzuflößen berechtigt war, den gewaltſamen Tod des Verbrechers ſtarb. Wenn der natürliche Tod von Menſchen, die uns nahe ſtanden, die Wunde ſchlägt, die weder der religiöſe Glaube, noch die philoſophiſche Reſignation zu bannen oder zu heilen vermögen, ſo haben wir darüber doch nur mit jenem Fatum zu rechten, das mit eiſerner Hand ſeine unwiderruflichen Dekrete über unſeren Häuptern vollzieht. In ſolchen Fällen aber, die, ſcheinbar wenigſtens, in das Bereich der menſchlichen Willkür fallen, wo das Fatum nur in Geſtalt der dunklen Mächte erſcheint, die im Innern des Menſchen das tragiſche Schickſal vorbereiten, das ſich im Zuſammenſtoß mit den äußeren Verhältniſſen erfüllt — da empört ſich das Herz gegen das Verhängnis, da möchte man eingreifen und retten. Ich hatte keine Zeit, in den erſten Tagen nach dem Ereignis zu Kinkels zu gehen, hatte aber an Johanna Geſchäftliches zu ſchreiben und ſchrieb ihr dabei auch über meine Empfindungen bei Orſinis Tod. Sie antwortete mir auf das Geſchäftliche und fügte hinzu:

„Auch ich bin tief erſchüttert von Orſinis Schickſal, und Tag und Nacht kommt dieſer große Menſch mir nicht aus den Gedanken. Möge er ewig im Liede der freien Seelen fortleben.“

Die Aufregung in England wuchs indes fort. Engliſche Untertanen, der Mitwiſſenſchaft verdächtigt, wurden im Ausland gefangen genommen, ſo unter anderen in Genua

Miß Jeſſie White und Mr. Hodge, ein intimer Freund Orſinis, dem er die Sorge für eine ſeiner Töchter in ſeinem merkwürdigen Teſtament übertragen hatte. Beide wurden zwar aus Mangel an Beweiſen freigegeben, doch war es Öl in das Feuer engliſcher Entrüſtung. Die unverſchämte Sprache und die Drohungen der franzöſiſchen Preſſe dauerten fort. Nun kam die Gefangennahme des Franzoſen Bernard, von franzöſiſcher Seite der unmittelbaren Mitwiſſenſchaft an dem Orſiniſchen Komplott angeklagt. Die Aufregung war zum höchſten Gipfel geſtiegen, als die Verhandlungen des Prozeſſes herannahten. Alles drängte nach Old Baily, dem alten Gerichtshof in der City, der ſchon ſo manches tränenvolle Ereignis hat verhandeln ſehen, ſchon ſo manches „Schuldig" ſprechen hören.

Ich war feſt entſchloſſen, es koſte was es wolle, den Verhandlungen beizuwohnen. Am Morgen, wo ſie ihren Anfang nehmen ſollten, begab ich mich früh um acht Uhr in die City, in den alten düſteren Gerichtshof, und fragte einen der am Eingang befindlichen Gerichtsdiener, ob und wie ich hinein könne. Zuerſt wollte er von nichts hören, ſagte, es ſei kein Platz für Frauen uſw. Dann, als ich ihm meine Karte gab mit dem Beſcheid, er ſolle ſie in den Gerichtsſaal Herrn Aſhurſt, einem der geachtetſten Advokaten, bringen, der würde mir ſchon einen Platz verſchaffen, da wurde er etwas nachgiebiger und meinte, oben auf der Zuſchauergalerie ſei die letzte Bank für Damen frei. Ich ließ mich hinführen; es war ein ſchlechter Platz, von dem man weder den Angeklagten ſehn noch gut hören konnte. Ich ließ daher nicht nach, bis er mir einen Platz in den vorderſten Reihen eingeräumt hatte, wo ich gerade auf die Bank der Angeklagten hinunter ſah und den ganzen Gerichtshof vollſtändig überſchaute.

Es war das erſtemal, daß ich einen ſolchen ſah, und ich konnte mich eines Lächelns nicht enthalten über die Allongeperücken der Richter und das altväterliche Koſtüm, obwohl ich mir geſtehen mußte, daß es einen gewiſſen feierlichen Eindruck machte und dem ganzen Anblick eine Art

von Würde gab. Bald aber wurde mein ganzes Intereſſe in Anſpruch genommen, als der bleiche Angeklagte auf ſeinem Platze erſchien und das Zeugenverhör begann. Wenn etwas von vornherein geeignet geweſen wäre, unparteiiſche Richter für die Angeklagten einzunehmen, ſo wäre es das Erſcheinen der franzöſiſchen Zeugen geweſen, deren eine große Menge vorhanden waren. Sie trugen alle, ohne Ausnahme, den Stempel ſolcher Gemeinheit, ſolcher offenbaren Abſichtlichkeit, daß man nicht verkennen konnte, wie ſie gedungene Werkzeuge waren, und die Beſchuldiger entſchuldigten den Angeklagten mehr als alles andere. Beſonders war ein Mann darunter, Roger mit Namen, der ſich bei der Anklage ſehr eifrig bewieſen hatte, den man offenkundig als beſoldeten franzöſiſchen Spion kannte. Dieſer Mann hatte ſich Haar und Bart dermaßen nach dem Vorbild des damaligen Oberhaupts von Frankreich gemodelt, daß ſein Äußeres beinah eine vollſtändige Ähnlichkeit mit ihm erlangt hatte, wie denn dies überhaupt zu der Zeit in einer gewiſſen Schicht der franzöſiſchen unteren Beamtenwelt Mode geworden war und einen überaus widerwärtigen Typus erzeugt hatte, der eine grauſame Ironie auf das kaiſerliche Frankreich war. Der offene Stempel der Niederträchtigkeit, den dieſer Mann an der Stirn trug, wurde ein gewichtiges Argument in der Rede des Verteidigers Bernards, als die Verhandlungen beendigt waren und nach dem Anklagepunkte des Oberrichters, James, einer der geſchickteſten Advokaten Londons, für Bernard das Wort ergriff. Mit klopfendem Herzen ſah ich den Advokaten ſich erheben. Sein Äußeres erinnerte an die Bilder von Mirabeau, und ſeine volltönende Stimme ſchallte laut und vernehmlich durch den ganzen Raum, in dem Geſchworene und Publikum nun in atemloſer Spannung lauſchten. Die Rede war ein Meiſterſtück energiſcher Logik, beißenden Spottes und des ſtolzeſten Patriotismus, der in der Sache ſeines Klienten zugleich die hohen Vorzüge engliſcher Freiheit und Unabhängigkeit verteidigte. Jenen Roger nannte er gar nicht anders als den Spion Roger, um mit dieſer

Ironie zu zeigen, welcher Art die Leute waren, die man gegen Bernard ins Feld geſchickt hatte. Der Lord Oberrichter rief ihn deshalb zur Ordnung. Darauf entſchuldigte er ſich, daß er den Spion Spion genannt habe, da er nicht gewußt habe, daß es nicht erlaubt ſei, einen Spion Spion zu nennen, indem er ſo das verpönte Wort wohl zehnmal hintereinander wiederholte und erſt recht aufmerkſam darauf machte. Ganz beſonders kam ihm das gereizte Nationalgefühl der Engländer zu Hilfe, an das er ſich in glänzender Weiſe wandte, indem er ſie aufforderte, das heilige Aſylrecht zu ſchützen, das nur dem auf ſtrafbarer Tat Ertappten entzogen werden könne, ſo daß alles bei Beendigung ſeiner Rede in einen kaum zu bewältigenden Beifallsſturm losbrach. Die Geſchwornen zogen ſich zurück, und wenn auch bereits eine leiſe Hoffnung das Herz ſchwellte, ſo war es doch ein verhängnisſchwerer Augenblick der Erwartung. Meine Blicke hingen an dem Angeklagten, der mit männlicher Ruhe und Faſſung die für ihn ſo ernſte Stunde erlebte. Endlich kehrten die Geſchwornen zurück, und im Saal ward es ſtill wie im Grab. Als aber der Obmann der Geſchwornen vortrat und das „Nichtſchuldig“ ausſprach, da brach im Saale ſelbſt und draußen, wo der dichtgedrängten Menſchenmenge, die Old Baily umlagerte, das Verdikt blitzſchnell verkündet ward, ein ſolcher Jubel los, daß die feſten Mauern erzitterten. Ganz unbekannte Menſchen drückten mir die Hände zum Zeichen der Freude, und ein alter Mann ſagte mir mit Tränen in den Augen: „Welch ein glorreicher Tag für England!“ —

Mazzini hatte mich gebeten, am Abend nach Beendigung des Prozeſſes zu Karolinen zu kommen und ihnen Bericht zu erſtatten. Natürlich wußten ſie bereits den glücklichen Ausgang, als ich hinkam, denn die Nachricht hatte ſich mit Blitzesſchnelle durch das ungeheure London verbreitet und überall einen Ausbruch patriotiſchen Jubels veranlaßt. Ich mußte alles bis aufs kleinſte erzählen, und obgleich Mazzini keine perſönliche Sympathie für Bernard hatte, ſo freute er ſich doch des Ausgangs von Herzen. Karolinens Mann —

Mr. Stanfield — ſagte: „Nun gottlob! Nun ſind wir auch Lord Palmerſton los, denn der iſt nun für immer unmöglich geworden.“ In der Tat mußte er nach einem Monſtre-Meeting im Hyde-Park, das eine Demonſtration gegen ihn war, ſeinen Abſchied nehmen. Aber Stanfields Hoffnung ging doch nicht in Erfüllung, denn ein Jahr darauf war er wieder Miniſter. Mazzini bat mich, ihm einen Bericht über die fünf Tage des Prozeſſes für ſein italieniſches Journal, „Dio e il Popolo“, zu ſchreiben. Schon früher hatte ich, auf ſeinen Wunſch, einen Artikel über deutſche Zuſtände für dasſelbe Journal geſchrieben, den er ſehr gelobt hatte. Ich ſchrieb in franzöſiſcher Sprache, da mir damals die italieniſche noch nicht geläufig war, und Mazzini ſorgte für die Überſetzung. Als ich den verlangten Bericht fertig hatte, ſchickte ich ihn an Mazzini. Er ſchrieb mir darauf:

„Liebe Freundin!

Ich danke Ihnen von Grund des Herzens für Ihren Bericht, den ich ſelbſt überſetzt und abgeſchickt habe.

Wie konnten Sie denken, daß ich etwas an Ihrer Auffaſſung der Verteidigungsrede von James geändert hätte? Sie halten mich alſo für recht intolerant?

Was Sie getan haben, entbindet Sie aber durchaus nicht von der zweiten deutſchen Korreſpondenz. Wenn Sie die deutſchen Journale leſen, ſuchen Sie ſich auf einige Tatſachen für Ihre Reflexionen zu ſtützen. Sie wiſſen, was die Korreſpondenzen der politiſchen Journale ſind. Ich möchte, daß es von Zeit zu Zeit ein Geſamtüberblick über den politiſchen Gang der Ereigniſſe in Deutſchland, von der Höhe eines philoſophiſchen Gedankens aus, würde. Könnten Sie nicht auch eine Stunde einem Überblick über die gegenwärtige politiſche deutſche Preſſe und ihre Tendenzen, gegenüber Frankreich, England und Rußland widmen?

Verzeihung für alle dieſe Anforderungen, aber Sie ſind gut und der Sache ergeben; ich brauche und mißbrauche das.

Ihr Freund und Bruder

Joſeph.“

Dies war jedoch nicht die einzige Tätigkeit, zu der er mich anfeuerte. Was ihm beſonders am Herzen lag, das war die Organiſation der Partei, zunächſt die jeder Nationalität und dann aller zuſammen als der europäiſchen Partei der Tat. Er ging von der allerdings gewiß ſehr richtigen Idee aus, daß die Partei des Ultramontanismus und Despotismus eben ihrer feſten Organiſation und ihrem Zuſammenhalten ihre immer noch ſo große Macht verdankte. Er hatte es ſich daher zur Lebensaufgabe geſtellt, von der anderen Seite eine gleiche, faſt militäriſche Organiſation und Schlagfertigkeit zuſtande zu bringen. Dabei aber wollte er, daß ein jeder, indem er den Ideen des Fortſchritts, der Freiheit und Vernunft diene, von dem Bewußtſein durchdrungen ſei, daß er damit nur ſeine Menſchenpflicht erfülle. Vor allem aber lagen ihm hierbei die Arbeiter am Herzen. Ebenſo wie er unausgeſetzt, auch aus der Ferne, die Arbeiter ſeiner Heimat beeinflußte, um ihnen höhere ſittliche Ideen und den Geiſt der Gemeinſamkeit beizubringen (Ideen, die weit verſchieden waren von dem törichten Kommunismus und den ausſchweifenden Nivellierungsgelüſten der damals ſchon beginnenden Internationale, da ſie die Pflicht *aller* gegen *alle* obenan ſtellten) — ebenſo wünſchte er auch, daß man in andern Ländern ein Gleiches tue. Er fragte mich fortwährend, was in dieſer Beziehung in Deutſchland geſchähe, und da die Zeit der großen Reaktion damals im Vaterland wenig hoffen ließ, ſo forderte er mich auf, zu verſuchen, ob ſich die vielen deutſchen Arbeiter in London nicht zu einer Geſellſchaft vereinigen ließen, in der man, ſtatt der vielfältigen unklaren, halben Theorien, eine wahre, geſunde Anſchauung von Bürgerpflicht und Gemeinweſen entwickeln könnte. Ich kannte einige der deutſchen Arbeiter, unter denen denkende, tüchtige Menſchen waren, und verſprach Mazzini, einen Verſuch zu machen. Als ich mit ihnen über die Sache ſprach, fand ich ſie alle bereit und der Idee geneigt. Dies ſchrieb ich an Mazzini und teilte ihm zugleich mit, daß ich für einige Wochen an das Meer gehen würde, weil ich traurig ſei, um

alles perſönlichen und öffentlichen Leids willen, und mich in Einſamkeit und Naturſchöne tröſten müſſe. Er antwortete:

„Sie ſind traurig; ich bin auch traurig. Sie gehen an das Meer; ich möchte auch hingehen, aber ich kann nicht. Meine Arbeit iſt die des Handwerkers, der nicht von der Maſchine fort kann. Ich verdorre dabei, aber es muß ſein. Hier ſchicke ich Ihnen einige Zeilen für Koſſuth. Sie müſſen ſeine Wohnung in Ventnor ſuchen. Jedermann wird ſie Ihnen zeigen können; ich nenne Sie im Anfang des Briefes als meine Freundin.

Warum denken Sie, daß ich nicht zufrieden ſei? Ich bin vollkommen zufrieden mit allem, was Sie tun, mit allem, was Sie zu tun ſuchen. Ich halte Ihre Arbeit mit den Arbeitern für ſehr wichtig. Wenn Sie mir ſagen werden, daß Sie ein wenig Grund gewonnen haben und Sie es für gut halten, daß ich mich an ſie wende, ſo werde ich es tun.

Adieu meine Freundin! Zweifeln Sie nie an meiner Achtung und Zuneigung, ſie ſind Ihnen ſicher. Seien Sie ſtark und tapfer. Die endliche Kriſis bereitet ſich doch trotz allem.

Ihr Bruder

Joſeph."

In Ventnor traf ich Pulszkys, die lieben Freunde, mit denen ich immerfort in Verkehr war, die ich aber in London der ungeheuren Entfernung wegen, in der wir voneinander lebten, ſelten ſah. Ich gab meinen Brief bei Koſſuths ab und fing an, mich in der geliebten Meeresluft wieder etwas zu erholen. Wie ſehr wünſchte ich nun auch dem geplagten, verehrten Freund dieſe Erholung. Ich ſchrieb ihm und forderte ihn auf, zu kommen und ſich einmal eine kurze Friſt zu gönnen. Er ließ mich ziemlich lange auf Antwort warten; endlich ſchrieb er:

„Liebe Freundin!

Ich hätte Ihnen früher antworten ſollen, aber ich war mit Arbeit überhäuft und auch ein wenig ſchlechter Laune. Nein, ich komme nicht auf die Inſel. Es iſt unmöglich, und

es iſt unnütz, darüber zu ſprechen. Ich habe wohl Luſt, mich irgendwo an das Meer hinzuflüchten, aber wenn ich es tue, geſchieht es ſpäter und nicht auf der Inſel Wight. Sie iſt zu ſchön für mich. Wahrſcheinlicher aber iſt es, daß es bei der Luſt bleibt, und daß ich nirgends hingehe. Wozu auch? Im Vergleich mit dem, was in mir vorgeht, bin ich noch gut genug, wo ich bin; traurig und finſter, macht mich die ſchönſte Landſchaft wie die ſchönſte Muſik noch tauſendmal finſterer. Wenn ich in dieſer Stimmung bin, gibt mir alles Schöne einen wahren Krampf der Verzweiflung und ein Gefühl von Ermattung, das nicht gut iſt.

Ich ſchicke Ihnen dieſe Zeilen durch eine teure und liebenswürdige Botin. Ich freue mich, daß ſie zu Ihnen geht. Wenn ſie ihr Kopfweh dort verliert, wenn Sie zuſammen der Luft des Meeres, der Landſchaft ſich freuen, ſo iſt das genug, damit ich der Inſel Wight innig dankbar bleibe.

Sie haben ‚Glauben und Zukunft' geleſen. Iſt es nicht ein wenig mehr deutſch, als Sie geglaubt hätten?

Unſere Organiſation in Italien geht vorwärts. Es wird doch noch wieder dort ſein, glauben Sie mir, wo die Initiative unſerer Sache ergriffen werden wird. Die Geldfrage iſt immer die größte Schwierigkeit, aber ich verzweifle nicht, ſie zu überwinden.

Adieu! Arbeiten Sie und denken Sie zuweilen an Ihren Freund

Joſeph."

Die Botin, die mir dieſen Brief brachte, war niemand anders als Karoline, die eine der beiden Mazzini ſo innig befreundeten Schweſtern, in deren Haus ich zwar nun ſchon viel aus- und eingegangen war, die mir bisher aber noch nie ſo nah getreten, noch nie ſo liebenswert erſchienen war, wie ihre Schweſter Emilie. In Ventnor bildete ſich in der Ungeniertheit des Landlebens raſch ein intimerer Verkehr aus, und ich wurde überraſcht von manchen Seiten dieſer anmutigen Natur, die mir bisher entgangen waren, da im

geſelligen Verkehr ihres Hauſes meine größte Aufmerkſamkeit Mazzini zugewendet geweſen war. Ihre liebenswürdige Heiterkeit gab dem ungezwungenen Zuſammenſein des Landlebens einen großen Reiz und entzückte mich wahrhaft. Ich teilte Mazzini dieſe Empfindung mit, als ich ihm, beſorgt wegen längeren Schweigens ſeinerſeits und wegen eines neuen, von ihm herauszugebenden Journals, deſſen erſte Nummer ich nicht zur beſtimmten Zeit erhalten hatte, ſchrieb.

Er antwortete: „Ich erhalte Ihren beſorgten Brief. Sie haben recht, aber ſeien Sie nie argwöhniſch mit mir. Ich wechſle nicht, ich bin nicht launiſch in meiner Zuneigung, und nichts mißfällt mir, wenn ich einmal Vertrauen in die Zuneigung anderer habe. Ich habe aber Zeiten, in denen es mir ſchwer wird zu ſchreiben, ausgenommen Geſchäftliches: das iſt, wenn ich traurig bin; ich mag nicht heucheln, wenn ich ſchreibe, und ich mag auch die andern nicht betrüben. Nun war ich eben traurig. Jetzt bin ich beſſer und ich bedaure mein Schweigen ſehr.

In einer der erſten Nummern des Journals werde ich eine allgemeine Aufforderung machen hinſichtlich der Organiſation der Partei.

Vergeſſen Sie nicht, mir einige deutſche Verleger oder ſonſtige Deutſche anzugeben, denen ich, wenn Sie glauben, daß ſie es erhalten, ein Exemplar meiner erſten Nummer zuſchicken könnte. Ich möchte, daß das Journal in Deutſchland bekannt würde; es könnte ja auch ſein, daß uns einige Abonnements von da zukämen. Wir brauchen ſechshundert, um die Koſten zu decken. Die Empfänger riskieren nichts. Es iſt natürlich, daß wir ſuchen, das Journal bekannt zu machen, und die einfache Zuſendung hat nicht die Gefahren eines Briefes, der zeigen würde, daß man liiert iſt.

Ich habe Ihren Brief über deutſche Verhältniſſe abgeſchickt. Er iſt ſehr intereſſant. Sie ſind entzückt von Karoline; ich glaube es wohl, und es freut mich innigſt. Sie hat ſicher ſehr viel Intelligenz und ein großes Teil geraden Sinns — eine Eigenſchaft, die noch ſeltener iſt als die Intelligenz. Ihr

Herz iſt gut; ſie offenbart ſich nicht leicht, aber ſie iſt wie das Meer: ſie hat Perlen im Grund.

Ich werde an Kinkel ſchreiben, wie Sie mir geraten, wegen eines Beitrags zum Journal, aber ohne Hoffnung auf Erfolg. Ich könnte wohl Ruge bitten, aber was zum Teufel würde er mir ſchreiben? Ich fürchte ſeine Exzentrizität und ſeine Rachſucht gegen die Individuen. Was denken Sie davon? Würde er in ſolcher Weiſe ſchreiben, um nützlich zu ſein? Sie können wohl denken, daß man es nicht abſchlägt, einen Artikel von Ruge einzurücken, ohne ſich einen Feind aus ihm zu machen.

Es ſind uns ſechzig italieniſche Abonnenten aus Alexandria in Ägypten zugekommen. Man ſchreibt mir von allen Seiten; es wäre wohl etwas zu tun zur Einigung der Partei, aber wirklich, ich kann nicht alles tun. Ich habe mich heute nicht vom Schreibtiſch gerührt, ich habe den ganzen Tag geſchrieben und ich habe nicht die Hälfte von dem getan, was ich tun ſollte.

Adieu! Ihr Bruder

Joſeph."

Gleich in den erſten Tagen in Ventnor begegnete ich einem Landsmann, auch Flüchtling, den ich bisher nur einmal, ganz am Anfang meines Aufenthalts in London, dann nie wieder geſehen hatte, obgleich wir mehrere gemeinſchaftliche Bekannte hatten. Dies war Lothar Bucher, der charaktervollſte der preußiſchen Abgeordneten vom Jahre 48. Wenn man in der rieſigen Weltſtadt jahrelang leben konnte, ohne ſich zu treffen, ſo war dies anders im kleinen Ventnor, wo der Strand alle zuſammen führte, die ſich dort aufhielten. Wir wurden miteinander bekannt, und ich lernte mit Freude und Intereſſe den feinen, klugen, tief unterrichteten Mann kennen, wenn ich auch anfänglich ein wenig Furcht vor ſeinem ſcharfen kritiſchen Verſtand hatte, dem alles Phantaſtiſche, auf Intuition Gegründete, nicht auf poſitiven Tatſachen Beruhende ein Greuel war. Er geſellte ſich Karolinen und mir

häufig zu. Wir verbrachten manche heitere Stunde zuſammen auf Spaziergängen und am Meer, beſonders des Abends, wenn der Mond ſilbern über die gekräuſelte Fläche ſchien und wir, am Ufer ſitzend, oft bis ſpät in die Nacht hinein, bald ernſt, bald heiter plauderten.

Ich ſchrieb an Mazzini über Bucher, daß ich ihn mehr für einen organiſierenden Staatsmann, als für einen Revolutionär halte, daß aber gerade deshalb ſeine Mitwirkung beim neuen Journal ſehr wünſchenswert ſei, und fragte, ob ich ihn nicht zur Mitarbeit auffordern ſollte. Mazzini antwortete:

„Ja, ich kenne Bucher dem Namen nach und würde ſtolz ſein, ſeine Hilfe zu haben. Er wird nach der erſten Nummer beurteilen können, ob er mir etwas ſchicken will. Ich möchte, daß das Journal die Frage der Nationalitäten vom Geſichtspunkt der zukünftigen Allianz und ihrer Notwendigkeit zum Siege aus behandelte. Die Organiſation der Partei ſcheint mir gegenwärtig das zu löſende Problem für uns alle. An dem Tag, an dem wir alle organiſiert ſein werden wie eine Armee, an dem Tag, wo ein jeder, der jetzt vereinzelt, untätig bleibt, ſein Kontingent an Geld, an Berichten, an Einfluß, an Reiſen, an Propaganda der Ideen, hinzubringen wird, an dem Tage werden wir ſiegen. Es iſt eine Schande, daß, wenn wir es können, wir es nicht tun. Das Journal kann dabei nützen, indem es die Ideen predigt und zeigt, daß wir eins ſind."

Viertes Kapitel

Reſultate

Die heiter angeregte Zeit verging. Zuerſt ſchied Bucher, bald darauf Karoline, dann gingen Pulszkys, und ich blieb allein. So lieb mir die andern geweſen waren, ſo überkam mich doch eine große Freudigkeit, als ich allein war. Es regte ſich in mir eine Luſt des Schaffens, ein Bedürfnis der Konzentration und des Zuſammenſeins mit meinem eigentlichen

Selbſt, wie ich ſie lange nicht gefühlt. Ein Wort meines jüngſten Bruders, das er mir einſt ſagte, als ich noch ſehr jung war: „Laß keine Zeit deines Lebens vorübergehen ohne ein Reſultat!“, kam mir in den Sinn. Ich fühlte, daß wieder eine Zeit gekommen war, wo ich Rechnung mit der Vergangenheit abſchließen, wo ich das Reſultat des bisherigen Lebens mir klar machen mußte. Zum zweitenmal im Leben, nach dem großen Schiffbruch alles deſſen, was dem Daſein Reiz und Wunſch auf unendliche Dauer verleiht, war ich aus dem Abgrund der Schmerzen und der Vernichtung erſtanden und fühlte mich wieder ich ſelbſt und voller Troſt. Doch war ich nicht mehr jung, doch ſtand ich allein, mit ſchwankender Geſundheit, auf meine Arbeit angewieſen, doch waren die Illuſionen des Daſeins zerfloſſen, und ich hoffte nichts mehr, weder perſönliches Glück, noch die volle Verwirklichung der Ideale in der Menſchheit, wie ich ſie geträumt hatte. Was war mir denn nun geblieben? Was gab mir dieſen Troſt und Frieden? Hatte ich das Rätſel der dunklen Sphynx, die Leben heißt, erraten? War mir der Schleier vom Angeſicht der Wahrheit gefallen? Hatte der Poſitivismus mir die Befriedigung gegeben, die mir der Spiritualismus einſt nicht hatte geben können? Entſchieden tönte auf dieſe letzte Frage aus meiner Seele ein: Nein! Ich erkannte, daß auch dieſe von mir gehoffte Löſung des Lebensrätſels nur eine Durchgangsſtufe geweſen ſei.

Es wurde mir klar, daß das, was den Gelehrten bei der mühſamen Erforſchung einer einzelnen Tatſache der Wiſſenſchaft aufrecht hält, nicht die Tatſache ſelbſt iſt, ſondern die Seligkeit, einer Idee zu dienen, Stein an Stein zu fügen zu dem Leuchtturm, der ſein helles Licht weit hinauswerfen und den Schiffer führen ſoll auf der Fahrt über die dunkle Flut des Lebens. Ferner: daß das, was den Künſtler bei der ſchwerfälligen Ausführung des geflügelten Schöpfergedankens nicht verzagen läßt, die Götterluſt des Schaffens ſelbſt iſt, die aus dem vergänglichen Stoff ein Unſterbliches entſtehen ſieht. Endlich: daß das, was den Erbarmenden

bei der Tat der mitleidsvollen Liebe tröſtet, nicht der geringe Erfolg der einen getrockneten Träne unter den Millionen Tränen iſt, ſondern die heilige Flut des Mitleids ſelbſt, dem Erlöſung vom Leiden eine innere Notwendigkeit iſt. Kurz ich erkannte: daß das, was in allen, die wirklich leben und den Namen Menſch verdienen, wirkt und ſchafft, das „Weſen" iſt, das über die unvollkommne Erſcheinung hinausgeht, das ſich als Geiſt ewig fühlt in allem Geiſtigen, das ſich als Schaffendes ewig fühlt in aller Schöpferkraft, das ſich als Erbarmen eins fühlt mit der gewaltigen Liebe, die von jeher das Leid des andern zu dem ihren machte. Konnte dies „Weſen" das unbewußte Atom ſein, deſſen Ewigkeit mich einſt entzückt hatte und in deſſen Metempſychoſe in Dichterſtirn und Roſe ich den wahren Schlüſſel des Lebensrätſels gefunden zu haben meinte? Abermals rief es in mir: Nein! Aber wenn es nicht der Spiritualismus mit ſeinem Dualismus von Geiſt und Natur, wenn es nicht der Poſitivismus mit ſeiner einzigen Anerkennung der Materie und der greifbaren Tatſachen war — was war es denn, was übrig blieb, was der nach Wahrheit ſeufzenden Seele als ein tröſtender Stern durch die Nacht des Lebens leuchten konnte? Die Intuition wies mich hin auf eine Einheit alles Seins in einem Unbekannten, unſerer beſchränkten Auffaſſung Entrückten, dem „Weſen an ſich", von dem die ganze Erſcheinungswelt nur eine Manifeſtation ſei. Je mehr ich dieſer Hinweiſung nachdachte, deſto mehr entſprach ſie meinem ganzen vernünftigen Denken, deſto mehr klärten ſich mir durch ſie die Phänomene des Daſeins auf. Jener myſtiſche Zug nach dem Idealen, der durch die ganze Menſchheit geht, der den Grundton aller Religionen bildet, der roheſten wie der veredelteren, er iſt kein Erzeugnis der Ziviliſation, er iſt der Menſchheit eingeboren — wie der Genius, wie Güte und Mitleid dem Individuum nicht anerzogen werden können, ſondern ihm eingeboren ſind. Kann die unbewußte Materie und deren zufällige chemiſche Kombination Urſache und Zeugerin dieſer Fülle von Geiſt, Denken, Gefühl und Liebe

ſein, die ſich in der Menſchheit bewegt? Abermals rief es in mir: Nein! Alle Erklärungen von Tätigkeit der Gehirnnerven, vom Kreislauf des Lebens, vom Urſchlamm uſw. erſchienen mir nur als bloße Beiträge zur näheren Kenntnis der Mechanik dieſer Erſcheinungswelt, aber ebenſo ungenügend, um den letzten Grund der Dinge zu erklären, als der willkürliche Schöpfer einer Schöpfung aus dem Nichts. Daß hier unſer Verſtand an ſeiner unüberſteigbaren Grenze angelangt ſei, wurde mir klar. Gehört er ja doch ſelbſt auch in die Beſchränkung der Erſcheinung hinein; wie ſollte das in die Endlichkeit Gebannte das Unendliche faſſen, wie das an Zeit und Raum Gebundne das Zeit- und Raumloſe ſich vorſtellen können? — Sehr wohl hörte ich gleich den Einwand, mit dem die Poſitiviſten mir antworten würden: „Was geht uns auch das Unabweisbare an? Welchen Wert hat es für unſere Exiſtenz, die nur von den Reſultaten der auf Erfahrung begründeten Wiſſenſchaft wahren Vorteil ziehen kann?“ Aber hat es denn etwa keine Reſultate für die Menſchheit gehabt, daß, von weiter Vorzeit her, große Denker wunderbare Gedankenaxiome aufgeſtellt haben, zu denen ihnen kein Experiment die Baſis geliefert hatte, die aber, wie Fixſterne, mit ihrem eignen Licht durch die Nacht der Zeiten leuchteten, als die Wiſſenſchaft noch arm und dürftig umherſuchte und oft erſt lange nachher, auf dem Wege der Empirie, mühſam die Beſtätigung deſſen fand, was jene Kühnen im heißen Kampfe des Gedankens mit ſich ſelbſt gefunden?

Blieb es ſpurlos im Leben der menſchlichen Geſellſchaft, als ein großes Herz, vom Elend des Daſeins gerührt, von allumfaſſender Liebe erfüllt, eine neue, reinere Moral zur Erlöſung predigend, ſelbſt den Tod nicht ſcheute, um ſein Werk des Erbarmens zu vollbringen?

Oder war es keine aufs höchſte anzuſchlagende Wirkung, wenn die Inſpirationen des Genius in tauſend Herzen wiederzitterten und ein Volk, wenn auch nur auf Stunden, aus der trüben Alltagsatmoſphäre ſeiner Exiſtenz heraus hoben?

Alle dieſe aber gingen nicht an der Hand der Erfahrung,

ſondern ſchöpften aus dem Born der Intuition, die ſie im reinen Denken, im allerbarmenden Gefühl, in himmliſcher Begeiſterung zum Schaffen führte.

Wenn wir alſo anerkennen müſſen, daß unſer Begreifen eine Grenze hat, daß kein Experiment uns an den letzten Grund der Dinge, an die Erkenntnis des „Weſens" führen wird, ſollten wir deshalb verſchmähen, was die Intuition, was der Genius uns gibt: jene heiligen Entzückungen, die nichts mit der Empirie zu tun haben?

Nein, im Gegenteil. Wir ſollten uns ihnen viel tauſendmal mehr hingeben, als wir es tun. Die Wiſſenſchaft wird uns helfen, im Dienſte der Intuition Vorurteile und Unwiſſenheit zu vernichten, den idealen Kern aus ſeiner Schale zu befreien und den Individuen wie den Völkern das neue Evangelium zuzurufen: ‚Erlöſet euch ſelbſt!' — Ja, das iſt es! Wir ſollen uns ſelbſt erlöſen von dem Wahnbegriff, als ſei dies Leben mit ſeinen Gütern etwas anderes als eine vorübergehende Erſcheinung des ‚Weſens'. Der Buddhismus und das Chriſtentum ſuchten bereits dieſen Wahnbegriff zu zerſtören, aber ſie lehrten zugleich die Verachtung dieſer Exiſtenz des Scheins und trieben damit zur tatloſen Askeſe, oder, als Reaktion, zur unmäßigen Begierde nach dem Genuß. Die wahre Erlöſung wäre aber die, es zu wiſſen, daß das Leben einen metaphyſiſchen Zweck hat, zu deſſen Erreichung es die höchſte Kraftanſtrengung fordert, nämlich: das Herausbilden des Ideals im einzelnen wie in der Menſchheit. Dieſes Ideal ſteigt in dämmernden ahnungsvollen Zeichen, wie ein fernes Nebelbild, in der Geſchichte von Zeit zu Zeit auf. Es zieht wie eine brennende Frage, wie eine dunkle Qual, wie eine ſehnſüchtige Liebe, wie der Drang, ſich ‚einem Höheren, Reineren, Unbekannten' hinzugeben, von Jugend auf durch das Herz des einzelnen. Es iſt der Grund all der tiefſinnigen Mythen, mit denen die poeſieerfüllte Kindheit unſeres Geſchlechts den von jeher exiſtierenden Drang der Menſchheit zu erklären ſtrebte. Von der Verſchuldung des Geborenſeins zur Endlichkeit und Be-

ſchränkung, und durch ſie zum Irrtum und zur Sünde, müſſen wir uns erlöſen zu der Wiederherſtellung des aus ſeiner Götterheimat vertriebenen Unſterblichen. Nur indem wir dieſem Faden nachgehen in der Geſchichte, hat ihr Studium für uns einen ethiſchen Wert; nur indem wir, durch die Naturforſchung, demſelben Trieb begegnen, von der unvollkommnen Erſcheinung zu der vollkommeneren fortzuſchreiten, hat die Lehre von der Vervollkommnung der Gattung eine tiefe Bedeutung für uns. Aus einer hinter unſerem Erkennen liegenden, uns unbekannten Einheit herausgeriſſen in die Vereinzelung der Erſcheinung, ſind wir dem Schmerz und der Qual und der überall begrenzten Endlichkeit anheimgegeben. Ein tiefes Heimweh klagt in uns wie Sehnſucht nach einem verlornen Paradies, lockt uns mit Hoffnungstönen zu einem zukünftigen Glück. Wir ſuchen dies im Lande der Täuſchung, im Bereiche des Wahns. Aber ach! aus jedes Bettlers hohlen Augen, aus jedem tränengefüllten Blick, von jedem Sterbebett ſchauert uns ein Proteſt des Elends, des Schmerzes und der Verweſung an. Das Herz, an das wir uns gebettet, erkaltet, und die Lippen, die uns Worte der Liebe geflüſtert oder erhabene Weisheit verkündet, verſtummen; die Menſchheit, der wir wohltun wollten, zuckt die Achſeln und kreuzigt oder verſpottet uns. Sie tanzt noch heute um das goldene Kalb, wie ſie es vor tauſend Jahren getan; ſie häuft die Schätze an, die Motten und Roſt freſſen, und nennt ſich doch Jüngerin deſſen, der ſchon vor ſo langer Zeit geſagt hat, daß etwas ganz anderes nottut. Sie bekennt eine Religion der Bruderliebe, und dabei wühlt das Schwert ohne Unterlaß im Herzen der Brüder, und die Erfindung neuer Mordwerkzeuge wird höher belohnt als die Werke des Genius. Ja, der Schmerz über das Unzulängliche der Erſcheinung öffnet uns die Augen, und wir beginnen zu begreifen, ‚daß alles Vergängliche nur ein Gleichnis‘ iſt, nur vorübergehende Erſcheinung der ewigen Einheit, von deren Seligkeit uns zuweilen in den höchſten Momenten des Lebens, in den Blitzen der Begeiſterung eine ferne Ahnung

durchzuckt. Alſo Erlöſung von dem dunklen Schmerz der Erſcheinung, das iſt die Aufgabe! Aber nicht etwa, indem wir willkürlich ihr ein Ziel ſetzen und die Schranke durchbrechen — damit wäre nichts gewonnen — ſondern indem wir uns, wie Wieland der Schmied, ſelbſt die Flügel ſchmieden, um uns in das Land der Geliebten unſrer Jugend, in das Land des Ideals zu erheben. Nach jeder Todesnacht der Schmerzen, nach jedem Golgatha, wo unſer heiligſtes Empfinden ans Kreuz geſchlagen wurde, ſollen wir auferſtehen, immer verklärter, immer unſterblicher und heiliger, immer mehr die göttliche Idee in uns enthüllend. Das iſt die Aufgabe der Individuen, der Völker, der Menſchheit. Wer ſie nicht erfüllt, wem das Endliche Selbſtzweck und nicht bloß Mittel iſt, der verharrt in der Qual des Daſeins, an den Fluch des Suchens ohne Frieden, des Irrtums ohne Berichtigung, der Sünde endlich, gebunden, und nach der tiefſinnigen Mythe hochbegabter Völker muß er ſo lange wiedergeboren werden, bis ihm das Geheimnis der Erlöſung aufgegangen iſt. Wem es aber aufgegangen iſt, der ſehnt ſich mit tiefem, endloſem Mitleid, alle mit hineinzuziehen, die noch in der Nacht des Scheins und des unſeligen Irrtums wallen. Der möchte ſein Leben hingeben, um ſie zu erlöſen — wenn einer es für alle tun könnte — wenn es nicht immer wieder heißen müßte: E r l ö ſ e t e u c h ſ e l b ſ t.

So ſchien mir denn das Rätſel des Lebens gelöſt; mein dunkles Suchen hatte endlich den Stern ſchimmern ſehn, in deſſen Licht ihm Erfüllung werden ſollte.

Ich war allein am Meeresufer, als mich all dieſe Gedanken befreiend und verſöhnend umfluteten, und wieder, wie einſt in fernen Tagen in den Alpen der Dauphiné, trieb es mich hier niederzuknien vor der unbegrenzten Flut, Sinnbild des Unendlichen.

Ich fühlte, daß ich betete, wie ich nie zuvor gebetet hatte, und erkannte nun, was das eigentliche Gebet iſt: Einkehr aus der Vereinzelung der Individuation heraus in das Be-

wußtſein der Einheit mit allem, was iſt, niederknien als das Vergängliche und aufſtehen als das Unvergängliche.

Erde, Himmel und Meer erklangen wie in einer großen weltumfaſſenden Harmonie. Mir war es, als umgäbe mich der Chor aller Großen, die je gelebt. Ich fühlte mich eins mit ihnen und es ſchien mir, als hörte ich ihren Gruß: „Auch du gehörſt mit in die Zahl der Überwinder!“

Fünftes Kapitel

Neue Verluſte

Die heiligen Entzückungen jener Momente, wo wir auf dem Sinai knien und die Offenbarung in Flammenzungen empfangen, ſind, wie es ſich von ſelbſt verſteht, nur vorübergehend. Der irdiſche Nebel hüllt uns wieder ein, und der Weg durch die Wüſte beginnt wieder mit ſeiner Mühe und Pein. Aber es bleibt doch eine tief ernſte Freudigkeit im Grund der Seele, ein Bewußtſein des geheimen Bundes mit der Ewigkeit, über den das dunkle Leben keine Macht mehr hat. So fuhr auch ich endlich dem Weltgetriebe wieder zu, als die Arbeit mich durchaus nach London zurückrief; ruhig und gefaßt wieder die Laſt des Tages zu tragen, aber mit einem Kleinod tief verborgen im Bewußtſein, von deſſen lichtem Schein ein Troſt ausging, wenn ich den Blick nach innen wandte. — In London kehrte ich zunächſt an die beſtimmte Tagesarbeit: Überſetzung und Journalartikel, zurück. Einige Kritiken, die ich über ruſſiſche, neu erſchienene Bücher geſchrieben hatte, zogen mir Aufträge zu Überſetzungen von ſeiten engliſcher Verleger zu; ſo unter anderen ein Buch vom Grafen Nicolai Tolſtoy „Kindheit und Jugend“ (Childhood and Youth), eins der liebenswürdigſten Bücher in Memoirenform, das man finden kann. Es hat den Reiz des einfachen Freimuts, mit dem alle die bedeutenden ruſſiſchen Autoren ſich ſelbſt und die ſie umgebenden Zuſtände ſchildern, dabei die feine Analyſe der menſchlichen Empfindungen, die ohne pſychologiſche Abhandlungen, die den Gang der Handlung ſtören, aus der Situation ſelbſt

hervorgeht und einen großen Zauber ausübt, weil ſie den Leſer gleichſam zum Mithandelnden, Mitempfindenden macht.

Komiſche Erfahrungen machte ich bei dieſem Verkehr mit der engliſchen literariſchen Welt. So ſchrieb ich unter anderem einmal wegen Beiträgen an eine der erſten Monatsſchriften, die in Edinburgh herauskommt. Ich erhielt eine ſehr höfliche Antwort, daß man gern bereit ſei, Beiträge aufzunehmen, nur müſſe man bevorworten, daß ſie weder politiſchen noch religiöſen, kritiſchen, hiſtoriſchen oder ſozialen Inhaltes ſein dürften, daß im übrigen aber alles willkommen ſei. Da ich nun nicht recht wußte, was noch übrig ſei, ſo enthielt ich mich der Beiträge an dieſes charaktervolle Journal. Ferner ſandte ich einmal das Manuſkript eines von mir in engliſcher Sprache geſchriebenen Romans an einen Verleger. Er ſandte mir es zurück mit dem größten Lobe des Inhalts (den er ſogar genial nannte), wie der Sprache, bedauerte aber ſehr, es doch nicht drucken zu können, da es der herrſchenden religiöſen Anſicht nicht entſpräche. Es iſt nämlich eine ſehr auffallende Erſcheinung, daß faſt alle, auch die vorzüglichſten engliſchen Romane, mit einem orthodoxen Glaubensbekenntnis endigen, ſelbſt wenn der Anfang durchaus nicht auf eine ſolche Geſinnung von ſeiten des Verfaſſers hat ſchließen laſſen. Es hat ſich dies übrigens in neueſter Zeit ſchon modifiziert und wird ſich wohl immer mehr modifizieren, je mehr die Eisrinde der konventionellen Beſchränktheit dem langſamen, aber ſicheren Prozeß des engliſchen Fortſchritts weicht. Damals aber war die Zeit noch nahe und zum Teil noch da, wo in der Mehrzahl engliſcher Familien Byrons und Shelleys Werke verpönt waren.

Dieſer Winter war eine fruchtbare, arbeitſame Zeit für mich. Wenn am Tage die Arbeit geſchafft wurde, die Geld brachte, ſo kam am Abend noch das Bedürfnis des eigenen Schaffens zu ſeinem Recht, und es entſtanden mehrere Novellen und Aufſätze über verſchiedene, namentlich Erziehungsfragen, die ich faſt alle in engliſcher Sprache ſchrieb, aber ad acta legte, da ich nun wußte, in England würden ſie

ihrer Tendenz wegen nicht gedruckt werden. Mit Deutſchland aber war ich zu ſehr außer aller Beziehung, um dort einen Verſuch zu machen.

Ich war ſehr viel mit Mrs. Bell zuſammen, und uns beſchäftigten vorzugsweiſe die Fragen über Ehe, Familie, Erziehung und alle Folgen, die ſich für die menſchliche Geſellſchaft an dieſe wichtigen Stadien des menſchlichen Lebens knüpfen. Wir ſtudierten ſtatiſtiſche Berichte und ſuchten uns die tatſächlichen Belege dafür auf, wie vollſtändig auch hier geiſtige Entwicklung und wahre Bildung die entſcheidenden Faktoren ſein würden, denn je tiefer die Volksſchichten, je geringer der Grad geiſtiger Zeugung und Befriedigung und je größer die phyſiſche Produktion, mithin die Tatſache, daß in den ärmſten Volksklaſſen die Kinderzahl am größten iſt. Wäre denn aber das nationalökonomiſche Prinzip, daß die große Zunahme der Bevölkerung der beſte Reichtum eines Landes ſei, unbedingt das richtigere? Iſt die Übervölkerung, namentlich der rohen, ungebildeten Klaſſen, nicht vielmehr ein Hindernis der Kultur, eine Urſache des Proletarierelends und vielfacher Übel, erſichtlich ſchon daraus, daß überall, wo ſie eintritt, Abfluß durch Auswanderung nötig wird? — Wir, Mrs. Bell und ich, kamen bei ſolchen Diskuſſionen zu dem Schluß, daß es ein unermeßlicher Vorteil ſein würde, wenn durch geſteigerte Bildung und Befähigung zu geiſtiger Produktion dem brutalen Zeugungstriebe eine edle, natürliche Schranke angelegt würde, und wenn weniger, aber edlere, vollkommenere Exemplare der menſchlichen Gattung produziert würden. Wir erinnerten uns der Sage, daß eine Königin des Orients, ein geiſtig und körperlich vollendetes Weſen, zu Alexander dem Großen kam, um mit ihm einen Sohn zu zeugen, ein Bild vollendeter Menſchheit, und wir kamen überein, daß nur ſo eine edlere Menſchheit entſtehen könne, wenn die höchſten Typen ſich zuſammenfänden und dem menſchlichen Weſen mit vollem Kunſtbewußtſein, als einem wahren Kunſtwerk, das Leben gäben. Die Griechen wußten es — denn was anders bedeuten ihre Mythen von

der Vermählung unſterblicher Götter mit irdiſchen Auserwählten? Sie wußten es, daß es einzig auf die Erzeugung des Heros, des vollendeten Menſchen, ankommt, wie im Geſtüte auf die Erzeugung der edlen Raſſepferde, und nicht auf die Vermehrung der Herde. Mit Mrs. Bell hatte ich überhaupt einen regen geiſtigen Verkehr und beſuchte öfter mit ihr Galerien und Ausſtellungen, da ihr tiefer künſtleriſcher Sinn ſolches gemeinſame Schauen zu einem wahren Genuß machte.

Eine andere geiſtige Anregung kam in mein Leben durch die in Ventnor angeknüpfte Bekanntſchaft mit Lothar Bucher, die ſich in London fortſetzte. Er war ſo gütig, auf meinen Wunſch einzugehen und wöchentlich einmal einen Abend mir über Nationalökonomie teils Verſchiedenes vorzuleſen, teils mündlich zu erläutern. Ich fühlte es als einen großen Mangel, daß ich mir nie eine nähere Kenntnis der nationalökonomiſchen Grundſätze verſchafft hatte, ſondern, dieſe Lücke laſſend, gleich zur Beſchäftigung mit den ſozialiſtiſchen Syſtemen übergegangen war. Dieſem Mangel wollte ich gern abhelfen, und wie hätte ich es beſſer gekonnt, als unter der Leitung des tief gründlichen Mannes? Freilich gaben ihm mein obſtinater Sozialismus und meine allzu idealiſtiſchen politiſchen Ideen manches Ärgernis. So machte es ihn z. B. einmal ſehr böſe, daß ich die Zwiſchenträger zwiſchen Produzierenden und Konſumierenden nicht als notwendige Faktoren des nationalökonomiſchen Prozeſſes anerkennen wollte und meinte, der Verkehr könne direkt zwiſchen jenen ſtattfinden. Ebenſo hielt er es für eine unreife Anſicht, daß ich meinte, Deutſchland ſolle die ſeiner Herrſchaft beharrlich widerſtrebenden ehemalig polniſchen Landesteile zurückgeben; denn, ſagte er, das größere Kulturelement habe das Recht, das geringere zu abſorbieren. Bei alledem war er aber doch unermüdlich freundlich, hilfreich und geduldig mit meinem oft ſo mangelhaften Wiſſen, und erfreute mein Leben mit vielen liebenswürdigen Aufmerkſamkeiten, die mich um ſo mehr rührten, als man, bei ſeinem abgeſchloſſenen

Weſen, dergleichen nie von ihm erwartete. Da wir weit auseinander wohnten, ſo wurde auch viel brieflich verhandelt, und es war mir eine wahre Wohltat, ſo viel von einem Menſchen lernen zu können.

Bei Kinkels war ich gleich nach meiner Rückkehr aus Ventnor geweſen, hatte aber nur Johanna getroffen. Sie waren, zum erſtenmal ſeit ihrem Aufenthalt in England, in den Sommerferien nicht aus der Stadt geweſen, ſondern hatten ſie dazu benutzt, eigene literariſche Werke zu vollenden. Johanna hatte ihren Roman: „Hans Ibeles" beendet, worüber ich mich ſehr freute, da die mir von ihr bekannten Schriften: Novellen, die in einem Band mit denen Kinkels veröffentlicht waren, und anderes Ungedruckte, was ſie mir vorgeleſen hatte, mir außerordentlich gefielen und es mich immer hatten bedauern laſſen, daß ſie nicht in größerem Maße zur Ausübung ihrer ſchriftſtelleriſchen Begabung kam, die ihrer muſikaliſchen gewiß gleich war. Sie erzählte mir, wie beſonders ſchön und heiter dieſe Ferienzeit geweſen ſei, und wie ſie ſich kaum, ſeit ihrer Brautzeit, einer glücklicheren Epoche erinnere. Sonderbarerweiſe aber trat mir neben dieſen heiteren Mitteilungen, zum erſtenmal gegen mich gewendet, jenes mißtrauiſche Element gegenüber, das das einzige war, das zuweilen die große, ſchöne Natur Johannas verdunkelte. Es handelt ſich um einen Beſuch, den ich, noch vor meiner Reiſe nach Ventnor, mit einer dritten Perſon im Hauſe gemacht hatte, nicht ohne ſie vorher um Erlaubnis gefragt zu haben, ob ich dieſe Perſon einführen dürfe. Sie warf mir plötzlich vor, bei dieſem Beſuch eine Abſicht gehabt zu haben, die, wenn ſie wirklich vorhanden geweſen wäre, den vollſtändigen Verluſt ihrer Freundſchaft und abſoluten Bruch mit ihr hätte nach ſich ziehen müſſen. Ich war ſo überraſcht von dieſem unerwarteten und unverdienten Angriff, daß mein Schmerz größer war als mein Unwille, und ich, als einzige Antwort, in Tränen ausbrach. Ich liebte Johanna ſo aufrichtig, bewunderte ſie ſo ganz, nahm ſo innigen An-

teil an ihrem Glück, daß es mir wie ein Sakrilegium vorgekommen wäre, irgend etwas zu tun, was dieſes Glück hätte trüben können, abgeſehen davon, daß die einzige Abſicht jenes Beſuches geweſen war, der erwähnten dritten Perſon wohlzutun, indem ich ihr die Bekanntſchaft Kinkels und Johannas und deren Schutz verſchaffte. Meine Tränen entwaffneten Johannas Leidenſchaft und beunruhigten ſie. Sie bat mich, wegzugehen, ehe Kinkel nach Hauſe käme, da es ihm ſchrecklich ſei, weinen zu ſehen. Sie küßte mich und verſicherte, daß nun, da ſie ſich ausgeſprochen habe, wieder alles gut und wie ſonſt zwiſchen uns ſei. So war es aber doch nicht in mir. Es fiel mir nicht ein, ihr zu zürnen, und ich vergab ihr, weil ich es verſtand, wie dies hatte kommen können. Es war dies das Krankhafte in ihr, der ihrer Natur mitgegebene Mangel, der ſich überall, auch in den edelſten Naturen, in einer oder der andern Form findet und, oft zu unſerem eigenen Erſtaunen, wenn wir ihn durch unſere Anſtrengungen längſt überwunden glauben, aus den Tiefen unſeres Seins wieder auftaucht; ein Beweis, daß wir *weſentlich*, als ein Unveränderliches aus der geheimnisvollen Werkſtatt der Natur hervorgehen. Vergab ich ihr auch völlig um dieſes Verſtändniſſes willen, ſo blieb doch ein ſchmerzlich verſtimmter Ton in mir darüber, daß wieder einmal eine ganz reine Tat, noch dazu des Mitleids, ſo hatte verkannt werden können. Ich mußte ihm Zeit laſſen, ſich aufzulöſen in jene ſtille Harmonie der Wehmut, die, je mehr wir das Leben verſtehen lernen, je vernehmlicher in den Tiefen unſerer Seele tönt; Wehmut darüber, daß auch das Schönſte und Vollendetſte, in die Grenze der Erſcheinung gebannt, nicht fleckenlos bleiben kann. Ich ging nicht ſobald wieder hin. Johanna ſchrieb mir, um alles wieder in das Gleichgewicht zu bringen. Ich antwortete nicht, weil die Wellen in mir noch zu hoch gingen und ich abwarten wollte, daß ſie ſich ganz beruhigt hätten. So kam mein Geburtstag und mit ihm folgender Brief von Johanna:

„Nimm unſere vereinten herzlichen Glückwünſche zu Dei-

nem Geburtstag. Ein kleines Geſchenk, das ich Dir zugedacht hatte, wird morgen oder übermorgen bei Dir eintreffen. Du haſt mir auf meinen letzten Brief nicht geantwortet. Ich will nicht fragen, ob in Deinem Gemüt eine Bitterkeit gegen uns zurückgeblieben iſt; ich will Dir lieber ſagen, daß mit dem Ergießen meiner Verſtimmung im mündlichen Vorwurf jede Spur des Zorns verſchwunden iſt. Ich überlaſſe es der Zeit, ob meine innerſte Herzensmeinung wieder klar vor Deinem Verſtande ſtehen wird. Du haſt einen zu großen und klaren Verſtand, um nicht auch einen von dem Deinen abweichenden Standpunkt als berechtigt zu achten. Für mich ſprechen oft wiederholte Erfahrungen, die ich Dir nicht detaillieren kann, ohne perfid gegen ehemalige Freunde zu ſein. Ich möchte auch diejenigen, die mich unverzeihlich zu kränken ſuchten, nicht ohne Not denunzieren. Sogar um mich ſelbſt zu verteidigen, will ich es nicht tun, denn meine beſcheidne Wirkſamkeit in der Familie hängt nicht von dem lächerlichen Ruf ab, den man mir draußen in der Welt anhängt. Es gibt freilich einen Namen, der mir teuer iſt, und ich werde nicht dulden, daß man ihn mutwillig verunglimpft. Er ſelbſt iſt ſtolz genug, ohnmächtige Schmähung zu verachten, aber mir bricht der leiſeſte Schatten das Herz, den böſe Menſchen auf ihn bringen. Auf Wiederſehn! Sei herzlich geküßt von Deiner

Johanna."

Dieſer Brief rührte mich ſehr. Ich kannte ihr Herz ja ſo genau, das ſo gut, ſo demütig, ſo liebend, trotz aller leidenſchaftlichen Aufwallungen, war. Ich wußte ja, trotzdem ſie mir in jener letzten Unterredung geſagt hatte: „Ich lebe nicht mehr für Menſchen, ich lebe nur noch für Ideen," wie eigentlich der Kern und Inhalt ihres Lebens doch nur die vergötternde Liebe für ihren Mann und ihre Kinder war. So antwortete ich ihr denn auch in herzlichſter Weiſe und verhieß meinen baldigen Beſuch. Dennoch gingen noch wieder Tage hin, ehe ich dazu kam, weil in London für be-

ſchäftigte Menſchen bei den weiten Entfernungen das „bald“ ein unberechenbares Ding iſt. Am 14. November kam Angelika von Lagerſtröm mich zu beſuchen und erzählte mir, daß ſie tags zuvor bei Johanna geweſen ſei und ſie wieder an einem, faſt alle Winter wiederkehrenden Anfall von Bronchitis krank und an ihr Schlafzimmer gefeſſelt gefunden habe. Doch ſei ſie heiter und guten Muts geweſen und habe, als ihr jüngſter Sohn, ein ſchöner, blühender Knabe, eben in das Zimmer getreten ſei, mit überwallender Liebe geſagt: „Wie ſoll man denn auch nicht guten Mutes ſein, wenn man ſo ein Hermännchen hat!“

Es beunruhigte mich trotzdem, ſie wieder krank zu wiſſen, da dieſe Bronchitis-Anfälle ſie immer ſehr angriffen, und ihre Geſundheit ohnehin eine ſchwankende war. Es hatte ſich längſt herausgeſtellt, daß ſie an einer Herzkrankheit litt. Im Winter vorher war ſie einmal in einer Geſellſchaft, von einem Herzkrampf befallen, hingeſtürzt und wäre ihm vielleicht, ohne die zufällige Anweſenheit eines Arztes, damals erlegen. Ich beſchloß alſo, jedenfalls den folgenden Tag zu ihr zu gehn und mich ſelbſt von ihrem Befinden zu überzeugen. Aber auch an dem Tag ward es mir unmöglich gemacht; ich hatte vielleicht nur eine Stunde nachmittags frei, und das war zu wenig zu einem Beſuch in dem weitab gelegenen Stadtteil, wo Kinkels wohnten und wohin der Weg allein mindeſtens eine halbe Stunde nahm. Ich richtete nun meine Arbeit ſo ein, um am folgenden Tag ſicher ein paar Stunden frei zu haben. Am Morgen des ſechzehnten November erhielt ich mit der frühſten Stadtpoſt einen Brief, deſſen Adreſſe von Kinkels Hand geſchrieben war. Ich erbrach ihn und las:

„Liebe Freundin!

Meine Frau iſt tot, heute halb drei Uhr. Wenn ich nichts weiter hinzufüge, Sie verdenken mir's nicht.

Wollen Sie mir aus alter Freundſchaft etwas helfen kommen — ich bin ſo hilflos wie ein Kind. Ihr

G. Kinkel.“

Ein furchtbarer, unerträglicher Schmerz ergriff mich. So alſo mußte auch dieſe große, mir tief in das innerſte Leben gewachſene Liebe endigen? So jäh abgeriſſen, ſo unvermittelt alles vorbei, noch ehe ich ihr die volle unverminderte Ergebenheit, die gänzliche Vergebung jener bitteren Stunde hatte zeigen können! Es war dies ſicher von allen harten Schlägen meines Lebens einer der härteſten; er traf mich ſo unvorbereitet, ſo recht mitten in das Herz hinein.

Natürlich ließ ich Arbeit und alles und begab mich ſofort zu Kinkel. Welch ein Wiederſehn war das! Ich erfuhr nun erſt, daß der Tod ein gewaltſamer, durch den Sturz aus dem Fenſter ihres Schlafzimmers in den Hof veranlaßter geweſen ſei und daß, da ſie im Augenblick des Sturzes allein im Zimmer geweſen war, der bittere Zweifel aufſteigen mußte, ob dieſes Abreißen des Lebensfadens nicht ein freiwilliges geweſen ſei. Dem tiefgebeugten Gatten mußte dieſer Zweifel, trotzdem ſein Herz eine andere Gewißheit hatte, die Laſt des Schmerzes noch ſchwerer machen. Dagegen ſagte Johanna (die älteſte Tochter, ein wahrhaft ideales Geſchöpf, in der kindlichen Hülle eines vierzehnjährigen Mädchens ſchon eine große, heldenmütige, mit jedem edelſten Reiz geſchmückte Seele tragend) mit ruhiger Gewißheit: „Nein, die Mutter hat uns nicht freiwillig verlaſſen.“ Dieſe Gewißheit ward auch mir, als ich vor der Leiche der ſo tief geliebten Freundin ſtand und auf die feſten, wie in Erz gegoſſenen Züge, über denen in feierlichem Schweigen das Geheimnis des Todes lag, blickte. War doch ihr letztes Bekenntnis an mich das des reinſten Glücks geweſen. Ihr Leben hatte, nach ſo ſchweren Kämpfen, ja gerade einen Höhepunkt erreicht. Ihre Stellung war jetzt ſo, daß die einſtigen materiellen Sorgen ſie nicht mehr drückten. Die Arbeit konnte ſo weit vermindert werden, daß ſie nicht mehr Laſt, ſondern Freude war. Es blieb Zeit zu eigenem freudigen Schaffen. Die Kinder wuchſen, geſund an Geiſt und Körper, zu immer ſchönerer Freude der Eltern heran. Kinkel ſtand in voller Kraft und erfolgreichem Wir-

ken nach vielen Seiten hin. — Was hätte das feurig liebende Herz Johannas beſtimmen ſollen, das dunkle Todeslos dem endlich ſo heiter gewordnen Daſein, deſſen Licht und Liebe ſpendender Mitelpunkt ſie ſelbſt war, vorzuziehn? In vollſter Überzeugung ſtimmte ich der lieblichen Tochter bei. Ich widmete mich den Verlaſſnen für die nächſten Tage ausſchließlich und ſuchte ihnen über die traurigen Beſorgungen wegzuhelfen, die, nicht als heilſame, ſondern als qualvolle Zerſtreuung, dem Schmerze bei einem Todesfall aufgebürdet werden. Die Art dieſes Todes aber machte noch andere peinvolle Dinge nötig, die ich den Trauernden leider nicht erleichtern konnte, nämlich Obduktion und Totenſchau vor der Jury. Die erſtere ergab, daß das Herz ſich zu dem Doppelten ſeiner natürlichen Größe ausgedehnt hatte. Es ſchien nun ganz erklärlich, daß ein eingetretner Herzkrampf die Verſtorbene veranlaßt hatte, an das Fenſter zu eilen, um friſche Luft zu ſchöpfen, daß ſie dabei das Gleichgewicht verloren hatte und hinausgeſtürzt war. Das Fenſter war eines jener in England noch ſo häufig vorkommenden, die von unten in die Höhe geſchoben werden. Dies erfordert meiſt eine ziemliche Anſtrengung, da die Fenſter ſchwer ſind und bis zu einer gewiſſen Höhe geſchoben werden müſſen, um nicht wieder herunter auf den Kopf zu fallen. Die Brüſtung des Fenſters war nur zwei Fuß über dem Fußboden des Zimmers; bei einem raſchen Hinausbiegen konnte der Oberkörper leicht das Übergewicht bekommen. Von dieſem Fenſter aber bis auf das Pflaſter des kleinen Hofes, in den es hinaus ſchaute, waren es ſechsundvierzig Fuß. Dazu war es einer jener troſtloſen November-Nebeltage Londons, wo die Luft keine Luft iſt und ein vom Krampf geängſtigtes Weſen, um nur atmen zu können, leicht jede Berechnung, im Schwindel der Beängſtigung, verlieren kann. Für uns ſtand die Sache feſt. Aber noch blieb die peinliche Notwendigkeit der öffentlichen Prüfung und Beſtätigung des Falles. Dieſer Akt konnte erſt am fünften Tage nach dem Tode ſtattfinden. Die nächſten Freunde verſammelten ſich

bei Kinkel, um ihn und die Kinder auf dieſem ſchweren Gang zu begleiten, denn auch die Kinder mußten mit, und die edle Johanna war bereit, für die geliebte Mutter zu zeugen. Kinkel war, wie ich ihn immer in entſcheidenden Augenblicken fand, mutig gefaßt, männlich beſonnen und entſchloſſen, ja faſt gehoben von dem Gedanken, noch etwas für ſie tun zu können. Als wir uns auf den Weg zu dem nahe gelegenen Gerichtslokal des Stadtbezirks begaben, ſagte er mir: „So nun wollen wir noch einmal für ſie kämpfen.“

Er wurde als erſter Zeuge vor die Geſchworenen berufen. Nachdem er die einleitenden Fragen über Namen, Alter, Stand, Lebensverhältniſſe beantwortet, gab er eine Schilderung ſeines häuslichen Lebens, der Schickſale, die ſeine Frau und er zuſammen erlebt, der Liebe, die ſie ihnen hatte tragen helfen. Er endete mit der Erzählung des letzten Geſprächs, das ſie, eine Stunde vor ihrem Tod, zuſammen gehabt hatten, in dem er ihr die Mitteilung angenehmer geſchäftlicher Ausſichten machte, und nach dem er ſie in der heiterſten Stimmung verließ, um ſich zu einer Klaſſe zu begeben, die er im eignen Hauſe hielt, und aus der man ihn nach zehn Minuten abrief, um ſie im Hof als Leiche aufzuheben.

Die Rede war ſo einfach, würdig, trug ſo ganz das Gepräge der lauterſten Wahrheit, daß alle Zuhörer ſichtlich davon bewegt waren. Als Kinkel nun ſagte: er habe nichts weiter hinzuzufügen, draußen aber ſtehe ſeine junge Tochter, die auch bereit ſei, ihr Zeugnis abzulegen, da erhob ſich der Vorſitzende und wendete ſich an die Geſchworenen mit den Worten: „Ich denke, meine Herren, das, was wir eben gehört haben, reicht hin, um in uns allen eine und dieſelbe Überzeugung hervorzurufen, und es iſt überflüſſig, noch andere Zeugen zu vernehmen.“ Alle erhoben ſich, ſtimmten bei und gaben das Verdikt: zufälliger Tod.

Ich bewunderte in tiefſter Seele dies ſchöne, menſchliche Verfahren. Es erſchien mir als die einzig wahre Höhe der

menſchlichen Juſtiz, wenn das moraliſche Feinfühlen ſo geſtärkt wird, daß der ſittliche Eindruck der entſcheidende bleibt und, in einem ohnehin ſo peinlichen Fall, unnütze Pein erſpart. Wir alle begleiteten Kinkel nach Haus und verbrachten eine faſt frohe Stunde bei ihm, indem wir ſein erhobnes Gefühl teilten, daß er für die Teure dieſen letzten Sieg errungen hatte. Dann gingen die andern. Ich blieb noch, um mit ihm und den Kindern Abſchied zu nehmen von dem, was vergänglich an ihr war, die fortan unvergänglich fortleben ſollte in unſeren Herzen. Ich hatte ſie mit friſchen Blumen geſchmückt, und ſie lag unter ihnen wie ſchlummernd, in erhabner Ruhe, die kunſtvollen Hände, deren ſeelenvolles Spiel uns ſo oft begeiſtert hatte, über der Bruſt gekreuzt. Es war ein ſchönes Bild, das auch den kindlichen Seelen ſich einprägen durfte zu heiliger Erinnerung. Ich drückte den letzten Kuß auf die kalte Stirn, wir löſchten die Lichter aus und verließen ſchweigend das Zimmer.

Die Individuation des ewigen Lebensgeheimniſſes in dieſer einen Hülle war vorüber. Aber ſie hatte ihr Ziel erreicht; ſie war erlöſt von der Knechtſchaft des Daſeins in die ewige Freiheit hinübergegangen, für die ihr großes Herz ſchon hier geſchlagen hatte.

Am folgenden Morgen vereinigten wir uns zum Begräbnis und zwar auf einer Eiſenbahn-Station. Kinkel hatte zur Begräbnisſtätte nicht den Friedhof von Highgate, ſondern den vierundzwanzig engliſche Meilen von London entfernten neuen Friedhof der Nekropolis erwählt, weil er nicht vor Menſchenaltern von der Stadt erreicht werden kann. Man fährt mit der Bahn dahin. Ich fuhr mit Kinkel und den Kindern in einem Waggon. Die Herren, die ſich zum Begräbnis eingefunden, Deutſche und Engländer, waren ebenfalls auf dem Zug. Kinkel teilte mir unterwegs ſeinen Vorſatz mit, am Grab zu ſprechen. Ich ſagte, mir wär' es auch ſo um das Herz, als müßte ich es tun. Er bat mich ſehr darum, aber ſchon ſchwand mir der Mut, wie ich denn

von je eine unüberwindliche Schüchternheit gehabt hatte, in irgendeiner Weiſe öffentlich zu ſprechen, und eigentlich nur im Zwiegeſpräch mich frei fühlte. In London war es kalt und neblig geweſen, draußen aber war es hell und warm. Am Eingang des Friedhofs ordnete ſich der Zug. Der Ruheplatz für ſie war ſchön gewählt. Die blauen Hügel von Hampſhire ſahen freundlich herüber und erinnerten an die rebenbekränzten Berge ihres Rheinlandes, das ſie ſo geliebt hatte und das die Wiege ihrer ſchöpferiſchen Begabung in Muſik und Dichtkunſt geweſen war. Zuerſt ſprach ein engliſcher Freund, dann Kinkel ſelbſt, Worte, wie nur ein Dichter ſie der Heißgeliebten nachrufen kann in das Grab. Er ſprach von ihrem hohen Mut, wie der Feind nie eine Träne in ihrem Auge geſehen, wie ſie ihr Vaterland geliebt habe, wie ſie fortlebe in ihren Liedern, und ihr Glaube und ihr Streben in ihren Kindern und in braven Herzen, in denen ſie das heilige Feuer angefacht. —

Als er geendet, trat der edle Freiligrath hervor und legte einen Lorbeerzweig auf den Sarg, ich beſtreute ihn mit Blumen, und dann ſank er hinunter in das offene Grab. Die Sonne ſchien freundlich hinab, als wolle auch das Land, das ſie gaſtlich aufgenommen und ihr eine zweite Heimat geworden war, ſie noch zum Abſchied grüßen und ſie warm betten. Es hatte ihren hohen Wert erkannt und geehrt. Wir aber, die wir dieſe Gruft umſtanden, fühlten, daß auch Deutſchland hier etwas Seltenes verloren hatte. Ein leuchtendes Beiſpiel, daß auch das Weib eine unerſchrockene Kämpferin für Wahrheit und Recht und unermüdlich tätig ſein kann auf den höchſten Gebieten geiſtigen Schaffens, dabei aber nicht nur jede Pflicht des häuslichen Lebens als Gattin und Mutter in edelſter Weiſe erfüllen, ſondern ſogar für den materiellen Unterhalt der Familie mitſorgen kann. Einige Tage nach der Beerdigung erhielt ich von Freiligrath das nachſtehende ſchöne Gedicht, das er den Freunden der Verſtorbenen als doppelt teure Erinnerung zuſandte:

Nach Johanna Kinkels Begräbnis

(20. November 1858.)

Zur Winterszeit in Engelland,
Verſprengte Männer, haben
Wir ſchweigend in den fremden Sand
Die deutſche Frau begraben.
Der Rauhfroſt hing am Heidekraut,
Doch ſonnig lag die Stätte,
Und ſanften Zugs hat ihr geblaut
Der Surrey-Hügel Kette.

Um Ginſter und Wachholderſtrauch
Schwang zirpend ſich die Meiſe, —
Da wurde dunkel manches Aug',
Und mancher ſchluchzte leiſe;
Und leiſe zitterte die Hand
Des Freundes, die bewegte,
Die auf den Sarg das rote Band,
Den grünen Lorbeer legte.

Die mutig Leben ſie gelehrt
Und mut'ge Liederweiſen,
Am offnen Grabe ſtand verſtört
Das Häuflein ihrer Waiſen;
Und feſt, ob auch wie quellend Blut
Der wunden Bruſt entrungen,
Iſt über der verlaß'nen Brut
Des Vaters Wort erklungen.

So ruh' denn aus in Luft und Licht
Und laß uns das nicht klagen,
Daß Drachenfels und Ölberg nicht
Ob deinem Hügel ragen!
Daß er nicht glänzt im Morgentau,
Noch glüht im Abendſcheine,
Wo durch Geländ und Wieſenau
Die Sieg entrollt zum Rheine!

Wir ſenken in die Gruft dich ein,
Wie einen Kampfgenoſſen;
Du liegſt auf dieſem fremden Rain,
Wie jäh vorm Feind erſchoſſen;
Ein Schlachtfeld auch iſt das Exil —
Auf dem biſt du gefallen,
Im feſten Aug' das eine Ziel,
Das eine mit uns allen!

Drum hier iſt deine Ehrenſtatt,
In Englands wilden Blüten;
Kein Grund, der beſſer Anrecht hat,
Im Sarge dich zu hüten!
Ruh' aus, wo dich der Tod gefällt!
Ruh' aus, wo du geſtritten!
Für dich kein ſtolzer Leichenfeld,
Als hier im Land der Briten!

Die Luft, ſo dieſes Kraut durchwühlt
Und dieſe Graſeswellen,
Sie hat mit Miltons Haar geſpielt,
Des Dichters und Rebellen:
Sie hat gewebt mit friſchem Hauch
In Cromwells Schlachtſtandarten;
Und dieſes iſt ein Boden auch,
Drauf ſeine Roſſe ſcharrten!

Und auf von hier zum ſelben Bronn
Des goldnen Lichtes droben
Hat Sydney, jener Algernon
Sein brechend Aug' erhoben;
Und oft wohl an den Hügeln dort
Ihr Aug' ließ Rahel hangen. —
Sie, Ruſſels Weib, wie du der Hort
Des Gatten, der gefangen!

Die ſind's vor allen, dieſe vier,
Dies Land, es iſt das ihre!
Und ſie beim Scheiden ſtellen wir
Als Wacht an deine Türe!
Die deinem Leben ſtets den Halt
Gegeben und die Richtung, —
Hier ſtehn ſie, wo dein Hügel wallt:
Freiheit, und Lieb', und Dichtung.

Fahrwohl! und daß an mut'gem Klang
Es deinem Grab nicht fehle,
So überſchütt' es mit Geſang
Die frühſte Lerchenkehle!
Und Meerhauch, der dem Freien frommt,
Soll flüſternd es umſpielen,
Und jedem, der hier pilgern kommt,
Das heiße Auge kühlen!

Ferdinand Freiligrath.

Mußte nun auch das Leben in ſeine gewohnte Bahn zurück und mußte ein jeder wieder den Weg der Arbeit gehen, ſo verweilte ich doch in der nächſten Zeit, ſo oft es möglich war, bei den Verlaſſenen. Ich verbrachte manchen Abend bei Kinkel, zuſammen mit ein oder dem andern der Bekannten, die ihm in aufrichtiger Teilnahme genaht waren, ſo unter anderem mit Bucher, der früher in gar keiner Beziehung zu ihm geſtanden hatte. An einem dieſer Abende eröffnete Kinkel uns beiden ſeine Abſicht, ein Journal in deutſcher Sprache in London herauszugeben und forderte uns zur Mitarbeit daran auf. Bucher hatte zwar dabei ſeine Bedenken, die er mir ſpäter mitteilte, ſagte aber doch zunächſt einige Artikel zu. Ich hatte keine Bedenken und ſagte unbedingt zu. Kinkel wünſchte, daß ich ihm vermittelſt meiner Verbindungen mit Herzen Berichte über ruſſiſche Zuſtände gäbe, von denen Herzen aus authentiſchen Quellen fortwährend zuverläſſige Kunde hatte. Beſonders ſollte ich Rückſicht nehmen auf alles, was in betreff der Emanzipation der Bauern geſagt und geſchrieben würde.

Dieſe Frage wurde von allen Seiten jetzt ſo dringend beſprochen, daß die Notwendigkeit einer Entſcheidung an die Regierung herantrat. Selbſt wenn der Wille des neuen Kaiſers weniger gut geweſen wäre, als von ihm gerühmt wurde, ſo hätte er endlich dieſes Werk vollbringen m ü ſ ſ e n. Es war eine reife Frucht, die notwendig vom Baume fallen mußte. Nicht nur daß Herzen es in ſeiner zu einer wirklichen Macht gewordenen „Glocke“ unabläſſig forderte und von allen möglichen Seiten in bezug der praktiſchen Ausführung beleuchtete und erörterte — auch von anderen Seiten erſchienen Broſchüren und Artikel, die den Gegenſtand behandelten und Vorſchläge zu ſeiner Verwirklichung machten. Es gab mir das Gelegenheit, mich gründlich über dieſe Frage zu unterrichten und mehrere der bezüglichen Broſchüren zu leſen. Mich intereſſierte dabei hauptſächlich die Frage: wird mit der Freiheit die kommuniſtiſche Einrichtung der Gemeinde in Rußland beſtehen bleiben? Oder wird der

Individualismus, wie im übrigen Europa die Oberhand gewinnen? Wird das Bedürfnis nach persönlichem Besitz die Tradition überwinden, und werden damit alle guten und schlechten Folgen des verstärkten Individualismus eintreten? Wird dann Rußland denselben Prozeß durchzumachen haben, den in Jahrhunderte langem Kampf das übrige Europa durchmacht, zwischen dem ungeheuren Anspruch des einzelnen und dem Anspruch aller? Dieser Kampf, der sich erst im vollendeten Staat endigen kann, wo jedes Einzelinteresse, geschützt und befriedigt, sich harmonisch mit dem Gesamtinteresse verträgt? Dies waren freilich Fragen, die erst eine ferne Zukunft lösen konnte. Sie mußten ohne Einfluß bleiben auf die augenblickliche Forderung einer einfachen menschlichen Gerechtigkeit, die die Aufhebung der Sklaverei, die ein Schimpf für Europa war, forderte. Ich verkehrte viel brieflich mit Herzen wegen dieser Gegenstände, da er außerhalb der Stadt wohnte. Seine Propaganda war in größter Blüte, und sein Blatt hatte einen immer wachsenden Einfluß. Aus guter Quelle wurde versichert, daß der Kaiser Alexander es lese und beherzige.

Herzen war auch weit entfernt, ein eigentlich revolutionäres Programm zu haben. Er war zu umsichtig, um Sprünge in der historischen Entwicklung zu verlangen, und begriff vollkommen, daß ein Land wie Rußland nicht sogleich aus der Sklaverei in die Freiheit der Republik eintreten konnte. Sein Programm bestand positiv aus vier Forderungen, die er so formuliert hatte:

1. Emanzipation der Bauern mit dem Besitz der Erde, die sie bebauen.
2. Abschaffung der Präventiv-Zensur.
3. Abschaffung des geheimen Untersuchungsverfahrens und der Urteile bei geschlossenen Türen.
4. Abschaffung der Körperstrafen.

Dies war, wie er selbst sagte, nicht so sehr à la Robespierre und Marat, um davor zu erschrecken. Es waren die einfachsten Forderungen für die Auflösung einer großen Despo-

tie in einen Kulturſtaat, in dem menſchliche Kräfte ſich zu der ihnen eigentümlichen Wirkſamkeit und zur ruhigen Entwicklung ihrer nationalen Aufgabe entfalten konnten. Aber was ihn und ſein Blatt gefürchtet machte, das war, daß er die Miſſetaten der privilegierten Räuber in Rußland an das Licht des Tages zog, ſobald er ſich von der Wahrheit der Tatſachen überzeugt hatte, und ihre Namen der öffentlichen Kritik preisgab. Das empörte natürlich alle die gegen ihn, die bisher ungeſtraft im ſtillen ihr Weſen getrieben hatten und denen ſeine „Glocke“ eine Glocke des Gerichtes war, das nun über ſie erging.

Überhaupt war Herzen auch jetzt, auf dem Gipfel ſeiner Tätigkeit und ſeiner Erfolge, nichts weniger als ein doktrinärer Revolutionär. Er war viel zu geiſtvoll, um zu glauben, daß man den lebendigen Strom der Geſchichte in das Bett eines Syſtems, einer vorgefaßten Theorie zwängen könne. Es war ihm gleichgültig, ob Monarchie oder Republik, vorausgeſetzt, daß das Leben nicht ſtagniere, daß die Wellen hoch gingen und das Daſein vorwärts trugen zu neuen Entwicklungen. Er haßte die doktrinären, in ihrem Syſtem beſchränkten Republikaner faſt ebenſo wie die abſoluten Monarchiſten. Ihm war es nur zu tun um Freiheit der Bewegung, um Möglichkeit der Entwicklung in naturgemäßer Weiſe. So ſchrieb er mir einmal bei Gelegenheit einer kleinen propagandiſtiſchen Unternehmung, die einer jener deutſchen Doktrinäre verſucht und zu der er Herzens Hilfe nachgeſucht hatte:

„Ich zweifle an einem Erfolg. Die Zeit der revolutionären Demagogie iſt vorbei. Mit jedem Tage ſehe ich klarer, daß die ganze Epoche der politiſchen Revolutionen zu Ende iſt, geſchloſſen wie die Epoche der Reſtauration, ohne die Frage zu löſen. Iſt denn die religiöſe Frage beendigt? Nein — aber ſie intereſſiert nicht mehr.

Wir gehen in eine neue Zeit, und alles, was dieſe Herren, dieſe Antediluvianer, ſchreiben, iſt Vergangenes!“

Ebenſo ſchrieb er mir einige Zeit nachher, als von einem

Krieg zwiſchen Öſterreich und Rußland die Rede war (ich hatte ihn ermahnt, in keiner Weiſe zum Krieg zu treiben oder ihn zu befürworten, da der Krieg immer ein Unglück ſei und ſchwerlich unſeren Hoffnungen und Idealen dienen könne):

„Et toi Brutus!“

„Sie auch fangen an zu fürchten, Sie auch haben nicht den Mut der letzten Konſequenz! Laſſen Sie doch alle Politikaſter, alle die Menſchen der alten Welt, und nehmen Sie einen höhern Geſichtspunkt. Das wahrhaft Tragiſche der Ereigniſſe fordert einen andern Maßſtab. Wie könnte mir ſo ein Gedanke in den Kopf kommen, daß man Deutſchland erobern will? Einen Artikel werde ich ſchreiben, aber der wird jene nicht beruhigen. Glauben Sie, daß ich jetzt ein Jota ändern werde? Oder glauben Sie, daß ich mich, wie Mazzini, zum Heiligen und Widerſpenſtigen machen werde und dadurch der Bewegung ſchaden? Davon bin ich weit entfernt. Nie habe ich zum Kriege geraten, aber auch mit keinem Wort. Der Krieg kommt, aber kein Menſch denkt an Deutſchland. Öſterreich muß untergehn, Frankreich muß in einem Befreiungskriege die Freiheit wieder erlangen oder ganz dem kraſſeſten Despotismus verfallen. Dieſer Krieg gegen Öſterreich wird in Rußland höchſt populär ſein, und Sie glauben, daß ich den lebendigen Einfluß, den ich habe, vermindern werde, indem ich zur Beruhigung der Mecklenburger gegen eine Tatſache ſchreiben werde?

Ich bin bereit, mit Ihnen über alle dieſe Sachen zu diskutieren. Meine Linie iſt gezogen, ſie kann manchmal abweichen, aber nur auf die Seite der L e b e n d e n, nicht der Toten und Alten.“

Die meiſten dieſer Äußerungen bezogen ſich auf dumme, boshafte Angriffe, die nicht nur von ruſſiſchen Reaktionären, ſondern leider auch von einer gewiſſen Seite der deutſchen Emigration ausgingen, von einer neidiſchen, hämiſchen Koterie, durch die ſich unbegreiflicherweiſe auch einige edlere Perſönlichkeiten hatten fortreißen laſſen, wie z. B. zu meinem

innigſten Bedauern auch Karl Blind, für den ich eine achtungsvolle Freundſchaft hegte. Herzen war im ganzen ziemlich gleichgültig gegen dieſe Angriffe und behandelte ſie meiſt mit der ihnen gebührenden Verachtung. So ſchrieb er mir einmal: „Im Pionier von Heinzen iſt ein Artikel, der mich als ruſſiſchen Agenten, Intriganten, Schurken, als den Sohn einer Jüdin (!) uſw. behandelt. Sie ſehen, daß die deutſchen Golowine*) mich nicht vergeſſen haben."

Mehr kränkte es ihn, als Kinkel plötzlich und unbegreiflicherweiſe im neu gegründeten deutſchen Journal einen Artikel aufnahm, in dem Herzen beſchuldigt wurde, von Wien als von der künftigen Hauptſtadt eines Slavenreichs geſprochen zu haben. Auch mich traf dies auf das unangenehmſte. Ich hatte zunächſt durch meine, meiſt auf Grund Herzenſcher Autorität hin geſchriebenen Artikel dieſen törichten Angriff hervorgerufen. Es tat mir unbeſchreiblich leid, dieſes Blatt, für deſſen Schickſal ich mich intereſſierte, ſo von vornherein in der Gefahr zu ſehen, ein Tummelplatz jener Kämpfe innerhalb der Partei zu werden, die deren innere Zerriſſenheit und die kleinen Leidenſchaften, die ſie bewegten, ſo traurig vor der Welt offenbar machten. Auch ſchmerzte es mich, Herzen dieſen Verdruß mit haben bereiten zu helfen. Hauptſächlich aber machte es mich unwillig, wieder nur Hader und Streit entſtehen zu ſehen, während ich es mir angelegen ſein ließ, Frieden zu ſtiften, die Mitglieder der Partei einander zu nähern zu perſönlichem Wohlwollen, zur Vereinbarung auf Grund höherer Geſichtspunkte und mit Beiſeitelaſſung aller kleinlichen Rückſichten und Verdächtigungen. Darin war ich Mazzinis Anſicht, daß nur eins nottat: ſich auf Grund allgemeiner Ziele hin zu vereinen und gemeinſchaftlich zu handeln, um den großen fundamentalen Prinzipien, die alle bekannten, Geltung zu verſchaffen. Dies konnte auch ohne Revolutionen, ohne Schwert und

*) Golowin war ein Ruſſe, der ſich in den elendeſten Angriffen gegen Herzen gefiel.

Kampf geſchehen, durch die Propaganda der Ideen, aber nimmermehr, wenn kleinliche Parteizwecke, wenn perſönliche Feindſchaft, wenn Neid und Mißgunſt den Krieg gegen Perſonen richteten, anſtatt gegen Prinzipien. Oft kam mir der Gedanke, daß es an einer großen, außerordentlichen Perſönlichkeit fehle, die mit der Macht des Genies die zentrifugalen Vielheiten bezwungen und zur Erreichung eines einzigen Ziels vereinigt hätte. Dazu gehörten aber Naturen wie Cromwell, wie Luther, wie Friedrich der Große. Mazzini war zu national dazu, Herzen ebenfalls, unter den Deutſchen war auch nicht ein einziger, der, trotz der gerühmten deutſchen Univerſalität, dazu fähig geweſen wäre. So blieb es denn bei der Zerſplitterung und den Einzelbeſtrebungen, die durch beliebige perſönliche Ränke vereitelt wurden. Ich war, wie geſagt, ſo empört über den abſurden Angriff in dem Journal, daß ich zu erwidern und die Partei Herzens zu nehmen entſchloſſen war, da mir die Gerechtigkeit höher galt als die Nationalität. Aber Herzen ſelbſt bat mich dringend, davon abzuſtehen; er ſchrieb: „Um Gottes willen keine Rechtfertigung! Sie werden mir einen großen Gefallen tun, wenn Sie gar nichts ſchreiben. Auf Ihre Antwort kommt eine Kontre-Kritik. Ich aber habe Beſſeres zu tun, als mich mit Blinden zu ſchlagen. Wenn Sie aber doch etwas über den Gegenſtand ſchreiben wollen, ſo zeigen Sie es mir, denn im Falle eines qui pro quo würde ich ſagen, daß ich durchaus gebeten habe, mich nicht zu rechtfertigen. Was Wien betrifft, ſo nannte ich es, weil in Öſterreich mehr als 16 Millionen Slaven ſind.“

Ich ſchrieb nun auch keinen Artikel als Antwort, ſagte aber Kinkel, daß ich überhaupt keinen mehr ſchreiben und mich der Mitarbeiterſchaft am Journal begeben werde. Es war ihm ſehr leid. Er hatte wohl einen Akt der Unparteilichkeit zu tun geglaubt, indem er jenen Artikel aufnahm, aber er hatte nicht ganz gefühlt, welcher Gefahr er von vornherein ſein Blatt preisgab, indem er es den gehäſſigen Leidenſchaften innerhalb der Partei ſelbſt öffnete. Es wurde ihm

auch bald genug verleidet, und nach nicht allzu langer Zeit gab er die Redaktion des Blattes aus den Händen. —

Wenn mich die Teilnahme und der Schmerz um den gemeinsamen Verlust öfter in das Kinkelsche Haus führte, als es je früher der Fall gewesen war, so blieb mein intimster und häufigster Verkehr in diesem Winter doch der in dem englischen Kreise, in dem auch Mazzini einheimisch war. Karoline war voll liebenswürdigster Freundlichkeit für mich, und ich wurde ebenso wie Mazzini beinahe als ein Glied der Familie behandelt. Jeden Sonntag aß ich da zu Mittag, allein mit dem Ehepaar, dem einzigen Kind und Mazzini. Da, bei diesen intimen Zusammenkünften, war es, wo ich die selten schöne, tiefe, gemütvolle Natur Mazzinis ganz kennen lernte. Es ist nicht zu sagen, mit welch rührender Sorge er an allen kleinen Erlebnissen des Tages teilnahm, wie er um das Kind besorgt war, wie reizend er sich mit dem Kleinen beschäftigte, wie ernst beratend er dem Freunde, wie brüderlich aufmerksam der Freundin zur Seite stand. Hier, wo der Politiker fast ganz schwieg, wo nur der gemütliche, philosophische, ästhetische Mensch hervortrat, zeichnete sich mir sein Bild mit unauslöschbaren Zügen. Er war ein ganz nationaler Typus; er hätte nichts anderes sein können als wie ein Italiener. Die hervorragendsten nationalen Eigenschaften fanden sich bei ihm in höchster Potenz vor. Er hatte Züge, die an den größten seiner Landsleute, an Dante, erinnerten; so die mystische Färbung seiner religiös philosophischen Anschauung, in der alles nur Symbol war für eine transzendentale Idee. Als Politiker stand er Cola di Rienzi am nächsten; er hatte dasselbe hartnäckige Festhalten an seinem politischen Ideal, das er, den widerstrebenden Lebenselementen zum Trotz, einzuführen sich für berufen hielt. Nach der praktischen Seite hin hatte er auch etwas von Macchiavell; trotz des hohen Idealismus seiner Ziele verschmähte er die oft dunklen Mittel nicht, die, wie er glaubte, zu ihm führen könnten. Bei allen diesen Eigenschaften aber besaß er auch die edelste Fähigkeit seiner Nation, das

Schöne in Poeſie und Kunſt mit ganzer Seele zu erfaſſen, ſowie die leidenſchaftliche Innigkeit des Gefühls in allen perſönlichen Beziehungen. Dazu kam die rührende Einfachheit ſeines Lebens und ſeiner Gewohnheiten, die nicht Folge der Askeſe war, denn er liebte das Schöne und bedurfte es, ſondern ſeines Patriotismus und ſeiner Aufopferung. Das einfachſte Leben genügte ihm, um nur alles für die Seinen hinzugeben. Er wohnte in einem beſcheidenen Stübchen, aber kein notleidender Landsmann ging ohne Hilfe von ihm, und wenn er ſelbſt nur noch zehn Schilling hatte, ſo gab er dem Bedürftigen fünf. Kein Heiliger der Kirche, kein Glaubensheld hat mehr ſein Leben zum Ausdruck ſeiner Überzeugung gemacht wie Mazzini. In den Entbehrungen des Exils, fern von der ſchönen Heimat, die ſeine Beatrice war, allein, an eine Arbeit gebunden, die der höchſten Begabung ſeiner Seele nicht entſprach, hat er den bittern Kelch des Daſeins bis auf die Hefe getrunken. Aber er iſt nicht erlahmt und hat die heilige Flamme der Vaterlandsliebe, eines ſittlichen Ideals vom Staate und der Pflicht gegen ihn, aufrecht erhalten in ſich und den Seinen. Darin beſteht auch ſein unſterbliches Verdienſt um ſein Italien. Wenn er den Irrtum aller fanatiſch Gläubigen beging, eine Form für ſein Ideal erzwingen zu wollen, die der lebendigen Strömung der geſchichtlichen Entwicklung entgegen war, ſo war das eine Beſchränktheit ſeiner Einſicht. Sein Charakter wird davon nicht verdunkelt und verdient es, als einer der edelſten in der Reihe der Sterne ſeines Vaterlandes zu leuchten.

Wie rührend gut und teilnehmend er für ſeine Freunde war, bewies mir unter unzähligen anderen Beiſpielen der folgende kleine Zug. Ich begegnete ihm eines Morgens in der Straße. Es war dies eine Seltenheit, da er faſt nie des Morgens ausging. Wir ſprachen lange miteinander, und es fiel mir auf, daß er mich mit einem Ausdruck von Beſorgnis lange und forſchend anſah. Einige Tage nachher beſuchte mich ein Bekannter, ein Arzt, den ich zuweilen ſchon um Rat gefragt hatte. Ich ſagte ihm, daß es mir gar nicht

gut gehe und daß beſonders meine Augen immer ſchwächer würden. Ich war auch wirklich ſo leidend, daß ich oft morgens nicht wußte, wie ich aufſtehn und mich der Arbeit des Tages unterziehen ſollte. Aber die Arbeit war notwendig, und ſo ſaß ich auch jeden Morgen früh zur beſtimmten Stunde am Schreibtiſch und verließ ihn nicht eher, bis die Aufgabe des Tages vollendet war. Meine Augen aber, von jeher ſchwach, fingen an, mir den Dienſt zu verſagen. Das war beſonders traurig an den langen Winterabenden, wenn ich allein war und meine Seele danach lechzte, mir nun, nachdem die Arbeit der Pflicht getan war, in guten Büchern Geſellſchaft, geiſtige Erquickung und Belehrung zu ſuchen. Auch erregte es mir angſtvolle Beſorgnis wegen der Zukunft; denn wenn ich nicht arbeiten konnte, wie ſollte ich leben? — Der Arzt erklärte mir, ich müſſe weniger arbeiten, ja eine Zeitlang vielleicht ganz aufhören, ſonſt ſei der Verluſt des Geſichts beinahe unabwendbar. Schwerer Sorge voll, erwähnte ich dieſes Urteil in einem Brief an Mazzini, den ich ihm in den folgenden Tagen wegen einer für ihn gemachten Beſorgung ſchrieb. Er antwortete:

„Ich wußte es im voraus, meine arme Freundin. Ich war betroffen von der Gefahr, als ich Ihnen neulich in der Straße begegnete. Ich ſagte es am ſelben Tage zu Karoline. Da ich aber kein Arzt bin und kein R e c h t habe, gehört zu werden, ſo wartete ich, bis andere, Berechtigte, Ihnen die ſtrenge Vorſchrift gegeben hätten. Reſignieren Sie; konzentrieren Sie ſich und denken Sie: Sie ſind noch jung genug, und die Welt iſt verwirrt genug, um Ihnen die Zeit zu gewähren, nützlich ſein zu können. Wenn Sie fort müſſen von hier, ſagen Sie es mir, damit ich Sie vorher ſehe. Dann werde ich Ihnen ſchreiben — unkompromittierende Briefe, die ein jeder leſen kann. Ja, wir werden den europäiſchen Krieg haben, und das iſt gut. Wir ſprechen darüber.

Ich gehe heute auf das Land zu M., werde aber morgen zurück ſein.

Adieu, ich liebe und achte Sie! Ihr Freund Joſeph.“

Als ich ihn das nächste Mal sah, drückte er mir mit warmer Teilnahme die Hand und sprach darüber, ob es nicht möglich für mich sei, nach Genua zu gehen, da mir der Arzt von der Notwendigkeit eines südlicheren Klimas gesprochen hatte. „Dorthin", sagte er, „würde ich Ihnen Empfehlungen mitgeben, nach denen Sie wie eine Schwester aufgenommen, geliebt und gepflegt werden würden." Ich wagte nicht, ihm die volle Wahrheit zu sagen, d. h. daß mich von allen solchen Hilfs- und Erleichterungsmitteln des Leidens die materielle Schwierigkeit, der Mangel an Geld, zurückhielt. Seine grenzenlose Güte würde ihn wahrscheinlich veranlaßt haben, da in irgendeiner Weise helfend eintreten zu wollen, und das konnte und wollte ich nicht annehmen, von ihm, der, wie gesagt, selbst beschränkt war in seinen Mitteln und alles, was er konnte, hingab für seine höheren Zwecke.

Inzwischen war ich beschäftigt, den Arbeiterverein zustande zu bringen, den Mazzini für so wichtig hielt.

Er schrieb mir wieder über diese Organisation:

„Das Ideal wäre dieses: die Arbeiter sich ihren Weg machen lassen; dann ein Komitee von drei Personen aus dem Mittelstande zu bilden, um auch in ihm eine Sektion zu organisieren; zwischen diesem Komitee und dem der Arbeiter eine brüderliche Beziehung auf dem Boden der Gleichheit herstellen; sich damit beschäftigen, dieser Organisation alle möglichen Elemente anzuschließen hier, in Deutschland, auf dem europäischen Kontinent von der einen Seite, und von der andern die sehr zahlreichen Elemente in Amerika."

Ich hatte ihm dann berichtet, daß ich sechs brave Männer zusammen hätte, die ich als ganz zuverlässig kannte und die nun unter den ihnen bekannten Arbeitern andere auffordern würden, der Organisation beizutreten. Er antwortete:

„Liebe Freundin!

Das ist gut — Sie haben sechs zusammen. Wenn nun ein jeder festen Willen hat und täglich unausgesetzt tätig ist, wenn ein jeder der sechse sich an jedem Abend fragt: was

habe ich heute verſucht, für unſern Zweck zu tun? — ſo werden Sie bald eine große Anzahl haben. Verſuchen Sie, den deutſchen Arbeitern begreiflich zu machen, daß die Organiſation des Volkes das beſte Mittel iſt, um zu verhüten, daß die Revolutionen nicht in dem engen Kreiſe der Politik ſtecken bleiben. Wenn eine große Liga des Volkes die beſte Kraft der europäiſchen Partei der Tat bilden wird, ſo werden die Rechte der Völker und der arbeitenden Klaſſen nicht mehr hintenan geſetzt werden können; ſeien Sie deſſen gewiß. Wenn Sie Ihr Programm gemacht haben werden, ſo werde ich dem Verein die Definition des Bandes, das uns vereinigen ſoll und der Reihe von Pflichten, die es praktiſch ausdrücken ſoll, zuſenden.

Ja, es geht nichts über die Arbeit für eine große und gute Idee. Das reinigt und veredelt die perſönlichen Schmerzen. Gott weiß, daß ich auch mein Teil davon gehabt habe.

Ihr Freund Joſeph."

Die letzten Worte bezogen ſich auf Mitteilungen, die ich ihm gemacht hatte über meinen nie vernarbten Schmerz um die Trennung von jenem lieblichen Kinde, das mir ſo tief ins Herz gewachſen war, und deſſen Erziehung nun durchaus nicht der Art war, wie ich ſie für es wünſchte, ja deſſen junges Leben unter einer wenig wohlwollenden Leitung ſchon durch manchen ſchweren Kampf verdüſtert wurde. Dieſer tiefe Kummer kam zu den perſönlichen Sorgen, die meine Geſundheit und die daraus entſpringenden Folgen für meine Lage mir erregten. Dem ſo edel teilnehmenden Freunde hatte ich mehreremale davon geſprochen, und es war, glaubte ich, auch in Beziehung darauf, daß er mich immer wieder zur Tätigkeit für allgemeine Zwecke anzuſpornen ſuchte. Er verſtand eben mit der feinſten Empfindung jede Seelenſtimmung, jedes zarteſte Gefühl im andern und legte ſanft die heilende Hand der Freundſchaft auf die geheimen Herzenswunden.

So war ich eines Abends bei Karolinen ungewöhnlich ſchweigſam geweſen, und als er mich deshalb fragte, ſagte ich nur, daß das Weh des Lebens, der Einſamkeit ſchwerer wie ſonſt auf mir gelegen hätte. Er ſchrieb am andern Morgen unter andern Sachen: „Sie waren noch ſtiller wie gewöhnlich; ich bin es auch oft ſo ſehr; die Empfindung, von der Sie mir ſprachen, iſt die meine. Es begegnet mir häufig, daß das Gefühl der Leere einer ganzen perſönlich einſamen Vergangenheit, eines ganzen perſönlich verlornen Lebens mich mit unerträglicher Gewalt erfaßt. Dann erhebe ich mich wieder, ein wenig mehr Skelett wie vorher.“

Solche wenigen Worte erſchloſſen mir genugſam den Grund dieſes großen einſamen Herzens, das die Welt nur von ehrgeizigen, tollkühn abenteuerlichen oder gar verbrecheriſchen Träumen erfüllt glaubte. Er war ein Märtyrer der Idee und ſeines Glaubens, wie nur je einer geweſen. Er trug die Dornenkrone und das Kreuz, an dem ſein perſönliches Leben verblutete. War die Idee, für die er ſich opferte, eine irrige? Ihm erſchien ſie als Wahrheit. Konnte ſie die Welt erlöſen? — Hat denn die Idee, für die das Kreuz auf Golgatha ſich erhob, die Welt erlöſt? — — —

Über den tiefen Einblick in des einen und des andern Herz ſenkte ſich dann wieder der Schleier, der das Allerheiligſte des menſchlichen Innern vor der Profanation bewahrt, und die äußere Tätigkeit begann von neuem. Ich hatte ihm von einem Polen geſchrieben, den ich als zuverläſſig kannte und der ſich ihm in allem zur Verfügung ſtellte. Zugleich bat ich ihn, mir nicht zu zürnen, daß die organiſatoriſche Arbeit, die er ſo ſehr wünſchte, nicht ſchneller ging.

Darauf ſchrieb er:

„Beſte Freundin!

Ich erzürne mich nie, außer zuweilen mit meinen Italienern; beſonders aber könnte ich mich nie gegen Sie erzürnen, ein Weſen ſo voll Herz, edlen Willens und ſanft, wie es je nur eins gab.

Arbeiten Sie alſo, aber wiſſen Sie zugleich, woran ich ſelbſt bin, um ſich danach zu richten.

Ich bin mit dem Komitee der demokratiſchen polniſchen Zentraliſation in Verbindung und muß gewiſſe Rückſichten für ſie haben. Iſt Ihr Pole in Verbindung mit jenen? Wenn nicht, ſo iſt es einerlei. Jede Arbeit im Innern iſt mir willkommen und wird gern von mir angenommen. Wenn er mit jenen in Verbindung iſt, ſo möchte ich nicht, daß es ſchiene, als entzöge ich ihnen ihre Elemente. Alles, was Ihnen auf dem angedeuteten Wege zu tun gelingt, hat meine Billigung und Hilfe. Ich werde mit jedem Verein der Partei der Tat, wo er ſich auch bilden mag, in Verbindung treten.

Was T. betrifft, ſo wollen wir den Artikel abwarten. Im allgemeinen will ich Ihnen ſagen: Handeln Sie ſo wenig als möglich mit Franzoſen zuſammen und ſo viel als möglich mit Deutſchen. Die Franzoſen kenne ich faſt alle, und ich weiß, was von ihnen zu erwarten iſt. Wir haben eine Arbeit einer geheimen Aſſoziation unter ihnen, die ſich in dieſem Augenblick ausbreitet; wir müſſen uns begnügen, ihr einzeln die Individuen beizufügen, die wir anderen Vereinen, die wir für ſchlecht organiſiert oder zu ſehr ſpioniert halten, entführen können.

Glauben Sie nicht, daß ich die Franzoſen aus der republikaniſchen Verbrüderung *ausſchließen* will. Aber ich kenne ſie; ich glaube, im Grunde und als *Maſſe* werden wir nichts Poſitives für unſere Sache durch ſie gewinnen. Nur die einzelnen muß man nach und nach in eine neue Organiſation von uns einführen.

Adieu, meine Freundin!

Joſeph."

Gegen die Franzoſen war er entſchieden mißtrauiſch, eben weil er ſie ſo gut kannte, und mündlich und ſchriftlich warnte er mich vor ihnen und ſcheute ſich vor jeder Annäherung, beſonders der Elemente aus der ſozialiſtiſchen Partei, wäh-

rend er mit Ledru-Rollin und den Seinen in Verbindung ſtand. Ich hatte ihm öfter von einem jungen Franzoſen geſprochen, der jener Partei angehörte, den ich ſehr ſchätzte und den ich Mazzini gern nähern wollte, da ich ſein hohes perſönliches Beiſpiel für alle die jungen Leute als ein erhebendes und wohltätiges anſah, und da es überhaupt mein Beſtreben war, Frieden ſtiftend in der Emigration zu wirken, und die zerſplitterten Elemente auf Grundlage der höchſten allgemeinen Prinzipien zu vereinen.

Ich hatte jenem jungen Mann ſo viel von Mazzini geſprochen, daß er lebhaft wünſchte, ihm perſönlich näher zu treten. Ich gab ihm Mazzinis Adreſſe und ſagte ihm, ſelbſt hinzugehn, indem ich verſprach, dieſen davon zu benachrichtigen. Mazzini ſchrieb mir darauf:

„Liebe Freundin! Indem Sie T... meine Adreſſe gaben, haben Sie ſie der Polizei gegeben. Die Partei, der T... angehört und der er alles mitteilt, wimmelt von Spionen. Ich mache Ihnen damit keinen Vorwurf, ich konſtatiere nur eine Tatſache. Was mich betrifft, ſo kann alles, was ich ſchreibe, ausgenommen das, was Operationen betrifft, an alle Polizeibehörden der Welt gehen. Ich kann es im Fall der Not ſogar drucken.

Nennen Sie mich erkluſiv, intolerant, alles, was Sie wollen, aber laſſen Sie mich Ihnen eine Sache ſagen: Arbeiten Sie mit Ungarn, mit Polen, mit Serbiern, mit Montenegrinern und Zirkaſſiern, wenn Sie können, mit den Deutſchen vor allen Dingen, wenn es gelingt — aber, ich wiederhole es, bemühen Sie ſich nicht zu viel mit den Franzoſen. Sie ſind zu gut und vertrauensvoll, um das zerſetzende Element entdecken zu können, das bei jenen vorhanden iſt. Sie ſprechen mir z. B. von Bernard; es ſind kaum drei Tage her, daß in einer Verſammlung, wo jemand den Franzoſen vorſchlug, eine Subſkription für einen jährlichen Beitrag von einem Schilling, als Pfand der Solidarität, zu zeichnen, Bernard ſich erhob und dagegen ſprach. Er behauptete, daß das vorgeſchrittenſte italieniſche Journal nicht ‚l'Italia del Popolo'

ſei, ſondern die ‚Ragione‘. Dies iſt ein materialiſtiſches Journal, das in Turin herauskommt, ſich ſozialiſtiſch *nennt*, ohne jedoch eine einzige ökonomiſche Frage ernſt zu erörtern, und das gegen die Bewegung ſchreit, weil man vor allen Dingen erſt das Volk *ſozialiſieren* müßte. Abgeſehen davon iſt ‚l'Italia del Popolo‘ mehr als dreißigmal mit Beſchlag belegt worden, die ‚Ragione‘ einmal; es iſt alſo die ‚Italia‘, der man helfen muß. Bernard, der zur Zeit ſeines Prozeſſes eine immenſe Teilnahme unter den Italienern gefunden hat, iſt der letzte, der eine ſolche Sprache halten ſollte.

Sie ſprechen mir von einem Meeting zur Vereinbarung aller Nationalitäten. Ich weiß wohl, daß Leute aller Nüancen der Partei dazu kommen würden. Aber glauben Sie mir, es käme nichts dabei heraus, und außerdem werde ich, wie ſchon geſagt, nur mit *Individuen*, nicht mit Vereinen verhandeln. Die *Kommune* iſt voller Spione.

Für mich beſteht die wichtige Arbeit darin, die italieniſche Bewegung mit den Nationalitäten in Verbindung zu bringen, die ſich noch konſtituieren. Frankreich iſt in einer beſondern Lage. Dort iſt nur *eine* Sache zu tun; wenn die unmöglich iſt, ſo muß man erwarten, was von innen heraus geſchieht. Eine Verſchwörung würde niemals zu einer ſiegreichen Inſurrektion führen. Eine ausgedehnte Propaganda iſt in Frankreich unmöglich, ohne entdeckt zu werden. Arbeiten Sie alſo, liebe Freundin, ſo viel Sie können mit den Nationalitäten der *Zukunft*, aber laſſen Sie ſich auf keinen Verſuch mit den franzöſiſchen Kommuniſten ein. Ich würde Ihnen dabei nicht folgen. Es wäre etwas anderes, wenn ſich neue Elemente, wenn ſich Franzoſen aus dem Innern präſentierten. Das einzige Gute, was die andern tun könnten, wäre, ihre Sprache zu mäßigen, ein gemeinſchaftliches Programm anzunehmen und der Welt zu zeigen, daß man einig iſt. Jede geheime Arbeit mit ihnen zuſammen iſt unmöglich und gefährlich.“

Wieder noch in einem andern Brief berührte er dies

Thema, da ich ihm eine Arbeit überſchickt hatte, die mich ein Franzoſe gebeten hatte, ihm zur Durchſicht zu geben.

„Ich werde nicht vor Ende der Woche Zeit haben, die Arbeit zu leſen, aber ich werde ſie leſen und Ihnen dann meine Anſicht mitteilen.

Was die gemeinſame Arbeit betrifft, ſo beeilen Sie ſich nicht — ich meine mit den Franzoſen. Wenn man mir Vorſchläge macht, ſo werde ich natürlich antworten. Ich will und kann Ledru-Rollin nicht verlaſſen; ich werde es nie tun, es wäre denn, daß er die Fahne wechſelte. Aber nichts hindert mich, zu arbeiten, mit wem es immer ſei, und niemals werde ich es verweigern, mich mit ehrlichen Patrioten zu verbinden, die ſich redlich mit mir verſtändigen wollen. Erinnern Sie ſich aber daran, daß meine Zeit ganz beſetzt iſt. Sie wiſſen, ich gehe nirgends hin. Ich bin mit Arbeit überhäuft, und obgleich ich, von acht Uhr morgens an bis abends neun Uhr an meinem kleinen Schreibtiſch ſitze, ſo kann ich doch nicht die Hälfte der Arbeit vollbringen, die ich für Italien machen müßte, wo ich, außer der Emigration, eine ganze Partei im Innern zu dirigieren habe. Dieſe Arbeit iſt heilig, ich kann ſie nicht aufgeben. Es iſt gut, daß man das wiſſe und daß man eine gezwungene Zurückgezogenheit nicht falſch auslege. Ich kann keine Meetings, keine häufigen Unterredungen haben. Es iſt beſonders ſchriftlich, daß ich handeln und mich mitteilen kann.“

Inzwiſchen war es mir wirklich gelungen, einige zwanzig deutſche Arbeiter zu vereinen. Sie ſollten einmal wöchentlich am Abend zuſammenkommen, um durch Beſprechung und gemeinſchaftliches Nachdenken ſich über die wahren Intereſſen und Pflichten ihres Standes aufzuklären, ein Programm vernünftiger Forderungen für die Zukunft zu entwerfen und über die Mittel zu beraten, ihm Anhänger zu erwerben und die Solidarität der Geſinnung und des Handelns unter den Arbeitern jenſeits und diesſeits des Kanals zu fördern. Ich forderte Mazzini auf, wie er ver-

ſprochen, dieſen kleinen, nunmehr gebildeten Verein einzuweihen, indem er einmal in ihm erſchiene und zu den Leuten ſpräche. Er erklärte ſich freundlichſt dazu bereit, und es wurde ein Abend beſtimmt, wo die Zuſammenkunft in meinem Zimmer ſtattfinden ſollte. Zur beſtimmten Zeit fanden ſich die Arbeiter ein, alle in einer gewiſſen feierlichen Spannung, da ſie wußten, wen ſie zu erwarten hatten. Mazzini kam und begrüßte die Leute mit brüderlicher Freundlichkeit. Ich hatte ihn noch nie in einer ſolchen Verſammlung und mit Leuten aus dem Volke geſehen, und nie war er mir edler und liebenswürdiger erſchienen, als an dem Abend. Er war weit davon entfernt, wie ſo viele der Volksführer, einen andern Ton anzuſchlagen, indem er zu Leuten niederen Standes ſprach — entweder ſie mit Herablaſſung zu behandeln oder eine gemeine und brutale Vertraulichkeit anzunehmen, wie ich es von mehr als einem Demokraten hatte tun ſehen. Er blieb vollkommen er ſelbſt, einfach, natürlich, edel. Er ſtieg nicht zu ihnen hinab, er hob ſie zu ſich herauf, indem er ihnen vertrauensvoll entgegen kam, um ſie zu belehren und ihnen zu raten. Er ſprach längere Zeit über die Notwendigkeit, das Gefühl der Solidarität in den verſchiedenen Nationalitäten zu wecken, zunächſt ſich über die großen Grundgedanken der Zukunft zu vereinigen und dafür, mit vorläufiger Beiſeitelaſſung aller einzelnen organiſatoriſchen Syſteme und Ideen, zu wirken. Er wies ſie beſonders darauf hin, wie er es auch bei ſeinen Italienern tue, daß ſie nicht nur Forderungen zu machen, ſondern auch Pflichten zu erfüllen hätten.

Einige der Arbeiter, die ich als ſehr gute, denkende Männer kannte, hörten ihm aufmerkſam und ehrfurchtsvoll zu. Andere, die ſchon zu ſehr vom Kommunismus angeſteckt waren, nahmen eine ziemlich trotzige Haltung an und unterbrachen Mazzini mehreremal, da ſie alle franzöſiſch ſprachen und es vollkommen verſtanden. Einer, ein kluger Menſch, aber, wie ich ſpäter erfuhr, ganz unter dem Einfluß von Marx und den Kommuniſtenführern ſtehend, fragte plötzlich: „Und welche Garantien geben Sie uns für die Zukunft? Wenn die

allgemeine Republik ſich verwirklichen ſollte, was würden Sie für den Arbeiterſtand tun?“

Mazzini lächelte und erwiderte: „Aber lieber Freund, welche Garantien ſoll ich Ihnen geben? Wenn ich die Verwirklichung unſerer Ideen erlebe, ſo werde doch nicht ich es ſein, der die neue Organiſation der Geſellſchaft, beſonders bei Ihnen in Deutſchland, zu machen hat, ſondern wir alle, Sie ſo gut wie ich. Dann iſt es Ihre Aufgabe, dem Arbeiterſtand ſeine Rechte zu wahren und ſeine Pflichten zu beſtimmen.“

Wir beſchloſſen die Zuſammenkunft, indem ich allen ein Glas Wein anbot, und Mazzini freundlich mit allen anſtieß auf die zukünftige allgemeine Republik. Als er gegangen war, wurde noch beſchloſſen, daß ein jedes Mitglied an jedem Verſammlungsabend einen Beitrag von ſechs Pfennig in eine gemeinſchaftliche Kaſſe legen ſolle, um ſo nach und nach einen kleinen Fond zu bilden für die Bedürfniſſe der ſchriftlichen Propaganda uſw. Ich begab mich nun regelmäßig an dem Vereinsabende in das zu dieſem beſtimmte Lokal, in einem kleinen Wirtshaus in der City, wo wir in einem Nebenzimmer, abgeſondert von den übrigen Gäſten, ſaßen. Angelika von Lagerſtröm und einige andere deutſche Frauen kamen mit, um an den Verhandlungen teilzunehmen und fördernd einzuwirken. Im Anfang war ich freudigen Mutes bei der Sache. Je mehr ich aber hinging, deſto mehr ſank mein Mut. Ich ſah ein, daß dieſelben Elemente, denen ich mit Schmerz in den höheren Schichten der Partei begegnet war, ſich auch hier vorfanden. Neid, Eiferſucht, Egoismus, perſönlicher Ehrgeiz miſchten ihre unlautern Motive in das Streben nach Verſtändigung über die höchſten Ziele, nach Feſtſtellung ſittlich reiner Grundlagen für das bürgerliche und ſtaatliche Leben und die Beſtimmungen über Rechte und Pflichten. Und alles das trat um ſo widriger hervor, als es mit einem gewiſſen geckenhaften Beſtreben verbunden war, aus der eignen Sphäre herauszutreten und mehr zu ſcheinen, als man war; ja wohl gar gegen die Damen eine gewiſſe

plumpe Galanterie auszuüben, indem man völlig den edlen Ernſt, der jene leitete, verkannte. Mit tiefem Schmerz fragte ich mich abermals: Iſt das die Menſchheit, die Maſſe, für die auch du dein Kreuz auf dich nahmſt, und von deren Befreiung und Vollendung zu ſittlicher Schöne du den höchſten Traum geträumt? Ich fühlte es manchmal wie Menſchenverachtung durch mein Herz zucken. Ich mußte mich nur immer wieder daran erinnern, daß jene Prinzipien, um derentwillen der Kampf aufgenommen worden war, die rechten waren, daß das Schickſal der Maſſen nicht abhängen dürfe von Willkür und deſpotiſcher Macht einzelner, daß, unter dem Schutz weiſer, gerechter Geſetze, einem jeden einzelnen die Möglichkeit werden müſſe, alles zu werden, was er ſeiner Naturanlage nach werden kann. Daß aber das chriſtliche Gebot der allgemeinen Menſchenliebe ein unerfüllbares ſei, das wurde mir immer klarer. Lieben kann man nur die einzelnen, die Großen, die Guten. Die Menſchheit im ganzen, wie ſie ſich in der Geſchichte und, für die perſönliche Erfahrung, in der Maſſe zeigt, iſt eine furchtbare Offenbarung des Grundes der Dinge in der Individuation. Was den Denker, dem endlich der Schleier der frommen Täuſchung zerreißt, noch mit der Menſchheit verbindet, das iſt das Mitleid, das unſägliche, mit dem unſäglichen Elend und Leiden. Deshalb, wenn man ſich von der Mehrzahl der Erſcheinung mit Ekel und Grauen abwenden muß, fordert das Erbarmen mit dem Leiden des Daſeins immer wieder jede Anſtrengung und jedes Opfer, um mitzuhelfen am großen Werke der Erlöſung.

Mit rechtem Zorn ſah ich aber auch bei dieſer Gelegenheit, welches Übel die falſchen Führer anrichten, die Doktrinäre und die Gewiſſenloſen, die unter dem Weihrauch, den ſie den Maſſen ſtreuen, nur den eigenen Ehrgeiz verbergen. Alle dieſe Leute, mit denen ich da zuſammenkam, waren von kommuniſtiſchen Ideen angeſteckt, die ſie, bei halber Bildung, nicht einmal verdaut, ſondern nur als ein glänzendes Spiegelbild eitler materieller Hoffnungen und

Begriffe von Rechten aufgefaßt hatten. Dadurch war mancher kluge, verſtändige, gerade Sinn verkehrt, in manchem andern der innere und äußere Anſpruch geradezu bis zum Lächerlichen und Widerwärtigen entſtellt. Ich hielt lange aus; als ich aber ſah, daß jeder dieſer Pygmäen wieder in dieſem Kreiſe der erſte ſein wollte und mit Eiferſucht den Vorzug beobachtete, der etwa einem andern zuteil wurde — als es nicht möglich ſchien, jenen ernſten Drang nach Bildung hervorzurufen, den ich in den Arbeitervereinen in Deutſchland geſehn — als ſogar eine plumpe geſellſchaftliche Vertraulichkeit einreißen zu wollen ſchien, da zog ich mich nach und nach zurück. Ich hatte den Anſtoß gegeben, die Sache gegründet, war Lebensfähigkeit darin, ſo mußte ſie durch ſich ſelbſt gedeihen. Leider erfuhr ich ſpäter, daß dem nicht ſo war.

Es war das Jahr Neunundfünfzig. Tiefe Aufregung herrſchte in den politiſchen Kreiſen. Die Sphinx in Paris hatte am Neujahrstag ihr geheimnisvolles Wort geſprochen, die Kriegswolken ſtanden am Horizont. Mazzini war in voller Tätigkeit, nichts lag ihm ſo am Herzen, als die Parteigenoſſen zu vereinen zu gemeinſamem Handeln. Er ſchrieb mir eines Tages:

„Mir iſt es klar, daß, wenn vor den deutlichen Projekten der beiden Zaren, vor der erneuten Drohung eines zweiten Tilſit oder Erfurt und der Teilung der europäiſchen Welt zwiſchen den Deſpoten — die Patrioten nicht alle das Bedürfnis fühlen, praktiſch zu arbeiten, ſo bleiben ſie hinter ihrem Glauben und ihrer Aufgabe zurück."

Der italieniſche Krieg ward erklärt. In der italieniſchen Emigration rüſtete ſich alles zum Aufbruch, Mazzini auch. Manche Stunde verbrachte ich noch mit ihm und den bedeutendſten italieniſchen Patrioten, unter anderem Saffi und Mario, dem Gemahl von Jeſſie White, in Karolinens Salon oder, bei den ſchönen Frühlingstagen, auf deren Terraſſe. Dann kam der Abſchied. Zuerſt ſchied Mario mit ſeiner energiſchen mutigen Gattin, die dem neuen Vaterland mit

ganzer Seele zugetan war. Dann Saffi und die andern, zuletzt Mazzini. Ich wußte längſt, wie töricht und unwahr die Beſchuldigung ſei, die man fortwährend gegen ihn erhoben hatte, nämlich, daß er ſich immer zurückziehe, wenn die Gefahr, in die er die anderen ſchicke, herannahe. Er hatte nie gefehlt, wenn irgendeine Unternehmung für die Befreiung Italiens gemacht worden war. Jedesmal hatte er ſich der langen Reiſe unterzogen, auf der er fortwährend in der Gefahr war, in einem der Länder, die er zu paſſieren hatte, erkannt und gefangen genommen zu werden — ſtets an den betreffenden Orten gegenwärtig, wo er nur durch die Wachſamkeit und Treue der Seinen immer wieder aus der Judasgefahr, die ihm im Vaterland drohte, errettet wurde. Daß er nicht unter ſeinem Namen reiſen, nicht öffentlich ſeine Anweſenheit proklamieren konnte, verſtand ſich von ſelbſt. Ebenſo war es natürlich, daß er kein militäriſches Kommando übernehmen, nicht ſelbſt mitkämpfen konnte wie Garibaldi uſw. Er war ein Organiſator, aber kein Soldat. Doch gehörte ganz ebenſo viel Mut dazu, in ſeiner Stellung Europa zu durchziehn, da ihm die ganze europäiſche Polizei auf den Ferſen war, oder im Vaterland gegenwärtig zu ſein, bei Bewegungen, als deren Urheber man ihn kannte und für die man ihn mit dem Tod beſtraft hätte, hätte man ihn gefangen.

Auch jetzt alſo, wo der Unabhängigkeitskampf Italiens wirklich entbrannte, wollte er nicht fehlen. Ich verbrachte den letzten Abend mit ihm im Kreis der Freunde bei Karolinen. Er war ernſt und feierlich geſtimmt; die Entſcheidung ſeiner großen Lebenshoffnung, um derentwillen er alles geopfert, alles getragen, alles gewagt hatte, ſtand vor ihm. Sie kam in ganz anderer Geſtalt, durch ganz andere Mittel, als er gehofft. Aber er war zu ſehr wahrer, großſinniger Patriot, um ſie nicht auch ſo willkommen zu heißen, und er ging hin, ſeine Pflicht zu tun. Als er mir zum Abſchied die Hand reichte, ſah ich ihn einen Augenblick lang voll tiefer Wehmut an. Er erſchien mir als eine der

tragiſcheſten Geſtalten der modernen Geſchichte (und ich wußte damals noch nicht, inwieweit ſich dies noch ſteigern würde), aber ich fühlte auch, daß da kein Zurückhalten, kein ſentimentales Zagen möglich war. Er mußte gehn und ſein Geſchick erfüllen. Er war der Apoſtel eines neuen Glaubens, einer regenerierten Moral für Italien; ebenſo überzeugt, ebenſo innerlich wie Arnold von Brescia, Giordano Bruno, Savonarola es geweſen waren. Er kam zu früh, wie ſie zu früh gekommen waren, und wie ſie mußte er den kühnen Blick in die Zukunft, dies Hellſehen des Propheten, mit dem Martertod zahlen, wenn auch nicht mehr auf dem Scheiterhaufen, ſondern in einer mehr modernen Form, in der langſamen Qual des Exils. Ich ſegnete ihn in meinem Herzen, und ſo ſchied ich von ihm, um ihn nie wiederzuſehen.

Sechſtes Kapitel

Abſchied von England

Meine Geſundheit hatte ſich inzwiſchen immer mehr verſchlechtert, und meine beinah erblindeten Augen verſagten mir faſt den Dienſt. Zu dieſer Zeit kam jene deutſche Dame, die in Mancheſter lebte, Madame Schwabe, mit der ich immer in Verkehr war, nach London. Es war ein längſt gehegter Herzenswunſch von ihr, daß ich mich mit ihr vereinigen möchte — teilweiſe um ihr zu helfen, die Erziehung ihrer Kinder in einem idealeren Sinn zu leiten, als dies in den gegebenen Verhältniſſen geſchah. Außerdem aber wünſchte ſie meine Hilfe bei den vielen philanthropiſchen Werken, denen ſie ihre Zeit und Mittel widmete. Schon im Anfang meines Aufenthalts in England, kurz nachdem ich bei ihr in Wales geweſen war, war ſie eigens nach London gekommen, um mich zu fragen, ob ich mich ganz ihrer älteſten Tochter widmen wolle, die damals ein Mädchen von vierzehn Jahren war. Es war das zu der Zeit, als ich meine mühevolle Laufbahn des Stundengebens angefangen hatte.

Was ſie mir bot, war bequemer, materiell ausſichtsreicher und in mancher Beziehung anlockender als dies Stundengeben in London. Dennoch lehnte ich es ab, da ich die mühſelige Unabhängigkeit doch höher ſchätzte, als die bequeme Abhängigkeit, und da ich einſah, daß bei den religiöſen und konventionellen Schranken der Erziehung in England mein Werk doch nur ein halbes bleiben würde. Jetzt erneuerte ſie ihre Anerbietungen und ſchlug mir vor, im Sommer nach Wales zu kommen und den folgenden Winter mit ihr nach Paris zu gehen, woſelbſt ſie mit ihrer Familie den Winter zuzubringen gedachte. Allerdings erſchien mir dies Anerbieten jetzt als eine Fügung, die ich nicht von mir weiſen dürfe, da meine Geſundheit mir ſo entſchieden die Fortſetzung der bisherigen Lebensweiſe unterſagte. Ich nahm es daher an, wenngleich der Entſchluß, mich von London und allen, die mir da lieb und teuer waren, zu trennen, mir unendlich ſchwer wurde. Es lag in meiner Natur ein tief konſervatives Element; da, wo ich einmal mit meinem Empfinden und meinen Gewohnheiten Wurzel geſchlagen hatte, da liebte ich zu bleiben, zu erhalten, zu pflegen, zu entwickeln. Treue war ein Grundzug meines Weſens, und doch trieb der ſeltſame Widerſpruch, in dem ſich das Geſchick zuweilen zu gefallen ſcheint, gerade mich immer von neuem hinaus, von dem ſicheren Boden, den ich mir erworben, in das Schwankende, Ungewiſſe neuer Verhältniſſe, riß mein Herz mit Schmerzen los von dem, was es in feſter Liebe umfaßt hatte, gönnte dem Geiſte nicht, in feſter Konzentration an einem Werke ſeine Kraft zu üben und die Freude des Erfolges zu erleben. Was war es, was hatte das Schickſal mit mir vor durch dieſen Widerſpruch zwiſchen meiner innerſten Natur und meinen Lebenswegen? War es vielleicht, weil, um mit St. Martin zu reden, „l'empire de l'oeil de mes semblables“ zu viel Macht über mich hatte? Weil ich zu tief, zu ſelbſtvergeſſen die Menſchen liebte, denen ich einmal mein Herz hingab? War es, weil ich zu maßlos um eine zerrißne Liebe, um ein geſtörtes irdiſches Glück litt, und weil

ich zu der Ruhe des Weiſen, des Heiligen gelangen ſollte, der, obſchon ein unſtäter Wanderer in der Wüſte des Lebens, immer mehr das eine, Unvergängliche, das nottut, in ſich ſelbſt enthüllen und mit ſich tragen ſoll durch allen Wechſel? — Wunderbar ſind die Wege der Erziehung, auf denen das Schickſal uns führt. Wohl dem, der ſie erkennt, der dieſe Winke benutzt und ſeine eigne Erziehung vollendet. Ihm winkt die endliche Erlöſung und das Eingehn in das Nirwana — nicht in die Vernichtung, denn das iſt der rechte Begriff des Nirwana nicht, ſondern in die ſelige Einheit des Grundes der Dinge, in der alle Unruhe der Erſcheinung aufgehört hat, und die Vollendung, die wir „im dunklen Drang" geſucht, uns in reinen Wellen umflutet. —

Da ich erſt verſprochen hatte, im Sommer, zu meiner gewöhnlichen Reiſezeit, zu kommen, ſo vergingen mir noch einige Wochen in den gewohnten Beſchäftigungen. Plötzlich erſchien Herzen, der nichts von dem Plan mit Madame Schwabe wußte, und fragte, ob ich mich nicht entſchließen wolle, für einige Zeit wieder hinauszuziehen zu den Kindern, in das ſchöne Gartenhaus, das er in einer Londoner Vorſtadt bewohnte. Die ruſſiſche Dame, die dem Hauſe vorſtand, war durch ihre Geſundheit genötigt, an das Meer zu gehen, und war bereits mit ihrem eignen Kinde nach der Inſel Wight abgereiſt. Er meinte, wir könnten dann ſpäter auch alle dorthin gehen und ſehen, wie ſich das Leben weiter geſtaltete.

Faſt gleichzeitig ſchlug Kinkel mir vor, mit ihm und ſeinen Kindern zuſammen an das Meer zu gehen und die Sommerferien da zu verbringen. Ich ſchwankte einen Augenblick zwiſchen dieſen verſchiednen Vorſchlägen, dann aber entſchied die wunderbare, faſt unerklärliche Liebe, die ich für die kleine Olga Herzen hegte, und beſtimmte mich, Herzens Anerbieten anzunehmen. Es kam ein geheimes Gefühl hinzu, als habe ich eine Schuld gegen dies Kind auf mich geladen, als ich damals das Haus verließ, indem die Dame, die nun ihre Pflegerin wurde, dieſe liebliche Natur weder erkannte noch

liebte und keinenfalls richtig behandelte. Ich ſagte mir oft, ich hätte um ihretwillen manches auf mich nehmen und ertragen ſollen, was mir bei der früher erwähnten Veränderung dort im Hauſe nicht mehr gefiel. Ich ſtellte mir vor, daß ich durch geduldiges Ausharren vielleicht vieles hätte ändern, jedenfalls dieſem Kinde eine ſchützende Vorſehung hätte bleiben können. War es mir eine tiefe Genugtuung, daß Herzen ſich wieder an mich wandte, ſo ſchien es mir auch, als böte mir das Geſchick nun die Gelegenheit, jene Schuld zu ſühnen und das holde Geſchöpf, das ich mit Mutterliebe liebte, nun von neuem an treuer Hand zu der ſchönen Entwicklung zu führen, zu der mir ſeine Natur angelegt ſchien. Ich ſchrieb daher Madame Schwabe und Kinkel ab und nahm Herzens Vorſchlag an. Meine kleine Häuslichkeit hob ich nur vorläufig auf, da ich freilich noch gar nicht wußte, wie ſich die Zukunft geſtalten und ob ein feſteres Verhältnis ſich dort von neuem organiſieren werde. Am meiſten bedauerte ich es, meine Leſeabende mit Lothar Bucher aufgeben zu müſſen. Sie waren mir in jeder Beziehung lieb und wert geweſen, ſowohl wegen der Fülle von Belehrung und Wiſſen, die mir der Umgang mit dem hochgebildeten Manne darbot, als wegen der zarten Beweiſe wirklicher Freundſchaft, die er mir gab und die doppelt rührend und erfreuend für mich waren, da ſie bei dem verſchloſſenen und gegen die meiſten Menſchen vielfach mißtrauiſchen Weſen Buchers gewiß nicht häufig vorkamen. Auch überkam mich anfangs ein Gefühl von Reue, als ich meine kleine, faſt dürftige, aber ſelbſtgeſchaffne Unabhängigkeit verlaſſen hatte und mich wieder in Verhältniſſe einpaſſen mußte, die ich nicht ſelbſt geſtaltet, denen ich nicht wenigſtens zum Teil den Stempel meiner Individualität aufgedrückt hatte. Was ich einſt mühſam in dieſem Hauſe geſchaffen, war dahin. Die Kinder waren in eine andere Bahn gelenkt, als wohin ich ſie geführt hätte. Alles hatte wieder einen exkluſiv ruſſiſchen Anſtrich angenommen. Ich empfand es tief, wie notwendig dem ausgeprägten Charakter die Unab-

hängigkeit iſt, d. h. die Möglichkeit, ſein äußeres Leben nach ſeinem inneren Bedürfnis zu geſtalten, ſich ſelbſt zu affirmieren in den Verhältniſſen. Die Ruhe, die der Geiſt genießt, wenn er ſich ſelbſt gemäß leben darf, iſt das einzig wahre unzerſtörbare Glück; dies ſich zu erwerben und zu erhalten, ſollte das Beſtreben jedes ſelbſtbewußt entwickelten Weſens ſein. Alles übrige iſt Schmuck des Daſeins — oft wonnevolle Arabeske, die ſich um ſeinen eigentlichen Kern ſchlingt, goldne Frucht der Heſperiden, die das Schickſal in guten Stunden manchem Sterblichen als beſonderem Liebling in den Schoß wirft. Dieſes zu entbehren iſt ſchmerzlich, aber jenes zu entbehren iſt unerträglich, und es bäumt ſich das Beſte, das Edelſte in uns gegen ein Leben in Umgebungen auf, denen in jedem Augenblick unſere Überzeugung, unſere innerſte Notwendigkeit widerſpricht. Dennoch hielt mich die Freundſchaft und Achtung für Herzen und die Liebe zu den zwei kleinen Mädchen feſt, und ich verſuchte es, mich mit ihnen wieder wie früher einzuleben. Nach ein paar Wochen rief uns Herzen auch nach der Inſel Wight, wo wir, wie früher, Pulszkys und Koſſuths fanden, mit denen ſich, wie ſonſt auch, ein geſelliges Leben organiſierte. Bald jedoch ſtellten ſich die verſchiedenen Anſichten über Erziehung, wie überhaupt die Grundverſchiedenheit der Naturen zwiſchen jener ruſſiſchen Dame und mir, wieder ſo peinlich heraus, die Konflikte in der Praxis der Erziehung waren ſo unvermeidlich, daß ich von neuem einſah, wie unmöglich ein ſolches Zuſammenleben und Zuſammenwirken ſei. Abermals mit tiefem Schmerz, aber entſchiedner und ruhiger als das erſte Mal, erklärte ich es Herzen, daß ich nicht frei handeln und wirken könne, wenn nicht ganz meinen Anſichten gemäß. Ihm war es auch leid wie das erſtemal, und doch fühlte er wohl ſelbſt, daß ich recht hatte. Ich ſchrieb an Madame Schwabe und ſagte ihr, ich wolle nun doch im Herbſt mit ihr nach Paris gehen. Sie ſchrieb erfreut wieder und war gutmütig genug, es mir nicht nachzutragen, daß ich, um der größeren Liebe willen, ihr anfangs abgeſchrieben hatte. Dann beſchloß ich zunächſt

noch für einige Wochen nach Eaſtbourne zu gehen, wo ich ſchon früher geweſen und wo ſich meine näheren Beziehungen zu Mazzini und Karolinen angeknüpft hatten. Die letztere war auch jetzt da mit Mann und Kind, und außer ihr war Lothar Bucher dort, den ich ſchriftlich bat, mir eine Wohnung dort zu nehmen. Was mir von neuem das Herz zerriß, das war der Abſchied von der kleinen Olga, die traurig und ſtumm das kaum neu geknüpfte Liebesband ſich wieder löſen ſah. Ein unſägliches Mitleid hielt mich bei ihr zurück. Dennoch fühlte ich, daß ich unter den gegebenen Verhältniſſen nicht bleiben könnte. Herzen fuhr mit mir nach Portsmouth, da er nach London zurück wollte. Der Wagen, der uns von Ventnor nach Ryde über die Inſel führen ſollte, ſtand vor der Türe, und die Mitglieder der Familie, die zurückblieben, ſtanden Abſchied nehmend dabei. Da trat die kleine Olga aus dem Garten und reichte mir leiſe und wie beſchämt, daß ſie nichts anderes zu geben hatte, ein paar Zweige blühender Myrte, die in dem milden Klima Ventnors im Freien wächſt. Dabei ſah das dunkle, unſchuldige Kinderauge traurig zu mir auf. Das kleine Weſen wußte es, daß ſie, die Mutterloſe, in mir das Mutterherz wiedergefunden hatte, und es war zum zweitenmal zwiſchen uns ein Scheiden wie zwiſchen Mutter und Kind. Ich nahm die Myrtenzweige mit grenzenloſer Wehmut, und als der Wagen fortrollte und das kleine Geſchöpf meinen Augen entſchwand, war es wieder, als wäre die letzte Poeſie des Lebens dahin.

In Portsmouth trennte ich mich von Herzen. Er ging nach London, ich fuhr mit der Bahn der Küſte entlang nach Eaſtbourne. Dort traf ich Bucher, der mir ein Logis beſorgt hatte, dann Karoline, die mit ihrem Kind da war und deren Mann immer für den Sonntag von London heraus kam. Der kleine Kreis wäre hinreichend geweſen, um eine ſtille frohe Zeit zu verleben, aber das Intermezzo von Ventnor lag trüb und verſtimmend auf meiner Seele, und der Gedanke an das Kind, dem die rechte Liebe fehlte, ließ keine Freudigkeit in mir aufkommen. Dazu kam die Angſt um

Mazzini, der auf ſeinen gefährlichen Streifzügen in der Nähe des durch den Frieden von Villafranca nur halb befreiten Italiens verweilte. Eines Tages, als ich bei Karolinen war, erhielt ſie einen Brief von ihm, worin er eine tief poetiſche, wehmutsvolle Schilderung ſeiner Fahrt über den Vierwaldſtättersee machte. Er ſchrieb, wie in der feierlichen Stille jener erhabenen Natur die tiefſte Andacht der religiöſen Stimmung über ihn gekommen ſei; ein gläubiges Schauen und Hoffen, gleichſam in weiteſter Ferne, für ſein Vaterland, das er ſo glühend liebte und dem er nur heimlich nahen durfte. Er fügte hinzu, daß er überzeugt ſei, wie auch ſie, obwohl eine Skeptikerin, von der Macht der Stunde ergriffen, mit ihm niedergekniet ſein würde in Anbetung des Weltgeiſtes, deſſen Gegenwart ihm ſo fühlbar geweſen ſei in dem Augenblicke. Ich wandte mich ab, um Karolinen, die auch beim Leſen dieſer Zeilen ſkeptiſch blieb, die Träne zu verbergen, die in mein Auge trat. Ich fühlte jene Stunde mit ihm, fühlte, was dies einſame, große, gläubige Herz empfunden hatte inmitten des feierlichen Schweigens jener Rieſenmauern, die ſeine ſchönheitatmende Heimat abſchließen. Er nahte ihr noch immer als ein Ausgeſtoßener, ein Flüchtling. Aber er hatte ihr ja längſt das Opfer ſeiner individuellen Exiſtenz gebracht, und jener Augenblick war ſicher einer von denen geweſen, in denen die Märtyrer der Idee, im intuitiven Schauen über die Grenze der Zeit hinaus, die erhabene Seligkeit der Überwinder genießen. Ich ſchrieb ihm am folgenden Tag unter dem Eindruck jenes Briefes. Bald darauf erhielt ich, in einen Brief an Karoline eingeſchloſſen, folgende Antwort:

„Meine liebe Freundin, heute nur zwei Worte als Antwort auf Ihre Zeilen! Habe ich nötig, Ihnen zu verſichern, wie lieb ſie mir waren? Ich verdiene nicht alles, was Sie mir darin ſagen, ich erreiche zu wenig von dem, was ich erſtrebe, aber ich glaube, mein Herz iſt mehr wert als meine Intelligenz, während bei den meiſten andern die Intelligenz mehr wert iſt als das Herz. Das iſt der Grund,

warum jene nicht handeln. Hätte ich einige zwanzig Männer mit Ihrem Herzen und Ihrer Fähigkeit der Hingebung zur Seite, ich hätte zu dieser Stunde Europa regeneriert. Aber solche existieren nicht. Deshalb müssen Sie fortfahren, mich zu lieben um dessentwillen, was ich hätte *tun mögen*. Ihre letzte zerstörte Hoffnung mit Olga hat mir sehr leid getan. Aber ich glaube, ich weiß selbst nicht warum, daß Sie wohl tun, mit Madame Schwabe zu gehen. Man wird Sie dort lieben. Karoline, die mir oft von Ihnen schreibt, sagt mir nichts von Ihren Augen. Sie selbst sagen mir auch nichts davon. Wie geht es damit? Lassen Sie es mich durch K. oder Sie selbst wissen.

Vor vierzehn Tagen glaubte ich an die Wahrscheinlichkeit, Sie bald wiederzusehen, jetzt weiß ich wieder nicht, wann? Ich muß noch bleiben. Ich habe Euch alle zusammen in Eastbourne recht beneidet.

Ich lebe hier nur durch den Kopf, durch die Indignation und das Gefühl der Pflicht; das Herz hat dabei nichts zu tun und ist fern von hier. Was halten Sie von der Agitation für die Einheit, die sich in Deutschland regt? Was denken K., B. und die andern davon? Was hoffen Sie?

Hier hat die *Krisis nur erst angefangen*.

Leben Sie wohl, liebe Freundin, ich hege für Sie eine aufrichtige und unzerstörbare Freundschaft. Joseph."

Leider trat zu Ende meines Aufenthalts eine tiefe persönliche Verstimmung bei mir ein, die mich mehr und mehr von dem kleinen Kreis meines bisherigen Umgangs entfernte und mich ganz isolierte. Was ich von der fleckenlosen Liebenswürdigkeit des Charakters eines Mitglieds dieses Kreises geglaubt hatte, erschien mir als eine Täuschung, und der Schmerz darüber machte mich vielleicht ungerecht gegen die anderen Teilnehmer der kleinen Gesellschaft. Der Mangel an Leichtlebigkeit in meiner Natur, der schon so oft Dingen, über die ein leichterer Sinn spielend hinweggekommen wäre, einen tragischen Charakter gegeben hatte, machte auch hier die Situation für mich zu einer unerträglichen, aus der ich nur

durch völligen Bruch mich ſchließlich retten konnte. Am Tag zog ich mit meinen Büchern auf einſame Punkte der Klippen und verſenkte mich in allgemeine Gedanken. Aber die Abende, wenn ich allein war, waren traurig. Unfähig, mit meinen kranken Augen zu arbeiten, war es dann meine Beſchäftigung, Seepflanzen zu trocknen, die ich in ein Buch klebte, das ich für Olga beſtimmt hatte. Ich betrieb dieſe Arbeit mit einer Sorgfalt, als gelte es ein wichtiges Werk. Nur wer es weiß, wie ſehnſuchtsvoll die Liebe nach Betätigung verlangt, wie ſchwer es iſt, eine freudloſe Einſamkeit zu tragen, wenn jeder Pulsſchlag dafür klopft, ſich geliebten Menſchen widmen zu können, wie furchtbar die Herzensöde wird, wenn körperliches Gebrechen dann auch den Geiſt hindert, ſeiner Arbeit zu leben und ſo das Gleichgewicht herzuſtellen — nur der vermag zu empfinden, welchen ſchmerzlichen Troſt mir jene Beſchäftigung gewährte. Ich ſuchte mit ihr mich ſelbſt über all die Entbehrung, über all die Leere zu täuſchen, indem ich noch etwas — das einzig im Augenblick Mögliche, für das Weſen tat, das durch die geheimnisvolle Macht der Sympathie für mich zu einem Verhängnis wurde. Dieſes Buch mit den kunſtvoll geordneten Algen enthielt ein ganzes Drama von Empfindungen und Gedanken, die bei ſeiner Herſtellung in mir ſich bewegt hatten. Wie viele ſtumme Zeugen ſolcher Lebensdramen gibt es, die nie ein Blick enträtſeln, nie ein teilnehmendes Herz vernehmen wird! Könnten ſie reden, könnten ſie die Geſchichte all der Unzähligen berichten, deren Kämpfe und Leiden ungekannt auf der großen Bühne der Welt ſich abſpielen — der Phantaſie würde nichts mehr zu erfinden übrig bleiben, und vor der hohen Tragik des Lebens würde ſelbſt die höchſte Dichtkunſt verſtummen.

Endlich kam die Zeit, wo ich in Brighton Madame Schwabe treffen wollte, um mit ihr zuſammen nach Paris zu gehen. Ich ſchied von Eaſtbourne um ein Gefühl ärmer, das mein Leben in den letzten Zeiten freundlich erhellt hatte. War die Schuld mein, war ſie der anderen — ich konnte

es ſelber nicht entſcheiden. Ich fühlte nur das eine beſtimmt: jenes Gefühl war in mir erloſchen, weil es auf einer Täuſchung beruht hatte, und es konnte nicht wieder belebt werden.

In Brighton mietete ich mir ein ganz kleines dürftiges Stübchen, da alles andere mir zu teuer war. Den ganzen Tag aber brachte ich auf einer weit in das Meer hinaus gebauten Terraſſe zu, wo ringsum die Wogen brauſten und die friſche Meeresluft mich ſtärkend umfing. Ich kannte keinen Menſchen und fühlte mich himmliſch frei. Mein Schreibzeug nahm ich mit, und die Gedanken fingen wieder an zu ſtrömen. Die Feſſeln der inneren Verſtimmung fielen von mir ab. Oft ſaß ich da noch, wenn der Mond mit ſeinem Silberglanz den weiten Waſſerſpiegel um mich her erhellte, und ferne Segelboote traumhaft über die glitzernde Flut zogen. Sie erſchien mir wie der Lethe, in den allmählich wieder alles jüngſt erlebte Leid verſank, während mein Dämon ſich mit entfalteten Flügeln aus den Wellen erhob und, Freiheit und Friede atmend, das Geheimnis des Lebens aufs neue mir kund gab: ſich ſelbſt erlöſen aus der Unruhe des Vergänglichen und ſich verſenken in das Reich der Ideen, in das Unvergängliche. Die Unruhe des Vergänglichen erniedrigt uns; ſie iſt die bange Sorge um das ſchlechte Ich, um die vorübergehende Individuation der unbekannten Weltſeele. Die Erlöſung aus dieſer Unruhe iſt die Erhöhung unſerer ſelbſt zu unſerer wahren Würde, zu unſerem wahren Ich, das ſich eins fühlt mit allem Göttlichen, Erhabenen und Schönen. So groß wurde wieder mein inneres Glück in dieſem Einklang mit mir ſelbſt, daß ich des Abends in meinem häßlichen kleinen Stübchen, bei meinem beſcheidenen Nachtmahl, mich ſchon auf den folgenden Morgen freute, wo ich wieder an die Arbeit gehen und den Strom der Gedanken mich umfluten laſſen würde am flutenden Meer.

Dann gingen auch dieſe Tage zu Ende. Ich ſchiffte mich mit Madame Schwabe und ihrer Familie nach Frankreich ein und zwar von Newhaven nach Dieppe, welche Fahrt

einige Stunden länger dauert als von Dover nach Calais. Als ich die weißen Küſten Albions allmählich in die grüne Flut verſinken ſah, war es mir, als verſänke mir eine zweite Heimat. Sieben Jahre des Exils, voll ſchwerer Entbehrungen, harter Arbeit, tiefer Leiden, Verluſte und Kämpfe waren in ihr verſtrichen. Aber wie viel Liebe, Freundſchaft, geiſtigen Fortſchritt und Wachstum in dem einen, was nottut, hatte ſie mir doch gegeben! Mit dankbarſter Empfindung ſah ich nach dem Inſelland zurück, das mit ſeinen blühenden Fluren, mit ſeiner hohen Kultur, mit ſeinen feſten, ſtarken, unabhängigen Menſchen wie eine höchſt merkwürdige, des Studiums werte Erſcheinung inmitten des Ozeans daliegt.

Siebentes Kapitel

Paris und ein Deutſcher

Wir waren in Paris angekommen. Es war eins jener ſogenannten Hotels, ein ganzes, elegant eingerichtetes Haus mit kleinem Garten, wie ſie in der Nähe der Champs Elyſées häufig ſind, für uns genommen worden, denn außer Madame Schwabe und ihrer Familie kam auch Richard Cobden mit ſeiner Frau und vier Töchtern, es zu bewohnen. Ich hatte mir vorgenommen, mich den neuen Eindrücken, die mich erwarteten, ganz hinzugeben und ihnen ſo viel als möglich an Erkenntnis, Wiſſen und Verſtändnis abzugewinnen. Ich kann nicht ſagen, daß ich mich je ſehr nach Paris geſehnt hätte, immer viel mehr nach dem Süden. Aber es war doch die Stadt, um die tauſendfache geſchichtliche Erinnerungen, Macht und Glanz der Gegenwart, Kunſt, Ziviliſation und Mode eine ſchimmernde, die Neugierde erregende Fata Morgana ſchufen. Es war der Mühe wert, Paris nach London kennen zu lernen, ſchon um des Vergleichs willen. Zudem hatte ich es nötig, von der Arbeit auszuruhen und in einem weniger feuchten Klima wie das engliſche eine Zeitlang zu leben. Kaum ein wenig häuslich eingerichtet,

ging ich allein die Champs Elysées entlang den Tuilerien zu und ſetzte mich dort auf eine Bank, um mich meinen Gedanken hinzugeben. Da lag es denn vor mir, das alte franzöſiſche Königsſchloß, und ſchaute mich an wie ein alter Bekannter. So hatte ich es unzähligemal in meiner Kindheit Tagen, in einem großen illuſtrierten Werk über die franzöſiſche Revolution, das mein Vater beſaß, geſehen. Auf jenen Bildern war es dargeſtellt, umſtürmt von wütenden Volkshaufen, die der Legitimität Hohn ſprachen und den abſolutiſtiſcheſten Staat der Erde in eine Pöbelherrſchaft verwandelten. Sie ſtiegen wieder alle vor meiner Erinnerung auf, jene Bilder; die Baſtille, auf die die Kanonen des Volks gerichtet waren; Camille Desmoulins auf einem Tiſch ſtehend, im Garten des Palais Royal und zu dem Volke ſprechend; die königliche Familie, heimgebracht von der mißglückten Flucht; vor allem ein Bild, das mir als Kind ſtets das tiefſte Intereſſe und innigſte Mitleid eingeflößt hatte: Ludwig XVI., von ſeiner Familie Abſchied nehmend, als man ihn zum Tod führte. Ich ſah ihn wieder vor mir in kurzen ſchwarzen Hoſen und weißem Hemd, das vorn geöffnet, den Hals ſchon frei ließ für das Beil des Henkers. Die eine Hand reichte er ſeiner frommen Schweſter Eliſabeth, die auf den Knien lag und ihr Angeſicht auf ſeine Hand drückte. Von der andern Seite hingen die unglückliche Gattin und Königin, die weinenden Kinder in verzweifeltem Schmerz an ihm. Es war mir unter den hohen Bäumen dieſes Gartens, beim Anblick jener Mauern, die all das Schreckliche geſchaut, als ſähe ich nur wieder, was ich längſt gekannt, was ich mit erlebt hätte. Dem kindlichen Mitleid in mir war eine Epoche hoher Bewunderung für die franzöſiſche Revolution gefolgt. Jenes gigantiſche Erwachen der Menſchheit zum Gefühl ihrer Rechte, jenes Zerſprengen der Feſſeln, in die ein deſpotiſcher Wille Millionen von Geſchöpfen ſchlug, jene erhabenen, kühnen Morgenträume allgemeiner Freiheit, die begeiſterte Schwärmer in die Wirklichkeit überſetzen wollten, jene phantaſtiſch großartigen

Momente der ersten Zeit der Revolution — wie hatten sie mich bewegt und hingerissen. Sie hatten mich erglühen gemacht in Begeisterung und mich nachsichtig gestimmt für die schaudervollen, wüsten Ausartungen, zu denen schließlich, ebenso wie die absolute Monarchie, die absolute Volksherrschaft gekommen war. Jetzt hatte in dem Schlosse vor mir das zweite Kaiserreich, die zweite Frucht der Revolution, seinen Sitz und ich durchlief in Gedanken den Gang der geschichtlichen Ereignisse von jener Zeit an bis auf diese, die in ihrer Korruption, ihrer Knechtschaft, ihrer auf den Schein, die Mode und den äußeren Glanz gebauten Herrlichkeit kaum hinter jener zurückstand, die mit solchen vulkanischen Ausbrüchen, solchen Strömen Bluts vernichtet worden war. Mich ergriff ein wahrer Schauder vor den Rätseln der Geschichte, wo jeder Schritt vorwärts mit einem kolossalen Rückschritt bezahlt werden muß. Das Christentum war ein Fortschritt über das verderbte, in sich verfaulte römische Reich, aber es brachte das Mittelalter herauf, in dem jede Blüte der Kunst und Wissenschaft welkte und grausenhafte Barbarei die Stelle der Kultur einnahm. Die Reformation war ein freudiger Fortschritt über die im Laster versunkene katholische Kirche, aber ihr folgte der dreißigjährige Krieg und langer geistiger Tod und physisches Elend. Die französische Revolution war das Erwachen der Massen zu ihrer Selbständigkeit, der Anerkennung der menschlichen Würde in jedem einzelnen Geschöpf, aber ihr folgten die Greueltaten der Schreckensherrschaft, die Despotie des ersten Napoleon, die triviale Herrschaft der Bourgeoisie unter dem Bürgerkönig Louis Philipp und die abgeschwächte Wiederholung der Despotie des Onkels durch den Neffen. Unter solchen Betrachtungen verlief mein erster Ausgang in Paris. Alle die Eindrücke der zunächst folgenden Tage waren zugunsten Englands, das mir, in dem soliden Genuß wirklicher politischer Freiheit, jetzt im Glanze einer hohen Moralität erschien, im Vergleich mit der wahrhaft knechtischen Abhängigkeit, in der ich hier alles von dem Willen eines einzelnen fand. Die ewig

feſtliche Schauſtellung eines Herrſchertums, von der man ſich bei dem einfachen engliſchen Königtum ſo ganz entwöhnt hatte, die Anweſenheit des Militärs überall, während es in England überall abweſend iſt, das müßige Schlendern und frivole Genießen, dem man auf den Boulevards und anderswo begegnet, gegenüber der puritaniſch nüchternen, aber beſonnen ehrenhaften Tätigkeit der Engländer — alles das machte mich in Sehnſucht an England denken, und es war mir, als atme ich in Paris verpeſtete Luft.

Inzwiſchen hatte ſich unſere Häuslichkeit organiſiert. Richard Cobden, unter demſelben Dach mit mir lebend, war mir zunächſt eine neue intereſſante Perſönlichkeit zum Studium. Ein ſo ganz engliſcher Typus, wie er nicht engliſcher gedacht werden kann, vereinigte er alle Tüchtigkeit der engliſchen Spezialiſten auf dem einen Feld ihrer Tätigkeit mit ziemlicher Beſchränktheit nach andern Seiten. Zugleich aber beſaß er eine ſolche Güte und liebenswürdige Milde des Charakters, daß er einem jeden wert werden mußte, der ihn näher kennen lernte. Er war in Paris, um den Freihandelsvertrag mit Frankreich abzuſchließen. Dies gab Gelegenheit, ihm viele Fragen über nationalökonomiſche Probleme vorzulegen und von ihm zu lernen. Er baute das ganze Evangelium einer ſittlicheren Zukunft auf den Freihandel. Sonderbarerweiſe war er darin, vielleicht ohne es zu wiſſen, völliger Materialiſt, trotzdem er ein frommer Mann war und auch ſogar die Kirche beſuchte. Er ſagte mir einmal, wie er hoffe, daß durch die freie Einfuhr der leichten franzöſiſchen Weine in England dem Branntwein- und „Gin"-Trinken des engliſchen Volkes Schranken geſetzt werden würden. Dadurch verſprach er ſich den Anfang einer größeren Moralität, und gewiß nicht mit Unrecht. Nur vergaß er, wie viele andere Faktoren damit Hand in Hand gehen müßten, um den Erfolg herbeizuführen. So lange das engliſche Volk in ſeinem jetzigen bedürftigen, oft bis an das ſchrecklichſte Elend reichenden Zuſtand iſt, würden ihm die leichten franzöſiſchen Weine nicht zuſagen: „Gin" und

„Brandy" ſind der Lethe, der auf Stunden die tieriſche Exiſtenz vergeſſen macht. Verminderte Arbeitszeit, erhöhte Löhne, Schulunterricht, geiſtige Entwicklung, das Öffnen der Muſeen, der öffentlichen Vergnügungs- und Belehrungsorte anſtatt der Trinkhäuſer am Sonntag — alles das müßte zuerſt kommen. Dann würde auch der leichte Wein annehmbar ſein, anſtatt des Alkohols. Man würde dann in den Straßen von London nicht mehr ſo oft dem ſcheußlichen Anblick betrunkener Männer und Frauen begegnen.

Übrigens erhob ſich auch gegen Cobden eine heftige Oppoſition. Die franzöſiſchen Schutzzöllner ließen es an Proteſten aller Art nicht fehlen. Nur Napoleon und Rouher hatte er völlig auf ſeiner Seite, und das war denn freilich entſcheidend. Cobden kam von ſeinen häufigen Privatkonverſationen mit dem Kaiſer ſtets entzückt von deſſen Perſönlichkeit zurück. Er konnte nicht genug die liebenswürdige Vertraulichkeit und das verſtändnisvolle Eingehen auf alle Fragen, die zwiſchen ihnen verhandelt wurden, rühmen. Es war gerade einer der glänzendſten Höhepunkte in Napoleons Karriere erreicht. Der italieniſche Krieg war beendet. Freilich hatte er ſein Wort nicht gehalten, Italien frei zu machen von den Alpen bis zur Adria, freilich hatte er zwei ſchöne Juwelen aus der neu geſchmiedeten Krone Italiens als Lohn für ſich herausgenommen. Aber dennoch ſtrahlte die alte franzöſiſche Glorie von neuem in hellem Glanz, und eines Morgens erſchallte Trommelwirbel in den Straßen, eine Abteilung Soldaten zog umher, und ein Ausrufer verkündete mit lauter Stimme, es gäbe jetzt viele tauſend Franzoſen mehr; Savoyen und Nizza waren über Nacht franzöſiſch geworden. Des waren die Franzoſen über die Maßen froh. Alles ſchien glücklich im Glanz der hellſtrahlenden Kaiſerſonne, und ſogar der Typus des Geſichts von Napoleon III. vervielfältigte ſich, wovon ich ſchon oben geſprochen. Man begegnete überall Geſichtern, die ſich durch den nach ihm modellierten Bart, durch die Tracht des Haares und der Kleidung eine Art Ähnlichkeit mit ihm verſchafft hatten.

Ich ſah ihn nur einmal ganz in der Nähe. Wir hatten Billets erhalten zu dem großen Saal, durch den am Sonntag Morgen der Hof ſich in die Kapelle der Tuilerien zur Meſſe begab. Ich ging mit ihm hin, weil ich dieſen Parvenu, der wie ein Meltau auf den Blüten des europäiſchen Lebens lag, den ich ſeit dem 2. Dezember haßte, der wie einer der alten römiſchen Imperatoren mitleidlos mit Blei, Kerker und tödlichen Klimaten die Gegner ſeiner Tyrannei hingeopfert hatte, einmal genau ſehen, einmal wiſſen wollte, wie ein ſolcher Menſch ausſieht. Es war dies ein beliebtes Schauſpiel für Fremde, und der Saal war voller Menſchen. Plötzlich erſchien ein in eine violette goldgeſtickte Uniform gekleideter Hofbeamter und rief: „L'empereur!“ Nun erſchien Napoleon, Eugenie führend, von Höflingen gefolgt, und ſchritt langſam an uns vorüber der Kapelle zu. Ich ſtand an einer Säule, ſo nahe gingen ſie an mir vorbei, daß der Kaiſerin Kleid mich ſtreifte. In der Kapelle, wohin wir uns ebenfalls begaben, ſtand ich ſo, daß ich die Geſichter des kaiſerlichen Paares gerade vor mir hatte. Ich geſtehe, daß ich während der Meſſe, die unten geleſen wurde, mit nichts anderem beſchäftigt war, als dieſe beiden Phyſiognomien zu ſtudieren. Mit der Kaiſerin wurde man, trotz ihrer regelmäßigen Schönheit, bald fertig. Es war eine ſchöne Griſette mit dem Diadem geſchmückt. Tauſendmal mehr wie Napoleon trug ſie den Stempel der Parvenue. Wenn ſie vielleicht aus Weltklugheit und auch von den Verhältniſſen in Schranken gehalten, nicht fähig war, unvorſichtig, übermütig, jugendlich und leichtſinnig zu handeln wie Marie Antoinette, ſo war ſie gewiß noch weniger fähig, groß zu leiden, im Unglück moraliſch zu wachſen und heroiſch zu ſterben wie jene. Ich wandte meinen Blick mit Geringſchätzung von ihr ab. Daß Napoleon ſie zur Gattin nahm, war vielleicht einer ſeiner ſchlimmſten Fehler, verhängnisvoll für Frankreich und ihn ſelbſt. Länger gefeſſelt blieb ich durch ihn. Sein unbegreiflich unſchönes Geſicht hatte dennoch eine gewiſſe Hoheit, die Eugenien völlig fehlte. Aber

es war eine paſſive Feſtigkeit und Geſchloſſenheit in den häßlichen Zügen, die das Geſicht wie eine Maske erſcheinen ließen. Als er ſo da kniete, die geballte Fauſt, auf der ſein Kinn ruhte, auf das Samtkiſſen vor ihm geſtützt, war es unmöglich, zu unterſcheiden, was und ob überhaupt etwas ſeine Seele füllte. Keinenfalls war es die Andacht, die aus den Tiefen des Weſens zu einem geahnten Höheren aufſteigt, mögen wir dies nun Gott, Weltgeiſt oder anderswie nennen — die Andacht, in der allein die erlöſenden Gedanken geboren werden, erlöſend für das Individuum oder für die Welt.

Vielleicht dachte er gerade damals darüber nach, ob er gründlich mit der Partei brechen ſollte, die ihn bisher getragen und geſtützt hatte, mit der klerikalen nämlich. Gewiß iſt, daß dieſe es war, die in dem Augenblick am meiſten gegen ihn empört war. Man ſprach gar nicht allzuheimlich darüber, daß die Prieſter es vielleicht jetzt übernehmen würden, das zu vollführen, was Orſini mißlungen war, und man war überzeugt, daß die Hand, die von da käme, ihr Ziel nicht verfehlen würde.

Ein angenehmer Umſtand, den ich dem Zuſammenleben mit Richard Cobden verdankte, war die Bekanntſchaft vieler der bedeutendſten literariſchen und politiſchen Perſönlichkeiten der damaligen franzöſiſchen Geſellſchaft. Es war einmal wöchentlich Empfangsabend bei uns, wo ſich ſtets eine ausgewählte Geſellſchaft zuſammenfand. Außerdem wurden oft die hervorragendſten Leute zum Eſſen gebeten, und hier, im kleineren Kreiſe, lernte man ſie näher kennen und erfreute ſich an ihrer Unterhaltung. Hier ſah ich Mignet, Laboulaye, Couſin, Dollfus, Renan und andere. Letzterer hatte damals noch nicht die Berühmtheit erlangt, die ihm ſein Leben Jeſu, der Apoſtel uſw. eintrugen, aber er erſchien mir bedeutender als die meiſten andern. Der Zufall fügte es oft, daß er mein Tiſchnachbar wurde und ich ſo Gelegenheit zu langen und eingehenden Geſprächen mit ihm hatte. Ich ſagte danach mehrere Male zu Madame Schwabe: „Dies iſt

jedenfalls einer der bedeutendſten Menſchen in der franzöſiſchen literariſchen Welt, und die Zukunft wird es noch erweiſen." — Ich freute mich aufrichtig, als meine Prophezeiung ſpäter in Erfüllung ging.

Durch Herzen hatte ich eine Empfehlung an Michelet, deſſen Geſchichtswerke wir zum Teil zuſammen mit großer Freude an den geiſtreichen Aperçus, der phantaſievollen Darſtellung und der warm und lebendig durchſchimmernden Empfindung geleſen hatten. Herzen war ſehr mit ihm befreundet und ſeine Empfehlung verſchaffte mir bei Michelet und ſeiner Frau den liebenswürdigſten Empfang. In dem beſcheidenen kleinen Empfangszimmer des ausgezeichneten Paares, von deſſen Fenſtern man die Ausſicht auf die grünen Bäume des Luxembourg hatte, empfing ich die beſten unter all den mannigfaltigen Eindrücken der Pariſer Geſellſchaft. Der kleine Mann mit dem geiſtreichen Geſicht, vom langen weißen Haar umrahmt, machte zugleich den Eindruck eines feinen, originalen, blitzartig ſprühenden Geiſtes und eines gemütvollen, echt humanen Herzens. Das fragmentariſche, wie ein laut gewordenes Denken Ausſehende ſeines Stils, das zuweilen durch das allzu Kurze, Abgeriſſene der Sätze ermüdet, hatte im Geſpräch etwas ungemein Anregendes. Er warf Gedankenblitze hin, die im andern Gedanken entzündeten und ſo zu einem lebhaften Austauſch Anlaß gaben, der nie ſchleppend wurde, nie des Stoffs ermangelte. Er gab mir gleich ſeine warmen Sympathien für Deutſchland und deutſche Literatur zu erkennen. Damals arbeitete er an jener Reihe kleinerer Schriften, die ihn auf ein ganz anderes Gebiet als das der Geſchichte hinüberführten. Seine kluge, liebenswürdige Frau half ihm dabei. Es iſt wahr, daß dieſe pſychologiſchen und phyſiologiſchen Phantaſien und Betrachtungen etwas dilettantiſch behandelt waren. Doch waren ſie voll Poeſie und Geiſt. Eines dieſer Bücher, das eben erſchien, „La femme" betitelt, erregte in der Pariſer Geſellſchaft eine laute Oppoſition und wurde mit dem beißendſten Spott, mit vernichtender Kritik aufgenommen. Dies be-

irrte aber weder Michelet noch ſeine Frau. Sie ſagte mir einmal von ihrer gemeinſamen Arbeit: „Ich ſammle die Bauſteine, er fügt das Gebäude.“

Noch eine freundliche Zuflucht hatte ich in dem großen Paris, wo es mir vertraut und heimiſch wurde, wo mich eine Welt umfing, wie ſie meiner innerſten Natur gemäß war. Das allgemeine, flüchtige Intereſſe, das die größere Geſelligkeit mir als Neuheit darbot, ließ bald nach. Die Hausgenoſſenſchaft hatte, mit Ausnahme von Madame Schwabe und Cobden, ſo oberflächliche, nur der Eitelkeit und dem Äußerlichen angehörende Neigungen, daß ich mich oft mit Widerwillen fragte: Wie komm' ich in dieſe Umgebung? und mit Tränen der bitterſten Empörung es dem Schickſal vorwarf, daß es mich zu ſolcher Abhängigkeit nötigte. Ich entfloh dann in jenes Aſyl, das ich meinen Hausgenoſſen verſchwieg, damit man mir nicht dahin folge. Ich ließ ſie in dem Glauben, daß ich zu geheimen politiſchen Zuſammenkünften gehe und mich mit Arbeitern verſchwöre — war ich doch ſicher, daß ſie mir *dahin* nicht nachkämen. Mein Aſyl war aber kein anderes, als das Atelier des Malers Jaroslav Czermak, desſelben, den ich einſt in Wales kennen gelernt und den ich in Paris wiedergefunden hatte. Es befand ſich in einer der altertümlichen Straßen des alten Paris, in dem ehemaligen Kloſter der Cordeliers, in demſelben Saal, der während der großen Revolution den Sitzungen des Klubs der Cordeliers gedient hatte und der jetzt in einige große Ateliers geteilt war. Das Czermaks enthielt noch dieſelbe Tribüne, von der einſt die wilden Führer zu den aufgeregten Leidenſchaften der Maſſen geſprochen hatten. Jetzt war es phantaſtiſch mit allem, was einem Künſtler zu ſeinen Studien dient, geſchmückt. Beſonders aber zierten es Koſtüme und Waffen aus den Donaufürſtentümern und Montenegro. Czermak hatte ſeinen Stammesverwandten in jenen Gegenden eine beſondere Vorliebe geſchenkt, öfter lange Zeit dort verweilt und eine Menge ſchöner Motive mitgebracht, die er nun nach und nach mit poetiſcher Empfindung und voll-

endeter Technik zur Ausführung brachte. Auch ein Klavier fehlte nicht, denn Czermak war auch ein tief muſikaliſcher Menſch. Die Sympathie, die er mir ſchon in Wales bei unſerm erſten Begegnen eingeflößt hatte, ſteigerte ſich bei unſerem Wiederſehen zu wahrer Freundſchaft. Mit Freude nahm ich ſein Anerbieten an, mit meiner Schreiberei mich in ſein Atelier zu flüchten, wenn ich einſam ſein wolle, und da ruhig zu arbeiten, während er male. Ich hatte meine Verbindung mit Kinkels Zeitung wieder angeknüpft, um meine Pariſer Eindrücke daſelbſt mitzuteilen, eigentlich mehr, um mir ſo die Qual des Briefſchreibens und der Wiederholungen derſelben Dinge zu erſparen und meine Zeit endlich einmal frei für mich ſelbſt zu nützen. Zu Hauſe fand ich keine ruhige ungeſtörte Stunde zu der Arbeit, die vielen zerſtreuten Bilder, die an mir vorüber ſchwebten, in einen Rahmen zu faſſen. Wie gern entſchlüpfte ich daher wöchentlich zwei- oder dreimal dem eleganten Hotel, den vornehmen Champs Elyſées, der geräuſchvollen, glänzenden Modeſtadt am rechten Seineufer, und ſchritt dem alten, maleriſchen Paris der Revolution zu. Hier ſchien einen wirklich eine andere Welt zu umfangen, die bis dahin glücklicherweiſe noch nicht von Herrn Hausmanns alles Originelle und Schöne zum Kaſernenſtil nivellierenden „Verſchönerungen“ berührt worden war. Schon der Eingang und die Treppe zum alten Kloſter waren originell und intereſſant. Dann ging ich den langen Gang entlang zu der letzten Tür und klopfte. Der Freund kam und öffnete, und wenn ich mich an den Fortſchritten ſeiner Arbeit erfreut hatte, ſetzte ich mich in eine Ecke, packte mein Schreibzeug aus und ſchrieb, während er weiter malte. Oft verſtrichen ſo Stunden, ohne daß einer von uns ein Wort ſprach. Durch den denkwürdigen Raum ſchwebte es wie der Hauch einer wilden, großartigen Vergangenheit und gab den Arbeiten, die uns beſchäftigten, den Hintergrund der Stimmung. Das herzliche Wohlwollen, das mich mit dem ſo viel jüngeren Manne vereinte, machte es uns behaglich und traulich in dieſem Beiſammenſein. Oft auch ſprang

Czermak auf, ſetzte ſich an das Klavier und ſpielte einen Satz von Beethoven oder den Trauermarſch von Chopin oder, was mich noch mehr ergriff, Sachen aus „Tannhäuſer“ und „Lohengrin“. Er war ein eifriger Verehrer der Wagnerſchen Muſik. Ich kannte bis jetzt nur dürftige Bruchſtücke davon, die ich in England am Klavier durch einen mir befreundeten deutſchen Muſiker gehört hatte. Aber auch dies wenige hatte mich ſchon mit einem Zauber ergriffen, wie nie zuvor Muſik, und mein höchſtes Sehnen war, einmal ganz und voll die Macht jener Eindrücke zu erfahren, die mein Ahnen mir von den Werken Wagners verhieß. Meiſt frühſtückten wir nachher zuſammen. Ein Kellner in weißen Hemdärmeln, mit einer langen grauen Schürze, wie ſie dort im Quartier Latin noch geſehen werden, brachte uns aus einem benachbarten Reſtaurant zwei Beefſteaks und eine Omelette aux confitures herauf; Czermak holte den Wein dazu aus einer Ecke ſeines großen Ateliers, die den Keller vorſtellte. So beſchloß dies Frühſtück, bei dem Ernſtes und Heiteres beſprochen wurde, dieſe in rein menſchlich ſchöner Weiſe verlebten Stunden. Ich beſaß Czermaks ganzes Vertrauen und lernte durch ihn auch auf eine meinen Hausgenoſſen verborgene Weiſe die Frau kennen, der er ſein Herz und Leben geweiht hatte und von der ihn damals noch unüberwindlich ſcheinende Hinderniſſe getrennt hielten, was ihn oft mit der tiefſten Schwermut erfüllte. Einmal ſchien alles ſogar ſo hoffnungslos, daß er entſchloſſen war, Paris zu verlaſſen und in ſein geliebtes Dalmatien zu gehen. Er erzählte mir von der Schönheit jener Küſtenſtriche am adriatiſchen Meer, und wie da noch in entzückenden Tälern prächtige Marmorvillen, aus der Glanzzeit der venetianiſchen Republik her, faſt für einen Spottpreis zu haben ſeien. Dort wolle er eine kaufen; ich ſolle mit ihm gehen, desgleichen ein czechiſcher, hochgelehrter Freund. Da wollten wir friedlich zuſammen leben und ein Werk ausarbeiten über jene Länder: der gelehrte Freund den wiſſenſchaftlichen Teil, ich den belletriſtiſchen, er den künſtleriſchen. Seine Bilder brächten ihm ſo viel Geld ein, daß

es ihn faſt beſchäme; es ſei genug für uns alle, um davon zu leben. Mir gefiel der Plan wohl: fort aus dem Getriebe einer Kulturwelt, an die mich eigentlich nichts mehr feſſelte, in eine wonnige Einſamkeit des Südens, der immer das Ziel meiner Sehnſucht geblieben war, in Geſellſchaft zweier bedeutender Menſchen, eines Gelehrten und eines Künſtlers, zu einem ernſten Werk vereinigt — was hätte ich mir Beſſeres wünſchen können? Durfte ich doch überzeugt ſein, daß Czermak mit der Treue eines jüngeren Bruders für mich ſorgen würde.

Allein der ſchöne Plan zerrann in nichts, da jene Wolken, die ihn hervorgerufen hatten, ſich aufhellten und ihm das eigene Lebensglück wieder als möglich in Ausſicht ſtellten.

Nun traf mich aber auch eine Nachricht, die für den Augenblick jeden Wunſch nach Entfernung aus der Welt, in der ich mich befand, verſtummen machte. Es war die Nachricht, daß Richard Wagner in Paris angekommen ſei und ſich daſelbſt niederlaſſen wolle. Zugleich wurden drei Konzerte in Ausſicht geſtellt, die er im Hauſe der italieniſchen Oper geben und worin er eine Auswahl ſeiner Kompoſitionen ſelbſt dirigieren werde. So ſollte denn auch dieſer heiße Wunſch mir in Erfüllung gehen, einmal etwas von Wagnerſcher Muſik, wenigſtens mit vollem Orcheſter und von ihm ſelbſt dirigiert, zu hören. Ich beſuchte alle drei und fühlte mich wie in einem ſeligen Traum befangen, als ich dieſe Klänge vernahm, die eine andere ſchönere Welt, voll idealer Geſtalten, voll großer, reiner, menſchlicher Empfindungen, voll erhabener Leidenſchaft und tiefer, aus dem innerſten Kern des Herzens hervorbrechender Andacht vor mir aufſchloſſen; eine Welt, wie ſie in den heiligſten Träumen meiner Seele mir vorſchwebte, aus der nur die Muſik mir bisher ſchöne, aber ſchmerzliche Grüße gebracht hatte, wie aus einer unerreichbaren Heimat, die nie Geſtalt gewinnen könne. Hier aber fühlte ich, daß ſie Geſtalt gewonnen hatte. Da der Text mir bekannt war, erſetzte meine Phantaſie die mangelnde Darſtellung, und ich ahnte, daß hier ein Genius den Schlüſſel

gefunden habe, der das Reich des ſchönen bewußten Wahns erſchließen ſollte, in dem die ſogenannte Wirklichkeit zum Wahnbild und das Ideal zur wahren Wirklichkeit werden würde.

Ich war wie getragen von einer inneren ſeligen Gewißheit, von einer unfehlbaren Offenbarung. Mein nächſtes Ziel war, den Schöpfer ſo hoher Dinge wiederzuſehen. Zwar hatte unſer Zuſammentreffen in England keinen freundlichen Charakter gehabt, und ich wußte nicht, ob es ihm genehm ſein würde, mich wiederzuſehn. Aber ich wollte es doch ehrlich verſuchen. Ich fühlte, daß ich ihn verſtand, und kam ihm mit der reinſten Huldigung für ſeinen Genius entgegen. So, dachte ich, wird ſich auch die Brücke finden, auf der ich zu ihm gelange. Der Zufall fügte es, daß in einem Konzert, wohin ich mich mit einer ungariſchen Dame, deren Bekanntſchaft ich gemacht hatte, begab, wir hinter Wagner und ſeine Frau zu ſitzen kamen. Die Ungarin kannte Wagners und redete ſie an. Ich wandte mich zu ihm und begrüßte ihn. Er erkannte mich und ſagte freundlich: „Ach ja, bei Ihnen habe ich auch etwas gut zu machen; ich war damals ſehr ſchlechter Laune; daran waren aber bloß die engliſchen Nebel ſchuld.“

Darauf machte er mich mit ſeiner Frau bekannt und beide luden mich freundlich ein, ſie zu beſuchen. Es verſtand ſich von ſelbſt, daß ich bald von dieſer Einladung Gebrauch machte. Wagners hatten ſich ein kleines Haus mit einem Gärtchen, nicht zu weit von den Champs Elyſées, in einer ſtillen Straße eingerichtet. Es ſah reizend behaglich darin aus; beſonders Wagners Arbeitskabinett und das Muſikzimmer daneben waren, wenn auch klein, doch von künſtleriſcher Bedeutung. Hier nun fingen eine Reihe glücklicher Stunden an. Wagner erſchien mir jetzt erſt im rechten Licht; die Londoner Nebel waren gewichen, und mit ſtaunender Freude ſah ich dieſe gewaltige Perſönlichkeit ſich vor mir enthüllen. Er ſchien viel geſelliger geſtimmt wie in London. Gaſtlich öffnete ſich ſein Haus des Abends wöchentlich ein-

mal, und es drängten ſich zu dieſen Empfangsabenden bedeutende, freilich auch unbedeutende Menſchen genug. Wagner aber beherrſchte die Geſellſchaft ſo völlig, daß man eigentlich nur ihn ſah und hörte und die andern darüber völlig vergaß. Ich erinnere mich eines Abends, wo er vor mehreren Perſonen, zu denen auch ich gehörte, ſtand und über die Seltenheit deſſen, was man Glück nennt, ſprach, indem er ſchließlich die Worte der Eleonora d'Eſte anführte: „Wer iſt denn glücklich?" Mein Herz klopfte jedem Wort, das er ſagte, Beifall zu. Ich verſtand ihn, aber es war mir ſeltſam, daß er vor ſo vielen ſo wundervolle Dinge ſagte, denn ich ſah es den meiſten Geſichtern an, wie ſie ihn nicht verſtanden, und ich dachte: „Warum wirft er das Köſtliche an die Unempfänglichen weg?" Freilich, vielleicht iſt es ſo das Weſen des Genius, der ſchafft, ſei es in Werken oder Worten, unbekümmert darum, wer ihn hört oder aufnimmt; gerade wie die Sonne ſcheint über Böſe und über Gute.

Meinen Freund Czermak, den eifrigen Bewunderer Wagners, führte ich dort ein, und er kam oft, mich zu jenen Empfangsabenden abzuholen. Ich lernte da, unter anderen mehr oder minder intereſſanten Perſönlichkeiten, auch die Tochter Liſzts, die Gattin Emil Olliviers kennen, eine wunderſam feſſelnde Erſcheinung. Ollivier ſelbſt hatte ich im Salon der Madame Holland geſehen, einer vornehmen Engländerin, die in Paris einen Salon hielt, der noch der Idee entſprach, die man ſich von den früheren, ſo berühmten Pariſer Salons machte, die man bei den Pariſerinnen ſelbſt nun vergebens ſuchte. Mir war von Anfang an aufgefallen, welch ein ſonderbar ſteifer Ton in deren Geſellſchaften herrſchte; die Damen ſaßen auf einer Seite, die Herren ſtanden auf der andern. Selten, daß ſich einer der letzteren in den feierlichen Damenzirkel wagte, und wenn es ja geſchah, ſo wendete er ſich meiſt nur an die älteren Damen. Die jüngeren unverheirateten Männer redeten nie mit den jungen Mädchen, denn das wäre ſogleich als eine Demonſtration angeſehn worden. Die geiſtreiche Plauderei, wie ſie

früher in den Salons de l'Abbaye bei Madame Récamier und auch noch unter der Reſtauration, in der belebten Epoche der franzöſiſchen Literatur, durch Lamartine, Alfred de Muſſet, Victor Hugo und andere geherrſcht haben mochte, war nirgends mehr zu finden. Nur jener reichen Ausländerin, die alle Winter in Paris zubrachte, war gelungen, was die Pariſerinnen, die unter dem zweiten Kaiſerreich Geiſt und Grazie eingebüßt hatten, nicht mehr vermochten. Sie beſaß ſelbſt keinen hervorragenden Geiſt, aber ſie hatte das große geſellige Talent, kluge Männer ſprechen zu machen und den Faden der Unterhaltung immer fein wieder anzuknüpfen, wenn er abzureißen drohte. So wurde ſie die Vermittlerin einer geiſtig belebten, lebhaften, oft hoch intereſſanten Unterhaltung, in der, wie es bei wahrhaft ſchöner Geſelligkeit ſein ſollte, immer nur einer auf einmal ſprach, während die andern zuhörten und, wenn er geendet, in gleicher Weiſe gegen den verfuhren, der nach ihm das Wort nahm. Nichts zeigt vielleicht mehr wahren geſelligen Takt und feine Bildung, als wenn man zuzuhören verſteht. Bei Madame Holland verſammelten ſich die Männer der Oppoſition gegen das Kaiſerreich, beſonders die Anhänger der Orleaniſtiſchen Dynaſtie, aber auch deren frühere Opponenten, wie unter anderem der alte Odilon Barrot, den ich hier öfter ſah. Dann waren dort: Rémuſat, Jules Simon, Preſſenſé und andere, und es gab faſt immer etwas Intereſſantes zu hören. Außer dieſem war es nur noch e i n Salon, der mir ein beſtimmtes charakteriſtiſches Bild zurückließ und der zugleich einen Anflug früherer Zeit trug. Es war ein Salon des Faubourg St. Germain: der von Frau von Staël, Schwiegertochter der Verfaſſerin von Corinna. Hier hatte ſich noch etwas von der Tradition des achtzehnten Jahrhunderts erhalten. Man ſaß durcheinander, nicht in feierlichem Halbkreis, ſondern wie es ſich zur Plauderei eignet. Die jungen Damen waren mit Stickereien beſchäftigt, die jungen Männer, alles cousins et cousines, ſtanden oder ſaßen dabei und ſchwatzten gemütlich miteinander. Die älteren Leute ſprachen unter ſich.

Da waren die Broglie und andere ariſtokratiſche Namen, da war auch der alte Guizot, dem ich vorgeſtellt wurde und mit dem ich mich längere Zeit unterhielt. Ich ſagte ihm, daß mein Vater mich einſt auf ihn und ſeine Politik verwieſen habe, als ich ihn um Belehrung über politiſche Anſichten gefragt, da er ihn für den wahren Staatsmann gehalten. Das ſchien ihn ſehr zu erfreuen. Er ſagte mir darauf, daß er allerdings prinzipiell die Republik für die beſte Staatsform halte, ſie aber als unausführbar betrachte. Als ich dieſes Geſpräch ſpäter Renan erzählte, lachte er und meinte, das ſage der alte Schlaukopf immer, würde aber ſehr wenig damit zufrieden ſein, wenn die Republik wirklich eingeführt würde.

Dieſe eben angeführten Salons waren die einzigen, wie ſchon geſagt, die mir noch eine Idee davon gaben, was der ehemalige, ſo berühmte Pariſer Salon geweſen ſein mußte. Freilich eben auch nur eine ſchwache Idee, denn welch ein ſchwaches Abbild waren ſelbſt die intereſſanteſten Leute, die ſie füllten, gegen jene geiſtvollen Menſchen des achtzehnten Jahrhunderts, wie ſie ſich z. B. bei Madame Necker verſammelten, und unter deren Geſprächen die junge Germaine Necker ihre erſten geiſtigen Anregungen empfing!

Wie ganz anders war der oben erwähnte deutſche Salon in Paris. Hier war es nicht das geiſtreiche, belebte Geſpräch einer Menge bedeutender Menſchen, ſondern es war die überlegene Größe und Allſeitigkeit eines Genius, die ihm die Bedeutung gaben. Es traf ſich, daß einer der wärmſten Anhänger und zugleich ein Schüler Wagners, Klindworth, ein trefflicher Klavierſpieler, nach Paris kam. Nun wurden die Empfangsabende in das Muſikzimmer oben verlegt, und an jedem wurde etwas aus den Werken Wagners aufgeführt, wobei Klindworth die Begleitung übernahm, Wagner ſelbſt aber die verſchiednen Stimmen ſang. Man hätte denken ſollen, daß dies wenig geeignet hätte ſein können, einen vollkommnen Eindruck zu geben, und doch war es ſo. Keiner verſtand es ſo, obgleich mit wenig Stimme, ſeine Inventionen

und den ganzen ergreifenden Eindruck des neuen Geſanges, den er einführen will, klar zu machen. Ich begriff von vornherein, daß ſich eine völlig neue Geſangesſchule mit dieſen Werken bilden müſſe, daß es mit der bloßen Kantilene, zu der eine gute und geſchulte Stimme ausreicht, vorüber ſei. Es war der wahre, dramatiſche Geſang, der hiermit anfing, in dem das Wort von ebenſo hoher Bedeutung iſt, wie der es begleitende muſikaliſche Ausdruck, und in dem daher eine ganz andere, wahrere Deklamation ſtattfinden muß, als in dem bisherigen Geſang. Es war ein Glück für mich, daß ich ſo mit den lang erſehnten Werken bekannt wurde, denn es ging mir dadurch von vornherein ein richtigeres Verſtändnis dafür auf, als wenn ich ſie zuerſt in den meiſt ſtümperhaften Ausführungen der deutſchen Theater gehört hätte. So lernte ich Lohengrin und Triſtan und Iſolde ganz, die Walküre und Rheingold zum größten Teil kennen. Ich war auch noch beſonders bevorzugt, da Wagner ſehr gut gegen mich war und mir völlige Freiheit gab, auch am Morgen allein zu kommen und zuzuhören, wenn er mit Klindworth muſizierte. So geſchah es eben einmal, daß die beiden Triſtan und Iſolde beinah von Anfang bis zu Ende durchnahmen, vor mir als einzigen Zuhörerin. Immer tiefer nahmen mich dieſe gewaltigen Schöpfungen gefangen, immer heller wurde die Offenbarung in mir, daß dies allein der wahre Fortſchritt in der Kunſt und ihr höchſtes Ziel ſei: die Vereinigung aller Künſte zum muſikaliſchen Drama. An Urkraft der Empfindung, an Größe der Leidenſchaft, an voller menſchlicher Wahrheit der Geſtalten konnte ich alles dies nur mit Shakeſpeare vergleichen, aber hier iſt außerdem noch die Muſik, die den gewaltigen Gang der tragiſchen Handlung wie mit einem verklärenden Äther umgibt. Und welche Muſik! Es verhält ſich mit ihr auch wie mit Shakeſpeare. Man vergißt, daß ſie etwas von einem menſchlichen Gehirn Geſchaffenes iſt. Sie ſcheint wie aus dem Weſen der Dinge ſelbſt herausgeſtiegen, eine Naturnotwendigkeit, ein organiſches Ganzes mit der Wahrheit der Geſtalten. Raum und

Zeit verſchwinden bei Anhörung eines ſolchen Kunſtwerks. Wir durchleben ein tragiſches Verhängnis, aber umwoben von jenem idealen Zauber, der von allem Schmutz und allen Flecken der irdiſchen Exiſtenz befreit und im tragiſchen Untergang, im heiligſten Leiden die Seele erlöſt.

Bei dem Anhören dieſer wunderbaren Schöpfungen erfaßte mich das Gefühl, das beim Leſen von „Oper und Drama“ einſt ſchon ſo ſchlagend meinen Verſtand überzeugt hatte. Nun ging mir auch ganz das Verſtändnis für den Mann auf, deſſen gewaltiger Dämon ihn zwang, ſo unglaublich Großes zu ſchaffen. Von der Zeit an wußte ich, daß mich nichts mehr an ihm irre machen würde, daß er mir verſtändlich bleiben würde auch in dunkeln Stunden, in heftigen Äußerungen ſeiner reizbaren Natur, in Sonderbarkeiten, die die große Menge veranlaſſen würden, Steine auf ihn zu werfen. Ich wußte es, daß er von nun an auf mich rechnen könne in Not und Tod, und daß ſein Genius eine der wenigen Leuchten ſein würde, deren Glanz mir überhaupt noch es wert machen würde, zu leben. Ich war eines Tages dort zum Eſſen eingeladen. Als ich hinkam, fand ich alle in freudiger Aufregung, denn am Morgen war plötzlich die Nachricht gekommen, daß Napoleon wünſche, den „Tannhäuſer“ an der großen Oper aufgeführt zu ſehn. Der Direktor, der noch vor wenigen Wochen Wagner mit einem kühlen Beſcheid abgefertigt hatte, war nun ganz Untertänigkeit und Bereitwilligkeit, alles nach des Meiſters Wünſchen einzurichten. Die plötzliche Veränderung war der Fürſtin Metternich zu danken, die, als große Verehrerin der Muſik Wagners, den Kaiſer dazu beſtimmt hatte. Natürlich war auch ich höchlich erfreut, und der Entſchluß ſtand ſogleich in mir feſt, es auf irgendeine Art möglich zu machen, im folgenden Winter zu dieſer Aufführung wieder nach Paris zu kommen. Denn erſt im folgenden Winter war an die Möglichkeit einer Aufführung zu denken, da der nötigen Vorbereitungen zu viele waren, unter anderen zunächſt die Überſetzung des Text-

buchs, und da ohnehin die Winterſaiſon für dies Jahr bereits ihrem Ende nahte.

Auch unſer Aufenthalt in Paris nahte ſeinem Ende. Die Familie Cobden war längſt geſchieden, da Cobden ſeiner Geſundheit wegen nach Algier geſchickt wurde. Madame Schwabe, ihre Familie und ich hatten das große Hotel verlaſſen und eine Etage in der Straße Rivoli bezogen. Der Frühling war wunderſchön in Paris. In einer Nacht entlud ſich ein heftiges Gewitter und am andern Morgen prangten, wie durch einen Zauberſchlag, die Bäume der Champs Elyſées, die Gärten und Büſche im friſchen Schimmer des erſten Grüns. Wagner ſagte mir, daß ihm dieſe Erſcheinung große Freude gemacht habe. In Rheingold nämlich ſchlägt Donner an den Felſen, worauf die Wolken ſich zum Gewitter zuſammenballen, und als ſie ſich verziehen, prangen Walhall und die Erde im Frühlingsſchmuck. Nun waren ihm gerade in jener Nacht Gedanken darüber gekommen, ob dies zuläſſig ſei. Da hatte ihn denn dieſer Vorgang in der Natur angenehm beruhigt.

Je ſchöner Paris und die reizende Umgegend waren, deſto ſchwerer wurde mir der Gedanke an das Weggehn. Der Winter hatte eine große heilende Wirkung auf mich gehabt. Das milde Klima hatte meiner Geſundheit gut getan. Die neuen angenehmen Beziehungen, an die ſich keine traurigen Erinnerungen knüpften, hatten mich freundlich angeregt. Das bewegtere geiſtige Leben und der leichtere Verkehr der Franzoſen, im Vergleich mit den Engländern, waren mir erfriſchend geweſen. Manche kleinere literariſche Arbeit, von der ich fühlte, daß ſie gelungen war, hatte innere Befriedigung gegeben. Herzen ſchrieb mir in Beziehung auf die Artikel, die ich in Kinkels Zeitung ſandte: „Vous travaillez — vous vivez d'une bonne vie; c'est autant de pris sur le diable.“ — Alles das, vor allem aber die Bekanntſchaft mit Wagner und ſeinen Werken, waren ſo viele Bande, die mich an Paris knüpften, und ich überlegte hin und her, wie ich es möglich machen ſollte, wiederzukommen. Da erhielt ich zu

meiner Überraſchung einen Brief von Herzen, in dem er mich aufforderte, die Erziehung der Kinder, beſonders Olgas wieder ganz zu übernehmen, da die häuslichen Verhältniſſe ſich ſo geſtaltet hätten, daß die Erziehung darunter leide und nicht zu ſeiner Zufriedenheit ausfalle.

Eine ſchönere Genugtuung für das Vergangne konnte mir nicht werden. Das volle Vertrauen, das er mir einſt geſchenkt und das der unerſchütterlichen Freundſchaft, die ich ihm geweiht hatte, entſprach, hatte nun wieder über alles andere geſiegt. Die Liebe zu dem Kinde, das Mütterliche in mir, wallte hoch auf. Doch kämpften andere Bedenken damit, andere Anziehungen, vor allem die zur Freiheit. Ich hatte es ſattſam einſehn gelernt, daß Liebe auch Abhängigkeit iſt, vielleicht ſogar die größte. Bei einer bloß äußeren Abhängigkeit bleibt die Seele frei und unabhängig von dem Opfer äußerer Gewohnheiten und Neigungen. In der Liebe, auch in der mütterlichen, wird die Seele Sklave, und man bringt nur zu oft das Opfer ſeiner ſelbſt, d. h. das, das man nicht bringen darf. Ich konnte mich daher nicht gleich entſcheiden und ſchrieb nun Herzen, daß, wenn ich es annähme, wenn ich alle Vorteile, die Madame Schwabe mir biete, aufgäbe um Olgas willen, ich es zur Bedingung machen müſſe, von nun an völlig freie Hand in deren Erziehung zu behalten und den nächſtfolgenden Winter mit ihr wieder in Paris zuzubringen, wo meine Geſundheit ſich entſchieden beſſern und ich auch Gelegenheit finden würde, das Beſte für Olga zu tun.

Noch ehe ich eine Antwort hierauf erhielt, bekam ich einen andern Brief, von jemand, den ich bisher nur dem Namen nach kannte, von Mr. Hodge, jenem Engländer, dem Freunde Orſinis, dem dieſer letztere in ſeinem Teſtament die eine ſeiner Töchter zur Erziehung übergeben hatte. Die andere hatte er einem anderen Engländer, auch einem intimen Freunde, vermacht. Er hatte ſie nicht gern bei der Mutter laſſen wollen, da er dieſe für wenig geeignet hielt, ſie zu erziehen. Die zweite war aber kurz nach des Vaters Tod

geſtorben. Mr. Hodge ſchrieb mir, daß er noch unverheiratet und zu jung ſei, um die Erziehung eines kleinen Mädchens zu leiten. Er habe ſich daher bei den Schweſtern Emilie und Karoline erkundigt und den Beſcheid erhalten, er könne nichts Beſſeres tun, als ſie mir anzuvertrauen, wenn ich es übernehmen wolle. Er fügte hinzu: „Ich brauche wohl keine Entſchuldigung, daß ich mich ſo an Sie wende; denn wir haben auf denſelben Schlachtfeldern gekämpft und ſind uns deshalb keine Fremde.“ Das Zuſammentreffen dieſer beiden Anerbietungen beſtimmte meinen Entſchluß. Es ſchien mir eine ſchöne Fügung des Geſchicks, gerade dieſe beiden Kinder zuſammen erziehen zu können und, in der Entfaltung edelſter Weiblichkeit in ihnen, beiden Vätern ein würdiges Denkmal zu ſetzen. Mein Herz ſchlug ihnen entgegen wie zwei geliebten Töchtern. Ich ſah eine glückliche Löſung meines Schickſals in dieſer Aufgabe, der meine Körperkraft noch gewachſen war, die mein Herz befriedigte und die mir noch Zeit ließ, für meinen Geiſt zu ſorgen. Ich antwortete Hodge alſo, daß ich freudig auf ſein Anerbieten eingehe, ſchrieb in demſelben Sinn an Herzen und verwies beide auf meine demnächſtige Ankunft in London. So kam der Tag der Abreiſe heran. Mit Wagner hatte ich noch ſo viel verkehrt, wie nur irgend möglich. Ich war ſo glücklich geweſen, ihm durch meine Vermittlung einen nicht unweſentlichen Dienſt leiſten zu können, und er hatte ſich bei dieſer Gelegenheit mit der Offenheit, wie man ſie einer langjährigen Freundin zeigt, über ſeine Verhältniſſe ausgeſprochen. So waren wir uns auch gemütlich nahe gekommen, und die Sorge um ihn und ſein Geſchick lag mir ſchwer auf der Seele. Ein Genius, wie der ſeine, konnte nur frei in den Höhen ſeiner Ideale ſchaffen, ohne herabſteigen zu müſſen zu Konzeſſionen an den ſchlechten Unverſtand der Menge. Um das aber in Ruhe zu können, hätte er frei ſein müſſen von jeder pekuniären Not, und das war er nicht. Gänzlich mittellos, verſtand er es auch nicht, den Verlegern und den deutſchen Theatern gegenüber, die durch ſeine bereits ſo populär gewordenen

Werke große Einnahmen hatten, ſeine Intereſſen zu wahren. Er hatte dem praktiſchen Leben gegenüber jene Hilfloſigkeit des Genius, die ſo rührend iſt, weil ſie mit einer tiefen Naivität der Begriffe über die Verhältniſſe des gewöhnlichen Lebens zuſammenhängt, die nur von der Bosheit und Mittelmäßigkeit mißverſtanden werden können. Tauſend Pläne, wie ihm zu helfen ſei, kreuzten ſich in meinem Hirn, und es war wieder einer von den Fällen, wo ich die eigne Mittelloſigkeit mit bitterem Schmerze empfand und mich mit Leidenſchaft nach dem Glück ſehnte, das darin liegen muß, aus reichen Mitteln dem Genius die Bahn zu ebnen, auf der er Unſterbliches ſchafft. Iſt das doch die einzige Art, den ungeheuren Wert, den das an ſich ſo wertloſe Metall in der Welt erlangt hat, zu heiligen, wenn man es zu edlen Zwecken verwendet — indem man die toten Mächte der Materie im Dienſte der Lichtgeiſter braucht.

Den Tag vor unſerer Abreiſe ging ich noch einmal hinaus nach dem père Lachaiſe (der großen Totenſtadt von Paris), der einer meiner liebſten und häufigſten Spaziergänge war. Dort beſuchte ich zum letztenmal Börnes Grab, an dem ich ſchon öfter geweilt hatte in dankbarer Erinnerung der frohen Stunden, die mir dieſer feine, ironiſche und doch ſo tief empfindende Geiſt beim Leſen ſeiner Schriften einſt gegeben. Es war mir ſtets peinlich geweſen, ſein geiſtvolles Reliefbild hier auf dem kalten Stein zu ſehen, dicht von andern Steinbildern umgeben, deren lebende Originale ſeinem äſthetiſchen Sinn vielleicht höchſt unſympathiſch geweſen wären. Ich wollte daher nicht von Paris ſcheiden, ohne ein ſchützendes Grün zwiſchen ihn und ſeine Nachbarn geſetzt zu haben. Ich kaufte dazu einige Efeupflanzen, die ich mit hin nahm und mit Hilfe des Kirchhofgärtners zur Seite des Grabſteins pflanzte. Dann ſaß ich lange dort inmitten des zauberiſchen Grüns, mit dem der Frühling die Totenſtadt geſchmückt hatte, und machte mir das Reſultat meines Pariſer Aufenthaltes klar. Es war ein gutes; ich hatte vieles in Frankreich lieben und ſchätzen

gelernt, manches Wiſſenswerte erfahren und viel in mir beruhigt. Der größte Gewinn aber, den ich davon trug, — das fühlte ich deutlich — war die Bekanntſchaft mit Wagner und ſeinen Werken. Mit einem frohen huldigenden Gruß an die deutſche Heimat und den deutſchen Geiſt verließ ich die franzöſiſche Erde. Die grünen Wellen trugen mich und meine Reiſegefährten dem ſtolzen Inſellande wieder zu, das wie eine natürliche Feſtung mit ſeinen hohen Klippenwällen in geſchloſſener Individualität daliegt.

Achtes Kapitel

Das Kind, der Künſtler, der Philoſoph

Madame Schwabe hatte ein ſchönes Haus mit Garten in London genommen, und dahin begaben wir uns zunächſt. Ich ſagte ihr nun, welche Aufforderung von ſeiten Herzens an mich ergangen und wie die alte Liebe zu dem Kinde, das ich von ſo frühem Alter an gepflegt und behütet, wieder alles andere in mir überwiege und mich beſtimme, Herzens Vorſchlag anzunehmen. Sie war ſehr betrübt darüber, denn ſie hatte gehofft, ich würde bei ihr bleiben. Ich war ihr perſönlich ſehr zugetan und ſchätzte ihre edlen Beſtrebungen, ihren unermüdlichen Eifer für das Wohl anderer und für gemeinnützige Zwecke, ihre wirkliche Aufopferungsfähigkeit. Aber zunächſt war mir das alles, ihre Tätigkeit ſowohl wie die Verhältniſſe, in denen ſie lebte, zu geräuſchvoll, zu ſehr mit Äußerlichkeiten verbunden, die meinem innerſten Weſen widerſtrebten. Dann aber hatte ich längſt eingeſehen, daß zwiſchen ihren Kindern und mir kein wirklich fruchtbringendes Verhältnis entſtehen konnte. Der Same, den ich ſäen wollte, konnte da unmöglich aufgehen. Alle dieſe Kinder waren durch ihre Erziehung und ihr Naturell vorbereitet, ſehr nützliche, angenehme, allgemein beliebte Mitglieder der reicheren Klaſſe, der ſie angehörten, zu ſein. Was hatte ich da zu tun? Die gingen unabänderlich ihren Weg — die breite, wohlgeebnete Straße der in dieſer Welt komfortabel ein-

gerichteten Menſchheit. Ich konnte nur denen etwas ſein, nur die richtig leiten, die den ſchmalen Pfad der Einſamen auf Erden gehn, die mehr nach den Sternen ſehen, als nach den Kronleuchtern eines Ballſaals, die den Offenbarungen des Genius mehr vertrauen als der offiziellen Moral der Welt. Madame Schwabe ſchlug mir vor, Olga fürerſt zu holen und ſie in ihrem Hauſe einige Zeit bei mir zu behalten, um zu ſehen, ob ſich nicht ein gemeinſames Leben organiſieren ließe. Ich fuhr alſo aufs Land hinaus, wo Herzen noch wohnte, ward freundlichſt empfangen, erhielt Erlaubnis, Olga mitzunehmen, und fuhr mit ihr in die Stadt zurück. Dieſes liebe Kind war ſo glücklich, bei mir zu ſein, freute ſich ſo ſeelenvoll über jeden kleinſten Umſtand dieſes Erlebniſſes, das wie ein Unerwartetes, Verheißungsvolles in ihr Leben trat, daß es mich innigſt rührte. Ich fühlte, daß das Schickſal uns beide einander zugewieſen und mir die heilige Aufgabe der Mutter im höchſten ethiſchen Sinn an einem Weſen vorbehalten habe, das von vornherein das Herz gefangen nahm durch den Zauber, den die Natur ihm mitgegeben, das ich bereits ſo ſehr geliebt und um das ich ſchon ſo viel tiefen Schmerz gelitten hatte. Von da an ſtand mein Entſchluß feſt, dieſer Aufgabe die letzte Kraft meines Lebens zu weihen und ſie der höchſten Auffaſſung des mütterlichen Berufs gemäß zu erfüllen. Es ſollte mir vom Schickſal gegeben werden, auch dieſen Teil meines Lebensprogramms, um das ich ſo viel gekämpft, ſo viel geopfert hatte, erfüllen zu können. Daß die Frau um ihrer heiligſten Überzeugung willen einen ebenſo treuen Kampf kämpfen und um ihretwillen die Schranken der Verhältniſſe durchbrechen könne, ſo gut wie der Mann — dieſe meine Anſicht war nicht Theorie geblieben, ich hatte ſie verwirklicht. Daß ferner die Frau auf ſich ſelbſt ruhen und ſich eine ehrenhafte Stellung durch Arbeit und achtunggebietendes Leben erwerben könne — auch hierin war ich meinen ausgeſprochenen Grundſätzen treu geblieben. Zum zweitenmal legte es endlich das Schickſal in meine Hand, das beim erſtenmal unterbrochene

Werk in der Familie der freien Wahl fortzuſetzen, und zwar nun ſpeziell das mütterliche. So durfte ich auch hier beweiſen, daß auch die unverheiratete Frau den ausſchließlich ſogenannten weiblichen Beruf, die Walterin des häuslichen Lebens, die Mutter aufblühender Jugend zu ſein, erfüllen kann — daß daher keineswegs wie bisher der Gedanke an die Ehe den jungen Gemütern eingepflanzt und als das Ziel des Lebens für die Frau von klein auf hingeſtellt zu werden braucht. Dieſe unheilvolle Anſicht, die die meiſten Mütter noch vertreten, muß aufgehoben werden. Das Mädchen muß, ſo gut wie der Knabe, von vornherein die größtmögliche Entwicklung ſeiner Fähigkeiten, das Streben, aus ſich ſelbſt ein möglichſt vollendetes Weſen zu machen, als ſeine Aufgabe betrachten. Wie auch die äußeren Verhältniſſe ſein mögen, ein jedes Mädchen ſollte eine Spezialität haben, durch die es ſelbſtändig oder, im Fall dies nicht nötig iſt, anderen nützlich ſein könnte. Die nächſte Aufgabe eines jeden Weſens ſollte es ſein, aus ſich ſelbſt ein Kunſtwerk zu machen. Wie ſehr würde dadurch in den meiſten Fällen all das unnütze, oft ſo häßliche Spielen mit den Gefühlen wegfallen, die Selbſttäuſchung und das Andere-täuſchen, wie es jetzt von den jungen Mädchen nur zu oft geübt wird. Wie ſehr würde aber auch die Zahl der leichtſinnig geſchloſſenen Ehen und damit all das Unglück, das die Folge davon iſt, ſich vermindern. Kommt dem entwickelten Charakter, dem in ſich ruhenden Weſen, die wahre Liebe als Blüte und Krone des Lebens dazu, nun wohl dem Glücklichen! Das Mädchen aber, das dieſe wahre Liebe nicht findet, ſoll ſich nicht um jeden Preis in die Ehe ſtürzen, die dann weiter nichts iſt als Proſtitution. Sie ſoll arbeiten oder das Mütterliche in ihrem Herzen befriedigen durch die Sorge für andere Kinder, die ihr gerade ſo teuer werden können wie eigene. Nur das ſchönſte Verhältnis des Lebens nicht entweihen, nicht herunterſinken laſſen zu der Gemeinheit und Banalität, zu der es in den meiſten Fällen geſunken iſt! Ein widriges Zeugnis der Brutalität oder der Gleichgültigkeit

der Mehrzahl der Menſchen, und die große Quelle der meiſten Übel in der Familie, der Geſellſchaft, dem Staat.

Ich blieb noch einige Wochen mit Olga im Hauſe der Madame Schwabe. — Manche intereſſante Perſönlichkeiten gingen aus und ein; unter anderen ſah ich dort Grote, den berühmten Verfaſſer der Geſchichte Griechenlands, und ſeine ſehr originelle Frau. Es war eigentlich ein beſtändiger Wirbel von Geſellſchaften, Mittageſſen, Beſuchen uſw. Mir wurde es viel zu viel, und ich ſehnte mich nach Stille und Konzentration. Was mich einzig anregte und befriedigte, war die Hilfe, die durch meine Vermittlung auf die Schlachtfelder von Neapel, an Garibaldis heroiſche Scharen geſendet wurde. Ich erhielt nämlich einen Brief von Jeſſie White Mario, die dem Heere Garibaldis in mutiger Treue folgte und die Verwundeten pflegte. Sie forderte mich auf, in England für Zuſendung von ſolchen Gegenſtänden, wie man ſie für Verwundete braucht, tätig zu ſein. Madame Schwabe, immer bereit zu helfen, wo leidende Menſchen Hilfe bedurften, und durch ihre vielfachen Verbindungen imſtande, Hilfe im großen Maßſtab zu ſchaffen, nahm die Sache in die Hand. Bald gingen Kiſten voll Matratzen, Zelte, Verbandmaterial und was ſonſt noch nötig, zu Schiff nach Neapel ab. Die heroiſche Unternehmung Garibaldis und ſeiner Tauſend war es überhaupt, die jener Zeit ein tiefes, poetiſches Intereſſe verlieh. Dieſer Zug nach Sizilien war wie eine Erzählung des Homer — ein Epos von jener Heldenhaftigkeit, jenem phantaſtiſchen, alles aufopfernden Patriotismus verklärt, der auch Blut und Wunden und geopfertes Menſchenleben mit einer Glorie umgibt.

Ich erklärte endlich Madame Schwabe, daß ich die Fortſetzung des bisherigen Zuſammenlebens untunlich finde, da ich beſchloſſen habe, den Reſt meines Lebens Olgas Erziehung zu widmen, Herzen ſie aber keinesfalls mit nach Wales und Mancheſter, wohin Madame Schwabe bald zurückzukehren gedachte, gehen laſſen würde, endlich auch die Art des Lebens im Hauſe mir nicht geſtatte, die Erziehung in meinem Sinn

zu leiten. Ich ſetzte hinzu, daß ich es immer vorzöge, eine Sache ganz zu tun, wenn ſie auch nach außen weniger erſcheine, als vieles Glänzendere nur halb. Ich erbat mir von Herzen die Einwilligung, mit Olga voran an das Meer zu gehen, wohin auch er mit dem übrigen Haushalt zu kommen gedachte.

Dann ſchied ich von Madame Schwabe in freundſchaftlichſter Weiſe und gegenſeitigem Wohlwollen. Ein junges deutſches Mädchen, das von Hamburg herübergekommen war, um ſich als Erzieherin eine ſelbſtändige Stellung zu ſchaffen, dazu mir noch zu jung ſchien, mir aber durch ſein verſtändiges, charaktervolles Weſen ſehr gefiel, erbat ich mir von Herzen als Gehilfin bei Olga. Leider ward mir die zweite Pflegetochter nicht zuteil. Hodge hatte ſich vergebens bemüht, die Witwe Orſinis dazu zu beſtimmen, ihm die Tochter zu überlaſſen. Er war eigens dazu nach Italien gereiſt; da er aber keine legalen Mittel hatte, mußte er die Sache endlich aufgeben. Ich fuhr mit Olga und Marie nach einem Ort an der Küſte, wo ich bisher noch nicht geweſen, deſſen wilde Schönheit und große Stille mir aber gerühmt worden war. Hier verlebte ich ein paar Wochen, mit der Beobachtung der Natur des Weſens, deſſen Obhut nun mein heiligſtes Ziel geworden war, beſchäftigt. In der Zeit, in der ich ſie nicht um mich hatte, ſchrieb ich an einem Roman, der ſchon lange begonnen war, in dem wenig konzentrierten Leben der letzten Zeit aber nicht hatte vollendet werden können. Nach einigen Wochen kam auch Herzen mit dem Sohn und der älteren Tochter. Ich hatte ein ſchönes Haus auf hohen Klippen, an deren Fuß die Brandung ſchäumte, ausgeſucht, und hier umfing uns wieder der alte Frieden von ehedem, da kein ſtörendes Element zugegen war und ich ruhig meine eignen Ideen mit dem Kinde verfolgen konnte, denn die ältere Schweſter war bereits über das Alter der eigentlichen Erziehung hinaus. Mehrere intereſſante ruſſiſche Beſuche, unter anderen Turgeniew, brachten eine angenehme Abwechſlung in das Leben, obgleich es deren für

mich nicht bedurfte. Ich war wieder ganz befriedigt. Die düſter ſchöne, wilde Natur des Ortes, der damals erſt im Entſtehen war, und die unbegrenzte Freiheit des Lebens, die keine Konvenienz, keine geſellige Verpflichtung ſtörte, gaben mir ein tiefes inneres Behagen. Die Beſchäftigung mit der Jugend füllte meinen Tag aus. Der Abend war wieder, wie ehedem, intereſſanten gemeinſchaftlichen Lektüren mit Herzen geweiht. Nur *ein* Mangel machte ſich noch tiefer als ſonſt fühlbar: der Mangel des Muſikaliſchen in unſerem Leben. Seit Paris, ſeit Wagner, hatte die Sehnſucht nach dieſem einzigen Element, das aus einer andern Welt als der Welt der ſogenannten Wirklichkeit zu uns ſpricht, wieder überhand in mir genommen. Von früheſter Kindheit an war dieſe Sprache die eigentliche Sprache meines innerſten Lebens geweſen. Ich war nie zu großer Virtuoſität in der Ausführung gelangt, aber was Beſtes in mir ſich bewegt hatte, das war mit Tönen verwandt. Ich war faſt nie, ohne innerlich von irgendeiner Harmonie, einem inneren Geſang begleitet zu ſein. Auch wenn ich über anſcheinend gleichgültige Dinge ſprach, tönte irgendeine ſchöne Weiſe in mir fort. Wie oft in jungen Jahren, wenn am Abend im häuslichen Kreis meine Schweſter (die viel beſſer ſpielte als ich) Beethoven oder Mozart vortrug, ging ich im Zimmer auf und ab, weil ich meiner leidenden Augen wegen nicht arbeiten konnte, und während jener Klänge dehnten ſich mir die engen Zimmerräume zu hohen Tempelhallen aus. Dann vernahm ich Offenbarungen, die mich tröſteten über die Banalität meines Lebens, mir wuchſen Schwingen, die mich aus den Schranken des gebrechlichen Körpers und der mit dem Oberflächlichen beſchäftigten Welt hinaushoben und mich eine edlere Exiſtenz ahnen ließen. Ich habe ſchon geſagt, wie mir wurde, als ich in Paris Wagners Werke hörte. Nun war es mir aufs neue klar, daß ein Leben ohne Muſik ein dürftiges ſei, eine Wanderung durch die Wüſte ohne die Erquickung des himmliſchen Manna. In Olgas Seele die Empfänglichkeit für jenes Manna zu nähren, war ein Haupt-

zweck meiner Erziehung. Aber gewiß nicht in der ſtumpfſinnigen Weiſe eines äußern Virtuoſentums, wodurch meiſtenteils bei der Erziehung mehr Schaden als Nutzen geſtiftet wird. Wem keine inneren Harmonien tönen, den wird man ſich vergeblich bemühen, zum muſikaliſchen Menſchen zu machen. Darauf allein aber kommt es an, wenn man nicht Muſiker von Fach iſt, alſo ein Inſtrument in techniſcher Vollkommenheit lernen muß. Im Gegenteil, ich habe es ſchon an einem andern Ort geſagt, es wäre ein Segen für die Geſellſchaft, wenn es weniger ausübende Dilettanten gäbe und mehr muſikaliſche Menſchen, wenn die Meiſterwerke Beethovens, Bachs, Mozarts und anderer nicht bis zum Überdruß in ſtümperhafter Weiſe gehört würden, wenn die Menſchen nur mehr angeleitet würden, große, vollendete Aufführungen zu empfinden und ethiſch auf ſich wirken zu laſſen.

Natürlich war das Muſizieren mit Olga noch nicht geeignet, mir Genuß zu gewähren. Außer dieſer Entbehrung aber war der Aufenthalt ein ſehr wohltuender und verlief in vollem Frieden. Herzen hatte mir ſein Wort gegeben, mich mit Olga für den Winter nach Paris zu entlaſſen. Ich blieb feſt bei dieſem Vorſatz, da mich, außer meiner Geſundheit, die Aufführung des Tannhäuſer unwiderſtehlich dahin zog. Zudem kehrten im Winter auch alle jene Elemente in das Haus zurück, mit denen ich nun bereits mehreremal ein Zuſammenleben als unmöglich für mich und Olga erkannt hatte. Herzen wünſchte jedoch ſeine älteſte Tochter im Hauſe zu behalten und eine paſſende Begleiterin für ſie zu finden. Ich ſchlug ihm die von mir ſo ſehr geliebte und von ihm hochgeſchätzte Emilie Reeve vor, die ich in jeder Weiſe für geeignet hielt, einem erwachſenden Mädchen als geiſtiger Vormund zur Seite zu ſtehen. Zugleich hoffte ich auch, ihr dadurch die Wohltat zu erzeigen, aus ihrem engen Kreis herauszutreten in eine ihr geiſtig ebenbürtige Welt. Herzen ging freudig auf den Vorſchlag ein, und ich ſchrieb demnach an Emilie, die es hoch entzückt annahm. Als ich Herzen die bejahende Antwort mitteilte, ſagte er mit inniger Befrie-

digung: „Ich bin doch ein glücklicher Menſch; meine zwei Töchter in ſolchen Händen — was kann ich mehr wünſchen?“

Wir kehrten nach London zurück. Ich nahm Abſchied von den Freunden und ſchiffte mich zum zweitenmal nach Frankreich ein, mit Olga und der jungen eben erwähnten Deutſchen. Es tat mir leid, Herzen und Natalie zu verlaſſen, aber ich hoffte, gut für ſie geſorgt zu haben durch Emilie Reeves Aufenthalt im Hauſe. Das Kind aber, das ich mit mir nahm, war ja nun der Gegenſtand, dem ich mein Leben weihen wollte. Darum verſank jedes andere Bedauern in der Befriedigung, ſie mit mir zu haben und nun „hinter allem Regen, allem Treiben, den geliebten Zweck zu ſehn, der endlich lohnt“.

Ich richtete uns in Paris ein. Nicht in Luxus und großem Stil, wie im vorigen Jahr mit Madame Schwabe, ſondern ſehr beſcheiden in einem vierten Stock, hoch über der lärmenden Pariſer Welt, aber mit dem Blick auf die grünen Bäume des Tuileriengartens. Als wir eingerichtet waren, ging ich zu Wagners. Ich fand ſie nicht mehr in dem freundlichen Häuschen vom vergangenen Winter, ſondern in einem zweiten Stock, in einem großen, von vielen Menſchen bewohnten Haus, in einer der geräuſchvollſten, dunklen Straßen von Paris. Der Wechſel hatte aus pekuniären Rückſichten ſtattfinden müſſen. Es ſchnitt mir tief in das Herz, das zu ſehen. Ich fühlte, wie ſchrecklich es für Wagner ſein mußte, in einer ſo unſympathiſchen Wohnung zu weilen. Als ich hinkam, hörte ich ſchon von außen, daß muſiziert wurde. Ich wurde in den Saal geführt; Frau Wagner kam mir entgegen, hieß mich flüſternd willkommen und bot mir einen Sitz an, auf den ich mich ſchweigend niederließ. Wagner ſelbſt war am Flügel mit einer jungen Sängerin beſchäftigt, die den Geſang des Hirtenknaben aus dem Tannhäuſer ſtudierte. So kam ich denn gleich zu den erſehnten Studien. Nach beendigter Probe kam Wagner auf mich zu, bewillkommte mich herzlich und ſagte: „Wie gut, daß Sie gekommen ſind!

Eine beſſere Aufführung wie die hieſige werden Sie nie hören; ſie wird ausgezeichnet."

So teilte ſich nun mein Leben zwiſchen meinen häuslichen Beſchäftigungen mit Olga und meinen Beſuchen bei Wagners. Leider verſtand ich es immer tiefer, daß der Freund in ſeinen ehelichen Verhältniſſen nicht glücklich war. Es war mir ſchon im vergangenen Winter klar geworden, daß ſeine Frau wenig zu ihm paſſe, daß ſie nicht imſtande war, ihn über die vielen Mißverhältniſſe und die Ungunſt ſeiner Lebenslage zu erheben oder ſie mit Seelengröße und weiblicher Anmut verſöhnend zu mildern. Dem ſo ganz von ſeinem Dämon Beherrſchten hätte von jeher ein hochgeſinntes, verſtändnisvolles Weib zur Seite ſtehen müſſen — ein Weib, die es verſtanden hätte, zwiſchen dem Genius und der Welt zu vermitteln, indem ſie begriffen hätte, daß dieſe beiden ſich ewig feindlich zueinander verhalten. Frau Wagner hatte dies nie erkannt. Sie wollte vermitteln, indem ſie von dem Genius Konzeſſionen an die Welt verlangte, die dieſer nicht bringen konnte, nicht bringen durfte. Aus dieſer gänzlichen Unfähigkeit, das Weſen des Genius und die daraus entſpringenden Folgen in ſeinem Verhältnis zur Welt zu begreifen, entſtand nun faſt tägliche Pein und Qual im Zuſammenleben, das durch die Kinderloſigkeit der Ehe auch noch des letzten verſöhnenden und mildernden Elements entbehrte. Dennoch war Frau Wagner eine gute Frau und in den Augen der Welt entſchieden der beſſere und der leidende Teil von den beiden. Ich unterſchied anders und empfand ein grenzenloſes Mitleid mit Wagner, dem die Liebe hätte die Brücke bauen müſſen, über die er zu den andern Menſchen hinüberſchritt, und dem ſie ſtatt deſſen den bitteren Kelch des Lebens noch bitterer machte. Ich ſtand übrigens recht gut mit Frau Wagner, ſie war freundlich und vertrauensvoll mit mir und kam oft, mir ihr häusliches Leid zu klagen. Ich tat dann, was ich konnte, um ſie zu einem beſſern Verſtändnis ihrer Lebensaufgabe zu bringen, allein natürlich vergeblich. Es war ihr in fünfundzwanzigjähriger Ehe nicht aufge-

gangen und konnte es auch nicht, eben ihrer innerſten Natur nach. Oft ſprach ich mich über dieſen Gegenſtand mit Blandine Ollivier, der Tochter Liſzts, aus, mit der ich die vorjährige Bekanntſchaft erneuert hatte und die ich öfter beſuchte. Dieſes holdſelige Weſen zog mich am meiſten an unter all den Frauen, denen ich in Paris begegnete. Sie verband die Grazie der Franzöſin und einen feinen, witzigen, faſt ſarkaſtiſchen Geiſt mit einem tiefen, ſeeliſchen, weiblichen Element, das, im Verein mit ihrer edlen Erſcheinung, ſie unwiderſtehlich anziehend machte. Sie war mit Wagner, als dem Freunde ihres Vaters von Kindheit auf bekannt. Wir trafen einander oft in ſeinem Hauſe und waren beide der Anſicht, daß wohl kaum je zwei unpaſſendere Menſchen zu einem ſo engen Bunde zuſammengeführt worden ſeien.

Was mir nun nächſt der Aufführung des Tannhäuſer am meiſten am Herzen lag, das war, endlich mit der Philoſophie Schopenhauers bekannt zu werden. Ich teilte dies Wagner mit, und er war ſo gütig, mir das große Werk des Philoſophen, „Die Welt als Wille und Vorſtellung“, nicht nur zu leihen, ſondern zu ſchenken, da er zwei Exemplare davon beſaß. Nun ſaß ich oben in meinem Adlerneſt, wie ich es nannte, hoch über dem bunten Treiben von Paris, und wenn ich nicht mit Olga beſchäftigt war, ſo las ich in Schopenhauer und war ſelig. Es fiel wie Feſſeln von mir ab. Für alles, was ſich ſeit Jahren in mir vorbereitet und durchgekämpft hatte, was ſich in immer größerer Deutlichkeit in mir entwickelte, fand ich nun hier den wahren geiſtigen Schlüſſel. Durch die Erklärung Schopenhauers vom „Willen“ fiel mit einemmal all der unerklärliche und widerſinnige Dualismus weg, den die chriſtliche Anſchauung von der Freiheit des Willens und dabei ſeinem ewigen Gebundenſein durch göttliche Vorherbeſtimmung aufgeſtellt hat. Die Phänomene der Erſcheinung wurden klar. Ich ſah nun überall das geſpenſtiſch unheimliche, beſtialiſch wilde Element des Urweſens in der Erſcheinung, ehe es durch die Einſicht von der Notwendigkeit der Verneinung des Willens zum Leben erlöſt wird. Die

„Verneinung des Willens zum Leben" — dieſes Wort, das mich einſt ſo wunderlich betroffen hatte, als ich es in London zuerſt von Wagner hörte — jetzt war mir ſein Sinn aufgetan. Ich begriff, daß es längſt in mir ein natürlich Waltendes geweſen war, ſchon in früher Jugend, als ich mit der chriſtlichen Askeſe Ernſt machen wollte. Ich ſah nun klar, daß dieſer Kampf zwiſchen dem Willen zum Leben und ſeiner Verneinung überhaupt der Kampf meines ganzes Lebens geweſen war. Zum zweitenmal ging es mir wieder hell auf, das: „Erlöſe dich ſelbſt!" Der gebundene Gott in uns muß ſich befreien aus den Schranken der Individuation, in die ihn der ungeſtüme Drang zum Leben gebannt hat. Das lange, qualvolle Ringen des Daſeins hat keinen andern Sinn, als den der Auferſtehung nach dem Kreuzestod, an dem das Ich, das Perſönliche ſtirbt, um als Univerſelles fortzuleben. Nur wer das chriſtliche Symbol ſo verſteht, hat es recht verſtanden. Das Leiden des Daſeins hat von je die großen Erlöſer hervorgebracht. Buddha, Chriſtus und alle, die nach ihnen in heiligem Mitleid es verſuchten, die Menſchheit über die eigentliche Natur des Daſeins und ſeinen Zweck aufzuklären, haben nichts anderes gemeint, als das große Ideal der Erlöſung hinzuſtellen für alle Zeit. Sie wollten im edelſten Symbol den Weg zeigen, der aus dem in Armut, Krankheit, Tod und Sünde gebundnen Elend des Daſeins hinausführt in die Freiheit der Kinder Gottes, in das Nirwana, das „Nichtwahnland" derer, die den Schein überwunden haben.

Durch Schopenhauer lernte ich auch Kant erſt verſtehen. Vor allem aber gewann ich durch ihn die Liebe zu jenen Urvätern unſeres Geſchlechts, jenem wunderbaren Volk im Oſten, das am heiligen Strome unter Lotos und Palmen, das tiefſinnige Geheimnis von der Einheit alles Seins längſt vor aller europäiſchen Kultur gekannt und vielleicht mehr als irgend ein Volk ſeine philoſophiſche Weltanſchauung in ſeinem Leben zu verwirklichen geſtrebt hat. Sehnſuchtsvoll zog es mich fortan, alles zu erfahren, was auf jene heilige Urzeit Bezug hatte, und ich ſegnete von nun an jeden Abend

beim Schlafengehen Olga mit dem großen Worte der Vedas: „Tat wam asi.“

Inzwiſchen gingen die Proben des Tannhäuſer vorwärts, und Wagner forderte mich auf, in die erſte vollſtändige Orcheſterprobe zu kommen. Es waren nur wenige Bevorzugte im großen Opernhauſe gegenwärtig, von Damen nur Wagners Frau und ich. So hörte ich denn zum erſtenmal vollſtändig vom Orcheſter dieſe Muſik, die ſo lange das Ziel meiner Sehnſucht geweſen war, und ich war davon ergriffen wie von etwas Heiligem, davon berührt wie von dem Hauch der Wahrheit. Es ging auch alles wunderſchön, und nach dem herrlichen Sextett, wo die Minneſänger den wiedergefundnen Tannhäuſer begrüßen, erhob ſich das Orcheſter wie ein Mann und brachte Wagner ein freudiges Hoch der Begeiſterung aus. Es war 1 Uhr in der Nacht, als die Probe zu Ende war. Wagner war freudig erregt, weil alles ſo Herrliches zu verſprechen ſchien, und forderte mich und ſeine Frau auf, in der Maiſon d'or des Boulevard des Italiens ein Abendbrot einzunehmen. Wir ſaßen in einem kleinen Zimmer für uns allein. Es war eine ſchöne Nachtſtunde, die der herrlichen Probe folgte. Wagner erzählte uns, wie er der jungen Marie Sachs, die er ihrer prächtigen Stimme wegen für die Eliſabeth gewählt hatte, obgleich ſie noch ganz Anfängerin war, dieſe idealiſch ſchöne Partie erklärt habe; unter anderem die Stelle, wie ſie mit ſtummer Gebärde auf die Anfrage Wolframs, ob er ſie begleiten dürfe, zu antworten habe: „Ich danke dir für deine zarte Freundſchaft, aber mein Weg geht dorthin, wohin mich keiner begleiten kann.“

Hätte es noch eines Beweiſes für mich bedurft, ſo hätte es mir jene Nacht klar gemacht, daß allein das höchſte Kunſtwerk uns den Schmerz des Lebens verklären kann. Die Erlöſung durch die Verneinung des Willens zum Leben iſt ein ſchmerzvoller Kampf; allein im tragiſchen Kunſtwerk, im bewußten Wahn, wird der Schmerz zur Verklärung und wir ſehen, daß nur das Leben heroiſcher und darum tragiſcher

Menſchen Wert hat, denn das allein kann Gegenſtand der Kunſt ſein. — Indes kurz nach dieſer Probe trübten ſich leider die Ausſichten auf ein ſchönes Gelingen. Die ſchadenfrohen Kobolde, die ſo gern einen idealen Moment im Menſchenleben vereiteln, waren geſchäftig und bliesen von allen Seiten Wolken des Mißmuts, des Neids, der Ungunſt auf. Politiſche Grübler waren unzufrieden, daß es die Fürſtin Metternich war, die zunächſt die Einführung des dem franzöſiſchen Temperament ſo ganz fremden Kunſtwerks veranlaßt hatte. Die Preſſe war unzufrieden, weil Wagner nicht, wie Meyerbeer und andere getan, den Rezenſenten diners fins gab, um ihren Geſchmack im voraus zu beſtechen. Die Claque, die ſonſt von jedem Komponiſten förmlich engagiert wurde, war von Wagner geradezu verbannt und ſchäumte natürlich vor Wut. Auch im Orcheſter entſtanden Parteien, beſonders war der ſehr unfähige Dirigent feindlichen Sinnes geworden. Wir, die Freunde und Anhänger, beklagten es tief, daß Wagner anfangs abgelehnt hatte, ſelbſt zu dirigieren, wie wir alle es ſehnlich wünſchten. Endlich aber — und dies war die Hauptſache — waren die jungen Pariſer Löwen, die Herren des Jockey-Klubs, empört, daß kein Ballett in der gewöhnlichen Form und zu der gewöhnlichen Zeit, d. h. im zweiten Akt, ſtattfinde. Es war notoriſch, daß die Ballettdamen eine Erhöhung ihrer Gage von dieſen Herren erhielten, und daß die letzteren gewohnt waren, nach beendigtem Diner in die Oper zu gehen, nicht um Harmonien zu hören, ſondern um die unnatürlichſte und ſcheußlichſte Ausgeburt der modernen Kunſt, das Ballett, zu ſehen, nach deſſen Beendigung ſie ſich hinter die Kuliſſen zu näherem Verkehr mit den ſpringenden Nymphen begaben. Was lag dieſen vornehmen Wüſtlingen an der Aufführung eines keuſchen Kunſtwerks, das den Sieg der heiligen Liebe über den Sinnenrauſch feiert? Oder vielmehr es lag ihnen nicht nur nichts daran, ſondern ſie mußten es von vornherein, noch ehe ſie es gehört hatten, haſſen und verdammen. Es war ja das Gottesurteil ihrer inneren Gemeinheit, ihrer maßloſen Verdorbenheit. Von

dieſen ging denn auch die Hauptintrigue unter denen, die ſich zum Falle der Aufführung vorbereiteten, aus. Sie hatten die Gemeinheit, ſich im voraus kleine Pfeifen zu kaufen, mittels deren ſie ihr Kunſturteil abgeben wollten. So zogen ſich die Wolken immer drohender zuſammen, und mit Bangen ging ich in die Generalprobe, in die ich auch Olga mitnahm, weil ich wollte, daß ſie am Größten und Schönſten die Kunſt lieben lernen ſollte. Die Probe ging ohne äußere Störung vor ſich. Das zahlreiche Auditorium beſtand zum größten Teil aus Freunden, unter denen die Fürſtin Metternich ſich mit lebhaften Beifallsbezeugungen hervortat. Mir war es ein himmliſcher Abend, denn mir brachte er das Längſterſehnte, und obwohl ich fühlte, daß vieles in der Ausführung zu wünſchen übrig blieb und daß ſie Wagner nicht befriedigen würde, ſo war manches doch ſehr ſchön, ſo die Eliſabeth von der Sachs, und ich hatte doch nun einen Eindruck des Ganzen, der meine Ahnung beſtätigte. Auch auf die kleine Olga wirkte der Zauber, wie ich gehofft; ſie ſaß in Andacht und Begeiſterung verſunken, ohne zu ermüden, obgleich es ſpät in der Nacht war, als die Probe endete. Beim Herausgehn traf ich Wagner, der auf ſeine Frau wartete. Ich ſah es an den Wolken des Unmuts auf ſeiner Stirn, wie wenig er befriedigt war, wie wenig er von dieſer Aufführung den Sieg über die feindlichen Mächte hoffte. Ein Tag aufregender Erwartung verſtrich, dann kam der Tag der Aufführung. Ich war mit befreundeten Damen und Czermak in einer Loge. Die Ouverture und der erſte Akt verliefen ohne Störung, und obwohl die Anordnung des geſpenſtiſchen Götterreigens im Venusberg weit hinter Wagners Idee zurückblieb und die drei Grazien im roſa Ballettkleid erſchienen, ſo war es doch ſo, daß ich aufatmete und hoffte, die Befürchtungen würden zuſchanden werden. Aber bei der Wandlung der Szene, bei dem hinreißend poetiſchen Wechſel aus dem wüſten Bacchanal da unten in die reine Morgenſtille des Thüringer Waldtals, bei den Klängen der Schalmei und des Hirtenliedes, brach plötzlich der lang vorbereitete Angriff aus, und

ein gewaltiges Pfeifen und Lärmen unterbrach die Muſik. Natürlich blieb auch die Gegenpartei nicht untätig, d. h. die Freunde und der Teil des Publikums, der ruhig hören und dann entſcheiden wollte. Da ſie numeriſch doch die ſtärkere war, behielt ſie auch den Sieg, die Aufführung ging weiter, die Sänger blieben unerſchrocken und taten ihr Beſtes. Allein es dauerte nicht lange, ſo fing auch der Lärm wieder an. Ebenſo der Proteſt der Gutgeſinnten, die auch ſchließlich immer den Sieg behielten, ſo daß die Aufführung völlig zu Ende kam. Aber freilich, ſie war ſo grauſam geſtört und zerſtückelt, daß auch den Wohlwollendſten nicht die Möglichkeit geworden war, ſich eine richtige Vorſtellung des Ganzen zu bilden. In welcher Aufregung und Empörung ich war, iſt kaum zu ſagen; aber auch die andern Gutgeſinnten waren in einem ähnlichen Zuſtande. Czermak war ſo wütend, daß er nur mit Mühe zurückgehalten werden konnte, ſich an einigen der Hauptanführer tätlich zu vergreifen. Die Herren hielten nämlich gar nicht zurück mit ihren boshaften Machinationen, ſondern ſaßen recht gefliſſentlich ſichtbar, in ihren mit Glacéhandſchuhen bedeckten Händen die kleine Pfeife haltend, die dann auf ein gegebenes Signal die ſchrillen Töne hervorbrachte.

Am folgenden Tage ging ich zu Wagners. Ich fand ihn männlich gefaßt, und ſo ſehr war dies der Fall, daß auch die wütendſten Journale in dem Kampf, der gleichzeitig in der Preſſe entbrannte, es bekannten, daß er ſich am Abend der Aufführung dem Sturm gegenüber auf das würdevollſte verhalten habe. Er wollte die Partitur zurückziehen und eine zweite Aufführung verhindern, denn er hatte mit richtigem Blick erkannt, daß mit dieſem Publikum der großen Oper an keinen wahren Erfolg zu denken ſei. Wir alle, die näheren Freunde, die ihn umgaben, ſtimmten dagegen und für die Wiederholung, da wir beſtimmt hofften, daß die Sache durchdringen müſſe. Wir gaben uns in unſerer leidenſchaftlichen Erregung keine Rechenſchaft darüber, daß dies jetzt eigentlich geradezu eine Unmöglichkeit war.

So kam die zweite Aufführung heran. Die feindliche Partei hatte ſich noch entſchiedener gerüſtet, aber ebenſo auch die der Freunde. Der Kampf wurde ein noch viel erbitterterer als das erſtemal. Ich war mit Wagners Frau und der oben erwähnten ungariſchen Dame in einer Loge. Neben uns waren Franzoſen, die ſich beſonders durch Pfeifen, Ziſchen und Schreien hervortaten. Ich war völlig außer mir vor Empörung und machte nun auch laut, in franzöſiſcher Sprache, meinem Zorne Luft. „Das iſt das Publikum, das ſich anmaßt, der Welt vorzuſchreiben, was Geſchmack, was ſchön und vortrefflich ſei? Ein Haufen von Straßenbuben iſt es, der nicht einmal Lebensart genug hat, Leuten, die anders denken, Ruhe und Muße zum Hören zu geben.“ In dieſer Weiſe ſprach ich ganz laut fort, ſo daß Frau Wagner mir erſchrocken zuflüſterte: „Mein Gott, Sie ſind zu kühn, Sie werden ſich Unannehmlichkeiten zuziehn.“ Ich dachte aber an nichts als an meinen Zorn und meine Verachtung eines ſolchen Publikums, und endlich wandte ich mich direkt an die Nachbarn und ſagte: „Meine Herren, wenn Sie auch auf nichts anderes Rückſicht nehmen, ſo bedenken Sie wenigſtens, daß die Frau des Komponiſten hier neben Ihnen ſitzt.“ Sie wurden einen Augenblick lang ſtutzig und etwas ſtiller. Dann aber fingen ſie von neuem an. Dennoch gelang es auch diesmal nicht, den Vorhang zum Fallen zu bringen, und die Aufführung wurde bis zum Ende durchgeführt.

Wagner war nun noch mehr geneigt, fernerem Skandal Einhalt zu tun, aber wir andern alle ſtimmten für die dritte Wiederholung. Sie ſollte mit aufgehobnem Abonnement ſtattfinden, und wir hofften nun gewiß, die Ruheſtörer würden fernbleiben und nur das Publikum, das wirklich hören wollte, würde kommen. Wagner hatte jedoch beſchloſſen, diesmal nicht hineinzugehen, um ſich die unnütze Aufregung zu erſparen. Das Gleiche tat ſeine Frau. Ich hatte eine Loge genommen, um Olga und die junge bei uns wohnende Marie mitzunehmen. Ich hoffte, ſie würden von dieſer Vorſtellung einen

ungeſtörten Genuß haben. Leider aber kam es anders. Die Ruheſtörer hatten ſich noch zahlreicher eingefunden, um ihr Werk fortzuſetzen, und waren ſogar von Anfang an da, was ſie ihren Gewohnheiten nach ſonſt nie waren. Die Sänger benahmen ſich wirklich heldenmütig, ſie mußten oft fünfzehn Minuten lang und noch länger anhalten, um den Sturm, der im Publikum tobte, vorüberzulaſſen. Aber ſie ſtanden ruhig, ſahen unerſchüttert in das Publikum hinein, und ſowie es ſtille wurde, nahmen ſie ihren Geſang wieder auf und führten auch diesmal die Vorſtellung zu Ende, obgleich das wahnſinnige Toben natürlich jede Freude an den einzelnen guten Leiſtungen und ſchönen ſzeniſchen Effekten verdarb. Die kleine Olga war ebenſo leidenſchaftlich erregt wie ich. Sie hatte bereits eine große Verehrung für Wagner und war in den Tiefen ihrer jungen Seele bewegt von dieſer Muſik, mit der ſie eigentlich in das Reich der Töne eintrat. Dieſe übte eine ſo entſchiedene, wunderbare Macht über ſie, daß mir daran von neuem ihre innere Wahrhaftigkeit klar wurde. Olga miſchte ſich mit wahrer Wut in den leidenſchaftlichen Kampf der Parteien, lehnte ſich über die Brüſtung der Loge und rief mit aller Kraft: „à la porte, à la porte!“ indem ſie auf die pfeifenden eleganten Herren zeigte. Zwei Herren, die neben uns in der Loge waren, ſchienen ganz entzückt von dem Eifer des Kindes und ſagten mehrere Male: „Elle est charmante.“

Es war zwei Uhr in der Nacht, als wir uns im Foyer mit mehreren Freunden zuſammenfanden und vereint zu Wagners gingen, die, wie wir vorausſetzten, eines Berichts des Ausgangs harren würden. Auch hatten wir uns nicht getäuſcht. Sie ſaßen gemütlich beim Tee und Wagner rauchte eine Pfeife. Er empfing die Nachricht des abermaligen, und zwar des erbittertſten Kampfes von allen mit Lächeln und ſcherzte mit Olga, indem er ihr ſagte, er habe gehört, ſie hätte ihn ausgepfiffen. Aber am Zittern ſeiner Hand, als er mir ſie reichte, fühlte ich, daß das unnatürliche häßliche Begebnis ihn dennoch tief erregt hatte. Wenn auch

alles Unſchöne, Rohe, Haſſenswerte des Vorganges auf das Publikum zurückfiel, das ſich eines ſolchen Betragens ſchuldig gemacht hatte, ſo war doch nun wieder eine Hoffnung für ihn dahin und der rauhe Lebensweg, der ſich gar nicht ebnen wollte, lag wieder düſter, mühevoll und hoffnungslos vor ihm. Das zerſchnitt mir das Herz um ſo mehr, als alle meine Bemühungen, da zu helfen, fruchtlos blieben. Wagner zog jetzt natürlich die Partitur zurück und ſomit war dem Kampf auf dem Theater ein Ziel geſetzt. In der Preſſe und in der Geſellſchaft aber dauerte er wochenlang in erbitterter Weiſe fort. Seit Glucks Zeiten war etwas Ähnliches nicht dageweſen. Sehr vereinzelt waren die Stimmen, die tadelnd auftraten und das Benehmen des Publikums rügten, aber ſie kamen doch und von nicht unbedeutender Seite. Unter anderen ſchrieb der alte Jules Janin einen ſehr graziöſen Artikel, indem er an den Fächer der Fürſtin Metternich, den dieſe im Zorne über das Vorgefallene zerbrochen hatte, anknüpfte und dabei das Verfahren der Pariſer auf das ſchärfſte geißelte. Ich ſchrieb einen getreuen Bericht der Vorgänge nach England, der auch in den Daily News gedruckt wurde, und den mir Klindworth bei meiner Rückkehr nach England, ohne zu wiſſen, von wem er ſei, mit großer Freude zeigte.

Wagner reiſte bald darauf nach Karlsruhe, wohin ihn ein ehrender Ruf des Großherzogs führte. Dann ging er nach Wien, wo er zum erſtenmal ſeinen Lohengrin, den das deutſche Publikum längſt kannte, aufgeführt ſah, und zwar zu ſeiner innigſten Zufriedenheit, wie er an ſeine Frau ſchrieb, die mir den Brief mitteilte. Zugleich wurden ihm die enthuſiaſtiſcheſten Ovationen zuteil, die recht eigentlich als eine Gegendemonſtration gegen das Pariſer Verfahren anzuſehen waren. Ich war glücklich über das Gute, was ihm nach ſo vielem Herben und Abſcheulichen widerfuhr.

Inzwiſchen vertiefte ich mich wieder in das Leben Schopenhauers, und meine Befriedigung wurde immer größer. Ich kann ſagen, dieſer Winter gab meinem Leben den Abſchluß.

Ich hatte das Ziel und die Pflicht gefunden, denen mein perſönliches Leben fortan geweiht ſein würde: ein Weſen zu der höchſtmöglichen Vollendung ſeiner ſelbſt zu erziehn. Je mehr mir die Hoffnung ſchwand, als Mitglied der Partei, der ich bis dahin angehört hatte, etwas erreichen zu können, je mehr mir überhaupt die Hoffnung ſchwand, daß dieſe Partei noch eine fernere Aufgabe habe, deſto inniger faßte ich meine Einzelaufgabe ins Auge, die zugleich mein Herz befriedigte.

Dann hatte ich den Künſtler gefunden, deſſen Streben mir allein ein neues Ideal verwirklichte und mir die Ahnung beſtätigte, daß das Reich des Ideals überhaupt nur in der Kunſt ſei. Mir ging die Überzeugung auf, daß, wie ſich einſt in Italien nach dem Scheitern des lombardiſchen Städtebunds und mit ihm des Scheiterns eines geträumten, vollendeten Zuſtandes politiſcher Freiheit die ideale Sehnſucht in das Reich der Kunſt flüchtete und dort eine verklärte Menſchheit, ein ideales Vaterland ſchuf, ſo auch jedes, ſelbſt das größte Erreichen auf politiſchem Gebiet nur mangelhaft bleiben würde, wie alles, was der Beſchränkung des Irdiſchen anheimfällt, daß aber vornehmlich der deutſche Geiſt ewig die Vollendung ſeines Weſens in einer idealen Welt ſuchen müſſe. Was ich ihm eine Zeitlang zum Vorwurf gemacht hatte, erkannte ich nun wieder als ſeine wahre Größe, als ſeine ureigenſte Beſtimmung, und es war ja auch ein deutſcher Genius, der den Weg dahin zeigte.

Endlich hatte ich auch den Philoſophen kennen gelernt, deſſen Anſchauungen meinem Ahnen zu Hilfe kamen und mich aufklärten über die Phänomene des Lebens, ſoweit dies für unſere Einſicht, die ja innerhalb derſelben ſteht, möglich iſt; den Philoſophen, deſſen erhabene Weisheit mir die unerſchütterliche Stütze bot, an der ich den Weg des Lebens weiter wandern ſollte.

Damit hat mein Suchen ein Ende; damit auch der Abſchnitt meines Lebens, den ich den öffentlichen nennen könnte, weil er in Berührung und Beziehung zu öffentlichen Ereig-

niſſen und Perſonen ſtand. Was darüber hinausgeht, was nun noch folgte, gehört nicht mehr, wenigſtens nicht in dieſer Form, vor das Publikum. Es würde unbeſcheiden ſein, noch weiter davon zu reden.

Und war es nicht unbeſcheiden, überhaupt davon zu reden? werden manche fragen. Ich glaube nicht. Es gibt im Leben jedes Menſchen, „der immer ſtrebend ſich bemüht", Augenblicke und Zeiten, wo das allgemeine Sehnen und Suchen der Menſchheit, ſich auch in ihm, in einer individuellen Form, ausſpricht. Dieſe haben ein allgemeines Intereſſe; ſie zeigen das ewige Antlitz des „einen", das in allen iſt, in einer beſonderen Auffaſſung. Sobald dieſem Sehnen und Suchen ſeine Bahn gefunden iſt, ſobald der Schlüſſel des Lebensrätſels uns von einem Größeren gereicht wird, hören wir auf, individuell zu ſein. Wir folgen den Spuren deſſen, der die Wahrheit bereits größer und beſſer hingeſtellt hat, als wir es vermochten. Unſere perſönliche Geſchichte hört dann auf — wenigſtens für andere, die nächſten Freunde ausgenommen. Was noch folgt, muß ein Bewähren durch die Tat oder durch die Entſagung und das Leiden deſſen ſein, was wir durch jene Größeren erkannt. So iſt es auch mit mir geworden. Leicht zeichnete mir das Schickſal auch den Pfad des Alters nicht. Es gefällt ihm, mich bis zuletzt beim Wort zu nehmen. Ich hoffe, es ſoll mich nicht wanken ſehen, und durch die Stunden ſchwerer körperlicher Leiden, vielen und tiefen Seelenſchmerzes, in den ſpärlichen Momenten reiner Freude und innigen Genuſſes, wie im Angeſicht der ernſten Stunde, die den letzten Schleier hebt, ſage ich feierlich und überzeugt mit meinem Philoſophen: „Und dennoch dürfen wir getroſt ſein!"

Der Lebensabend einer Idealiſtin

Nachtrag

zu den Memoiren einer Idealiſtin

Meinen teuerſten Freunden

Olga und Gabriel Monod

zum 6. März 1898

in unvergänglicher Liebe zugeeignet

Vorwort

Wie gütig iſt das Schickſal doch zuweilen! So erlaubte es mir, der Hochbetagten, mit Euch noch den Tag zu feiern, der Euch das Siegel auf fünfundzwanzig Jahre eines edlen Glücks drückte und mir die troſtreiche Hoffnung gab, daß auch ferner gute Sterne über Euch leuchten werden, wenn meine Augen ſich ſchon für alles Irdiſche geſchloſſen haben.

Warum ich Euch an dem Tag dieſe Blätter zur Erinnerung weihte, das war, weil ſie Erlebtes und Gedachtes aus den Jahren enthalten, in denen ich nur teilweiſe mit Euch vereint war und wo das hier Erzählte Euch fremd blieb.

Warum ich nun noch einmal in die Öffentlichkeit damit trete, das iſt, weil ich ſo über alles Erwarten liebevolle Teilnahme in der unbekannten Menge fand und daher vorausſetzen darf, daß alle dieſe guten Freunde gern noch einmal einen Gruß von mir empfangen.

Möge es denn ſo ſein! Von Euch bin ich deſſen getroſt, aber möge mir auch wieder ein zuſtimmendes Echo von nah und fern die Gewißheit geben, daß es eine weitverzweigte Gemeinde gibt von ſolchen, die ſich nie gekannt, nie geſehen, und die doch feſt verbunden ſind durch das gleiche Streben nach dem Guten, nach dem Ideal, nach der äußeren und inneren Vollendung des Lebens.

Sie allein werden zuletzt recht behalten!

Die Zeit des Kampfes war vorüber, die größere Hälfte des Lebens war verfloſſen, nach innen und nach außen war die Freiheit gewonnen, die der Preis jedes edeln Strebens iſt; die ſelbſtgewählte Aufgabe der Erziehung einer Tochter der freien Wahl war erfüllt, ſie hatte ihr eigenes Leben begonnen, in einer jedes wahre Glück verheißenden Ehe; das Alter nahte mit raſchen Schritten, und nun galt es, doch noch einmal einen Entſchluß zu faſſen, ſich für einen Wohnort zu entſcheiden und dem Leben eine würdige, dem Alter angemeſſene Geſtalt und einen ausfüllenden Inhalt zu geben. Nach der Trennung von jenem Weſen, dem, in jahrelanger Vereinigung, die Fülle der Liebe, die mein Herz umſchloß, gegolten hatte, war mein feſtes, ſchon lange ins Auge gefaßtes Ziel geweſen, in das Vaterland zurückzukehren, und zwar an den Ort, wo mir damals die Blüte des wahrhaft deutſchen Geiſtes, eine neue Heimat gefunden zu haben ſchien — nach Bayreuth, und ſo, nicht nur der mir ſo innig befreundet gewordenen Familie des großen Meiſters nahe zu ſein, ſondern fortan auch ganz in der idealen Kunſtſphäre zu leben, die ſich durch ihn und um ihn dort entwickeln ſollte.

Ich war ſchon einmal dort geweſen, als im Jahre 1872 der Grundſtein zu dem Theaterbau gelegt wurde, und, als herrlichſte Einweihung, in dem hübſchen Rokoko-Theater von Bayreuth, die neunte Symphonie, von Wagner ſelbſt dirigiert, zur Aufführung kam. Wer jene Tage miterlebt hatte, mußte eine ewige Erinnerung daran bewahren, als an einen jener idealen Momente, wie ſie das Leben zuweilen den Sterblichen ſchenkt, um zu zeigen, was möglich wäre, wenn die Menſchheit, anſtatt ſich nur um das „allzu Flüchtige" zu bemühen, die ewigen Schätze, die der Genius ihr bietet, pflegen und mit liebendem Verſtändnis zu erfaſſen tätig ſein wollte. In dem Lichtglanz, den jene Tage über das kleine Städtchen im Bayernland verbreitet hatten, erſchien mir kein Ort ſo geeignet, meinem Alter eine Heimat zu werden, als dieſe, der hohen Kunſt geweihte Stätte, und ich nahm Ab-

ſchied von der Sonne des Südens, um unter einer idealen Sonne im kalten Norden zu leben.

Dort den Freunden verbunden, im engſten Familienkreis mit ihnen verkehrend, ſchien mir die glücklichſte Wahl getroffen. Die Abende, wo gemeinſchaftliche Lektüre uns vereinte, waren Stunden ſeltenſten Genuſſes, weil jedes Werk, das vorgenommen wurde, durch Wagners Kommentare und Bemerkungen erhöhten Wert erhielt. Eine Zeitlang waren es die ſpaniſchen Dichter, die Wagner vorlas und deren zauberiſche Anmut mich entzückte, ſo wie die tiefe Glut der Empfindung mich an die Bilder Zurbarans erinnerte, die ich einſt in der berühmten Ausſtellung in Mancheſter geſehen hatte, zu der alle engliſchen Großen die reichen Schätze ihrer Schlöſſer, auf fremdem Boden geſammelt, eingeſandt hatten. Dieſe Glut der Innerlichkeit, die in dem ſpaniſchen Maler ſich zum düſteren Fanatismus ſteigert, fand ich in Calderon poetiſch verklärt wieder, während mich in Lope de Vega und anderen mehr das feine, vornehme, blumenreiche Spiel anzog, wenn es auch gleich manches unſerer Kultur Fremdes enthält, wie z. B. den ſpaniſchen Begriff der Ehre.

Unvergleichlich ſchön aber war es, wenn Wagner Shakeſpeare vorlas; es ſchien, als verſtände man den großen Dramatiker nun erſt ganz, und ich ſagte einmal im Scherz zu Wagner, er habe ſeinen Beruf verfehlt, er hätte Schauſpieler werden müſſen, um Shakeſpeare zu ſpielen, um die gewaltige Größe des Genius den Menſchen voll zum Verſtändnis zu bringen.

Zuweilen wurde das häusliche Leben durch Beſuche auswärtiger Freunde unterbrochen, ſo wiederholt durch den Beſuch Friedrich Nietzſches, damals noch durch die hingebendſte Freundſchaft mit Wagner verbunden. Ich hatte ihn bei der Grundſteinlegung im Jahr 72 kennengelernt, nachdem ich vorher ſchon mit Begeiſterung ſeine Schrift „Die Geburt der Tragödie aus dem Geiſte der Muſik“ geleſen hatte. Dann hatte ich ihn in München wiedergeſehen, wo ich mit Olga weilte, um den Aufführungen von „Triſtan und Iſolde“ beizuwohnen, die uns alle ganz glücklich machten. Jetzt erfreute

er uns oft durch ſein wahrhaft wundervolles Klavierſpiel, meiſt freie Improviſationen, ſo daß Wagner ihm einmal im Scherz ſagte: „Nein, Nietzſche, Sie ſpielen zu gut für einen Profeſſor.“ Auch Brockhaus aus Leipzig, Wagner verſchwägert, kam und erzählte unter anderem, wie die Werke Schopenhauers lange Jahre als unverkäuflich bei ihm auf dem Boden unter dem Dach gelegen hätten, und daß er nahe daran geweſen ſei, ſie als Makulatur zu gebrauchen, bis plötzlich Schopenhauers Stern aufging. Welchem Schickſal ſind oft die großen Schätze der Menſchheit ausgeſetzt! Aber Schopenhauer wußte es wohl, daß ſein Tag kommen würde; ſein Glaube hat ihn nicht betrogen.

Das ſchöne, wahrhaft ideale Zuſammenleben in der kleinen, neu erworbenen Heimat wurde aber leider auf eine Weiſe geſtört, die keinen Widerſpruch zuließ. Meine Geſundheit, ſeit ſo vielen Jahren an ſüdliche Winter gewöhnt, konnte den nordiſchen, noch dazu in dem kalten Klima von Bayreuth beſonders rauhen Winter nicht mehr vertragen. Ein heftiges Kopfleiden ſtellte ſich ein, und als ich nach München ging, um einen dortigen mir bekannten Arzt zu befragen, verordnete er mir, auf der Stelle nach Italien zurückzukehren, wenn ich die ernſteſten Folgen vermeiden wollte. Er drängte ſo, daß mir nicht einmal Zeit blieb, noch einmal nach Bayreuth zu gehen und von den Freunden Abſchied zu nehmen, was mir aber auch zu ſchmerzlich geweſen wäre, wie ich auch wohl wußte, daß dieſer gewaltſame Aufbruch ebenfalls in ihrem Leben ein trüber Augenblick ſein würde. So zog ich Anfang Januar wieder über die Alpen zurück, traf die Ebene der Lombardei tief mit Schnee bedeckt und ging nach San Remo an die Riviera, wo die Menſchen wieder unter Orangenbäumen und zwiſchen blühenden Roſen im Freien ſaßen. Ich mußte aber erfahren, wie recht der Arzt in München gehabt hatte, denn es war eine lange, leidenvolle Zeit, die ich durchzumachen hatte, und ohne den trefflichen Arzt, den ich in San Remo fand, hätte ich wohl der Walküre, deren Wink ich ſchon geſehen zu haben glaubte, folgen müſſen. Endlich

ſoweit hergeſtellt, daß ich reiſen konnte, ging ich nach Iſchia, wo ich ſchon den Sommer vorher, nach Olgas Heirat, vor meiner Anſiedlung in Bayreuth geweſen war und die Wohltat der dortigen Bäder erfahren hatte. Dort in der Einſamkeit der zauberiſchen Inſel, mit dem Blick auf den Golf von Neapel und den Veſuv, erholte ſich mein Gemüt von der ſchmerzlichen Reſignation, in die es nach der gezwungenen Trennung von der idealen Heimat, die ich in Bayreuth gefunden hatte, verſunken war. Ich fühlte, daß ich noch Kraft zum Leben hatte, daß ich noch denken, arbeiten, noch das Schöne empfinden und das Gute tun könnte, und damit war mein Entſchluß gefaßt. Konnte ich des Klimas wegen nicht in jenem irdiſchen Walhall leben, ſo wollte ich wenigſtens einen Ort wählen, wo etwas erlebt war, wo große Erinnerungen in bleibenden Zeugen hehrer Monumente einen Kranz der Unſterblichkeit um das Vergangene ſchlingen, und wo die ewig gütige Natur auch die Trümmer ſtets von neuem mit holdem Jugendſchmuck umgibt. So wählte ich Rom zum letzten Aſyl.

Schon zehn Jahre früher (in den Jahren 1863, 64 und 65) hatte ich drei Winter in Rom zugebracht mit den zwei mir anvertrauten Töchtern Alexander Herzens. Es war noch die Zeit der päpſtlichen Herrſchaft, unter Pio IX., und während das übrige Italien ſich bereits zu einem einigen geſchloſſenen Staat zuſammenfügte, herrſchte hier noch das Mittelalter in den Zuſtänden, aber daneben auch noch der Zauber der lebendigen Überlieferung großer Vergangenheiten, der die Seele mit Stimmungen erfüllte, ſo voll von Poeſie, von Glorie der Vorzeit, von ſchönheitsſeligen Entzückungen — wie keine andere moderne Stadt ſie hervorrufen konnte. Auch das geſellige Leben hatte noch nicht das Touriſtenhafte, das es jetzt hat. Noch war kein Eiſenbahnnetz um die ewige Stadt geſchlungen; noch hatte man nach alter Art mit dem Vetturino, in bequemer Kutſche, von munteren, mit Glöckchen behängten Pferden gezogen, den Weg auf guter Fahrſtraße, von Florenz über Viterbo zu machen. Wenn man dann,

auf der Höhe der alten Flaminia angelangt, den Ruf erſchallen hörte: „Ecco Roma!“, Halt machen ließ, ausſtieg und nun die Kuppel von St. Peter vom Abendgold umſtrahlt, und die Campagna in tauſend wunderbare Farbentöne getaucht vor ſich ſah — dann hatte man die Empfindung, die einſt die Pilger gehabt haben mögen, die ihres Seelenheiles willen hierherzogen, niederzuknien und das Wehen jener Weltmacht zu fühlen, die unſichtbar in den irdiſchen Geſchicken waltet und die ewigen Ideen durch Jahrtauſende hindurch, allem menſchlichen Mißverſtändnis und Widerſtand zum Trotz, zu ihrer Erfüllung leitet.

Wie ſchon geſagt, damals war Rom noch nicht die Stadt der bloßen Touriſten, die auf wenige Wochen oder wohl gar Tage kommen und nun meinen, ſie kennen Rom. Früher kam man hin, um ſich auf ganze Winter und Frühlinge häuslich einzurichten, wirklich da zu leben in einer vielfach fremdartigen Welt, die aber in den Erſcheinungen vergangener Geſchichtsepochen eine Fülle anregender Eindrücke bot. Auch ich richtete unſer Leben damals ganz häuslich ein, ſorgte für genügenden Unterricht der jungen Mädchen, den die künſtleriſchen Anſchauungen in edelſter Weiſe vervollkommnen halfen, und genoß mit ihnen die liebenswürdigen Beziehungen, die ſich in der damaligen Geſellſchaft ſo leicht und angenehm bildeten. Man war lange genug beiſammen, um engere Freundſchaftsbande anzuknüpfen, und ſo fanden auch wir uns bald in einem Kreiſe heimiſch, zu dem unter anderen auch Ferdinand Gregorovius gehörte, der damals ſchon eine hochgeachtete Stellung in der römiſchen Geſellſchaft einnahm, und mit dem uns bald herzliche Freundſchaft verband. Wie fröhlich und echt römiſch waren die Sonntage, wo wir mit ihm, mit einigen Künſtlerfamilien und munteren Kindern, Gefährten der noch im Kindesalter ſtehenden Olga, hinauszogen in die Campagna, uns in irgendeiner der vielen Oſterien, die ſich da finden, niederließen, und bei trefflichem Landwein und ländlicher Koſt bis ſpät am Abend die Poeſie des von allem modernen Leben ſo verſchiedenen Daſeins ge-

noſſen. Oder wenn wir uns auf der alten Fähre — dem damals außer dem Ponte S. Angelo einzigen Verbindungsmittel der beiden Ufer — über den Tiber fahren ließen, und nach dem Monte Mario hinaufwanderten, wo dann bei dem nächtlichen Rückweg die Gebüſche von Leuchtkäfern funkelten, die die Kinder ſich in die Haare ſetzten und mit dem glänzenden Brillantſchmuck entzückt heimwärts zogen. O Poeſie des Lebens, wie wenig bedarfſt du des Reichtums und Luxus, um deine holden Blüten zu treiben! In den reinen Herzen und den edeln Intelligenzen, in Liebe, Güte, Geiſt und Natur ſind deine Elemente, und wie wenig wiſſen die Menſchen aus dieſen reichen Quellen zu ſchöpfen! Sie ſuchen in äußeren Dingen, was doch nur von innen kommen kann.

Nach dieſen drei glücklichen Wintern in Rom, die mit Sommerfriſchen am Meer bei Neapel oder auf den Inſeln wechſelten, nahm ich mit Olga bleibenden Aufenthalt in Florenz, woſelbſt ihr Bruder eine Anſtellung auf dem naturwiſſenſchaftlichen Inſtitut, das unter der Leitung des berühmten Phyſiologen Moritz Schiff ſtand, gefunden hatte. Mein Leben war damals einzig der Aufgabe geweiht, der zur Jungfrau heranreifenden Olga die fehlende Mutter, und nach dem Tode Herzens, der im Januar 1870 in Paris ſtarb, auch den Vater zu erſetzen, und ſo ſchön und inhaltsvoll das intime Leben, das ſich um uns gebildet hatte, auch war, ſo hatte es doch keinen Anſpruch auf öffentliches Intereſſe und fand ſeinen Abſchluß mit Olgas Heirat, die ſie in ein anderes Land führte, fern von mir, und mich allein zurückließ.

Ich kam dann alſo nach Rom zurück, das ich mir zur letzten Heimat erkoren. Es wurde aber vorläufig nur ein proviſoriſches Heim, da meine Schweſtern mir die Abſicht kundgaben, den Winter nach Rom zu kommen, das ſie noch nicht kannten, und ich daher nur eine möblierte Wohnung mietete, wo ich mit ihnen zuſammen wohnen konnte. Ich hatte ſchon ſeit vielen Jahren die Freude erlebt, daß alle Mitglieder meiner Familie ſich mit mir wieder verſöhnt und ſich mir liebend zugewendet hatten, nachdem ihnen die Über-

zeugung geworden war, daß ich nie bloß phantaſtiſchen Impulſen gefolgt wäre, ſondern einer Idee gedient hätte, die, wenn ſie auch nicht die ihre war, vor keinem Richterſtuhl der Erde verurteilt werden konnte. Es war ein ſchöner Sieg der Liebe und Gerechtigkeit, wie er zwiſchen guten Menſchen immer ſtattfinden ſollte, wenn nicht Laune oder Willkür, ſondern ernſte Überzeugungen das Trennende zwiſchen ihnen geweſen ſind. Meine Mutter war geſtorben, als ich noch in England weilte, aber meine Schweſtern hatte ich in Deutſchland wiedergeſehen, als ich von Florenz aus mit Olga nach langen Jahren zum erſtenmal wieder deutſchen Boden betrat. Dieſer Winter wurde nun zu einem freundlichen Zuſammenleben; durch das zufällige Eintreffen vieler intereſſanter Perſönlichkeiten in Rom noch belebt und verſchönert. Es waren da Levin Schücking, Carl Hillebrand, Liſzt, Gregorovius und andere, und von Italienern Raffaele Mariano, der neapolitaniſche Hegelianer, Pasquale Villari, der Autor des Lebens von Savonarola, Macchiavelli uſw. und noch viele andere, die auch bei uns aus und ein gingen und dem Leben einen geiſtig bewegten Inhalt gaben.

In dem darauffolgenden Sommer ging ich zum erſtenmal nach zweijähriger Trennung, um Olga in ihrer neuen Heimat in Paris zu beſuchen. Ich hatte mich mit Abſicht ſo lange fern von ihr gehalten, teils um ihr Zeit zu geben, ſich ganz frei in die neuen Verhältniſſe einzuleben, teils um erſt in meinem eigenen Herzen die Wunde der Trennung ſoweit heilen zu laſſen, daß auch ich, frei von jedem egoiſtiſchen Gefühl, rein teilnehmend ihr gegenübertreten konnte. Ich fand ſie bereits als glückliche Mutter von zwei holden Kindern und verbrachte mehrere Monate mit ihr in einer Sommerwohnung bei Paris, in liebevollſter Eintracht, die in nichts den alten Ton der Liebe vermiſſen ließ, trotz der neuen Elemente, die ſo mächtig herrſchend in ihr Leben getreten waren. In ſo vielen Fällen trennt die Ehe und beſonders das neue Verhältnis zu den Kindern das frühere zwiſchen der Tochter und der Mutter oder derjenigen, die ihre Stelle vertrat, und

es iſt vielleicht daher, und nicht immer mit Unrecht, die häßliche Sage von den böſen Schwiegermüttern entſtanden. Wenn es aber der Zweck der Erziehung geweſen war, der Perſönlichkeit die größtmögliche Freiheit der Entwicklung zu gewähren, und wenn daneben die eigne Natur genug Fülle und Tatkraft beſitzt, um ſich ein würdiges Leben zu ſchaffen, auch wenn die Aufgabe an einer anderen erfüllt iſt, wenn endlich die Liebe, die hier verbindend gewirkt hatte, die wahre, reine geweſen war, frei von Egoismus im Geben und Nehmen, — dann kann das neue Verhältnis ſogar eine Bereicherung des alten werden, gleich der Pflanze, die man mit Sorgfalt großgezogen hat, und die ſich nun herrlich in Blüten vervielfältigt.

Im Spätherbſt kehrte ich nach Rom zurück. Da aber mein Leben zu der Zeit faſt nur ein rein innerliches war und äußerlich keinen Anſpruch auf öffentliches Intereſſe hatte, ſo möge hier nur ein Bruchſtück aus dieſem Innenleben folgen.

Gedachtes

Einem Freunde, der mir ſchrieb, es ſei eigentlich unnütz, zu ſchaffen, da doch alles dem Nichts verfalle, antwortete ich heute: „Teilen Sie die geſchaffenen Werke in zwei Hälften; die eine Hälfte, die nur von der Welt der Erſcheinung handelt, verfällt dem Nichts, wie alles, was nur Erſcheinung bleibt, ſo auch die Menſchen.

Die andere Hälfte, in der der göttliche Funke glüht, verfällt nicht dem Nichts; ſie hat ſich eingereiht in den Akkord der großen Symphonie, die im Grunde der Dinge tönt, die die wahren Künſtlerſeelen von fern in ihren Träumen ahnen, und die ſie hören werden, wenn die Form zerbrochen iſt, und ſie es erreicht haben, nicht wieder erſcheinen zu müſſen. Die Inder haben das alles ſchon gewußt.

Ich ſprach mit einer Bekannten über den Glauben. Sie meinte, er müſſe bewußte, gewollte Überzeugung ſein. Dann

iſt es aber nicht Glaube, ſondern Wiſſen. Glaube iſt gerade die Macht des Gemüts, die etwas, allem Wiſſen, allem Wollen zum Trotz, feſthält. So gibt es den Glauben an einen Menſchen, ſelbſt wenn wir ihn augenblicklich auf falſchen Wegen wandeln ſehen, ſo gibt es den Glauben an eine metaphyſiſche Welt, trotzdem jede dogmatiſche Vorſtellung zerſtört iſt; ſo gibt es den Glauben an ein Ideal, ungeachtet der Idealloſigkeit der uns umgebenden Welt. Der Glaube iſt das Spontanſte, Unzerſtörbarſte in dem Gemüt, das gläubig angelegt iſt. Er wirft nur die Formen ab, die vor der Kritik der Vernunft nicht Stich halten, während gerade diejenigen, die ſich an dieſe Formen anklammern und meinen, dadurch den Glauben feſtzuhalten, keinen mehr haben, wohingegen das gläubige Gemüt hinter jedem verlaſſenen Horizont einen neuen, weiteren, mit neuen lichteren Sonnen aufleuchten ſieht.

Man kann vernünftig denken, daß das Diesſeits alles ſei. Freilich kommt es nur auf uns an, daß es viel ſei, indem wir das kurze Leben mit reichem Inhalt füllen. Wir haben dann immer noch vor jenen, mit denen wir das Schickſal der Vernichtung zu teilen hätten, das voraus, daß wir Götterfreuden im Streben und Werden genoſſen haben, wo jene ſtumpf vorübergingen, oder den ungelöſchten Durſt am Vergänglichen ſtillen wollten.

Wir ſind ja nicht am Ende des Wiſſens angelangt; und das iſt unſer Troſt und ſicheres Bewußtſein, daß die Entwicklung des Lebens unendlich iſt, daß der Tod nichts iſt, als der Übergang in neue Formen des Daſeins, daß die Atome, die einſt eine Dichterſtirn, ein begeiſtertes Herz bildeten, vielleicht in einer duftenden Blüte wieder erſcheinen, und ihre Wanderung von da wieder in neue Menſchenformen fortſetzen, und daß die herrlichen Gedanken, die jener Stirn entſprangen, die Liebe, die jenes Herz zu tröſtenden Taten des

Mitleids trieb, eingeflochten ſind in die Unſterblichkeit des Lebensquells, der, von Menſch zu Menſch und von Geſchlecht zu Geſchlecht fortzeugend, das Gute, Große, Schöne weckt. Daneben freilich tragen wir den Schmerz der Endlichkeit, der Notwendigkeit, der unerbittlichen Göttin, die wir ſchweigend verehren, und gegen die es nur Gehorſam gibt, während auf der anderen Seite Freiheit iſt, das heißt: Freiheit, das Vollendete zu wollen und das Mögliche zu erreichen.

Ein Bibelausſpruch, der gegen die Lehre vom Fegefeuer und die katholiſchen Zwiſchenſtationen ſpricht, iſt doch der, daß Chriſtus am Kreuz zu dem Schächer ſagt: *heute* noch wirſt du mit mir im Paradieſe ſein! Der war aber doch ein Sünder und konnte demnach noch nicht vorbereitet ſein, ſich Gott zu nahen.

Da es Spiegelungen der Exiſtenz gibt, in denen der Wille zum Leben nicht mehr ſtörend eintritt, in denen das objektiv Schöne beinah in völliger Idealität vor uns ſteht, dürfen wir uns da nicht mit Recht der Hoffnung hingeben, daß einſt, wenn der Kampf mit dem wilden Tiger ausgekämpft iſt, uns das Glück des leidenloſen, objektiven Anſchauens und Begreifens zuteil werden wird? Vielleicht liegt der Zweifel nur in dem Verwechſeln von Subjektivität, d. h. Egoismus, und Individualität. Je höher, je reiner dieſe iſt, je mehr iſt ſie fähig, ſich dem Objektiven hinzugeben. Je ſubjektiver, d. h. je gebundener im Willen, je getrübter iſt die Fähigkeit zur Selbſterlöſung, und mithin zum idealen Glück. Ein Werk des Genius ſpricht dies deutlichſt aus. Wer fühlte es nicht vor der Himmelfahrt der Maria von Tizian, in der Pinakothek zu Venedig, daß hier die Seligkeit der Erlöſung vom Willen *wirklich* dargeſtellt iſt? Da iſt keine Leinwand mehr, da ſind keine Farben. Da iſt eine reine, große Individualität, die überwunden hat, und nun Freiheit atmend aufſteigt in das univerſelle Daſein, in das Glück der idealen

Exiſtenz. Ihr nach ſehnt ſich in ſtürmiſchem Drang, was noch unten weilt im elementaren, unruhvollen Kampf.

Jedes tiefe innerliche Leben klingt mit einem Mollakkord aus, wie die ahnungsvolle Poeſie der Völker es im Volksliede ausſpricht.

Die einzige Aufforderung, zu der der Gedanke an den Tod uns führen ſollte, wäre die, das Leben mit dem höchſten Inhalt zu füllen, jedem Augenblick den edelſten Wert zu verleihen.

Es iſt das Schickſal aller tiefen Naturen, zuletzt mit ſich ſelbſt allein zu bleiben, d. h. mit dem, was das Univerſelle in uns iſt, und deshalb iſt es keine traurige Einſamkeit, ſondern die Rückkehr in die ewige Einheit des Daſeins, und damit in den wahren endlichen Frieden, dasſelbe, was die chriſtliche Anſchauung „Frieden in Gott haben“ nennt.

Wenn wir es auch wiſſen, bei dem Tode geliebter Menſchen, daß die eigentliche Realität dieſer Erſcheinung zurückgekehrt iſt in die ewige Einheit ihres Urſprungs, ſo bleibt der Schmerz der Trennung für das Herz doch derſelbe unheilbare, denn das Weſen der Liebe iſt es, die unendliche Gegenwart, die unendliche Betätigung ihrer ſelbſt zu bedürfen.

Wenn das Chriſtentum die früheren Religionen mit umfaßt, dieſe gleichſam ſein Johannes der Täufer ſind, ſo iſt damit ſchon der allmähliche Entwicklungsgang des religiöſen Bewußtſeins angedeutet und der Nimbus einer ein für allemal gegebenen Religion zerſtört. Wenn Plato ſchon die idealen Keime des Chriſtentums in ſich trug, wie ich eben las, ſo beweiſt dies nur, daß tiefe Denker ſchon vor der Er-

ſcheinung Chriſti die idealen Menſchheitsgedanken hatten, und daß Chriſtus eigentlich nur mit der Tat bewies, was theoretiſche Denker ſchon vor ihm ausgeſprochen hatten. Da alſo die Religionen ſich entwickeln, ſo iſt das Abſolute nicht in ihnen.

„Als Kinder in das Paradies eingehen", ſagt der Talmud. Wie unſäglich ſchön.

Ich fuhr mit einer Bekannten, von Frankreich nach Italien zurückkehrend, über den Gotthard, und wir ſprachen über die Bedeutung der Stelle aus Fauſt: „Wenn hohe Geiſterkraft die Elemente an ſich heran gerafft" uſw. — Je höher wir aber kamen, je mehr verſtummte das Geſpräch, denn die elementare, die Zauberwelt Fauſtens, umfing uns in Wirklichkeit und lockte die Phantaſie in eine Tätigkeit hinein, die keine Worte hatte. Das irdiſche Leben mit ſeinem bunten Schein war wie verſchwunden; ringsum ſtarrten eisbedeckte Rieſen; eine einſt vielleicht geweſene Schöpfung ſchien zurückgeſunken in den traumloſen Schlaf des Chaos. Wolken und Nebel kämpften, Form und Fels verhüllend, mit unſichtbaren Gewalten; Schneeflocken wirbelten durch die Luft. Man wußte nicht mehr, in welcher Region man dahinſauſte, vom Dampf, wie von einer geſtaltloſen, unterirdiſchen Macht getragen. Es war ſo phantaſtiſch, wie ich ſelten etwas geſehen hatte, und plötzlich fuhr man nun ein in die alte ewige Nacht des Urſchoßes der Dinge, aus dem auf den geheimnisvollen Wink eines Erzeugers einſt blühendes Leben hervorſtieg. Ich dachte, was wohl ein Geſchlecht geworden wäre, das ſein Daſein in ſolcher Nacht hätte vollbringen müſſen, ein Nibelungengeſchlecht, das das freudige Licht nie geſchaut hätte? Was hätten ſolche Gehirne hervorgebracht? — Da — plötzlich, nach kaum fünfundzwanzig Minuten, brauſen wir hervor aus dem Höllenſchlund, und ſonnenbeglänzte Gipfel lachen uns an, rötlich glühen die Berge, braungoldig ſchimmert das Laub, das noch herbſtlich die

Bäume bedeckt — kurz: es iſt Italien, und in mir ruft es: „Am farb'gen Abglanz haben wir das Leben!“

Das Leben erreicht zuweilen einen Punkt, wo in der Seele nur noch Schweigen iſt, wo wir darauf verzichten, noch gegen das Schickſal zu kämpfen, und das Haupt beugen.

Es gibt Tage, wo wir beſonders unter dem Bann der großen Lebenstragödie ſtehen und uns nicht freimachen können von dem Druck, den das uns unbekannte Fatum, das die Erdenloſe regiert, auf uns ausübt.

Die Natur iſt mitleidslos; um ſo mehr iſt das Mitleid das wahrhaft Ethiſche, das Bewußte im Gegenſatz zu dem Unbewußten.

An einem ſchwülen Sciroccotag in Villa Mattei:

Schwer liegt wie Blei auf der Welt
Der ſchwüle ſüdliche Luftſtrom,
Hüllet in Nebel die Fern',
Die ſanfte Form des Gebirges;
Scheint's doch, als ſeufze Natur
Ob ſchmählicher ſündlicher Taten,
Und als rief's durch das All:
Erlöſe uns endlich vom Böſen!

Zuweilen breitet ſich von allen Seiten wie ein ſchwarzer Schleier über das ganze Leben: dann geht es wie in der Natur: eine Blütezeit iſt vorüber und kehrt nicht mehr zurück. Doch der Frühling kommt wieder, und die Bäume und die Pflanzen grünen und blühen wieder; dieſelben Arten erſcheinen aufs neue, nur die individuelle Form hat ſich geändert.

Schön leiden zu ſehen, welch ein erhebender, rührender, troſtreicher Anblick! Häßlich leiden zu ſehen, wie unendlich betrübend! Es gibt dem Mitleid einen Zuſatz von Geringſchätzung für die unausgebildete Seele.

Ja, ſo iſt es! Die beſten Weſen werden immer trauriger, je weiter das Leben vorrückt, weil ſie mehr und mehr die unendliche Eitelkeit des Ganzen „l'infinita vanità del tutto", wie Leopardi ſagt, begreifen. Dafür gibt es keine Hilfe. Das Leben der Großen zeigt uns, mit wenigen Ausnahmen, immer dasſelbe Schauſpiel: die Überzeugung, die ſich langſam aus der Erfahrung entwickelt, daß auch die ſchönſten Werke, die Schöpfungen der erhabenſten Begeiſterung, nur ſelige Träume großer Seelen ſind und von der Menge unverſtanden bleiben, und daß die ideale Reform, die der Genius vollziehen will, wenn ſie ſtattfindet, den Stempel der Vulgarität erhält, den ihr die Berührung mit der Wirklichkeit der Welt aufdrückt. Der idealſte Ausdruck, den die Kunſt jemals für dieſe unausbleibliche Traurigkeit gefunden hat, iſt der in dem Chriſtuskopf auf dem Abendmahl des Leonardo da Vinci, jene ſanfte Bitterkeit auf dem edeln Antlitz, die ſagt: „Keiner hat mich verſtanden, und einer hat mich verraten!"

Wer große Schickſale und Schmerzen wahrhaft durchlebt hat und dadurch geläutert und vertieft iſt, bei dem wird die edle Scham immer mehr hervortreten, ſeinen Schmerz vor profanen Augen zu verhüllen, denn der Schmerz hat ſeine Schamhaftigkeit wie die Liebe. Die weltlichen Menſchen, denen es Bedürfnis iſt, auch ſelbſt ihre Leiden und Schmerzen an die große Glocke zu hängen, fühlen ſich dadurch getroffen und nennen das Kälte, während es doch nur der edle Stolz iſt, der ſein Allerheiligſtes vor Entweihung bewahrt. Denn iſt es nicht Entweihung, wenn das innerſte Leben der Seele auf offenem Markte bloßgeſtellt wird?

Das ganze Leben wird nach und nach Erinnerung, und es iſt ſeltſam, dieſe innere Welt zu ſehen, die mit ſo vielen geliebten Bildern bevölkert iſt, die da ihre Unſterblichkeit gefunden haben, während ihre irdiſche Erſcheinung verſchwunden iſt, gerade wie das Licht der Sterne, das uns noch zukommt, wenn die Himmelskörper ſelbſt längſt zerſtört ſind.

Könnte ich wünſchen, noch einmal in das Leben zurückzukehren, ſo wäre es, um noch mehr zu lernen, zu erkennen. In dem Geheimnis dieſer Sehnſucht liegt eigentlich der Schwerpunkt des ganzen Lebens und wie eine tröſtende Verheißung, daß dieſe unſichtbaren Flügel der Seele, die Sehnſucht nach Erkenntnis heißen, uns irgendwo an ſchöne Geſtade tragen.

Das Leben ſelbſt iſt des Lebens Zweck. Gelebt zu haben iſt unſere Aufgabe. Wie hoch oder wie niedrig man die verſteht, iſt eines jeden Sache.

In der Art, die Dinge zu verſtehen und aufzufaſſen, verraten die Menſchen am meiſten ihre Individualität.

Die Gewißheit, daß wir das eigentliche Weſen der Dinge erſt erleben werden, wenn wir dieſes Traumkleid abgeſtreift haben, wird immer größer in mir und damit die Freudigkeit. Dieſes Leben iſt zu erbärmlich bedingt, um dem Geiſtgebornen alles zu ſein. Das Leiden kann allerdings bis zu einem gewiſſen Grad aufgehoben werden durch die Erkenntnis, aber doch nur deshalb, weil wir fühlen, daß etwas in uns iſt, was über die Erſcheinung hinausgeht. Die Welt wird auch dazu zurückkommen. Das wird das neue Ideal ſein, ſchöner, großartiger, verklärter als das chriſtliche; es wird dem Geiſte neue Flügel geben, um ſchon hier, in dieſem Purgatorio, neue Himmel zu entdecken.

„Bedenken Sie, daß vom Baume der Erkenntnis eſſen, nichts weiter ſagt, als ſich zum Kampf für dieſes Leben ge-

ſchickt machen," ſchrieb mir heute mein 91 Jahre alter Freund. Wie ſchön in wenigen Worten die ganze Allegorie der Geneſis erklärt!

Es iſt ja wahr, daß das Leben traurig genug iſt, und daß die Mehrzahl der Menſchen nicht viel taugt! Aber wenn ich einen jungen begabten Mann ſagen höre: „Für Neuerungen unter den Menſchen, den ſogenannten Fortſchritt, habe ich nie Begeiſterung empfunden, weil das Pack immer gleich erbärmlich bleibt, wie hohe Stelzen man ihm auch verleihen mag" — dann möchte ich immer ſagen: ſieh doch einmal von der Mehrzahl weg auf die Guten und Bedeutenden, die es doch auch gibt und die beweiſen, was möglich iſt. In jedem Fall aber, ſelbſt wenn alle Dämonen wären, und man fühlte in ſich die Macht des Guten und das Streben nach dem Ideal, ſo müßte man den Mut haben, der einzige Engel unter Teufeln zu ſein.

Geſtern abend hatte ich eine heftige Diskuſſion mit A... Das iſt das Unglück der Menſchen, die ſich einſeitig mit den Naturwiſſenſchaften beſchäftigen, daß ſie den philoſophiſchen Gedanken gar nicht verſtehen. Sie ſehen immer nur das Greifbare, das Experiment, alſo das Einzelne, nie aber, wie der Philoſoph, den Zuſammenhang der Dinge, die ewige Kauſalität. Der Streit entſpann ſich, indem A. behauptete, das Objekt habe ſeine vollſtändige Realität auch ohne das erkennende Subjekt, und die Anſicht Berkeleys, daß ohne dieſes das Objekt gar nicht exiſtiere, ſei vollkommener Unſinn. Er führte mir als Beweis das Mammut an, das man kürzlich in Sibirien, im Eiſe faſt friſch erhalten, ausgegraben hatte, und das da alſo exiſtiert habe, ohne daß das erkennende Subjekt etwas davon gewußt hätte. Vergebens wandte ich ihm ein, daß das Mammut jetzt erſt anfange, Objekt zu ſein, nachdem das erkennende Subjekt es wahrgenommen habe, und daß es vorher im Eiſe ſo gut wie nicht da war. Er ging ſo weit, die Wirklichkeit der Welt zu behaupten, wenn

auch in alle Ewigkeit nichts als Stein und Pflanze, und kein erkennendes Subjekt da wären.

Doch verſtummte er endlich, als ich ihn daran erinnerte, daß er ſelbſt zugeſtanden habe, in einer früheren Diskuſſion, daß der Materialismus à la Carl Vogt, Büchner uſw. ein völlig überwundener Standpunkt ſei, und daß die Naturforſchung jetzt die untrennbare Einheit von Kraft und Stoff anerkenne. Dann gab ich ihm meine Anſicht in der herrlichen Faſſung Goethes:

1. Was wär der Schein, wenn er nicht Weſen hätte? Das Weſen wär es, wenn es nicht erſchien? die eigentlich ſchon die ganze Löſung der Frage enthält. Sie iſt der tiefſinnige Untergrund des wundervollen, philoſophiſchen Mythus von der Menſchwerdung Gottes, denn wenn das erkennende Subjekt Gott nicht Objekt wurde, ſich ſelbſt gegenſtändlich, ſo exiſtierte es nicht für das Bewußtſein, wäre alſo tot, gleich nichts. Das Weſen muß erſcheinen, um zu ſein, ſonſt wäre es nicht. Beide ſind identiſch.
2. Was wär der Stoff, wenn ihm nicht die ſchaffende Kraft innewohnte, in ewig neuen Kombinationen und Gebilden ſich ſelbſt zum Objekt zu machen, und was wär die Kraft, wenn ſie im Leeren wohnte und den Stoff nicht hätte, um darin wirkſam zu ſein? Alles Werdende wäre ja dann die alte Schöpfung aus dem Nichts. Alſo auch Kraft und Stoff ſind identiſch. Die Kraft entſpringt dem Subjekt, das ſich den Stoff gegenſtändlich macht. Eins ohne das andere wäre nichts.
3. Endlich: Das Subjekt ſelbſt wäre nicht, wenn es ſich nicht zugleich Objekt würde, indem es ſich erkennt als d e n Leib, als d i e Glieder, als d e n denkenden, fühlenden Menſchen. Ebenſo wäre das Objekt nicht, und wenn es Ewigkeiten dauerte, käme das Subjekt nicht, das es erkennt. Das wäre die Welt, über die das erlöſende „Es werde Licht“ nicht ausgeſprochen wäre, das Chaos, das Nichtſein, der Tod.

Wie tiefſinnig iſt auch hier der Mythos! Wie begriffen jene wunderbaren dichtenden Denker der Vorzeit das Geheimnis des Daſeins! Wie ganz wußten ſie, daß Gott ſelbſt ſich gegenſtändlich werden mußte, um Gott zu ſein.

Schon als ganz junges Mädchen dachte ich dasſelbe, noch ehe ich irgendeinen Philoſophen geleſen hatte. Immer mit Fragen über das Weſen der Welt beſchäftigt, ſagte ich mir: Ja, Gott mußte ſchaffen, ſich ſelbſt gegenſtändlich werden, ſonſt blieb er ſich ſelbſt unbewußt. Somit iſt das Subjekt das wahre a priori, ohne es wäre keine objektive Welt, aber es muß auch das Anſchauen, das Vorſtellen haben, ſonſt wäre es ſelbſt gleich Null.

Die Baſis aller Toleranz ſollte die Betrachtung ſein, daß die verſchiedenen Anſchauungen desſelben Objekts für die verſchiedenen Subjekte, denen ſie angehören, jedesmal wahr ſind, wie dies z. B. bei allen Religionen der Fall iſt.

Ohne den idealen Genuß, der uns weit vom Tier, vom blinden Zufall und vom bloßen Nützlichkeitsprinzip ſcheidet, iſt das Leben gemein.

Jedes rechte Leben findet auch ſeine Erfüllung, trotz dem Unerſetzlichen, was verloren geht.

Wie kann die wunderſchöne Legende der Weihnacht entſtanden ſein? Nicht durch die Apoſtel, die erſt im Mannesalter zu Jeſus kamen, nicht durch Maria oder die Hirten, die noch zu naiv und dem natürlichen Vorgang der Geburt zu nahe waren, um darüber zu dichten. Wahrſcheinlich fühlte, im Anwachſen des Mythos, der ſich nach und nach um die Perſon des Meſſias bildete, ein von Jeſus begeiſterter Gläubiger ſich hingeriſſen, ſchon den Eintritt des Gottesſohnes in die Welt mit allen Wundern himmliſcher Teilnahme zu

ſchmücken, wie es ſchon frühere Religionen mit ihren Stiftern getan. Denn der Menſch liebt es, das Unbegreifliche des Genius mit Wundern zu umgeben, während doch der Genius ſelbſt das Wunder iſt.

Es gibt Dinge in der Natur, deren Anblick beinah auf uns wirkt, wie ein großes Ereignis, die uns befreien von der Laſt der perſönlichen Exiſtenz, indem ſie uns dem Unendlichen, dem univerſellen Daſein vereinen. So iſt das Meer.

Die Flamme des Geiſtes iſt ein wohltätiges, ſtärkendes Licht, wenn ſie im freien Äther der Erkenntnis, ungetrübt von irdiſcher Sorge, brennen kann. Aber ſie wird zum verzehrenden Brand, wenn die Angſt um das materielle Daſein ſie ſchürt und nährt. Die Monumente ſetzt der ſchöpferiſche Genius ſich ſelbſt; daß er frei ſei, ſie ſich zu ſetzen, müßte die Sorge ſeiner Zeitgenoſſen ſein.

Eine Bekannte frug mich heute: „Glauben Sie, daß die Leidenſchaft wirklich nötig iſt, große Dinge zu ſchaffen?“ Ich ſagte ihr: „Ja, die Leidenſchaft für die großen Dinge iſt nötig, um ſie zu ſchaffen, aber nicht die perſönliche Leidenſchaft, die immer egoiſtiſch und exkluſiv iſt, außer wenn ſie zur Leidenſchaft für die großen Dinge führt.“

Die unegoiſtiſche Liebe iſt ein arger Tyrann; ſie zwingt uns mit unwiderſtehlicher Gewalt zu immer neuen Opfern; dem Glück kann man entſagen, dem Mit—leiden nicht.

Die meiſten Menſchen lieben uns mehr um das, was wir *tun*, als um das, was wir *ſind*.

Etwas zu *ſein* iſt das beſte Mittel gegen das etwas *ſcheinen* zu wollen.

Das Herz ſchließt endlich ſeine Pforten zu. Es iſt ein Pantheon, in dem ſchon alle Niſchen mit geliebten und verehrten Bildern beſetzt ſind; für neue iſt kein Raum mehr da.

Der reifende Geiſt kann einſam ſein, und in der Einſamkeit die Fülle des Daſeins genießen. Das Herz kann nur ſelig ſein, wenn es das Leben einzelner geliebter und verehrter Menſchen oder das von Tauſenden ſchmücken kann. Das wäre auch die wahrhaft ſchöne und berechtigte Seite des Herrſchertums: die Macht zu beglücken, und gerade an dieſer Möglichkeit ſcheitert der Wille. Welch arger Widerſpruch! Man müßte an der menſchlichen Natur verzweifeln, wenn es nicht gerade ein Beweis wäre, daß keiner ein allmächtiger Gott ſein ſoll unter Menſchen, und daß nur Gleichberechtigte eine vernünftige menſchliche Einheit bilden können.

Freundſchaft iſt perſönliche Sympathie ohne Beimiſchung von Leidenſchaft, und daher unegoiſtiſch. Die Definition des Ariſtoteles: „Freundſchaft iſt, wenn man alles tut, was der andere will, ohne an ſich ſelbſt zu denken", ſcheint mir nicht vollſtändig. In der Freundſchaft iſt die Erkenntnis tätiger als der Wille; in der Liebe iſt es umgekehrt; daher iſt in der Freundſchaft Ruhe, in der Liebe Unruhe.

O Stille, Geſegnete! Du, die du allein würdige Stimmungen erzeugſt.

Gewiſſe Kranke wollen mit großer Rückſicht behandelt ſein, man muß Schwächen in ihnen ſchonen und nicht glauben, ſie könnten ſie überwinden. Daß ſie es nicht können, iſt eben ein Teil ihrer Krankheit. Beſonders können manche Kranke es nicht ertragen, daß man an ihrer Krankheit zweifelt, da ſie ſich ſelbſt für kränker halten als alle anderen. Aber auch zartfühlenden Naturen iſt dies, wenngleich aus anderen Gründen, empfindlich, da ſie andere nicht gern mit

der Erzählung ihrer Leiden plagen und doch den Anforderungen, die man an Geſunde macht, nicht genügen können.

Dem Freigeiſt kann man keine Gebote vorſchreiben, ſonſt iſt er ja nicht mehr Freigeiſt. Er erkennt auch Geſetze an, aber im Geiſte des Solon, die ſich mit ſteigender Erkenntnis ändern und verbeſſern laſſen.

Man vergleiche die Geſichter von Savonarola und Luther. In ihnen ſpricht ſich ſchon der ganze Unterſchied der deutſchen und italieniſchen Reformation aus. Der ſüdliche Reformator bleibt Fanatiker, quand même; Luther bleibt derb, ſchlicht, energiſch, aber nicht fanatiſch.

Das Verbot des Vaters der Schwanenjungfrauen an ſeine Frau, nicht zu fragen, wer er ſei, ebenſo das Verbot Lohengrins, ſind ſie nicht verwandt mit dem Verbot im Paradies, nicht vom Baum der Erkenntnis zu eſſen? Nur nicht erkennen, beſonders die Frau nicht, von alten Zeiten her. Wer iſt der Neidiſche, der es verwehrt? Ein Mann.

Der Idealiſt allein hat den Glauben, der Berge verſetzen kann, weil in ihm der Wille ſchon auf ſeine Verneinung gerichtet, ſich mit aller Kraft auf die Verwirklichung des Ideals wendet, und ihm den Mut gibt, auszuharren, bis er ſein Ziel erreicht. Er hat daher vielleicht weniger innere Kämpfe, als andere, weil ihm ſein Weg unabänderlich vorgezeichnet iſt. Er leidet aber tiefere Schmerzen durch den Widerſtand der idealloſen Welt.

Gregorovius ſagt einmal, die großartigſte aller Legenden ſei die von Moſes, der von der Höhe aus unten das gelobte Land erblickt, und dann ſtirbt. Alle Idealiſten erleben dieſe Legende; der Geiſt führt ſie auf die Höhe, wo ſie ihr Land der Verheißung erblicken, aber erreichen tun ſie es nicht.

Im Jahre 382 nach Chriſti ſchrieb der heilige Auguſtin: „Nihilisti apellantur quia nihil credunt et nihil docent.“ (Nihiliſten genannt, weil ſie nichts glaubten und nichts lehrten.) Er ſprach von einer Geſellſchaft, deren Zweck Verneinung und Vernichtung alles Beſtehenden war. Alſo iſt auch das nichts Neues, nur das Dynamit iſt ein moderner Zuſatz.

Die Greuel der Reaktion in Neapel nach 1799 ſind ſo abſcheulich, daß ſie allein ſchon ein jüngſtes Gericht verdienten, und keine Flammen der Hölle heiß genug wären für ſolche Unmenſchen, wie König Ferdinand, Maria Carolina, Acton und Genoſſen. Die Vernichtung wäre ein zu großes Glück für ſolche Weſen. Die müſſen braten in ewiger Qual!

Epiſoden aus den Jahren 1876 und 1877

Es waren bedeutungsvolle Jahre für mich. Schon im Juni des Jahres 76 bereitete ſich in Genua ein Feſt vor, das das demokratiſche Italien, das zu der Zeit noch einen Teil der idealen Begeiſterung beſaß, die ſeine Einheit hauptſächlich zuſtande gebracht hatte, — in große Erregung verſetzte, und auch meine innigſte Teilnahme in Anſpruch nahm. Es ſollte in Genua das Monument enthüllt werden, das die Stadt ihrem edelſten Sohne, Joſeph Mazzini, ſetzte, der vier Jahre vorher, zwar auf heimiſcher Erde, aber immer noch ein Exilierter und zwar der einzige Exilierte, geſtorben war. Das Feſtkomitee hatte durch ein Manifeſt die italieniſche Nation zur Teilnahme aufgefordert und es war zu erwarten, daß beſonders von den demokratiſchen Arbeitervereinen aus allen Gegenden Italiens ein großer Zuzug ſtattfinden würde. Denn Mazzini war den Arbeitern immer ein wahrer Freund und Lehrer geweſen. Er zeigte ihnen ihre Rechte, aber er forderte von ihnen auch die Erfüllung ihrer Pflichten, und hätte er die Geſchicke Italiens lenken können, von der Zeit

ſeines Triumvirats in Rom an bis zu ſeinem Tod, er hätte ſicher den Sinn für Pflichterfüllung und Geſetzlichkeit in ſeinem Volk geweckt, und es würde heute auf einer höheren Stufe der Moralität ſtehen, als es jetzt der Fall iſt.

In Genua iſt Mazzinis Andenken lebendig unter den arbeitenden Klaſſen, die es wiſſen, wie ſehr er ſie im Herzen trug und für die Verbeſſerung ihres Schickſals bemüht war. Noch bei meinem letzten Aufenthalt dort zeigte mir ein Arbeiter die Reihe guter, reinlicher Wohnhäuſer für Arbeiter, die auf Mazzinis Anregung gebaut wurden, und verſicherte mir, daß ſie treu an ſeinen Lehren hingen. Dasſelbe bekräftigte mir der Kutſcher, der mich auf den ſchönen Kirchhof von Staglieno fuhr, wo die irdiſche Hülle Mazzinis ruht. Der Ort liegt weit hinaus vor der Stadt und zieht ſich einen Berg hinan, von dem man eine herrliche Ausſicht genießt. Hier befindet ſich auf der Höhe, in den Fels eingehauen, die geräumige Gruft, in der der Sarg ſteht. Auf einem freien Platz davor iſt das Grab ſeiner Mutter, mit der ihn die innigſte Liebe verband. Sie liegt da, wie um ihn, den ihre aufopfernde Mutterliebe im Leben nicht vor der tiefſten Tragik des Schickſals ſchützen konnte, wenigſtens im Tode vor der Tücke des Haſſes und Neides ſicherzuſtellen. Seine Ruheſtätte könnte nicht ſchöner ſein, aber ſeine Vaterſtadt will das Verbrechen, das Italien an ihm beging, wenigſtens durch ein Monument ſühnen, das wie das des Kolumbus davon zeugen ſoll, daß Genua auf ſeine großen Söhne ſtolz iſt. Das Feſt wird glänzend ſein, prachtvolle Ausſchmückung der Stadt und des Weges bis zum Kirchhof, Vergnügungen für das Volk, Muſik, Illumination — nichts wird fehlen. Nur eins wird fehlen: die Erfüllung deſſen, was Mazzini für ſein Volk gewollt und gehofft hat, und wofür er das lange Märtyrertum des Exils und die unzähligen bitteren Enttäuſchungen mit unerſchütterlicher Standhaftigkeit getragen hat. Wie es ihm nur um dies hohe Ziel zu tun war und wie er dabei allen Ehrgeiz, allen perſönlichen Erfolg hintenan ſetzte, davon gibt Alexander Herzen eine ſchöne

Schilderung, nachdem er Mazzini, nach dem Krieg von 1859, wiedergesehen hatte. Herzen spricht von den politischen Ereignissen der Jahre 59 und 60, und wie im Schlachtenlärm und Pulverdampf die befreundeten Gestalten der Freiheitskämpfer eine Zeitlang verschwanden, bis sie dem besorgt forschenden Blick der Freunde endlich unversehrt wieder erscheinen. Dann sagt er: „Aber eine Persönlichkeit stand fern von diesem Rauch, diesem Getöse des Krieges, vom Jubel der Sieges-Festlichkeiten und von den Lorbeerkronen, und erreichte im Schatten der Einsamkeit eine außerordentliche Größe. Unter den Verwünschungen aller Parteien, des betrogenen Pöbels, der wilden Priester, der feigen Bourgeoisie, des piemontesischen Gesindels, wie bei den Verleumdungen aller Organe der Reaktion, vom päpstlich-kaiserlichen Moniteur an bis zu dem Eunuchen der Londoner Geldmäkler, der Times (die den Namen Mazzini nie ohne Hinzusetzung eines gemeinen Schimpfwortes aussprach), blieb Mazzini nicht nur unerschütterlich, sondern er segnete freundlich sowohl Freund wie Feind, wenn sie nur seinen Gedanken, sein hohes Ziel ausführen wollten. Man konnte von ihm sagen, was Puschkin von seinem Abbadonna sagt:

Das Volk, das im geheimen du gerettet,
Verhöhnt nun deine heil'gen weißen Haare.

Nur, daß bei ihm nicht Kutuzoff, sondern Garibaldi stand. Durch die Gestalt seines Helden und Befreiers sagte sich Italien doch nicht von Mazzini los. Warum aber gab ihm nicht Garibaldi die Hälfte seines Kranzes? Warum berief sich der römische Triumvir nicht auf seine Rechte? Warum bat er selbst nicht, an ihn zu denken, und warum schwieg der Volksführer, der doch rein war wie ein Kind, und erlog eine Entzweiung? — Darum, weil beide etwas hatten, was ihnen teurer war als die eigene Persönlichkeit, als Name und Ruhm — Italien!

Aber die gemeine Gegenwart verstand sie nicht. Sie war nicht tief genug, um solche Größe zu fassen. Garibaldi

wurde immer mehr eine Geſtalt des Cornelius Nepos. Auf ſeiner kleinen Inſel erſchien er ſo antike Größe, ſo einfach und rein wie ein Held Homers, ohne Rhetorik, ohne Dekoration und Diplomatie, im Epos iſt das alles nicht nötig. Als die Sache beendet war, entließ ihn der König, wie man den Poſtillon entläßt, der uns an Ort und Stelle gebracht hat, und war nur verlegen darüber, was er ihm als Trinkgeld geben ſollte, und als er erriet, daß ſeine Undankbarkeit Garibaldi betrübe, ſchickte er ihm Faſanen, die er geſchoſſen, Blumen aus ſeinen Gärten und unterſchrieb ſeine Briefe: „Immer Dein Freund Vittorio."

Für Mazzini exiſtierten die Menſchen nicht, für ihn gab es nur *eine* Sache. Wieviel Faſanen und Blumen ihm auch der König ſchicken möchte, es würde ihn nicht rühren, er würde ſich aber gleich mit ihm, den er für einen gutmütigen aber leeren Menſchen hält, verbinden, wenn dieſer für die Sache arbeiten wollte. Mazzini iſt der Asket, der Calvin, der Procida der Befreiung Italiens; er iſt ewig nur mit *einer* Idee beſchäftigt, ſtets bereit zu handeln und hält, mit derſelben Geduld und Hartnäckigkeit, mit der er aus unklaren Menſchen und ihren Beſtrebungen eine Verſchwörungspartei ſchuf, auch Garibaldi, ſeine Genoſſen und das halb befreite Italien wach, indem ſeine magere, traurige Hand fortwährend nach Rom zeigt. Als ich früher über Mazzini ſchrieb, verweilte ich nicht beſonders auf ſeinem Zerwürfnis mit Garibaldi im Jahr 54 und auf der Verſchiedenheit unſerer Anſichten. Ich tat dies aus Zartgefühl, aber ich hatte unrecht, dieſes Zartgefühl iſt zu klein für Mazzini. Über ſolche Menſchen muß man nicht ſchweigen, *die braucht man nicht zu ſchonen*. Nach ſeiner Rückkehr aus dem eroberten Neapel ſchrieb er mir ein paar Zeilen. Ich eilte beklommenen Herzens zu ihm und erwartete ihn traurig und in ſeiner höchſten Liebe beleidigt zu finden, denn ſeine Lage war tief tragiſch. Ich fand ihn körperlich gealtert, aber geiſtig geradezu verjüngt. Er kam mir entgegen, faßte nach ſeiner Gewohnheit meine beiden Hände und ſagte: „So iſt es

denn endlich vollbracht!" Dabei glänzten ſeine Augen voll Begeiſterung, und ſeine Stimme bebte vor Erregung. Er erzählte mir von den Ereigniſſen der letzten Zeit, vor und nach der Expedition nach Sizilien. Aus der Wärme und Liebe, mit denen er von den Waffentaten und Siegen Garibaldis ſprach, leuchtete ſeine Freundſchaft für dieſen auf das innigſte hervor, aber er ereiferte ſich auch über deſſen blindes Vertrauen in die Menſchen und ſeine Unfähigkeit, ſie zu beurteilen und zu unterſcheiden. Ich dachte, ob ich wohl einen Hauch, einen Ton der beleidigten Eigenliebe entdecken würde — aber nein! Er war nur traurig, traurig ſo, wie die Mutter, die der verliebte Sohn auf eine Zeitlang verlaſſen hat. Sie weiß, daß der Sohn zurückkehren wird und daß er glücklich iſt, das iſt ihr Erſatz für alles. Mazzini iſt voller Hoffnung für Italien, er und Garibaldi ſtehen ſich näher als je. Er erzählte lächelnd, wie die neapolitaniſchen Volkshaufen ſein Haus umgeben, und, von den Agenten Cavours aufgewiegelt, geſchrien hätten: „Tod dem Mazzini!" Man hatte ſie nämlich, unter anderen Dingen, glauben gemacht, daß er ein „bourboniſcher Republikaner" ſei. „Es waren gerade", ſagte er, „mehrere unſerer Leute bei mir, und unter ihnen ein junger Ruſſe, der war ganz erſtaunt, daß wir, als das Geſchrei vorüber war, unſer unterbrochenes Geſpräch ruhig fortſetzten. Fürchten Sie nichts, ſagte ich ihm, ſie werden mich nicht töten, ſie ſchreien nur."

„Nein, ſolche Menſchen braucht man nicht zu ſchonen!" wiederholt Herzen, und er hat recht. Getötet haben ſie Mazzini freilich nicht, aber den bittern Kelch des niedrigſten Undanks haben ſie ihn trinken machen; er mußte, der einzige Exilierte, endlich unter fremden Namen kommen, um auf der geliebten heimatlichen Erde zu ſterben am 10. März 1872, und als der Arzt, der den ſchon Todkranken behandelte, ihn einen Engländer glaubend, ſich wunderte, wie gut er italieniſch ſpreche, ſagte der Sterbende: „Es hat auch niemand Italien ſo geliebt wie ich." Daß ſein Volk ihm jetzt das

Denkmal dankbarer Erinnerung ſetzt, iſt gut, aber es kann die Schuld nicht ſühnen, die man an dem Lebenden beging.

Im Monat Juli desſelben Jahres begab ich mich auf die Reiſe nach Deutſchland, zu den erſten Aufführungen im Theater von Bayreuth. So war es nun wirklich geſchehen! Der Theaterbau, bei deſſen Grundſteinlegung wir, die wir Wagners Idee verſtanden und mit Begeiſterung erfaßt hatten, voll freudiger Hoffnung zugegen geweſen waren, denkend, daß das deutſche Volk ſeinem großen Meiſter mit bereitwilligſter Hilfe entgegenkommen werde — wir, die wir dann jahrelang mit tiefem Unmut die dumpfe Gleichgültigkeit von der einen, die gehäſſige Bosheit und den kleinlichen Neid von der anderen Seite angeſehen hatten, ſo daß wir beinahe am Gelingen des Werks im bitteren Schmerz verzweifelt wären, — wir ſahen uns nun am Ziel. Die hohe Geſinnung eines großherzigen Fürſten hatte auch hier wieder helfend eingegriffen, da die Anzahl der gezeichneten Patronatſcheine die nötige Summe nicht eingebracht hatte, und die erſte Aufführung im Theater von Bayreuth, die Tetralogie der Nibelungen, war geſichert. Mit wahrem Glücksgefühl zog ich der kleinen deutſchen Stadt wieder zu, die ich mir zur letzten Heimat hatte wählen wollen, woran mich die Ungunſt des Klimas gehindert hatte. Sie prangte nun im feſtlichen Schmuck und in der Hoffnung einer leuchtenden, ganz einzig daſtehenden Zukunft, die ihr der Genius mit ſeiner Wahl zu verheißen ſchien. Wie durch einen Zauber war dies vergeſſene Heim der geiſtvollen Schweſter Friedrichs des Großen, der Markgräfin Wilhelmine, wieder zum Leben gerufen, und zu welchem Leben! Hier ſollte ein Kulturwerk entſtehen, wie die moderne Geſchichte nichts Ähnliches aufzuweiſen hatte, ein Kulturwerk im griechiſchen Geiſt, wo nur einmal im Jahr, losgelöſt von den Feſſeln der Alltäglichkeit, das deutſche Volk ſich verſammeln und im Spiegelbild höchſter Kunſtſchöpfungen, ſein eigenes edelſtes Selbſt verklärt erkennen ſollte. So wenigſtens hatte ich Bayreuth verſtanden, ſo wenigſtens, glaube ich, verſtand es Friedrich

Nietzſche damals, und verſtand es die kleine Anzahl derer, die ſich mit Begeiſterung von Anfang an um den Meiſter geſchart hatten. Mein Aufenthalt, der für die ganze Zeit der Aufführungen geplant war, verhieß mir in jeder Beziehung ungemein freundlich zu werden, denn meine töchterliche Freundin Olga, ihr Mann, ihre Schweſter und ihr kleiner Sohn kamen ebenfalls, die ganze Zeit mit mir zu verbringen; dazu geſellten ſich manche liebe Freunde beinahe täglich in dem zu unſerer Wohnung gehörigen ſchönen Garten, Nietzſche, Eduard Schuré aus Paris und andere, ſo daß Wagner, als er eines Tages zu uns kam, ſcherzend ſagte: „Nun, bei Euch kommt hinter jedem Buſch ein Profeſſor hervor," denn auch Olgas Mann, Gabriel Monod, war ja Profeſſor. Viele der mitwirkenden Künſtler kamen und muſizierten bei uns, kurz, es war ein fröhliches, genußreiches, geſelliges Leben, das die Pauſen zwiſchen den Aufführungen ausfüllte. Nun aber dieſe ſelbſt! Wer vermöchte den Eindruck, die freudige Rührung und Ergriffenheit zu beſchreiben, die man empfand, als ſich zum erſtenmal die Räume dieſes künſtleriſch erdachten, ſo einfach und ſo edel vornehm ausgeführten Baues öffneten; als man ſogleich begriff, wie nur ſo ein großes Kunſtwerk würdig anzuhören ſei, indem ein jeder Sitz im Haus nur die Bühne als Augenziel hatte, und nicht eine hell erleuchtete Logenreihe mit geputzten Zuſchauern darin; als dann die Lampen erloſchen, das unſichtbare Orcheſter ſeine wunderbaren Töne wie aus einer Geiſterwelt hervorſandte, und als endlich der Vorhang auseinanderging und über den „myſtiſchen Abgrund", wie Liſzt den tiefen Raum zwiſchen der Bühne und den Zuſchauern genannt hatte, hinüber die Szene wie ein Traumbild ſichtbar wurde, und Handlung und Muſik die Sinne ſo gefangen nahmen, daß man, der Alltagswelt entrückt, eine ideale Wirklichkeit erlebte! Nur wer ihn mit erlebt hat, dieſen erſten, entzückenden Eindruck der kaum für möglich gehaltenen Verwirklichung eines idealen Schöpfungsgedankens, kann es begreifen, mit welcher Inbrunſt ſich das Herz an die Hoff-

nung hingab, daß eine neue Kulturepoche, ſo wie unſere größten Geiſter ſie geträumt, für Deutſchland emporkeimen werde, daß die materielle, durch die Waffen gewonnene Macht, ſich verklären könne in dem, was des deutſchen Geiſtes beſtes Erbteil iſt. Kein ſpäterer Erfolg des Bayreuther Unternehmens kam jemals wieder dem Glück dieſer Hoffnung gleich, denn wie Hohes auch erreicht wurde und noch wird, dieſe Hoffnung ſchlug doch fehl, das deutſche Volk blieb hinter ſeiner Aufgabe zurück.

Damals aber ſtörte nichts den holden Traum; jede kleine Kritik verſtummte, der Neid und die Bosheit bemühten ſich umſonſt, Gift in den Freudenbecher zu miſchen, und was etwa noch mangelhaft blieb bei der Ausführung, wurde kaum gefühlt in der Glorie des Ganzen. Und wie befeſtigte ſich da mein lang gehegter Gedanke, daß das Theater zu einem der edelſten Kulturmittel für das Volk werden müßte, ſtatt daß es heutzutage beinahe ein Mittel der Korruption geworden iſt. Theaterbauten, dem zu Bayreuth ähnlich, ſollten ſich an verſchiedenen Orten Deutſchlands erheben, das Geld fände ſich ſchon, wenn man ernſtlich wollte, warum findet es ſich z. B. für die vielen neuen unnützen Kirchen, die man baut, oder für die ungeheuren Militärausgaben in Friedenszeit? Ebenſo wie für das Muſikdrama müßte für das rezitierende Drama geſorgt werden; höchſtens zweimal im Jahr vollendete Aufführungen der edelſten Meiſterwerke, und zwar mit ſo billigen Preiſen, daß auch die Unbegüterten daran teilnehmen und durch den Einfluß hoher Kunſt zur Geſittung geführt werden könnten. Das wären Kulturaufgaben für die Regierungen, die beſſer wirken würden gegen Roheit und Verbrechen, als Gefängniſſe und Zuchthäuſer.

Damals glaubte ich noch an die Möglichkeit, ſolche Dinge ins Leben zu rufen, jetzt iſt die Hoffnung wieder entflohen, weit in eine nebelhafte Zukunft — ach wie weit!

Die ſchönen Tage aber gingen froh zu Ende; wir hatten Herrliches erlebt und gingen mit Schätzen der Erinnerung

im Herzen fort. Am Schluß der Aufführungen vereinte noch einmal ein großes Bankett das ganze zuletzt gebliebene Publikum, wobei Wagner eine herrliche Rede hielt, die mit den viel zitierten, oft mißverstandenen Worten schloß: „dann haben wir eine deutsche Kunst“. Nach ihm sprach Liszt, den er gerührt als einen der edelsten Förderer seines Werks gepriesen, mit der ihm eigenen Grazie und Feinheit der Bildung wenige aber schöne Worte und sagte, wie er sich vor Dante Alighieri und vor Michelangelo beuge, so beuge er sich nun vor dem Genius, dessen Tat wir erlebt hätten. Die Umarmung der zwei Männer, jetzt sich auch verwandtschaftlich so nahe, war ein schön bewegter Schluß eines Kulturfestes von der allerhöchsten Bedeutung. Leider war die Welt noch nicht reif genug dafür.

Nach einem Aufenthalt im Verein mit Olga in einem deutschen Badeort ging ich im Herbst nach Italien zurück, und zwar noch nicht zu bleibendem Aufenthalt nach Rom, sondern zunächst nach Neapel zur Ausführung eines Planes, der von mir erdacht, sich dort verwirklichen sollte. Die Gesundheit Friedrich Nietzsches, mit dem mich nun schon seit dem Jahre 72 warme Freundschaft verband, hatte sich nämlich in solchem Maße verschlechtert, daß er für nötig fand, einen längeren Urlaub von der Universität in Basel zu erbitten, um sich einmal ganz auszuruhen, und zwar zog es ihn nach dem Süden, da es ihm schien, als müßte die wonnevolle Natur dort ihn, den schönheitsdurstigen Griechen, ganz herstellen können. Er hatte aber vorsorgliche Umgebung und Pflege nötig, und da weder Mutter noch Schwester ihn damals begleiten konnten und ich mir noch kein festes Asyl in Rom gegründet hatte, so bot ich ihm schriftlich an, mit ihm zusammen nach Sorrent zu gehen, um den Winter da zu verbringen und im glücklichen dolce far niente des Südens Erholung, ja Genesung zu suchen. Er antwortete: „Verehrteste Freundin, ich weiß wirklich nicht, wie ich Ihnen für das in Ihrem Briefe Ausgesprochene und Angebotene danken soll; später will ich Ihnen sagen, wie

zur rechten Zeit dies Wort von Ihnen gesprochen wurde und wie gefährlich mein Zustand ohne dieses Wort geworden sein würde; heute melde ich Ihnen nur, daß ich kommen werde" usw. — In einem späteren Brief schrieb er dann noch: „Ungefähr alle acht Tage habe ich meinen Leiden (Kopf- und Augenschmerzen) ein dreißigstündiges Opfer zu bringen, deshalb vertröste ich mich ganz und gar auf das Zusammensein mit Ihnen am Golf von Neapel. Wir wollen dort schon die Gesundheit erzwingen. An dieser Hoffnung hat mich bisher nichts irre gemacht."

Ich hatte bereits vorbereitend eine Fahrt nach Sorrent gemacht und eine Wohnung gefunden, wie sie für die kleine Kolonie paßte, zu der unser Duo angewachsen war. Nietzsche hatte nämlich einen von ihm sehr geschätzten Freund, Dr. Paul Rée, und einen seiner Schüler, einen jungen Basler, Brenner mit Namen, zum Mitgehen nach Sorrent vorgeschlagen, und da ich nichts dagegen hatte (ich kannte nur den letzteren, da er seiner Gesundheit wegen in Rom gewesen war), so wurde auch auf Wohnen in demselben Hause Rücksicht genommen. Es fand sich eine unbesetzte, von einer Deutschen eingerichtete Pension, mitten in einem Weingarten, wo im ersten Stock sich Zimmer für die drei Herren, mit Terrassen, im zweiten Stock Zimmer für mich und meine Jungfer, und ein großer Saal zum gemeinschaftlichen Gebrauch vorfanden; von den Terrassen hatte man die herrlichste Aussicht über den grünen Vorgrund des Gartens hinweg auf den Golf und den eben damals sehr aufgeregten, abends Feuersäulen emporsendenden Vesuv. Nachdem ich so für Unterkommen gesorgt hatte, ging ich nach Neapel zurück, meine Gefährten zu erwarten. Sie kamen zu Schiff von Genua her, und Nietzsche war etwas enttäuscht, weil ihm die Seefahrt und die Ankunft in Neapel mit dem schreienden, lärmenden, zudringlichen Volk sehr unangenehm gewesen waren. Gegen Abend jedoch lud ich die Herren zu einer Fahrt auf den Posilip ein. Es war einer jener Abende, wie man sie nur dort erlebt, Himmel, Erde und

Meer ſchwammen in einer Glorie von Farbentönen, die man nicht beſchreiben kann, die aber die Seele durchdringen mit dem Zauber einer wonnevollen Muſik, einer Harmonie, in der ſich jeder Mißton auflöſt und verſchwindet. Ich ſah, wie Nietzſches Geſicht ſich in freudigem, beinahe kindlichem Staunen aufhellte, wie ihn innige Rührung überkam, und endlich brach er in einen Jubelausruf über den Süden aus, den ich als eine gute Vorbedeutung für ſeinen Aufenthalt begrüßte.

In Sorrent nun richtete ſich das Leben ganz behaglich ein. Am Morgen fanden wir uns nie zuſammen, ein jeder blieb in völliger Freiheit bei ſeiner eigenen Beſchäftigung. Erſt das Mittageſſen vereinigte uns, und zuweilen am Nachmittag ein gemeinſchaftlicher Spaziergang in der zauberiſchen Umgebung, zwiſchen Orangen- und Zitronengärten hin, deren Bäume, hoch wie unſere Apfel- und Birnbäume, ihre von goldenen Früchten beladenen Äſte über die Gartenumzäunung herüber, den Weg beſchattend, hängen ließen, oder hinauf auf die ſanften Höhen, oft an Bauernhöfen vorüber, wo anmutige Mädchen in heiterem Zuſammenſein die Tarantella tanzten, nicht die gekünſtelte, wie ſie jetzt von geputzten Banden für die Fremden in den Gaſthöfen getanzt wird, ſondern in urſprünglicher, von natürlicher Grazie und Sittſamkeit begleiteter Art. Oft zogen wir auch zu weiteren Ausflügen auf Eſeln aus, die dort für die unwegſameren Bergtouren bereit gehalten werden, und da gab es meiſt viel Lachen und Spaß, beſonders mit dem jungen Brenner, deſſen lange Beine beinahe mit denen des Eſels zugleich auf der Erde fortliefen, und deſſen noch etwas ungeſchickte ſchülerhafte Art die Zielſcheibe gutmütiger Scherze wurde. Am Abend vereinte uns aufs neue das Abendeſſen und nach dieſem im gemeinſchaftlichen Salon angeregtes Geſpräch und gemeinſame Lektüre.

Der erſte Monat wurde noch durch die Anweſenheit von Wagner und ſeiner Familie verſchönt, die nach den Anſtrengungen des Sommers während der Aufführungen durch

eine Reiſe in Italien Erholung ſuchten. Sie wohnten im Hotel, wenige Schritte von uns, und ich verbrachte natürlich den größten Teil meiner Zeit mit ihnen, beſonders mit der von mir ſo innig geliebten und hochgeſchätzten Coſima, mit der das Zuſammenſein mir ſtets geiſtig und gemütlich den höchſten Genuß gewährte. Wagner las dort mit großem Intereſſe die Geſchichte der italieniſchen Republiken von Sismondi und rief Coſima und mich oft herbei, um uns eine oder die andere Epiſode, die ihm beſonders gefiel, vorzuleſen, ſo unter anderen eine, die er nachher in Rom dem damals noch lebenden, ſehr begabten italieniſchen Dichter Coſſa zu dramatiſcher Bearbeitung empfahl, die aber nicht zuſtande kam. Öfters wurde auch unſer Quatuor abends zu Wagners geladen; es befremdete mich allerdings dabei, in Nietzſches Reden und Benehmen eine gewiſſe gezwungene Art von Natürlichkeit und Heiterkeit zu bemerken, die ihm ſonſt ganz fremd war; da er ſich aber nie mißfällig über oder widerſtrebend gegen den Verkehr äußerte, ſo kam mir der Verdacht nicht, daß eine Änderung in ſeinen Geſinnungen vorgegangen ſein könnte, und ich gab mich mit ganzem Herzen dieſem Nachgenuß von Bayreuth im Verein mit ſo ausgezeichneten Menſchen hin. Das Glücksgefühl, in ſolcher geiſtigen Intimität zu leben, gab mir eines Abends, als wir alle dort zu Tiſch waren, Gelegenheit, einen von mir ſehr geliebten Spruch von Goethe zu zitieren: „Selig wer ſich vor der Welt ohne Haß verſchließt, einen Freund am Buſen hält und mit dem genießt, was von Menſchen nicht gewußt oder nicht bedacht, durch das Labyrinth der Bruſt wandelt bei der Nacht.“

Wagners kannten den Spruch nicht, waren aber entzückt davon, und ich mußte ihn wiederholen. Ach wie wenig ahnte ich da, daß die Dämonen, die a u ch im Labyrinth der Bruſt bei der Nacht wandeln und das göttliche Geheimnis der Sympathie zwiſchen edlen Geiſtern feindlich betrachten, bereits am Werk waren, um zu entzweien und zu trennen.

Wagners ſchieden Ende November, und nun begannen

erſt recht unſere Leſe-Abende. Wir hatten eine reiche und vorzügliche Auswahl von Büchern mit, aber das Schönſte unter dem Mannigfaltigen war ein Manuſkript, nach den Vorleſungen von Jakob Burckhardt über griechiſche Kultur, in Baſel an der Univerſität gehalten, von einem Schüler Nietzſches geſchrieben und dieſem auf die Reiſe mitgegeben. Nietzſche gab dazu mündliche Kommentare, und gewiß hat kaum je eine herrlichere und vollkommenere Darlegung dieſer ſchönſten Kulturepoche der Menſchheit ſtattgefunden, als hier ſchriftlich und mündlich, durch dieſe beiden größten Kenner des griechiſchen Altertums. Meine Vorliebe für jene herrliche Blütezeit des menſchlichen Geiſtes ſteigerte ſich dadurch zu höchſter Begeiſterung. So entzückte mich die Definition Burckhardts über das Weſen des griechiſchen Volks: „Peſſimismus der Weltanſchauung und Optimismus des Temperaments.“ Gewiß eine treffliche Miſchung, um ein vollendetes Volk zu ſchaffen. Der Peſſimismus der Erkenntnis verhindert die falſchen Anſchauungen und Schlüſſe im Leben, und das optimiſtiſche Temperament treibt deſſenungeachtet zu Taten und zur Idealiſierung der als ſchlecht erkannten Welt. „Die allgemeine Weltanſchauung, die ſich im Mythos der Heroen offenbart,“ ſagt Burckhardt ferner, „iſt wieder die, daß die Welt ſchlecht iſt, aber es iſt gar nicht die Reflexion, ſondern das innerſte Träumen und Sinnen der Griechen, das den Mythos ſchafft. Und zwar wird die Welt immer ſchlechter; Mord, Haß, Neid herrſchen im Heroentum; dazu kommt die ſchreckliche Denkweiſe der mythiſchen Frauen, Medea, Klytämneſtra und andere. Die letzte Ermahnung des Amphiaraus an ſeine Söhne iſt: ‚Ermordet eure Mutter‘. Die ſeltenen, herrlichen, reinen Geſtalten, wie Achill, Antigone uſw., müſſen früh ſterben.“

Der Mythos iſt alſo das ewige Bild der Nation, in der der Grieche ſeine Vorzeit und ſich ſelbſt mit all ſeinen Gedanken, ſeiner Philoſophie, ſeinen Eigenſchaften, ſeiner Lebensauffaſſung anſchauen wollte. So hat auch Wagner

ſeine Nibelungen zum Mythos des deutſchen Volkes geſchaffen, nicht bloß, indem er die Vergangenheit im alten Mythos wiederholte, ſondern indem er das ewige Weſen des deutſchen Volks darin beſpiegelt.

Wie tief und herrlich erſchien mir dann wieder folgende Betrachtung, als Burckhardt von der Religion ſprach und ſagte, es ſei ein ewig denkwürdiges Schauſpiel, dieſe uralte Tradition zu ſehen, die, von der prachtvollſten Phantaſie getragen, niemals durch eine Theologie korrigiert worden ſei. Als die Philoſophen es endlich hätten verſuchen wollen, ſei es zu ſpät geweſen. Die griechiſchen Götter, obgleich herrliche Weſen, ſeien wenig geachtet worden, der Kultus, obgleich rießengroß, habe es doch nicht vermocht, die trübſten Gedanken über das Erdenleben zu beſchwören. Dieſe Widerſprüche, meint er, würden wir wohl nie bis zur völligen Klarheit entwirren können, und doch würden wir dies ſchöne Rätſel nicht los werden bis ans Ende der Tage. Dem ähnlich ſei es auch mit dem Heroenkultus; das heroiſche Zeitalter wäre durchaus nicht das goldene geweſen, ſondern habe in vollem Maße das Böſe gekannt. Die Perſer, die Ägypter, ſelbſt die Inder hätten ein Heroentum gehabt, doch bei allen habe ſich darüber eine Theologie entwickelt, nur die Griechen ſeien davon frei geblieben. Ihre Heroen ſtammten von den Göttern, waren aber zugleich gewaltige Menſchen, die wieder nach oben rangen. Die Griechen waren überzeugt, daß das Große und Herrliche nicht langſam anſetzt, wie der Kriſtall in der Felshöhle, und daß die Vögel es nicht auf ihren Fittichen zuſammentragen, ſondern daß es dazu großer Individuen bedarf, ohne die nichts geſchehen kann.

Nietzſche ſagte, daß die eigentliche Blütezeit des griechiſchen Volkes die drei Jahrhunderte nach dem heroiſchen Zeitalter bis zu der Schlacht bei Marathon geweſen ſeien, die Zeit des Agon, des Wettkampfes, wo ein jeder der erſte ſein konnte, weil die Eiferſucht des großen Strebens es nicht litt, daß einer zu hoch emporrage. Er hatte dies Thema ſchon

früher einmal in einem Aufſatz, „Homers Wettkampf“ betitelt, berührt und erwähnt, daß die vorhomeriſche Zeit eine Zeit äußerſter Grauſamkeit geweſen ſei, die den Mord und die Kinder der Nacht, der grauſamen Eris entſprungen, erzeugt habe, daß aber auch die helleniſche Blütezeit Neid und Haß angenommen habe, doch als Kinder einer anderen milderen Eris, die alle ruhmreichen ſchönen Taten veranlaßte, indem ſie den Wettkampf hervorrief. Dieſer entſprang dem glühenden Streben, kein einzelnes hervorragendes Genie aufkommen zu laſſen, ſondern ein ganzes Volk gleichbegabter, in Vorzüglichkeit miteinander wetteifernder Menſchen zu bilden, wo das Beiſpiel des einen den andern zu gleich herrlichen Taten anfeuern ſollte. Das erklärt auch in mildernder Weiſe den Oſtrazismus, der gerade die bedeutendſten Menſchen traf, weil ihre hervorragende Größe bedenklich wurde. Dieſen Neid gegen die Größe einzelner Sterblichen fühlten ſelbſt die Götter; ſo verblendeten ſie z. B. die Sinne des Miltiades, weil er nach Marathon von zu hohem Ruhm umſtrahlt war, damit er in der Liebe für eine Prieſterin entbrenne, bei Nacht die heiligen Tempelmauern überſteige, um ihr zu nahen, dann aber von Grauen ergriffen zu Boden ſtürze; verwundet wurde er gefangengenommen und verurteilt.

Welch ein Feuer der Größe mußte in dieſen griechiſchen Seelen brennen, daß ſie auch ſelbſt die Tyrannei des Genius nicht ertragen konnten! Denn es war ja nicht das Niveau der Mittelmäßigkeit, das ſie erſtrebten, ſondern Neid und Haß waren ihnen Tugenden, die dem Streben nach dem Höchſten Nahrung gaben. Vielleicht kann man es aber auch ſo erklären, daß ſie es nicht ertragen konnten, einen Flecken an ihren Heroen zu ſehen, und wenn eine heller ſtrahlende Perſönlichkeit plötzlich eine Schwäche zeigte, eine Nachtſeite der Natur, ſo verbannten ſie dieſe raſch, um ſich das göttergleiche Lichtbild nicht verdunkeln zu laſſen.

Wie viele Seiten geiſtvoller Auffaſſung der Lebensvorgänge bei den Griechen kamen da zur Sprache. Ich erzählte,

daß es mir kürzlich bei einem Beſuch im Muſeum in Neapel aufgefallen ſei, wie anmutig und fein die Griechen die aufſteigende Stufenleiter lebender Organismen darzuſtellen gewußt hätten, ohne der Affentheorie zu bedürfen. Ihre Satyren, Kentauren, Faune ſind doch nur Halbmenſchen, Übergangsgeſchöpfe, denen der ſchöne Menſch und zuletzt der Halbgott folgt. Aber wie reizend iſt dieſe Übergangswelt gezeichnet. Wer würde nicht fröhlich, wenn er die tanzenden Faune anſieht, jene unſchuldig ſinnlichen Naturkinder, die im heiteren Licht des Tages noch nicht viel über der Genußfähigkeit des Schmetterlings, der von Blume zu Blume fliegt, ſtehen. Der Neapolitaner aus dem Volk iſt noch ganz der antike Faun; es ſind dieſelben Bewegungen beim Tanz, dasſelbe tieriſche glückliche Lächeln, das Weſen, das, wie das Kind und das Tier, nur Gegenwart kennt, keine Vergangenheit und keine Zukunft. Wie feinfühlig aber mußten ſie auch ſein, um die leiſeſten Übergänge im ſeeliſchen Leben zu charakteriſieren. So ſtellte der Künſtler Skopas den Himeros, die Sehnſucht, und Pothos, das Verlangen, in einer Gruppe mit Eros dar. Wie fein mußte er empfinden, um dieſe nahen Verwandten zu unterſcheiden. Und wieder ein anderes Beiſpiel: Mars hieß der Leuchtende, und war urſprünglich eins mit Apoll bei Griechen und Italikern; wurde erſt ſpäter Gott des Kriegs. Dionyſos hingegen war der Dunkle, und war eins mit Orpheus. Wie geiſtvoll iſt das: Der Krieg entzündet ſich am Tag, an der leuchtenden Helle, am Schein, der die Menſchen in die Leidenſchaften des Wahns verſtrickt. Die Muſik ſteigt aus den dunklen Tiefen der Seele auf, deshalb muß Orpheus in das Reich der Nacht hinab, um die verlorene Liebe durch Töne wieder zu erringen. Die Nacht gebiert die Muſik, den Ausdruck des tiefſten wahren Lebens, außerhalb alles Scheins. In der Nacht, der für uns ſcheinbaren Nacht, ruht alſo das eigentliche harmoniſche Daſein, das, von dem uns die Muſik in Ahnungen redet.

Nachdem wir die Vorleſungen Burckhardts beendet hatten,

laſen wir Herodot und Thukydides. Der letztere riß mich zu höchſter Bewunderung hin. Seine Schilderung vom Untergange Athens durch die Niederlage bei Syrakus, wo zum erſtenmal deſſen bis dahin unbeſiegte Seemacht unterlag, die Flotte zerſtört, das glänzendſte Heer vernichtet wurde, ergriff mich tief durch ihre furchtbare Tragik. Thukydides nennt es das größte Ereignis der griechiſchen Geſchichte. Mir ſchien es der tragiſcheſte Untergang einer Weltgröße in der ganzen Weltgeſchichte, denn alle die, die da untergingen, wußten es, daß mit ihnen das Vaterland unterging, und ich empfand den Schmerz des alten, edlen Nikias mit ihm; hatte er es doch vorausgeſagt und gegen den kühnen Alkibiades vom Kriege abgeraten. Was mich aber beſonders am Thukydides rührte und ergriff, das war die unendliche Einfachheit, mit der die Menſchen das Höchſte ſagen, als wär' es nur das Gewöhnliche, das dem Menſchen Angemeſſene. In der modernen Welt ſagt man das Höchſte mit Pathos als etwas Außergewöhnliches, weil man gewöhnlich trivial ſpricht.

Am Morgen des erſten Januars 1877 machte ich allein mit Nietzſche einen ſchönen Spaziergang längs des Meeres, und wir ſetzten uns auf einen Felsvorſprung, der weit in die tiefblaue Flut hineinragte. Es war ſchön wie ein Frühlingsmorgen; laue Luft wehte und von den Ufern grüßten die goldenen Früchte der grünen Orangenbäume. Wir waren beide in der friedlich-harmoniſchſten Stimmung, liebliche, bedeutende Geſpräche ſtanden im Einklang mit dem glückverheißenden Anfang des Jahres, und wir kamen ſchließlich überein, daß das wahre Ziel des Lebens ſein müſſe, nach Weisheit zu ſtreben. Nietzſche ſagte, daß dem rechten Menſchen alles dazu dienen müſſe, auch das Leiden, und daß er inſofern auch das letzte leidenvolle Jahr ſeines Lebens ſegne. Ja, ſagte ich, für alle dieſe höchſten Wahrheiten hat doch auch die Bibel immer ein ſchönes Wort, das im Grunde dasſelbe meint, was mir meinen; ſie drückt es nur ſo aus: Denen, die Gott lieben, müſſen alle Dinge zum Beſten dienen.

Wie milde, wie verſöhnlich war Nietzſche damals noch, wie ſehr hielt ſeine gütige, liebenswürdige Natur noch dem zerſetzenden Intellekt das Gleichgewicht. Wie heiter konnte er auch noch ſein, wie herzlich lachen, denn bei allem Ernſt fehlten doch auch Scherz und Heiterkeit nicht in unſerem kleinen Kreiſe. Wenn wir ſo abends beiſammen ſaßen, Nietzſche gemütlich im Lehnſtuhl hinter ſeinem Augenſchirm, Dr. Rée, unſer gütiger Vorleſer, beim Tiſch, wo die Lampe brannte, der junge Brenner am Kamin mir gegenüber und mir helfend Orangen ſchälen für das Abendbrot, da ſagte ich oft ſcherzend: „Wir repräſentieren doch wirklich eine ideale Familie; vier Menſchen, die ſich früher kaum gekannt, kein verwandtſchaftliches Band haben, keine gemeinſamen Erinnerungen, und nun in vollkommener Eintracht, in ungeſtörter, perſönlicher Freiheit, ein geiſtig und gemütlich befriedigtes Zuſammenleben führen.“ Auch fehlte es bald nicht an Plänen für eine Erweiterung des ſo glücklich gelungenen Experiments. Ich erhielt damals gerade beſonders viele Briefe von Frauen und Mädchen aus der unbekannten Menge, die mir infolge meiner „Memoiren einer Idealiſtin“ ihre Sympathie kund gaben, wie dies übrigens auch in der langen Reihe folgender Jahre zu meiner innigſten Freude und Befriedigung fortwährend der Fall geweſen iſt. Dieſe Tatſache gab einer Idee Nahrung, die bei mir entſprungen war, und die ich meinen Gefährten mitgeteilt hatte, nämlich eine Art Miſſionshaus zu gründen, um erwachſende Menſchen beiderlei Geſchlechts zu einer freien Entwicklung edelſten Geiſteslebens zu führen, damit ſie dann hinausgingen in die Welt, den Samen einer neuen, vergeiſtigten Kultur auszuſtreuen. Die Idee fand den feurigſten Anklang bei den Herren; Nietzſche und Rée waren gleich bereit, ſich als Lehrer zu beteiligen. Ich war überzeugt, viele Schülerinnen herbeiziehen zu können, denen ich meine beſondere Sorge widmen wollte, um ſie zu edelſten Vertreterinnen der Emanzipation der Frau heranzubilden, damit ſie helfen, dieſes ſo wichtige und bedeutungsvolle Kulturwerk vor Mißverſtänd-

nis und Entſtellung zu bewahren und in reiner, würdevoller Entwicklung zu ſegensvoller Entfaltung zu führen. Wir ſuchten ſchon nach einem paſſenden Lokal, denn in dem herrlichen Sorrent, in der wonnevollen Natur, und nicht in ſtädtiſcher Enge ſollte die Sache zuſtande kommen. Wir hatten unten am Strand mehrere geräumige Grotten, wie Säle innerhalb der Felſen, offenbar durch Arbeit erweitert, gefunden, in denen ſogar eine Art Tribüne, wie expreß für einen Vortragenden beſtimmt zu ſein ſchien. Die dachten wir in heißen Sommertagen als ſehr geeignet, um unſere Lehrſtunden da zu halten, wie denn überhaupt das ganze Lehren mehr ein gegenſeitiges Lernen nach Art der Peripathetiker, und im allgemeinen mehr nach griechiſchem als modernem Muſter ſein ſollte. Dieſer Plan beſchäftigte uns oft, und wir hielten die Ausführung nicht für unmöglich, hatte ich doch einſt in Hamburg in der Hochſchule ſchon Ähnliches mit dem ſchönſten Erfolg gekrönt erlebt. Und dennoch ſcheiterte auch dieſes wieder, wie ſo vieles Ideale, an den Verhältniſſen, die ſtörend dazwiſchen traten, beſonders von ſeiten der Herren.

Unſere gemeinſchaftlichen Lektüren nahmen jetzt einen anderen Charakter an. Wir verließen das ſchöne griechiſche Altertum, und es kam ein Gemiſch von neueren, doch ſtets bedeutenden Sachen an die Reihe. Rée hatte eine beſondere Vorliebe für die franzöſiſchen Moraliſten und teilte dieſe auch Nietzſche mit, der ſie vielleicht ſchon früher geleſen hatte, deren nähere Bekanntſchaft aber ſicher nicht ohne Einfluß auf ſeine ſpätere Entwicklung geblieben iſt und ihn namentlich zu dem Ausdruck ſeiner Gedanken in Aphorismen geführt hat, wie ich ſpäter Gelegenheit hatte zu bemerken. Auch beeinflußte ihn offenbar die ſtreng wiſſenſchaftliche, realiſtiſche Anſchauungsweiſe Dr. Rées, die ſeinem bisherigen, immer von dem ihm innewohnenden poetiſchen und muſikaliſchen Element durchdrungenen Schaffen beinah etwas Neues war und ihm ein faſt kindlich ſtaunendes Vergnügen machte. Ich bemerkte das öfter und ſagte es ihm

auch ſcherzend als Warnung, da ich Rées Anſchauungen nicht teilte, trotz meiner hohen Achtung für ſeine Perſönlichkeit und meiner Anerkennung ſeiner gütigen Natur, die ſich beſonders in ſeiner aufopfernden Freundſchaft für Nietzſche zeigte. Sein Buch „Über den Urſprung der moraliſchen Empfindungen" erregte mir nur den entſchiedenſten Widerſpruch, und ich nannte ihn im Scherz „chemiſche Kombination von Atomen", das er ſehr freundlich hinnahm, während uns im übrigen herzliche Freundſchaft verband.

Wie ſehr ſeine Art, die philoſophiſchen Probleme zu erklären, auf Nietzſche Eindruck machte, erſah ich aus manchen Geſprächen. So kam es einmal auf einem Spaziergang zwiſchen Nietzſche und mir zu einem philoſophiſchen Streit, indem er das Geſetz der Kauſalität leugnete und ſagte, es gäbe nur ein Nacheinander von Dingen und Zuſtänden, aber nicht als Wirkung der einen aus den anderen; was wir als Urſache und Wirkung empfänden, ſeien unerklärte Tatſachen. Die griechiſchen Philoſophen, die Eleaten hätten zwar das Seiende, das Unveränderliche für die alleinige Urſache und die wahre Realität erklärt, dem widerſpräche aber in jedem Augenblick die Welt als ein ewig Werdendes und Wandelbares. Ich entgegnete ihm, daß ſicher das Seiende, das Unveränderliche die wahre Realität ſei, das Ding an ſich, das ſogenannte Metaphyſiſche. Wir müßten uns nur nicht fürchten, das anzuerkennen. Die ſcheinbar ewig werdende Welt ſei nur die Erſcheinung des Seins, nur für uns ſei ſie Wechſel, für unſere beſchränkten Sinne. Aber in all dem Wandel, in Leben und Tod, in Werden und Vergehen offenbare ſich das All-Eine, das Sein. Die Inder wußten es ſchon: „tat wam asi", das biſt du. — Ein anderes Mal in einem Geſpräch über Schopenhauer äußerte er, es ſei der Irrtum aller Religionen, eine tranſzendentale Einheit hinter der Erſcheinung zu ſuchen, und das ſei auch der Irrtum der Philoſophie und des Schopenhaueriſchen Gedankens von der Einheit des Willens zum Leben. Die Philoſophie ſei ein ebenſo ungeheurer Irrtum, wie die Religion.

Das allein Wertvolle und Gültige sei die Wissenschaft, die allmählich Stein an Stein füge, um ein sicheres Gebäude aufzuführen. Die beiden ersten hielten die Menschen auf in ihrem Gang zur Wahrheit, sie drückten nur die Tendenz unseres Geistes aus, die Lösung des Lebensrätsels ein für allemal finden zu wollen.

Ich wendete ihm ein, daß mir das gerade ein Irrtum schien, diese Einheit als etwas Transzendentales anzusehen, während sie doch gerade das alles Ausfüllende, in der Erscheinung sich Kundgebende sei. Weil die Beschränktheit unseres Erkenntnisvermögens der Hilfsmittel von Raum und Zeit bedürfe, so hätten wir doch nicht das Recht, das außerhalb Liegende transzendental zu nennen, nur unsere Wahrnehmungsfähigkeit reiche nicht daran. Dennoch sei es ein logischer, vernunftgemäßer Schluß, daß das außer unserer Wahrnehmung Liegende dieselben Bedingungen in sich trüge, und sich nach denselben Gesetzen bewege, wie das uns Erkennbare, daß also da nicht von transzendental die Rede sein könne. Und um wie viel weniger noch sollten wir die herrliche Macht des Gedankens in ein unhaltbares transzendentales Gebiet verweisen, der, eine enge Form nach der anderen abwerfend, siegreich durch die Nacht der Zeiten vorwärtsschreite zu immer größerer Klarheit. Es scheine mir das nur der alte Hochmut der Menschen zu sein, der, nachdem die Theorie der Abstammung vom Affen die der Einblasung göttlichen Odems zerstört habe, sich nun in die vornehme Abweisung des Metaphysischen, Transzendentalen flüchte, und sich nur an das Experiment halte — an die oft so armselige Tatsache!

Und was doch gerade die frühere Schrift Nietzsches „Schopenhauer als Erzieher" so hoch stellte, war, daß er es darin aussprach, die Kultur habe einen metaphysischen Zweck!

Mit dem beginnenden Frühjahr schieden Rée und Brenner, um ein jeder in seine Heimat zurückzukehren. Nietzsche und ich blieben allein, etwas in Not wegen unserer Abende, da wir beide, augenleidend, nun unseres trefflichen Vorlesers

beraubt waren. Aber Nietzſche ſagte fröhlich: „Nun, da wollen wir deſto mehr zuſammen reden.“ Und ſo geſchah es auch, denn es fehlte nie an reichem Stoff zu Geſprächen. So ſprachen wir unter anderem einmal über die „Braut von Korinth“ und Nietzſche bemerkte, Goethe habe dabei an die alte Sage vom Vampyr gedacht, die antik und ſchon von den Griechen gekannt geweſen ſei, und habe es damit verſinnlichen wollen, wie die Sitten und Sagen des Altertums ſich in der chriſtlichen Welt zu ſpukhaften Dingen verdunkelten, und wie die finſtere Wendung, die das Chriſtentum ſehr bald nach ſeiner Entſtehung nahm, die ſchöne freie Sinnenwelt der Griechen verunſtaltete und das blühende natürliche Leben in Moderduft und Gerippenkultus verkehrte. „Ja,“ ſagte ich, „man muß nur auch immer daran denken, daß das hiſtoriſche Chriſtentum in den Katakomben geboren iſt.“

Ein anderes Mal ſprachen wir über „die natürliche Tochter“ von Goethe und ich ſagte, ich fände es darin ſo wunderſchön, daß in den Dialogen ein jeder immer den höchſten Inhalt von ſeinem Geſichtspunkt aus erfaſſe und verteidige, weshalb eigentlich ein jeder recht habe, wie z. B. im Geſpräch des Herzogs und des Weltgeiſtlichen, in dem der Eugenie und des Mönchs uſw. Nietzſche ſagte, daß Goethe es bei Sophokles gefunden hätte, deſſen Perſonen ſprächen alle ſo ſchön und würdevoll, daß ſie uns alle überzeugten.

Bei Gelegenheit einer Unterhaltung über Goethe und Schiller meinte Nietzſche, Goethe habe in Schiller die gewaltige ihm höhere Natur geehrt, und Schiller in Goethe den gewaltigen ihm höheren Künſtler. Ich gab nicht zu, daß Goethe die minder hohe Natur geweſen ſei, nur war er die glücklichere, zur Harmonie gelangte, während wir in Schiller die hohe ſittliche Kraft verehren, die mit dem Leiden ringt und ſich ſiegend aus ihm erhebt.

Noch an einem anderen Abend kam das Geſpräch auf Don Quichote. Nietzſche tadelte es, daß Cervantes die eigentlich ideale Figur, den Menſchen mit idealem Streben, zum Spott

der Alltagswelt werden läßt, anſtatt dem Gegenteil, und meinte, das Buch habe wohl nur einen literariſchen Zweck gehabt, dem Leſen ſchlechter Ritterromane Einhalt zu tun. Ich dagegen verſtand das Buch dahin, daß der Menſch mit idealen Beſtrebungen, wenn er ſie in einer anachroniſtiſchen Form vorbringt, ganz natürlich in der Alltagswelt, die die idealen Abſichten überhaupt nicht verſteht, zum Narren und zur Karikatur wird. Und andererſeits ſchien es mir auch, daß das Buch aus der ungeheuerſten Menſchenverachtung hervorgegangen iſt, aus der hohnlächelnden Ironie, mit welcher der, der die Welt verſteht, auf den armen Idealiſten ſieht, der glaubt, in einer ſolchen Welt Ideale verwirklichen zu können.

Zuweilen gelang es uns doch, auch ein wenig zuſammen zu leſen, ſo eines Tages die Sakuntala, die Nietzſche noch nicht kannte. Er hatte bei den erſten vier Akten viel einzuwenden, fand zunächſt die tragiſche Motivierung zu leicht, und das Verdienſt des Dichters zu gering, da der ganze Hintergrund von Blumen, Tierleben und Büßerhainen uſw. Indien angehöre und nicht ihm. Aber wäre es nicht eher ein Fehler, wenn ein dramatiſches Werk des lokalen Hintergrunds entbehrte, keine lokale Färbung hätte? Iſt es beſſer, wenn der Dichter das alles mit der Phantaſie ſchaffen muß, was Kalidâſa aus eigener Anſchauung kannte und es ganz natürlich darſtellte, ſo duftig, zart und farbenprächtig wie Indien ſelbſt? Ferner fand Nietzſche das Schuldmotiv zu leicht. Aber ſpricht ſich darin nicht gerade das tiefe, zarte ſeeliſche Empfinden der Inder aus? Sakuntala liebt zu ſehr, vergißt in ihrer Liebesekſtaſe die heiligſte der Pflichten, die der Gaſtfreundſchaft, und dafür trifft ſie der Fluch der Gekränkten; der Sinn des Königs wird mit Blindheit geſchlagen, ſo daß er ſie nicht mehr kennt, und ſie muß nun im Leiden ihre Liebe von aller Selbſtſucht reinigen und ihre Heiligung vollbringen. Dann iſt der Fluch gelöſt und ſie darf das Glück vollendeter Seelen genießen. Hat die griechiſche Tragödie das Schuldmotiv tiefer gefaßt? Anti-

gone verletzt auch wie Sakuntala das Geſetz aus Liebe und muß dafür ſterben. Ethiſch iſt hier vielleicht die indiſche Auffaſſung noch die höhere, denn ſie gewährt die Vollendung durch die Buße.

Wir ſprachen über den Spruch Schillers: „Gemeine Naturen zahlen mit dem, was ſie tun, edle mit dem, was ſie ſind," und kamen auf Dichter im allgemeinen und auf Mazzini. Aber Mazzini zahlte, und Dichter zahlen auch mit dem, was ſie tun, nur mit dem Unterſchied, daß der Dichter ſein Tun auf ſeine tragiſchen Perſonen überträgt, in ihnen fühlt, handelt, leidet, während Mazzini die tragiſche Perſönlichkeit ſelbſt war, die um der idealen Tat willen das herbſte Leiden auf ſich genommen hatte. Nietzſche ſagte, daß er unter allen Leben am meiſten das Mazzinis beneide, dieſe abſolute Konzentration auf eine einzige Idee, die gleichſam eine gewaltige Flamme werde, an der das Individuelle verbrenne. Der Dichter befreit ſich von der Tatgewalt, die in ihm iſt, indem er ſie in Geſtalten inkarniert und Tun und Leiden außer ſich ſetzt. Er iſt wie der Wille ſelbſt, er muß ſich objektivieren, den Drang zur Tat in Erſcheinungen ausſtrömen; jedes Gefühl, jede Leidenſchaft iſt in ihm als Fähigkeit da, daher kann er alle Verſchiedenheit der Weſen darſtellen, nachdem er ihre Not, ihre Schuld, ihren Schmerz mit durchgemacht hat. Er erlöſt ſich wie der Wille, indem er ſich objektiviert. Mazzini objektivierte ſich durch ſein Leben, das eine unausgeſetzte Tat der edelſten Individualität war.

Eines Tages kam Nietzſche mit einem großen Paket beſchriebener Blätter in der Hand und ſagte mir, ich möge ſie doch einmal leſen, es ſeien Gedanken, die ihm auf ſeinen einſamen Spaziergängen gekommen wären, beſonders bezeichnete er mir einen Baum, wenn er unter dem ſtände, fiele ihm immer ein Gedanke herunter. Ich las die Blätter mit großem Intereſſe, es waren herrliche Gedanken darunter, beſonders ſolche, die ſich auf ſeine griechiſchen Studien bezogen, es waren aber auch andere, die mich befremdeten, die gar nicht

zu Nietzſche, wie er bisher geweſen, paßten und mir bewieſen, daß jene poſitiviſtiſche Richtung, deren leiſe Anfänge ich ſchon im Laufe des Winters beobachtet hatte, anfing Wurzel zu faſſen und ſeinen Anſchauungen eine neue Geſtalt zu geben. Ich konnte nicht umhin, ihm etwas darüber zu ſagen, und bat ihn herzlich, dieſe Sachen noch ruhen zu laſſen, um ſie nach längerer Zeit wieder durchzuſehen, ehe er ſie in den Druck gäbe. Ich ſagte ihm, daß er, beſonders was die Frauen beträfe, noch keine endgültigen Ausſprüche fällen dürfe, weil er noch viel zu wenig Frauen wirklich kenne. Die franzöſiſchen Moraliſten hätten das Recht gehabt, poſitive, durchaus gültige Urteile auszuſprechen, weil ſie die Geſellſchaft, in der ſie lebten, bis auf den Grund kannten, und ihre Bemerkungen wohl auch nur auf dieſe anwendeten; aber ohne eine ſolche langjährige genaue und vielſeitige Beobachtung ſei es nicht ratſam für höhere Intelligenzen, ſich über pſychologiſche Vorgänge ſo beſtimmt und ein für allemal auszuſprechen. Ich zitierte ihm einen Ausſpruch Rées aus deſſen früher erwähntem Buch, der mir ſehr zuwider und ſicher falſch ſei, daß Frauen immer die Männer vorzögen, die ihr Leben ſchon mannigfach genoſſen hätten. Nietzſche lächelte über meine Entrüſtung und ſagte: „Aber glauben Sie denn, daß es einen einzigen jungen Mann gibt, der anders denkt?“ Ich war recht böſe und betrübt, das von ihm zu hören, und ſagte ihm auch, daß mir das ein neuer Beweis ſei, wie er die Frauen doch nur oberflächlich kenne, und daß ihm daher noch kein allgemeines Urteil zuſtehe. Doch kamen wir nachher wieder in unſer griechiſches Fahrwaſſer, und waren gute Freunde wie zuvor. Leider fand ich jene Sätze nur zu bald veröffentlicht in einer Schrift „Menſchliches, Allzumenſchliches“ betitelt; aber mein Glaube an Nietzſches hohe Begabung war zu feſt, um dies alles anders als wie als vorübergehende Phaſen ſeiner Entwicklung anzuſehen, aus denen ſeine Idealität ſiegend hervorgehen werde.

Unendlich traurig aber war es, daß ſeine Geſundheit ſich

in nichts gebeſſert hatte, ja, daß die Anfälle ſeines Leidens, die ſchrecklichen Kopf- und Augenſchmerzen mit der zunehmenden Wärme noch häufiger wurden und ihn oft nötigten, Tage und Nächte hindurch in endloſen Qualen zu Bett zu liegen. Sein Vertrauen auf den Süden erloſch, und mit derſelben Inbrunſt der Zuverſicht, wie er dieſer Reiſe entgegengeſehen hatte, ſah er nun der Rückkehr in die Eisregionen der Alpenwelt entgegen und beſchleunigte ſeine Abreiſe. Ich war ſchmerzlich bewegt um dieſer fehlgeſchlagenen Hoffnung willen, konnte ihn aber doch nicht zurückhalten, da ſich auch die liebevollſte Sorge als ohnmächtig gegen die Gewalt des Übels erwieſen hatte und man alſo mit ihm hoffen mußte, daß Veränderung doch vielleicht Beſſerung bringen könne.

So ſchied er, und ich blieb allein zurück, verlebte noch einige herrliche Wochen in der zauberiſchen Einſamkeit des paradieſiſchen Ortes und entſchloß mich ſchwer, zu gehen. Ich blieb noch ein paar Tage in Neapel, um einen lang gehegten Wunſch auszuführen, nämlich den Veſuv zu beſteigen, freilich nur bis zum Obſervatorium, da ich mich allein doch nicht bis zum Krater wagen wollte. Aber auch dies war ſchon hoher Eindruck und Genuß. In dieſer ſchwarzen Lavawelt regte die Phantaſie mächtig ihre Flügel; man ſchien ſich in einem Bereich verſteinerter Höllenungetüme zu befinden, Rieſenſchlangen, Molche und Skorpione lagen da in chaotiſchem Durcheinander, wie von einem plötzlichen Machtgebot erſtarrt; die Vegetation hatte dies grauſige Gebiet geflohen, nur der Ginſter wuchs zwiſchen den Schlacken empor und erhob ſeine goldfarbigen Blüten tröſtend über dem Leichenfeld. Oben aber auf dem Obſervatorium breitete ſich die Herrlichkeit der Welt zu meinen Füßen aus. Vor mir lag der wundervolle Golf, von den Gluten des Abendhimmels übergoſſen, ſeitwärts ſah man in die Gebirgswelt hinein, in der die herrlichſten Farbentöne im Wechſel der Lichter und Schatten erſchienen; alles war Leben, Licht, Farbe, Freude, und der Menſch, überwältigt von der ſiegenden Schönheit, ſchmiegt ſich immer von neuem an das

Herz des wonnigen Verräters, den goldigen Erdentraum, aller Gefahr vergeſſend, immer aufs neue zu träumen.

In freudiger Rührung, der Schönheit des Daſeins huldigend, ſtieg ich hinab, verließ Neapel, eilte durch Italien, um mich in die Schweiz zu begeben, wohin Olga mit ihrer Familie zum ſommerlichen Rendez-vous zu kommen verſprochen hatte. Ich wählte diesmal den Weg über den Splügen, da ich die meiſten Alpenübergänge ſchon kannte, hielt mich einen Tag in Chiavenna auf, nahm mir einen Wagen und begab mich mit meiner treuen Dienerin auf die Fahrt über die eiſigen Höhen. Es war nicht ſchön da oben, eine freudloſe Öde, an den weiten Schneefeldern vorüber, kein ſonniger Tag und keine großartige Ausſicht. Es war Ende Juni, aber ſo kalt, daß ich, um mich zu wärmen, eine Zeitlang zu Fuß ging. Da fand ich am Rand des Eiſes eine weiße Alpenroſe, die ſeltener ſind als die roten; ich pflückte mir das arme Kind der Eisregion zum Andenken, und, ergriffen von dem ungeheuren Kontraſt, den ich in kaum acht Tagen durchlebte, ſchrieb ich in mein Tagebuch:

„An dem Saume ew'ger Eisgefilde
Lag ich ſtille träumend
In der Knoſpe Schoß.
Doch den Kelch erſchloß mir
Langſam, Sonne dein Strahl,
O warum mich wecken
Zu dem kurzen Daſein?
Nicht mit holder Röte
Färbſt du mein bleiches Antlitz.
Nicht zu ſeliger Liebe
Gibſt du heilige Glut mir,
Nahe bei der Vernichtung
Starrendem Eiſe wohn ich,
Trage ſeine Farbe,
Und vergebens küſſeſt
Du mir matt die Stirn.

Ach aus ſchönem Traume
Haſt du mich geſtört,
Fern auf ſonniger Höhe,
Sah ich glänzend leuchten
Goldenen Ginſters Pracht,
Der an Feuersbrüſten
Flammennahrung ſich trank
Und mit ſtrahlenden Sonnen
Liebende Schwüre getauſcht.
Ihm zu Füßen die Welt
Lag in göttlicher Schöne;
Lächelnde Fülle des Seins
Nahm dem Tod ſelbſt den Stachel,
Denn ihm droht auch ein Grab;
Schwarze Todesgeburten
Starren mahnend ihn an.
Aber ſie deckten mit Nacht
Eine Welt, die gelebt,
Die geliebt und genoſſen
Höchſten Daſeins Entfaltung.
Ja im holden Wahnſinn
Seliger Täuſchung vergehen —
O beneidenswert Los!
Aber des Nichts graunvollem Abbild
Ewig ins Antlitz zu ſchauen —
Matter ſonniger Strahl
Warum weckteſt du mich?
Iſt *dies hier* die Wahrheit?
O ſo gib mir die *Lüge*,
Gib mir nur einen Tag,
Wo im Geiſt und der Liebe
Sich mir Vollendung genaht —
Und dann löſch eilig die Fackel. —

Hinunter kam ich an die Via mala, an den jugendlichen, rauſchenden Rhein, und das erhaben Düſtere und doch Be-

lebte dieſer grandioſen Straße erfriſchte mich wieder, und heiter eilte ich dem Thuner See zu, um mich mit den geliebten Freunden zu vereinen.

Ein römiſches Idyll

Wenn man ſich in Rom da ſein Neſt gebaut hat, wo die Fülle des Maleriſchen und charakteriſtiſch Römiſchen noch nicht durch die moderne Bau-Invaſion verdorben iſt, ſo kann man noch römiſche Idyllen erleben, die an jene unvergeßlich ſchöne Zeit erinnern, wo Rom, wie ein Märchen aus alten Tagen, wie eine von der rollenden Zeit vergeſſene, zaubervolle Sage, inmitten der modernen Welt dalag, ein Ort zur Beſchaulichkeit und zum Träumen geeignet, wie kein anderer in der Welt. So iſt wirklich mein Neſt.*)

Rings um mich bauen ſich jene großartigen Trümmerfelder auf, über denen die Weltgeſchichte wie mit ausgebreiteten Flügeln zu ſchweben ſcheint, ein melancholiſches memento mori für die Gegenwart, während die ſich ewig erneuernde Natur mit ihrem tröſtenden Grün reizvoll die zerfallenden Mauerwerke überzieht. Da iſt das Forum, der Palatin, das Koloſſeum, und in der Ferne blaut die ſanfte Linie des Albanergebirges. Will man nun an dieſen herrlichen Frühlingstagen einen Spaziergang in der Morgenfrühe machen, ſo hat man zu wählen zwiſchen ſo vielem Schönen. Ich fange mit dem Platz S. Pietro in Vincoli an, der auch neben meiner Wohnung liegt. Es iſt ein vornehmer Platz in ſeiner Abgeſchloſſenheit und Ruhe, auf der einen Seite die gleichnamige Kirche mit dem Haus der dazu gehörigen geiſtlichen Herren, gegenüber das Kloſter der Maroniten, der Mönche vom Libanon, in deren Garten eine der größten Palmen Roms ſteht, hinter der man im bläulichen Duft in der Ferne die Acqua Paola auf dem Janiculum und davor das Kapitol mit ſeinem Turm ſieht. Die dritte Seite des Platzes iſt von einem alten Palaſt begrenzt,

*) Leider nun auch durch Neubauten verdorben. Anm. d. Verf.

der einſt den Borgia gehörte. Die Mutter der Lucrezia wohnte dort, und er hat etwas Unheimliches durch eine dunkle Bogenwölbung, unter der eine ſteinerne Treppe in die tief unten liegende Straße führt. Unwillkürlich malt ſich die Phantaſie allerlei Schreckbilder aus von den dunklen Taten, die zur Zeit der Borgia unter dieſem Bogen, zwiſchen den ſchwarzen feuchten Mauern, geſchehen ſein mögen; die Neuzeit aber hat ſie entſühnt, indem das Gebäude dem polytechniſchen Inſtitut eingeräumt wurde. Die vierte Seite des Platzes iſt von dem Garten der Maroniten voll herrlicher Bäume eingefaßt; es iſt wenig Verkehr dort, immer gute reine Luft, und jetzt erfüllt ihn Duft der Orangenblüten aus dem Garten hinter der Kirche herwehend.

Es lohnt ſich der Mühe, auf dieſem ſchönen, ſtillen Platz wandelnd, den Tag zu beginnen. Hier ſtört den Morgenfrieden kein lautes Gewühl des Marktes, noch das dumpfe Gerolle ſchwerbeladener Karren, oder die ohrenzerreißenden Stimmen der Ausrufer von Zeitungen, Gemüſen, Obſt und dergleichen. — Es ſind nur gute, ſtille Beſchäftigungen, die hier den Tag anfangen. Da ſchleicht ein altes Mütterchen herbei, tritt in die Kirche zum Gebet, um dann die Laſt des Alters am Tag leichter zu tragen. Ein junges Mädchen geht auch dahin, vielleicht um von der Madonna Stärkung zur Arbeit oder Kraft, der Verſuchung zu widerſtehen, zu erbitten. Eben kommt ein alter Mann herbei, an jeder Hand ein kleines Enkelkind, und tritt in den heiligen Raum ein. Er kniet nieder, die Kleinen knien neben ihm, falten die Händchen und ſchauen mit großen, ernſten Augen hinauf zu dem Gewölbe der Kirche, als möchten ſie den lieben Gott doch auch ſehen, zu dem der Großvater ſie beten lehrt und deſſen Schutz er ſie empfiehlt, denn ſie ſind Waiſen und wer kann ſagen, wie lange der greiſe Nonno noch für ſie wird ſorgen können. Mir ſcheint es, als ob über die Züge des gewaltigen Moſes von Michelangelo — der in dieſer Kirche ſeit drei Jahrhunderten ſitzt und mit erhabenem Zorn auf die Menſchheit ſchaut, die immer noch um das goldene Kalb tanzt, —

als ob über die ſtrengen, marmornen Züge ein menſchliches Rühren flöge und der Zorn für Augenblicke dem unendlichen Erbarmen mit dieſen ſtillen Betern Platz mache, die in der Not des Lebens keine andere Zuflucht wiſſen als zu der unſichtbaren Macht, die ſie in Tempelhallen gegenwärtig glauben.

Vor der Kirche beginnt nun aber anderes Leben ſich zu regen. Jünglinge der bürgerlichen Stände ziehen ernſt und ſittſam dem Polytechnikum zu, um ihren Studien obzuliegen. Von verſchiedenen Seiten wandern Mütter oder Dienſtmädchen herbei, um die kleinen Kinder zu den Kommunalſchulen, deren ſich einige in der Nähe befinden, zu führen; niemals gehen die Kinder, auch die ärmſten nicht, allein, immer iſt ihnen die Begleiterin zur Seite, neben der ſie verſtändig und artig einhergehen, ihre Schulbücher tragend, oft auch ein Sträußchen Blumen für die Lehrerin, da die freigebige Natur hier auch dem Armen ſo liebliche Aufmerkſamkeiten möglich macht. Nun zieht aber etwas anderes, den Kindern freilich nicht zu Fernes, den Blick des ſtill Wandelnden auf ſich. In der dunklen Wölbung des Borgiabogens erſcheinen plötzlich zwei Hörner, und nach ihnen der mächtig große Kopf eines Ziegenbocks, der gravitätiſch, im ſtolzen Gefühl ſeiner Feldmarſchallwürde, die ſteile Treppe erklommen hat; ihm folgt ein langer Zug von ſchwarzen, weißen, grauen Ziegen, die das finſtere Gemäuer furchtlos paſſieren, um den gewohnten Weg gerade über den Platz in die gegenüber mündende Straße fortzuſetzen. Hinter ihnen her kommt der Hirte, das zottige Fell an den Hoſen, in der einen Hand den langen Stab, mit dem er die ſäumenden Tiere zum Marſche antreibt, in der anderen das Blechgeſchirr, in das er vor den Häuſern ſeiner Klienten die Milch melkt. Dies war alte römiſche Sitte und erinnert an patriarchaliſche Zuſtände vergangener Zeiten. Noch iſt aber der feierliche Zug nicht ganz vorüber, da zieht von der tieferen Straße neben dem Maronitenkloſter herauf ein neuer ebenſo feierlicher Zug von lauter ſchwarzen, ſchönen Ziegen. Die ehrwürdigen Häupter des Zugs ſchrei-

ten wacker voran und ſind ſchon beinah, den erſten Zug kreuzend, über den Platz hinüber, als ſie plötzlich gewahr werden, daß die jungen Zicklein ſtehen geblieben ſind und ſich neugierig nach dem Hirten umſehen, der unten an der aufwärts ſteigenden Straße angehalten hat und mit einer Frau ſpricht. Ob nun die Alten es nicht leiden mögen, daß die jungen Geſchöpfe ſo vorwitzig ſind und gleich wiſſen wollen, was ſich für ihr Alter vielleicht noch gar nicht paßt — genug, ſie machen Halt, und es beginnt ein gewaltiges Meckern, das crescendo heranwächſt bis zu einem ganz gebieteriſchen Ruf. „Chiamano i figli“ (ſie rufen die Kinder) ſagt neben mir ein alter Straßenkehrer, den ich jeden Morgen wegen ſeiner Sorge für die Reinlichkeit des Platzes lobe, mit ſolcher Innigkeit im Ton der Stimme, daß man ſah, er wiſſe, was Vaterſorge um das Wohl der Kinder iſt. Nun kommen ſie auch angetrabt, die jungen Schelme, und die Ehrwürdigen wenden ſich zum Weitergehen, da jetzt auch der Hirte langſam ſchreitend naht. Auch er trägt die zottigen Hoſen, die lange dunkle Jacke und hat den breitkrämpigen Hut tief auf die Stirn gedrückt und den langen Stab immer horizontal unter dem Arm, ein Zeichen, daß er gut und geduldig iſt und ein hinkendes Tier, wenn es nicht recht fort kann, nicht gleich ſchlägt, wie es der andere Hirte tut. Wenn er an mir vorüberkommt, wirft er mir einen Seitenblick zu, und ein kleines Nicken des Kopfes bedeutet einen dankenden Gruß, da er ſieht, wie ich ſeine ſchwarzen Ziegen bewundere.

Nachdem ich noch einem jungen Mädchen, das auf den Kirchenſtufen ſitzt und eifrig an einem Strumpfe ſtrickt, guten Morgen gewünſcht habe, wandere ich dem Wäldchen zu, das hinter dem Koloſſeum ſeine grünen Schatten zum Schutz gegen die ſteigende Sonne bietet. Es wird ſo oft behauptet, der ſüdliche Frühling komme dem im Norden nicht an Reiz gleich. Das können aber nur die ſagen, die ihn nie ganz im Süden erlebt haben. Allerdings iſt er nicht das Erwachen aus gänzlichem Tod, das langſame Sichbeſinnen der

Natur, daß ſie den Menſchen doch eine Entſchädigung ſchuldig iſt für die Entbehrungen des Winters; es iſt vielmehr hier das freudige Symbol der unausgeſetzten Schaffenskraft im Weltall, die neben dem dunkeln ernſten Laub der Bäume, das nie abſtirbt, das friſche jugendliche Grün oft in einer Nacht, wie mit einem Zauberſchlag, hervorlockt, und den Strom des reichen Lebens verſchwenderiſch ausgießt in raſch entfalteten Blüten, gleich als wollte ſie eifern gegen den menſchlichen Wahn, daß es überhaupt Vernichtung und Tod gäbe, und es zur tröſtenden Gewißheit machen, daß alles ewig iſt.

Aber leider war das liebe Wäldchen, das mir ſo oft ein freundliches Aſyl iſt, heute gerade von den Rekruten beſetzt, die in der Morgenfriſche da eingeübt wurden, um das von niemand angegriffene Vaterland zu verteidigen und den immer von neuem proklamierten Weltfrieden, bis an die Zähne bewaffnet, glänzend zu beweiſen. Zugleich machten die Trompeter des Regiments ihre Studien mit einem ſo ohrenzerreißenden Eifer, daß das grüne Paradies zur Hölle wurde, die ich mich beeilte zu verlaſſen. Da kam ich an der Kirche von San Giovanni und Paolo vorüber, die am Ausgang des Wäldchens neben einem Kloſter der Paſſioniſten liegt. Ich trat in die leere Kirche ein und in eine nie zuvor betretene Kapelle, wo gerade einer der Mönche kehrte und reinigte. Wieder wie in ſo vielen Kirchen Roms, war auch hier eine verſchwenderiſche Pracht koſtbarer Marmorarten angebracht, aber ehe ich mich noch recht umſehen konnte, bemerkte ich, daß der Mönch die Gittertür, durch die ich eingetreten war, verſchloß. Ich fragte verwundert, warum er mich einſchließe, da deutete er ſtumm auf eine kleine Seitentür, die ich nicht bemerkt hatte, und die durch die Sakriſtei in die Kirche zurückführte, ging aus derſelben und ließ ſie offen. Ich ſah mich nun in dem reichgezierten Raum um und gewahrte unter dem Altar einen gläſernen Sarg, in dem die Leiche des Stifters des Ordens im Ordenskleid liegt. Ihm iſt alſo die Kapelle geweiht. Iſt dies

Aufbewahren der Erſcheinung nicht etwas dem ägyptiſchen Todeskultus Verwandtes, gleichſam als ob die entflohene Seele das verlaſſene Kleid wieder aufſuchen und anziehen würde, wie es ja freilich die katholiſche Kirche auch meint? Wer hat es aber nicht ſchon am Totenbett geliebter Menſchen erfahren, wie ſeltſam fremd uns alsbald das Bild anſieht, wenn der Hauch des geiſtigen Lebens es nicht mehr belebt? Wenn es uns aber dennoch das Herz zerreißt, auch dies Vergängliche von uns zu laſſen und der Verweſung zu übergeben, ſo iſt es, weil damit der ewigen Trennung das Siegel aufgedrückt wird, weil das Weſen, um deſſentwillen wir auch das Bild geliebt, uns nie mehr erſcheinen wird. Goethe hat in den „Wahlverwandtſchaften“ in der Kapelle Ottiliens die Erhaltung des Bildes poetiſch verklärt, aber ſchöner iſt doch der Gebrauch der Alten, das Irdiſche durch die läuternde Flamme verzehren zu laſſen und die Atome dem Kreislauf des Lebens unmittelbar zurückzugeben. Doch den Paſſioniſten, denen das Kloſter gehört, hat es anders geſchienen, wie das Altarbild beweiſt, auf dem der Stifter des Ordens nicht als immaterielle Seele, ſondern im ſchwarzen Ordenskleid, wie er da unter dem Altar liegt, gen Himmel fliegt, wo ihn Chriſtus, inmitten der himmliſchen Heerſcharen, mit offenen Armen empfängt. Das Bild iſt modern, ebenſo ſind es die Fresken, die die Seitenwände der Kapelle bedecken. Hier ging es mir aber ſeltſam. Als ich den Blick zu einer dieſer Fresken erhob, fühlte ich mich plötzlich von Rührung ergriffen. Da kniete die Mutter allein vor dem dunklen Felſengrab, den Leichnam des Sohnes auf den Knien haltend, und ſchaute in bitterem vorwurfsvollen Schmerz gen Himmel. In der Ferne ſah man Golgatha; die drei Kreuze zeichneten ſich ſcharf ab von dem feurigrot beleuchteten Abendhimmel, während die Gruppe vorn im Schatten war. Jener flammende Himmel ſchien wie ein ewiges Verdammungsurteil über die Menſchen, die immer von neuem das „Kreuziget, kreuziget ihn“ rufen, wenn der Genius, der ihnen

die Erlöſung durch Freiheit und Liebe verkündet, unter ihnen erſcheint. Und daneben der einſame Todesſchmerz der Mutter, die ihn allein durch die Intuition der Liebe verſtanden hat, und der Leichnam, auf deſſen Lippen noch das „es iſt vollbracht" zu ſchweben ſcheint; ja, vollbracht das ungeheure Opfer, und dabei die ſchwermutsvolle Frage: „waren ſie es wert, werden ſie es würdigen, wird es ihnen nützen?" — Alles das ergriff mich tief in der Weltentrücktheit dieſer Kapelle; ich wandte mich dem gegenüber befindlichen Fresko zu und blieb nicht weniger bewegt davor ſtehen. Da kniete er am Ölberg, der vor dem letzten Opfer noch einmal zurückbebende Menſch, und rang mit ſeinem Dämon, der ihn zur Entſcheidung drängte, und in dem milden, märchenhaften Licht, das durch das feine Laub der Oliven zitterte, ſchwebte der Engel heran, der ihm den Kelch der Entſagung und des Todes brachte, aber auch der Verheißung, daß denen, die getreu ſind bis an den Tod, die Krone des Lebens werden wird.

Ich beugte mein Haupt vor dieſem erhabenſten Gedicht der Menſchheit, und ſtill und bewegt trat ich durch die kleine Tür in die Sakriſtei, um fortzugehen. Da ſtanden zwei Paſſioniſtenmönche in ſchwarzer Tunika und ſchwarzem Skapulier, auf der linken Bruſt den Namen Jeſu und ein kleines ſilbernes Herz mit einem Kreuz, und ſprachen miteinander. Sie ſahen erſtaunt auf die unerwartete Erſcheinung, die da ſo plötzlich aus dem verſchloſſenen Innern des Heiligtums hervortrat. Ich aber dachte: Verſtändet ihr nur alle den wahren Sinn des Myſteriums, deſſen Behüter ihr euch wähnt, da würde das Erdenleben zu einem Idyll, wie es mir dieſer Morgen war, und die Opfer der erlöſenden Liebe vollbrächten ſich nicht mehr am Kreuz, ſondern in ſchöner Freiheit von Menſch zu Menſch.

Sehr lebhaft hatten ſich mir gerade in den Tagen Betrachtungen darüber aufgedrängt, wie wenig das Ideal chriſtlicher Liebe und Eintracht in jenem Stand, der am erſten

deſſen Vertreter ſein ſollte, verwirklicht ſei. Gewiß, wenn irgendeine Inſtitution der Geſchichte den Eindruck einer kompakten Einheit macht, die wie ein organiſches Ganze erwachſen zu ſein und ſich in organiſcher Ordnung und Harmonie zu bewegen ſcheint, ſo iſt es die Hierarchie der katholiſchen Kirche, und doch iſt dies ein vollkommener Irrtum. Kaum haben ſich von jeher irgendwo ſchroffere Gegenſätze, tieferer Haß, ſchlimmere Verleumdungen kundgegeben, als wie unter den Trägern jener Religion der Liebe, deren Verkündigerin die Kirche iſt. Und nicht allein den Lebenden gilt der Streit und der Haß, — auch den Toten. Jetzt eben toben beide wieder um eine der edelſten Geſtalten, die der katholiſche Klerus in der Neuzeit aufzuweiſen gehabt hat, um Antonio Rosmini, den philoſophiſchen Denker, in dem die Würde des wahrhaft apoſtoliſchen Prieſters einmal wieder lebendig geworden war. Er lebte am Lago Maggiore, und in ſeinem Kollegium empfingen viele der ausgezeichnetſten Männer des damaligen Italiens ihre Bildung und blieben ſeine Anhänger und Freunde. Die Jeſuiten aber machten ihm von Anfang an einen wütenden Krieg, denn ſie hatten alsbald geſehen, wie gefährlich er ihnen werden würde. Durch unausgeſetzte Verfolgungen und Verleumdungen brachten ſie es auch endlich mit Hilfe des damaligen Königs von Neapel dahin, daß Pius IX., als er im Exil in Gaeta war, die Ernennung Rosminis zum Kardinal widerrief. Um ſich wegen dieſes Widerrufs zu entſchuldigen, pflegte der Papſt zu ſagen, er ſei der Gefangene eines Königs, der Rosmini für ein Haupt der Inſurrektion halte. Später indes veranlaßte Pius IX. ſelbſt das „Dimittantur", und die Jeſuiten wagten, trotz ihrem Haß, doch den Streit wegen Rosmini nicht wieder aufzunehmen. Erſt nach dem Tode Pius IX. brach das verhaltene Feuer wieder aus. Jeſuiten und Dominikaner vereinigten ſich, trotz ihrer früheren Feindſeligkeiten, gegen den gemeinſamen Feind, den ernſteſten, erleuchtetſten, frömmſten Geiſt, den die Kirche in dieſem Jahrhundert gehabt hat. Begünſtigt durch die Nachſicht des neuen Papſtes, eröffneten

ſie damals einen Feldzug; ſchon iſt es ihnen gelungen, die Bücher des religiöſen Philoſophen dem Dimittantur zu entziehen, und nicht zufrieden damit, daß man ihm bei Lebzeiten die Kardinalswürde, die ihm ſchon verliehen geweſen war, wieder genommen hatte, und daß er endlich aus Schmerz über die unwürdigen Verfolgungen geſtorben iſt, arbeiten ſie darauf hin, ihn noch nach dem Tode als Ketzer erklären und ſeine Bücher verbrennen zu laſſen. Noch widerſteht der Papſt, aber wird er den wiederholten Angriffen der vereinigten Zeloten immer widerſtehen können?

Ein eben veröffentlichtes, bisher noch nicht gedruckt geweſenes Buch des frommen Denkers, deſſen bereits begonnene Veröffentlichung im Jahre 1840 durch Rosmini ſelbſt unterbrochen wurde, um den damals etwas beruhigten Streit nicht wieder anzufachen, hat jetzt das feindliche Lager aufs neue in vollen Aufruhr gebracht. Man geht ſehr weit in der eigenmächtigen Verfolgung dieſer Schriften. Vor einiger Zeit wurde in der Hauptdruckerei Roms der Druck einer neuen Auflage der Briefe Rosminis begonnen, dieſes trefflichen Buches, in dem ſich das innere Leben der edlen Perſönlichkeit von Jugend auf dem Leſer kundgibt. Einer der eifrigſten Gegner, der im Vatikan Sitz und Stimme hat, kam in die Druckerei, ſah die bereits gedruckten erſten Bogen und befahl wutentbrannt, den Druck ſofort einzuſtellen. Nach einem Bericht im Vatikan wurde das Verbot von dort beſtätigt. Die Sache machte aber Aufſehen und rief den Proteſt hervor, und als man ſie von anderer Seite vor den Papſt brachte, verſicherte dieſer, nichts davon gewußt zu haben.

Deſſen ungeachtet — oder vielleicht gerade deshalb erſt recht — mehrt ſich aber beſonders in Oberitalien der Anhang Rosminis unter der jüngeren Geiſtlichkeit in hohem Grade. In den Klöſtern männlicher ſowohl wie weiblicher Rosminianer entfaltet man eine ſegensreiche Wirkſamkeit auf dem Gebiete der Erziehung und der hilfreichen Barmherzigkeit. Sie verſchmähen es nicht, dem Fortſchritt der modernen Wiſſenſchaft eifrig zu folgen, es gibt dort mehrere ausgezeichnete

Gelehrte, und das ganze Streben iſt auf reine Frömmigkeit im wahren Sinn einer chriſtlichen Kirche gerichtet. Man wird dadurch an die reformatoriſche Bewegung erinnert, die in Italien am Ende des 15. und Anfang des 16. Jahrhunderts ſtattfand. Möchte es ihnen beſſer gelingen als den edlen Vorkämpfern jener Zeit, und möchte ſich ein Papſt finden, der ihren Feinden, den Sturmgeiſtern der Kirche, das Wort zuriefe, das Clemens VIII., müde der ewigen Wühlereien mit denen, deren Vorgänger den Frieden der Welt und die Ruhe der Gewiſſen ſtörten, dieſen zurief: „Aufrührer, ihr ſeid die Störenfriede in der Kirche Gottes.“

Ich lebte damals in ſehr häufigen und herzlichen, beſonders aber geiſtig anregenden Beziehungen zu einer eifrigen Katholikin, der Fürſtin Caroline Wittgenſtein. Schon bei meinem erſten Aufenthalt in Rom, in den Wintern der Jahre 64 und 65 (mit den beiden Töchtern Herzens) hatte ich ihre Bekanntſchaft gemacht; wir waren uns aber nicht näher gekommen, obwohl zu der Zeit die damalige römiſche Geſellſchaft ſehr mit ihr beſchäftigt war, und eine förmliche Parteinahme für und gegen ſie ſtattfand. Es war der Augenblick, wo nun endlich durch den Tod des Fürſten, ihres Gemahls, alle Hinderniſſe gehoben ſchienen, die ihrer Verbindung mit Liſzt, der großen Liebe ihres Lebens, entgegengeſtanden hatten. Nur in der Abſicht, dieſes Eheband, in dem ſie nie Glück gefunden hatte, durch die Kirche löſen zu laſſen, war ſie nach Rom gekommen und hatte ausdauernd, trotz aller widerwärtigen Erſchwerungen, die ihr in den Weg gelegt wurden, und ſogar mit materiellen, bedeutenden Opfern, ihr Ziel verfolgt. Nun ſtand ſie vor dem errungenen Erfolg. Liſzt war auch in Rom, ich ſah ihn öfter, ſowie einige ſeiner Schüler, die ihn ſtets umgaben, und unter denen beſonders einer, ein Engländer, mit fanatiſcher Liebe an ihm hing. Eines Abends fand ein Konzert ſtatt, von römiſchen Fürſtinnen für einen wohltätigen Zweck veranſtaltet, in dem Liſzt, großmütig wie immer, ſpielte. Am

Morgen darauf erſchien eben jener Engländer bei mir, in größter Beſtürzung, und ſagte, Liſzt ſei verſchwunden, niemand wiſſe von ihm, und man fürchte, es ſei ein Unglück geſchehen. Natürlich erregte die Sache das größte Aufſehen, und in den damals noch ſo kleinen, geſelligen Verhältniſſen war von nichts anderem die Rede. Der Schüler war troſtlos; nach einigen Tagen jedoch erſchien er wieder freudeſtrahlend; Liſzt war wieder da, nur in der Kleidung eines Abbé; er hatte ſich aber dem treuen Schüler in die Arme geworfen und geſagt: „Ich bin immer derſelbe.“ Im Vatikan, in der Privatkapelle des Kardinals Hohenlohe, war die Aufnahme in den geiſtlichen Stand vollzogen worden, und unmittelbar nachher hatte Pio IX. den neuen Prieſter empfangen, der ſich ihm mit den Worten vorſtellte: „Saint père, la moisson est grande, voici un moissonneur de plus.“

Was da vorgegangen war, welche inneren Motive dieſe plötzliche Wandlung am Vorabend der anderen, endlich möglich gewordenen Entſcheidung herbeigeführt hatten, blieb der Welt ein Geheimnis, und müßige Neugier bemühte ſich vergebens, den Schleier zu lüften, der von den Beteiligten mit größter Diskretion über den Grund der vollzogenen Tatſache gedeckt war. Man erfuhr nur, daß es der größte Wunſch der Fürſtin ſei, daß die Leitung der geiſtlichen Muſik in der Kirche Roms, die mehr und mehr moderner Mittelmäßigkeit verfiel und die erhabenen Werke alter Meiſter vernachläſſigte, Liſzt in die Hände gegeben werde. Warum es auch hierzu nicht kam, warum Liſzts Stellung zum Vatikan keine ſehr günſtige wurde, blieb ebenfalls ein Geheimnis für die Welt, ſo viele Vermutungen und Gerüchte auch in Umlauf geſetzt wurden.

Ich ſtand der Fürſtin damals zu fern, um an dieſer großen Kriſis ihres Lebens teilzunehmen, und dann verließ ich Rom für viele Jahre und hörte kaum etwas von ihr. Erſt als ich mir Rom zum bleibenden Wohnſitz erwählt hatte, kam ich wieder in Berührung mit ihr, und ſie zeigte mir alsbald ein ſo herzliches Wohlwollen, und ihre große Intelligenz ver-

ſprach mir ſo viele genußreiche Stunden, daß ich gern der Aufforderung Folge leiſtete, ſie öfter zu beſuchen. Sie kam auch häufig zu mir und holte mich im Wagen zu weiten Spazierfahrten in die römiſche Campagna ab, wobei ſie mir intereſſante und anmutige Erzählungen über ihre polniſche Heimat und das dortige Landvolk machte. So ſagte ſie einmal, als wir ſeltſame Wolkenbildungen in der Campagna bewunderten, eine Eigentümlichkeit ihres heimiſchen Klimas, namentlich im Süden Polens, ſei die große Elektrizität der Luft, und infolgedeſſen die auffallend ſchönen und phantaſtiſchen Wolkenbildungen. Da ſei es Gewohnheit der Landleute, in den weiten Grasebenen auf dem Rücken zu liegen, dem Spiel und Zug dieſer Wolken zuzuſehen und zu träumen; vielleicht Träume voll Poeſie und Glück, als Entſchädigung für die nackte, armſelige Wirklichkeit.

Sie wohnte in einer ſehr beſcheidenen, möbliert gemieteten Wohnung im dritten Stock, die ziemlich geſchmacklos, ohne alle wahre Eleganz, wie es damals in den römiſchen Mietwohnungen meiſt der Fall war, ausgeſtattet war, beſonders hingen abſcheuliche Bilder aller Art an den Wänden, deren Duldung von ſeiten der Fürſtin mir unbegreiflich war, da ſie einen leidenſchaftlichen Kultus für die Kunſt hatte, freilich vor allem für die Muſik. Auch nahm der Flügel einen großen Platz in dem kleinen Salon ein, in dem ſich um das Kamin herum der Verſammlungsplatz befand, d. h. der Lehnſtuhl der Fürſtin, auf dem ſie ihre Beſuche empfing, daneben ein Tiſch ſtets mit Vaſen voll Blumen, oft mit ſehr ſtark duftenden, beladen, was den Kopf der Fürſtin, trotzdem ſie mit ihm fortwährend arbeitete, nicht anzugreifen ſchien; Bücher, Noten, Schriften lagen überall, ſelbſt im Vorzimmer umher, nach okzidentalen Begriffen in ziemlicher Unordnung, doch ihr, die jeden Augenblick etwas nachzuſchlagen, etwas auszuführen hatte, bequem. Charakteriſtiſch war eine große kriſtallne Bonbonniere, immer mit Schokolade und anderen Bonbons gefüllt, die dem Beſucher ſogleich angeboten wurden, nach ſlaviſcher Sitte, wie man mir ſagte. Das

Ganze dieſes Raumes ſowie auch der übrigen Räume der Wohnung war wirklich weder ſtandesgemäß noch einfach ſchön, und als ich ſpäter auch mit Liſzt nahe genug befreundet war, um mit ihm über dergleichen Dinge zu ſprechen, ſagte er mir einmal ganz in Verzweiflung, er habe nun endlich in einem bekannten fürſtlichen Palaſt Roms das, was man eine Wohnung nennen könne, für die Fürſtin gefunden, und nun ſei durch ein Zuſammentreffen von Umſtänden Veranlaſſung geweſen für die gegenwärtigen Hausleute, der Prinzeß Carolina ſich ſehr dienſtwillig und aufopfernd zu erweiſen, und da wolle ſie nun aus Dankbarkeit das Logis nicht verlaſſen.

Übrigens vergaß man auch bald genug die wirklich nicht ſympathiſche Einrichtung, ſaß man einmal auf einem der Stühle, die um den der Fürſtin herum für die Beſucher bereit ſtanden, denn wenn ſich nicht bald ein bedeutendes Geſpräch über irgendeinen inhaltvollen Gegenſtand entſpann, ſo war es ſicher die Schuld des Beſuchers, und nicht die der Fürſtin. Sie war nicht ſchön, war es nie geweſen und erzählte mir einmal lachend, daß ihre Mutter, eine elegante, ſchöne, den Weltfreuden zugetane Frau, ſich betrübt habe, daß ſie ſo häßlich ſei, und daß ſie ihr zum Troſt geſagt hätte, ſie ſolle nur ruhig warten, nach der Auferſtehung werde ſie wunderſchön ſein. Übrigens hatte ſie eines jener Geſichter, die keine eigentliche Jugend haben und daher oft mit dem Alter eher gewinnen, und wenn man mit ihr ſprach, und der Gegenſtand des Geſprächs ſie intereſſierte oder begeiſterte, ſo belebten ſich die Züge ſo ausdrucksvoll und die Augen glänzten ſo feurig, daß man vergaß zu prüfen, ob ſie ſchön ſei oder nicht, denn man fühlte ſich unter dem Bann einer außerordentlichen Perſönlichkeit, eines ungewöhnlichen Intellekts, die der äußeren Reize nicht bedurften, um zu feſſeln. Doch war ſie nicht ganz gleichgültig gegen das, was der äußeren Erſcheinung Anmut verleiht, ſie kleidete ſich meiſt in helle Farben und ſagte mir einmal, da ich viel ſchwarz trug, ſie habe das früher auch getan, aber dann ſei es ihr klar geworden, daß der liebe Gott es nicht wollen könne, da er die

Erde ſo ſchön mit den Blumen in allen Farben geſchmückt habe, und ſeit der Zeit hatte ſie auch alle Farben des Frühlings und Sommers in ihrer Kleidung, beſonders an den flatternden Bändern der übrigens häßlichen Hauben, die ſie trug; und ebenſo wählte ſie ganz beſondere Anzüge, wenn ſie, was häufig geſchah, ſich photographieren ließ, z. B. den vier Jahreszeiten gemäß, oder im Wagen, den Blick nach oben gerichtet, um „den letzten Stern zu ſuchen".

Aber dieſe kleinen Koketterien verzieh man ihr gern, um der vielen Vorzüge wegen, die ihren Umgang von dem gewöhnlichen Alltagsverkehr unterſchieden; denn man konnte ſehr verſchiedener Meinung mit ihr ſein, aber das Geſpräch wurde nie banal, und die Kontroverſe blieb, auch wenn ſie von beiden Seiten eifrig, ja hitzig wurde, ſtets in den Grenzen des freundlichſten, wohlwollendſten Verkehrs. Ihre Bildung war eine univerſelle, und ſie fühlte ſich auf keinem Gebiete des Wiſſens fremd. Sie hatte ſich viel mit Schopenhauerſcher Philoſophie beſchäftigt, und unſere Geſpräche führten uns oft darauf. Sie war nicht ungerecht gegen ihn, aber ſie beſtritt ſeine Anſicht über den Willen und ſagte, der Menſch träte ins Leben mit abſoluter Freiheit, zu werden, was er wolle; ſie führte mir dabei, da wir meiſt franzöſiſch ſprachen, ein Wort der franzöſiſchen Bibelüberſetzung an: „Dieu traita l'homme avec révérence" und mit einem Ausdruck von faſt übermütigem Trotz ſetzte ſie hinzu: „Je n'aurais pas voulu son cadeau de la vie, s'il ne m'avait pas donné la liberté." Sehr ſympathiſch war ihr Schopenhauers Zurückgehen auf indiſche Weisheit und indiſche Anſichten; auf dieſem Gebiet hielt ſie ihr Wiſſen für unfehlbar, und ſie wurde faſt böſe, als ich ſagte, ich glaube gar nicht, daß das Nirvana das abſolute Nicht-mehr-Sein bedeute, ſondern daß es vielmehr den ſeligen Zuſtand der Erlöſung von der Welt der Sanſara und die Wiedervereinigung mit Brahm, mit der Gottheit, ausdrücke. Das beſtritt ſie mir abſolut und ſagte, es ſei entſchieden das Nichtſein, da das Sein den Indern ja als eine Schuld, als etwas

zu Verneinendes erſchienen ſei. Ebenſowenig wie hierüber aber bekehrte ſie mich zu Anſichten auf andern Gebieten, beſonders dem religiöſen, ſo gern ich mich von ihr über theologiſche Dinge belehren ließ, die mir bisher gänzlich fern gelegen hatten und unbekannt geblieben waren, in denen ſie aber gründlich unterrichtet war und die ſie mit einer eignen Innigkeit und Wärme vortrug, ſo daß man fühlte, ſie wollte dafür gewinnen. Ob ſie, wie man es von ihr ſagte, überhaupt gern Proſelyten machte, weiß ich nicht, aber gewiß iſt, daß ſie es bei mir verſuchte, und zwar mit einer Ausdauer und einem Eifer, die mir nur bewieſen, daß ſie mich aufrichtig liebte, wodurch ihr Wunſch gerechtfertigt erſchien, meine Seele hinüber zu retten in den Schoß der allein ſeligmachenden Kirche. Einmal in der Faſtenzeit, wo gewöhnlich Prediger aus anderen Orten in den römiſchen Kirchen predigen, forderte ſie mich auf, mit ihr in die Kirche S. Luigi de' Franceſi zu gehen, wo eben der Biſchof Mermillod, der aus der Schweiz fortgemußt hatte, die Faſtenpredigten hielt. Ich ging mit ihr und fand die Predigt durch einige fein ausgeführte Gedanken anziehend. Das freute die Fürſtin, und nach einigen Tagen erhielt ich eine Einladung, zu ihr zu kommen, um den Biſchof Mermillod, der da ſein werde, kennen zu lernen. Da ich wußte, daß er mit meinen katholiſchen Verwandten in Wien viel verkehrt hatte, war es mir angenehm, ſeine Bekanntſchaft zu machen, und ich ging hin. Sein Äußeres und ſeine etwas hochmütige Art zu ſprechen und zu fragen, nahmen mich nicht für ihn ein, aber der Fürſtin zuliebe ging ich freimütig darauf ein, ſeine Fragen zu beantworten, die ſehr inquiſitoriſch forſchten, warum ich mich den Überzeugungen meines katholiſch gewordenen Bruders in Wien nicht angeſchloſſen habe. Nach einiger Zeit entfernte ſich die Fürſtin und ließ uns allein, wahrſcheinlich in der Hoffnung, daß er nun direkter auf das Ziel losgehen ſollte. Er ſagte denn auch gleich, es komme eigentlich nur auf drei Fragen an, die ſchon Boſſuet einem Engländer, der ihn um

Rat fragte, als das Weſentliche vorgelegt habe, zuerſt die Frage, ob man an Gott glaube, zweitens ob man an Chriſtus glaube, und drittens — und das ſei das Weſentlichſte — ob man an die Kirche glaube. Darauf ſagte er, er werde mir Bücher ſchicken, und ich ſolle ihm freimütig Rechenſchaft geben von dem Eindruck, den ſie mir gemacht hätten. Als die Fürſtin wieder eintrat und nach dem Reſultat unſerer Unterredung fragte, ſagte er mit zuverſichtlichem Lächeln: „Das wird ſchneller gehn, als Sie denken“ und ging. Die Fürſtin, in einem Sturm des Entzückens, ergriff, ehe ich es mich verſah, den Saum meines Kleides und küßte ihn, und als ich ganz erſchrocken rief: „Aber Fürſtin, was tun Sie?“ ſagte ſie mit wirklich freudeſtrahlendem Angeſicht: „Der Gedanke, mit Ihnen an den Altar zu treten, iſt zu ſchön und riß mich fort.“ Ich dankte ihr gerührt für ihre Liebe, ging aber bekümmert fort, da ich wußte, daß ihr auch jetzt, wie ſchon bei allen früheren Verſuchen, die bittere Enttäuſchung bevorſtand.

Am folgenden Tag war Mermillod bei mir geweſen, hatte mich nicht getroffen, aber ein Paket Bücher gelaſſen: die Predigten Lacordaires und das Leben der Mme. Seton, einer konvertierten Amerikanerin, die ihr Leben nach ihrer Bekehrung ganz der Arbeit für ihre leidenden Mitmenſchen gewidmet hatte. Nachdem ich die Bücher geleſen hatte, ſandte ich ſie zurück und ſchrieb dabei an Mermillod:

„Ich habe die Reden des père Lacordaire ſowie das Leben von Madame Seton mit dem größten Intereſſe geleſen. Ich neige mich immer vor den Worten und vor einem Leben, die den Opfern der erbarmenden Liebe, die der Tod des Egoismus iſt, geweiht ſind. Ich bewundere alles, was den Menſchen über ſeine engere Sphäre erhebt, ſei es der Schwung des Gedankens zu den höchſten Anſchauungen, ſei es die Tat des Herzens und des reinen Mitleids. Ich beſtätige voll Glück meinen Glauben daran, daß wir in uns einen Funken jenes ewigen Lichts tragen, das im Grunde des Seins leuchten muß, und das unſere ſchwachen Sinne

nur von ferne ahnen können. Ich erkenne es als unſere höchſte Pflicht, dieſen Funken in uns zur Flamme werden zu laſſen und das Göttliche in uns zu verwirklichen, das ſich auch in einem jeden von uns inkarniert hat. Aber wovon ich nicht überzeugt worden bin und es nie ſein werde, das iſt die Annahme, daß die Wahrheit ein für allemal gegeben ſei, und daß eine dogmatiſche Kirche ſie für immer umſchließe. Ich glaube im Gegenteil, daß die Wahrheit in ewigem Wachſen ſei und eine Hülle nach der anderen abwerfe, um immer vollkommenere Blüten und Früchte zu tragen."

Natürlich hörte ich darauf nichts mehr von Mermillod, und auch die Fürſtin ſchwieg vollkommen über das Vorgefallene, von dem ſie ohne Zweifel unterrichtet war. Aber ſie ihrerſeits ließ nicht ab, ihr Ziel zu verfolgen. Einmal, wo wir wieder eine längere Unterredung über die Vorzüge der katholiſchen Kirche gehabt hatten und ich gern geſtand, daß ich ſie als Organiſation bewunderungswert finde, und daß ich mit Verehrung anerkenne, wie ſie der erſte Verſuch geweſen ſei, die Menſchheit durch ein geiſtiges, ideales Band zu einer Gemeinſchaft zu vereinen, forderte ſie mich geradezu auf, mich ihr anzuſchließen. Ich ſagte, halb ſcherzend, um der Dringlichkeit des Verſuchs, die unſerem guten Verhältnis leicht hätte ſchädlich werden können, zu entgehen: „Aber ich brauche doch die Kirche, von Menſchenhänden gemacht, nicht, um meinen Gott zu verehren; ich tue es draußen in ſeiner großen herrlichen Kirche, wo er offenbar wird in der Schönheit jeder Blume, im Vogelſang, in Goldwolken, wo ihn ſeine Schöpfung preiſt mit Worten, wie ſie kein menſchlicher Mund je geſprochen."

„Nein, meine Liebe," ſagte ſie, „es iſt gerade in der Kirche, wo er ſich beſonders offenbart. Kommen Sie ihr nur näher, ſo werden Sie es ſelbſt erfahren."

Es kamen dann lange Pauſen, in denen dieſer Gegenſtand der Unterhaltung vollſtändig ruhte, denn ſie war zu geiſtvoll, um nicht zu verſtehen, daß ein lebhafteres Drängen nach dem erſehnten Ziel mich ermüden und ſchließlich von ihr ent-

fernen werde; ich war ihr dankbar dafür, denn ich hatte eine aufrichtige Anerkennung für ihre großen Eigenſchaften, und der geiſtige Verkehr mit ihr war mir genußreich und wert. Oft begegnete ich auch intereſſanten und gelehrten Leuten bei ihr, ſo unter anderen mehrere Male dem Grafen Schack, der uns Gedichte von ſich vorlas, und obwohl er mir nicht den bedeutenden Eindruck machte, den ich erwartet hatte, doch manches ſagte, was mich intereſſierte. Einmal ſah er auf dem Tiſch der Fürſtin die „Memoiren einer Idealiſtin“ liegen, nahm das Buch und ſchlug es auf, wo gerade ein Kapitel anfing, über dem geſchrieben ſtand: „Mazzini“. Er ſteckte es darauf ohne weiteres in die Taſche und ſagte: „O, das will ich leſen, dem Manne bin ich begegnet und habe mich lebhaft für ihn intereſſiert.“ Später erzählte mir die Fürſtin, er habe das Buch für ſeine Bibliothek gekauft, obgleich er im allgemeinen ein Gegner der Schriftſtellerei von Frauen war. Eine andere Perſönlichkeit, die ich dort kennen lernte, und die mir die tiefſte Sympathie einflößte, war der gelehrte Benediktinermönch Padre Toſti von Monte Caſſino, von dem ich ſchon durch Gregorovius, der ſich lange ſeiner Studien wegen in dem Kloſter aufhielt und den Toſti ſehr ehrte, gehört hatte. Die milde, liebenswürdige Perſönlichkeit des greiſen Prieſters zog mich auf das innigſte an, ganz eingenommen aber wurde ich für ihn durch ein von ihm ſelbſt verfaßtes epiſches Gedicht, das er der Fürſtin mitzuteilen verſprochen hatte und bei deſſen Leſung er auch mir freundlich erlaubte, gegenwärtig zu ſein. Das Gedicht war von ſo hoher Schönheit, daß die Fürſtin und ich gleich hingeriſſen davon waren; danteskiſche Größe der Naturbeſchreibung, ergreifende Schilderung der Leidenſchaft und himmliſche Verklärung idealer Liebe, alles tönte aus dem Munde dieſes Greiſes doppelt rührend und erhaben. Als er geendet hatte zu leſen, fragte ich ihn, ob das Gedicht gedruckt würde und ſprach die Hoffnung aus, daß dem ſo ſein möge. Der alte Prieſter lächelte und ſagte, daß es nie gedruckt werden dürfe, da es ihn in den Bann der Kirche tun würde.

Den größten Freund der Fürſtin aber, den ſie über alles liebte und dem ſie einen tiefen, ewigen Kultus in ihrem Herzen geweiht hatte, den großen Künſtler Franz Liſzt, ſah ich nur ſelten dort, freilich durch Zufall, denn er kam jedes Jahr nach Rom und war dann täglich bei ihr. Zuweilen aber traf ich ihn doch da, ſo unter anderem einmal am Tage San Carlo, wo ich hingegangen war, der Fürſtin Caroline, als an ihrem Namenstag, den man nach katholiſchem Gebrauch feierte, einige Blumen zu bringen. Liſzt kam bald nach mir, fragte, ob ſie ſeine Blumen erhalten, und erzählte uns, daß, als er früh am Morgen über den ſpaniſchen Platz gegangen ſei, mehrere der Knaben, die dort mit großen, blumengefüllten Körben auf dem Kopf einhergehen, ihm zugerufen hätten: „Signor Francesco, è la San Carlo, bisogna portar fiori là“, indem ſie nach der Straße gedeutet hätten, wo die Fürſtin wohnte. Liſzt lachte herzlich über ſeine offenbare Popularität unter dieſen halb naiven, halb ſchlauen Verkäufern des Schönſten, was die Erde gibt, und ich lachte mit ihm, da auch ich dieſe ſo anſtändige Vertraulichkeit des italieniſchen Volks, die mehr das Gefühl der Gleichberechtigung als wie Zudringlichkeit iſt, kenne und liebe. Die Fürſtin hingegen war beſtürzt und ſagte faſt beſchämt, man habe ihr nur geſagt, es ſeien die Blumenverkäufer der Piazza draußen, und da ſie ihren Gärtner habe, der an beſtimmten Tagen Blumen bringe, ſo habe ſie geſagt, man ſolle ſie wegſchicken. Es war ihr augenſcheinlich ſehr leid, ja höchſt peinlich, ſo die Abſicht des Freundes vereitelt zu haben, und es rührte mich, die faſt demütige, ſchüchterne Art ihres Benehmens dem verehrten Manne gegenüber zu ſehen, ſie, die ſonſt ſo ſelbſtbewußt, ſo ſicher anderen gegenübertrat. Nur einmal hörte ich ihn bei ihr ſpielen, wobei ſie in Andacht verſunken zuhörte. Ich hörte ihn aber oft in jenen Jahren in einigen anderen Häuſern, beſonders bei einer liebenswürdigen jungen Ruſſin, wo ſich ein kleiner, auserwählter Kreis zu muſikaliſchen Aufführungen regelmäßig zuſammenfand, und ſein Spiel erſchien mir in ſeinen vorgerückten

Jahren noch unendlich viel bedeutender, als in den Zeiten ſeiner großen Konzerterfolge, wo ich ihn auch gehört hatte. Es war eine Ruhe, eine Seelentiefe, gleichſam eine Verklärung über dieſes Spiel gekommen, das auch dem Inſtrument ſeine Beſchränktheit nahm und ihm einen Zauber verlieh, wie ich es bei keinem der vielen großen Pianiſten, die ich hörte, in dem Grad wiedergefunden habe.

Die Fürſtin ſprach mir oft von dem einzig geliebten Freund, immer mit der gleichen begeiſterten Verehrung, nie kam ein Wort der Klage über ihn von ihren Lippen, das den Gerüchten hätte recht geben können, die ohne Aufhören von müßigen, nach Effektgeſchichten haſchenden Köpfen über die Vergangenheit und die tragiſchen Epiſoden dieſes Verhältniſſes in Umlauf geſetzt wurden. Nur einmal, in einer beſonders gerührten und intimen Geſprächen geweihten Stunde, kam ſie dazu, mit Offenheit über die herbſte Epoche ihres Lebens zu ſprechen und den Schleier zu lüften, der ein tief verwundetes Herz bedeckte; nie kam ein ſolcher Augenblick wieder, und das abſolute Schweigen und die völlige Reſignation einer ſtolzen Seele bildeten allein den Hintergrund der Beziehung zu dem Freund, die dem Publikum kund wurde. Ebenſo war es aber auch von ſeiten Liſzts ein nie endendes Beweiſen ſeiner Anhänglichkeit und verehrenden Freundſchaft, das er bis an das Ende aufrecht erhielt. Als er das letzte Mal nach Rom kam und mich zu beſuchen bei mir eintrat, rief ich ihm entgegen: „Es iſt doch ſchön, daß Sie Rom treu bleiben.“ Da ſagte er mit der faſt bitteren Beſtimmtheit, die er zuweilen bei ſeiner ſonſt ſo ſanften Art zu reden hatte: „Es iſt für e i n e Perſon, daß ich komme, ſonſt ſetzte ich den Fuß nicht mehr hierher.“

Was die Fürſtin trotz der herben Erfahrungen ihres Lebens aufrecht hielt, das war außer der Religion die Arbeit. Sie ſchrieb unausgeſetzt und häufte Band auf Band meiſt theologiſchen Inhalts, aber auch anderen Gegenſtänden, politiſchen und künſtleriſchen, gewidmet. Es war das auch einer der Gründe, der ſie in ihrer beſcheidenen Wohnung feſthielt,

denn ſie hatte da die Druckerei und den Raum, in dem ihre Bücher niedergelegt wurden, ganz in der Nähe. Zuweilen gab ſie mir kleinere Aufſätze über dieſen oder jenen Gegenſtand zu leſen, aber während ihre Unterhaltung ſtets anregend voller Leben und Geiſt war, fehlte ihren ſchriftlichen Äußerungen Klarheit des Gedankens und Anmut der Form; die Schwerfälligkeit des Stils ermüdete und ſchreckte ab vom Leſen. Ihr größtes Werk jedoch „Über die inneren Gründe der äußeren Schwäche der Kirche", ſollte erſt viele Jahre nach ihrem Tode veröffentlicht werden, und ſie ſagte mir einmal, als ſie davon ſprach: „O in fünfzig Jahren etwa werden die Herren da oben ſagen, die Frau hatte doch recht." Denn ſie wußte ſehr wohl, daß man ihr in den höchſten Regionen der Kirche Oppoſition machte. Früher noch, unter dem Pontifikat von Pio IX., war ſie, beſonders mit Antonelli ſehr befreundet, im Vatikan geweſen, ja dieſer Papſt hatte ſogar ein Wunder an ihr vollzogen. Sie litt zu der Zeit ſehr an den Augen, und eines Tages, als ſie ſich in einer Privataudienz beim Papſt befand, ließ ſie ſich auf die Knie vor ihm nieder, ergriff ſeine Hände, legte ſie auf ihre Augen und bat ihn, ſie zu heilen. Sie blieb ſo einige Minuten. „Ich weiß nicht, was der Papſt machte," ſagte ſie, „aber ich glaube, er betete; dann ſegnete er mich, und als ich nach Haus zurückkam und zu arbeiten verſuchte, fand ich meine Augen geſund, und ſie ſind es bis auf dieſen Tag geblieben." Das mußte nun — ob durch Wunder oder nicht — wohl ſo ſein, denn ſie arbeitete meiſt bis ſpät in die Nacht hinein, und am Tag, wenn man zu ihr kam, glänzten ihre Augen ſo feurig im Lauf der Rede, daß man ſah, ſie litt nicht daran.

Seit vielen Jahren ſchon verließ die Fürſtin Rom nicht mehr, auch nicht im Sommer, und wenn ich im Herbſt von meinen nun zur Regel gewordenen Reiſen durch Deutſchland nach Frankreich zu Olga zurückkam, ſagte ſie mir immer, ich täte unrecht, ſoviel Kraft wegzugeben, im Alter müſſe man nicht mehr reiſen und ſich konzentrieren auf das Innen-

leben und die Arbeit, ſo ſei das Alter die glücklichſte Zeit des Lebens. Und bei ihr war das anſcheinend wenigſtens zur Wahrheit geworden; es umgab ſie wie eine Aureole von Freudigkeit und Frieden, die ſie nicht hinderte, lebhaft teilzunehmen an allem, was die Außenwelt bewegte und beſonders an den Schickſalen und Erlebniſſen ihrer Freunde. Die letzten Jahre jedoch nahm ihre Geſundheit ſichtlich ab, und ſie verließ ihre Wohnung nicht mehr, weder im Sommer noch im Winter. Im Herbſte 1886 kehrte ich mit einem bangen Gefühl zu dem Wiederſehen mit ihr nach Rom zurück, denn im Juli des Jahres war Liſzt in Bayreuth während der dort ſtattfindenden Aufführungen geſtorben. Ich fand ſie ſtiller als ſonſt, äußerlich gealtert und mehr wie je an ihr dumpfes, jedem friſchen Luftzug verſchloſſenes Zimmer und an ihren Lehnſtuhl gebannt. Ich ſah es gleich, daß auch ihre Lebensflamme dem Erlöſchen zueilte; das Leben hatte ſeinen Wert für ſie verloren, Liſzt hatte prophetiſch geſprochen, denn er hatte einmal geäußert, daß er überzeugt ſei, ſie werde ihn nicht überleben. Nach einigen Wochen wurde ſie völlig bettlägerig und ſah nur noch wenige Menſchen. Ich gehörte zu dieſen und verbrachte noch manche Stunde vor ihrem Bett. Jetzt ſprach ſie mir viel von dem geſchiedenen Freund, und ich ſah, daß ſie glücklich war in der Hoffnung baldiger Wiedervereinigung. Sie hatte immer die Gewohnheit gehabt, mir, auch in derſelben Stadt lebend, viele und lange Briefe zu ſchreiben, und auch jetzt noch, vom Krankenlager aus, erhielt ich deren häufig, ſo einen, wo ſie nur von ihm und der Hoffnung ſprach, ihn wiederzufinden und mit den Worten ſchloß: „Er lebt — ja er lebt, denn er liebte Jeſus Chriſtus.“ Als ich dann wieder noch einmal länger bei ihr geſeſſen hatte, fragte ſie plötzlich: „Ach, Liebe, warum wollen Sie nicht an die Gottheit Chriſti glauben?“ Ich ſah, es war ihr noch ein Herzenswunſch, dies letzte Werk der Bekehrung zu vollenden, und es ſchmerzte mich wahrhaft, ihr in dieſen Abſchiedsſtunden noch die bittere Enttäuſchung bereiten zu müſſen. Ich ſchrieb ihr daher am folgenden Tag

und bat ſie liebevoll, dies Thema nicht mehr zu berühren, da ich doch nicht gegen meine Überzeugung handeln, ſie nicht mit einer falſchen Hoffnung hinhalten könne, und es mir ſchmerzlich ſei, ihr immer nein ſagen zu müſſen. Ich erhielt eine Antwort, in der ich wohl herausfühlte, wie ſie enttäuſcht ſei, aber ich verſtand es ja, daß es ihr bitter ſein mußte, dieſen Wunſch nicht erfüllt zu ſehen, in dem ich doch nur einen Beweis ihres innigen Anteils an meinem Heil erkennen konnte. Einige Tage wurde ich verhindert, zu ihr zu gehen, hörte auch, daß ihre Tochter gekommen und ſie alſo nicht allein ſei. Doch hatte ich nun beſtimmt vor, am 10. März 1887 zu ihr zu gehen, als ich am 9. März abends ein Billet von einer Bekannten erhielt, die mir ſchrieb, daß die Fürſtin geſtorben ſei. Ich eilte am folgenden Morgen hin, konnte ſie aber nicht mehr ſehen.

In der ſympathiſchen Kirche Santa Maria del Popolo war die Totenfeier. Der Kardinal Hohenlohe vollzog die Meſſe, und es wurde ein Requiem von Liſzt aufgeführt. Ich war dort mit Frau Minghetti, und als der Kardinal den Sarg einſegnete, der die ſterbliche Hülle umſchloß, ſagte ich ihr in meinem Herzen ein gerührtes Lebewohl. Als wir aus der Kirche traten, kam Monſieur Herbert, damals noch Direktor der franzöſiſchen Akademie in der Villa Medici, der mit der Fürſtin befreundet geweſen war, uns zu begrüßen, und ſagte: „Oui c'était quelqu'un!“ Das war das rechte Wort; ja Fürſtin Caroline Wittgenſtein war jemand, und von wie wenig Menſchen kann man das ſagen.

Gedachtes

Eben ſchrieb mir mein alter zweiundneunzigjähriger Freund über das ſchmerzliche Ach am Ende des rätſelvollen Lebens. Mein ſchmerzliches Ach wird nur der einen gelten, in deren Leben mein Scheiden die tiefe Lücke reißt. Sonſt

freue ich mich des Endes. War es der Zufall, der das bunte Wechſelſpiel des Daſeins veranlaßte, ſo habe ich ihm getrotzt, indem ich mir ein Ziel vorſetzte und mutig nach einer vernünftigen Ordnung der Lebensaufgabe ſtrebte; und iſt im Grund der Schöpfung ein erhabenes Geheimnis, ſo habe ich mich vorbereitet, es zu verſtehen.

Der Dichter lebt zwei Leben, eines für ſich, eines für die Welt. Wehe der Frau, die ihn liebt, das nicht verſteht und eiferſüchtig iſt auf dieſe Teilung. Sie wird den Genius brechen, oder ihr eigenes Herz.

Der Geiſt vom Ende dieſes Jahrhunderts, der induſtrielle Geiſt, bemächtigt ſich ſogar des Schönen in der Natur für ſeine Zwecke, und verhäßlicht jene. So hörte ich kürzlich, man habe ein reizendes Wäldchen am Meeresſtrand bei Antibes abgehauen, um Felder mit Blumen, zum Verkauf in Nizza und Toulon, zu bepflanzen.

Hochnäſige Duldung, Philiſtertugendſtolz, die kann ich nicht ertragen. Güte, Aufrichtigkeit, Gleichheit der Geſinnung oder ſtolze Ebenbürtigkeit, das verlange ich in Beziehung zu andern.

Eine ſehr ſchlimme Art der Koketterie beruht auf dem Reiz, bis an die äußerſte Grenze des Verſuchbaren zu gehen, und ſich dann kalt vor dem letzten Schritt zurückzuziehen. Es iſt die Koketterie der Neugierde, der Viviſektion der Gefühle. Man gibt Gift, um zu ſehen, wie der andere zappelt und ſich vor Schmerzen krümmt. Dieſe Sucht der Gefühlsanatomie findet ſich häufig bei den Frauen der ſogenannten „guten Geſellſchaft", die ihre Stellung nicht verderben, ſich nicht kompromittieren wollen, es aber ſehr lieben, in andern zu er-

perimentieren und leicht bewegliche Naturen vorwärts zu treiben, um, mit der Lorgnette vor den Augen, zuzusehen, wie gewisse Gifte wirken. Diese raffinierte Verderbtheit der Seele ist eine der häßlichsten Erscheinungen unter den Gebrechen der modernen Gesellschaft. Sie schon in einem jungen Mädchen zu finden, ist über alles Maß schmerzlich und empörend.

Ihr Frauen der „großen Welt", eure Liebe gleicht Irrlichtern, die über Sümpfen tanzen. Wehe dem, der diesen lockenden Lichtern folgt! Ihr kennt die wahre Liebe nicht, denn ihr denkt nie an den Mann und seine Qual; ihr denkt nur an euch selbst.

Es ist erschreckend, mit welcher Leichtigkeit die Frauen in Italien sich preisgeben und die Forderung, daß der Körper der Tempel einer keuschen Seele und daher selbst unentweiht sein soll, gar nicht verstehen. Auch ist es unbegreiflich, warum sie sich so schwer entschließen, den Geschlechtsfreuden zu entsagen, da diese im Alter doch geradezu widerwärtig sein müssen, weil ihr Zweck, die Fortsetzung der Gattung, nicht mehr erreicht werden kann. Der Ersatz für das Alter ist ja die Geschlechtslosigkeit, die Ruhe vom Verlangen, die Annäherung zum reinen Geistsein, die zweite Jungfräulichkeit der Seele. „Und jene himmlischen Gestalten, sie fragen nicht nach Mann und Weib."

Duclos, ein französischer Moralist des 18. Jahrhunderts, sagte von den frivolen Frauen seiner Zeit: „Ces femmes qui donnent à Dieu ce que le diable ne veut plus." Eine entsetzliche Kritik, und wie wahr auch noch heutzutage.

Die italieniſchen Frauen haben etwas, das zugleich ein Vorzug und ein Mangel iſt: die große Natürlichkeit in betreff natürlicher Dinge, die ſie einerſeits von der Prüderie der Frauen des Nordens freihält, ihnen andererſeits aber auch ſehr oft die edle Scham nimmt, die die dem tieriſchen Leben angehörigen Vorgänge mit einem Schleier bedeckt, den man auch den Schleier des vornehmen ſittlichen Gefühls nennen könnte.

Es gibt zwei Arten des Daſeins für eine illegitime, aber große, wahre Liebe: frei und offen am Licht des Tages, oder, wenn die Umſtände es nötig machen, tiefes, keuſches Geheimnis. Aber das Hineinziehen von Unbeteiligten, das Beſprechen und Verhandeln eines ſolchen Gefühls mit andern, außer dem einen, der es am erſten wiſſen müßte, dem legitimen Gatten — iſt verächtlich.

Der heilige Auguſtin hat geſagt: „Si vous épousez une femme perdue, vous faites une bonne action.“ Das klingt beinah wie eine Vorrede zu Alexandre Dumas.

In der alten Welt glaubten die Frauen wirklich, Umgang mit Göttern gehabt zu haben. Es war ihnen nicht etwa ein Märchen, eine Lüge, es war ihnen Wirklichkeit. Welcher herrlichen Art mußten die „Wanderer“ ſein, die ihnen ſo erſchienen! Und welchen Einfluß mußte es auf die Kinder haben, die gleich als Halbgötter geboren wurden! Wie proſaiſch die armen Frauen der Jetztzeit, die in keines Gottes Umarmung mehr erwarmen!

Gaſtfreundſchaft war eine der ſchönſten griechiſchen Eigenſchaften. Bettler und Fremde waren ihnen von den Göttern geſendet. Homer ſagt, man müſſe die Bettler ehren, weil

ſie vielleicht einen Gott verhüllten. Eine große Zeit, wo man das Göttliche auch in der elendeſten Geſtalt ſich nahe glauben konnte.

In der Antigone ſehe ich das unleugbare Zeugnis, daß, wenn die Griechen im täglichen Leben der Frau eine untergeordnete Stellung anwieſen, die Dichter wenigſtens das höchſte Ideal von ihr hatten. Wie kann man ſich ein edleres Weſen vorſtellen als Antigone, die allen Gefahren Trotz bietet, um die ideale Pflicht zu erfüllen, die Pflicht, die die innere Stimme den auserwählten Naturen gebietet, und die nur zu oft mit dem abſoluten, äußeren Geſetz in Widerſpruch ſteht. Der Unterſchied zwiſchen dem idealen Menſchen, der gegen das Geſetz handelt, um recht zu tun, und dem Pflichtmenſchen, der das Geſetz buchſtäblich befolgt, und dabei im höheren Sinn unſittlich handelt, iſt nirgends erhabener dargeſtellt, als in Antigone und Kreon. Das iſt eine der ewigen Schöpfungen, die einen Konflikt malen, der ſich ſo lange wiederholen wird, wie die Geſchichte der Menſchheit dauert. Die Antworten Antigones an Kreon enthalten alles, was den Menſchen adelt und ihn unter die Sterne verſetzt. Was könnte der heutige Menſch, der für die Freiheit kämpft, der Tyrannei, die ſich hinter das Geſetz verſteckt, Beſſeres erwidern? Daß der Dichter eine Frauengeſtalt wählte, um den Kontraſt darzuſtellen, iſt gewiß ein Beweis, daß in den kunſtgeweihten Seelen der Griechen das ſchönſte Ideal der Frau lebte. Außerdem braucht man auch nur an die Minerva zu denken, in deren Antlitz ſich die höchſte Majeſtät des Gedankens mit der vollendeten Schönheit der Form verbindet, um zu begreifen, daß nicht nur die Dichter, ſondern auch die Künſtler Griechenlands die Frau darſtellten, wenn ſie der höchſten Vereinigung menſchlicher Eigenſchaften Ausdruck geben wollen.

Alle großen Dichter, auch ſpäterer Zeiten, haben in der ethiſchen Welt das Weibliche am höchſten geſtellt, ſo Dante,

Goethe u. a. Die dichtenden Völker taten es auch: Athene, Jungfrau Maria usw. In den meisten Sprachen ist Weisheit weiblich, also die höchste Potenz des Geistig-Ethischen, das Erlösende; ebenso die Erlösung.

Vor vielen Jahren noch in England, als die Bewegung zur Emanzipation der Frau einen immer stärkeren Ausdruck fand, erschien dort ein neues Journal, diesem Zweck geweiht, und die Redaktion wendete sich an mich um Beiträge. Ich schrieb damals in Antwort: „Niemals vielleicht hat eine Idee des Fortschritts solch ein plötzliches Ins-Leben-Treten, solch ein Erwachen an den verschiedensten Orten zu gleicher Zeit gehabt, wie diejenige, für die Ihr Journal sich zum Organ macht. Früher pflegte es nur eine Inkarnation des neuen, reformatorischen Gedankens zu geben, einen Propheten, einen Reformator, der das Wort sagte, das dann hinausging in die Welt, sich seine Existenz zu erkämpfen. So ist es heute nicht mehr; der heilige Geist ist auf viele herunter gekommen, und die menschliche Gesellschaft strebt danach, das größte aller Prinzipien zu verwirklichen, das vom Anbruch der Zeiten an der Traum aller einsamen Denker gewesen ist, der Stern des Orients, der sie führte, die Glorie der Welt in einer einsamen Hütte zu suchen. Dieses Prinzip, das einst das geheime Losungswort für die Freunde der Menschheit geworden war, die das Gute vor den Augen des Bösen, das die Welt noch regierte, verstecken mußten, und das jetzt in das Tageslicht hervortritt und seine Verwirklichung in allen Richtungen fordert: das Prinzip der Gleichheit, gleichbedeutend mit Gerechtigkeit."

Für Gedanken gibt es kein Herrscherwort: sie schlüpfen vom Geist in den Geist hinüber, wecken da die Schlummernden, werden zu Stahl und Eisen im Blut, drängen hinaus zum Schwert in der Hand, und ruhen nicht eher, bis sie

eine Macht geworden ſind, die zur Tat fortſchreitet, und erſt wenn ſich Deſpotismus und Demokratie im offenen Felde gegenüberſtehen, wenn es keine Wahl mehr gibt, als zwiſchen dieſen zweien, dann erſt wird die Stunde der Entſcheidung gekommen ſein. Dann erſt iſt es ein ehrlicher Kampf, denn dann erſt weiß man, wofür und gegen was man kämpft, und dann erſt werden die Waffen, auf deren Seite die neue Weltentwicklung liegt, den Sieg erringen.

In einem der ſchönſten Kapitel der „Kultur der Renaiſſance" beſpricht Jakob Burckhardt die Zunahme wahrhaft ausgebildeter Menſchen im fünfzehnten Jahrhundert, das harmoniſche Ausrunden ihres geiſtigen und äußeren Daſeins, die Vollendung der Perſönlichkeit. Er führt die Worte eines der Größten jener Zeit, eines Urbildes des uomo universale an, der ſagt: „Die Menſchen können von ſich aus alles, wenn ſie nur wollen. Mitten in die Welt habe ich dich geſtellt, ſpricht der Schöpfer zu Adam, damit du um ſo leichter um dich ſchaueſt, und ſäheſt alles, was darinnen iſt. Ich ſchuf dich als ein Weſen, weder irdiſch noch himmliſch, weder ſterblich noch unſterblich, allein, damit du dein eigner freier Bildner und Überwinder ſeieſt; du kannſt zum Tier entarten und zum gottähnlichen Weſen dich wiedergebären. Die Tiere bringen aus dem Mutterleibe mit, was ſie haben ſollen; die höheren Geiſter ſind von Anfang an oder bald hernach, was ſie in Ewigkeit bleiben werden. Du allein haſt eine Entwicklung, ein Wachſen nach freiem Willen, du haſt Keime eines allartigen Lebens in dir."

Wenn man ſolche Worte der Leo Battiſta, Alberti, Pico und anderer ihrer edelſten Zeitgenoſſen erwägt, dann fragt man ſich, wie viele unter den Nachgebornen, Lebenden dieſes Bildungsideal verwirklicht haben? Unſere moderne Bildung iſt mehr in die Breite gegangen, umfaßt mehr Gegenſtände des Wiſſens, aber ſie hat ſicher, im Vergleich mit

jenen, an Tiefe verloren, an dem inneren Grund, dem die Blüte der wahren Schönheit entwächſt.

Auch Burckhardt ſagt: „Laut genug pflegt auch unſer laufendes Jahrhundert den Wert der Bildung überhaupt und den des Altertums insbeſondere zu proklamieren. Aber eine vollkommen enthuſiaſtiſche Hingebung, eine Anerkennung, daß dieſes Bedürfnis das erſte von allen ſei, findet ſich doch nirgends, wie bei jenen Florentinern des fünfzehnten und Anfang des ſechzehnten Jahrhunderts."

Es muß wohl den Menſchen ein tief innewohnendes Bedürfnis ſein, Feſte zu feiern, denn von den älteſten Zeiten an haben ſie beſondere Tage ausgezeichnet und ihnen eine andere Bedeutung gegeben als den übrigen. Die nächſte Veranlaſſung hierzu mag das Bedürfnis der Ruhe geweſen ſein. Das Leben verpflichtet den Menſchen zur Arbeit, ſeine Neigung ladet ihn zum Genuß ein. Tiefſinnige Geſetzgeber, wie Moſes z. B., begriffen dies; und das: „Sechs Tage ſollſt du arbeiten und den ſiebenten ſollſt du ruhen" war ein auf die Bedürfniſſe der menſchlichen Natur gegründetes Geſetz. Bei dem lebensfrohſten Volk der alten Welt, den Griechen, führte dies Bedürfnis eine Menge feſtlicher Tage herbei, an denen das künſtleriſche Volk ſich ſeiner Kraft und Geſchicklichkeit, ſeiner Dichter und Sänger, ja ſeiner Götter freute. Ihm mußte ſelbſt noch der tragiſche Schluß des Lebens, der Tod auf dem Schlachtfeld, ein feſtliches Gepräge haben, ſie kämmten und bekränzten ſich dazu wie zu einem Feſt. Der Kultus aller Religionen baute auf dies Bedürfnis, indem er eine Menge Feſttage einſetzte zu Ehren der Götter oder Gottes, an denen die Menſchen ſich inniger in die Nähe der Unſichtbaren verſetzen und eine vertrautere Gemeinſchaft mit ihnen pflegen ſollten. Ganz beſonders tat dies die katholiſche Kirche, und es iſt das ohne Zweifel ein großes Mittel ihrer Macht geweſen und iſt es noch. Dies Bedürfnis, in Gemeinſchaft mit andern Stunden und Tage feſtlich zu begehen,

wird auch bleiben, wenn viele der geweſenen Feſte ihre Bedeutung verloren oder gewechſelt haben. So wie das Weihnachtsfeſt urſprünglich der Feier des wiederkehrenden Lichts geweiht war, und wie das Oſterfeſt ſogar von den alten Frühlingsgöttern den Namen beibehielt, und nichts war als Frühlingsfeſt, bis ſie dann beide in den chriſtlichen Kultus übergingen, ſo wird vielleicht eine neue Zeit ihnen ihre urſprüngliche Bedeutung zurückgeben. Wenn die Sonne uns hinauslockt auf neuergrünte Wieſen, wo die erſten Veilchen uns entgegenduften, warum ſollten wir nicht ein heilig ſchönes Feſt in Verehrung der allgewaltigen Schöpfungskraft der Natur feiern, die uns an ein ewiges Daſein glauben lehrt, indem ſie immer von neuem den Tod in Leben verwandelt und aus der ſcheinbaren Verweſung ſtrahlende Schönheitsformen hervorgehen läßt? Wenn die Menſchheit einmal wieder die jetzige Phaſe ihres Entwicklungskampfes beſtanden hat, ſo kann man mit Recht hoffen, daß eine Zeit neuer Blüten kommen wird, wo das äſthetiſche, künſtleriſche Bedürfnis neue Feſte ſchafft, reicher und ſchöner als alles Dageweſene, weil ſie einem neuen, reicheren und ſchöneren Zuſtand der Geſellſchaft entſprechen.

Wenn nur erſt die Einſicht, daß dieſes Leben nichts iſt als Erſcheinung des Seins, mehr verbreitet ſein wird, wie viel falſcher Wahn, wie viel törichte Sucht und Begierde werden alsdann aufhören! Durch das Schöne und Ehrwürdige das religiöſe Gefühl wecken, das in ſeinem tiefſten Grund nichts anderes iſt als die Ahnung des Idealen, Vollendeten, das iſt Aufgabe der Erziehung, aber ohne Kirche, ohne Hierarchie, ohne bindende Dogmen.

Die wahren Schmerzen ſind die, die uns von denen kommen, die wir am meiſten lieben, und die uns am meiſten lieben. Alles übrige iſt roba da nulla, graue Wolken, die vorüberziehen. Verwundeter Stolz, verletzte Eitelkeit, ge-

täuſchte Hoffnung uſw., alles das iſt bitter, aber es trifft nicht dort unten an der Quelle des Lebens.

Fühlte mich heute wie eine Sibylle, ſchaute die Wahrheit in den Tiefen der Erſcheinung; auch Chriſtus ein Kunſtwerk; bewußter Wahn einzige Religion; alles nur Symbol!

Man kann das Schickſal nicht zwingen und ebenſowenig die Charaktere, die unveränderlich ſind.

Auch d e r Schmerz vergangen! ein Tropfen im Ozean des Geweſenen.

Landleben in Italien

An einem Abend auf einem Landſitze Minghettis in den Apenninen hatten wir eine Diskuſſion über das Weltſyſtem; wir, die Bewohner der Villa, der katholiſche Pfarrer des Orts und ein Franziskanermönch, der bei ihm zu Beſuch war. Beide waren Anhänger Rosminis. Der Franziskaner, ein geiſtig angeregter, feuriger Mann, ſtellte die Behauptung auf, daß die in der Materie wirkenden Kräfte der Anziehung und Abſtoßung immer latent dageweſen ſeien, bis ein allmächtiges Schöpfungswort ſie in das Leben gerufen habe. Ich entgegnete ihm, daß es doch wohl vernunftgemäßer ſei, zu denken, daß die eine Weltkraft in ihrer doppelten Äußerung nicht paſſiv, ſondern von Ewigkeit her, in der Materie wirkend geweſen ſei, deren Chaos ſie geſchieden und geſtaltet habe. Ebenſo widerſprach ich ihm, als er die Realität von Zeit und Raum behauptete, und erklärte ſie für ein bloßes Bedürfnis des Subjekts, das, beim Erkennen des Nebeneinander den Begriff des Raums, und beim

Erkennen des Aufeinander den der Zeit nötig habe. Der Mönch war erstaunt, aber nicht beleidigt; man sah, daß religiöse Vorurteile ihn nicht hinderten, freieren Gedanken gerecht zu werden und sie zu weiterer Betrachtung aufzunehmen. Er hatte entschieden ein hohes sittliches Bewußtsein seines Standes, und zu anderen Zeiten hätte vielleicht ein Savonarola aus ihm werden können.

Ich sprach nachher infolgedessen mit Minghetti über Rosmini und ließ mich über dessen Philosophie belehren. Minghetti nannte ihn den Nachfolger Kants, nur habe er dessen Kategorien auf eine einzige beschränkt, auf das Sein (l'essere). Nur dem Menschen habe er das Verständnis durch die Intelligenz zugeschrieben, während die Tiere allerdings auch Eindrücke hätten, aber nur ein Verständnis der Sensibilität. Der Mensch aber verstehe das: es ist, und von dem Augenblick an, wo er das verstehe, mache sich das Licht des Geistes geltend, und könne er reden. Die Tiere könnten nicht reden, weil ihnen der Begriff des Seins fehle. Aber dies Sein sei noch nicht Gott, nur gleichsam die Leinwand, auf der sich alle übrigen Wahrnehmungen zeichnen, wie auch die Kategorien Kants Beobachtungen der Sinne seien. Das wirkliche Sein Rosminis aber ist Gott; das gewordene Sein ist das Wort, der Sohn; und das ideale Sein: der heilige Geist. Rosmini stand jedoch nicht außerhalb der Kirche.

Außer dem Landsitz, auf dem diese Gespräche stattfanden, besaß Marco Minghetti dicht vor den Toren von Bologna, seiner Vaterstadt, eine anmutige Villa, deren Geschichte interessant ist, wie die so vieler kleiner, jetzt in den Privatbesitz übergegangener Orte in Italien. Der Hügel, auf dem die Villa liegt, wurde früher in den Reisehandbüchern als eine der Sehenswürdigkeiten von Bologna angeführt, da sich auf ihm die Kirche von St. Apollonia di Mezzaratte befand, deren Fresken aus der Schule Giottos und ein Teil von ihnen von ihm selbst herrühren. Jetzt gehört diese Kirche schon seit vielen Jahren zu dem Besitztum Minghettis; sie

iſt dem Gottesdienſt entzogen und mit dem Landhaus verbunden.

Schon ſeit mehreren Jahren hatte mich das Schickſal mit Donna Laura Minghetti, der Frau Marco Minghettis, zuſammengeführt. Nicht in Rom, da ich mich der vornehmen römiſchen Geſellſchaft nicht mehr angeſchloſſen hatte, weil mir ſowohl die Geſundheit wie die Luſt fehlten, ein müßiges Geſellſchaftsleben aufs neue zu beginnen, ſondern in Bayreuth, wohin ſie mit ihrer kunſtliebenden Tochter, einer der eifrigſten Beförderinnen des Bayreuther Unternehmens und der glühendſten Verehrerinnen Wagneriſcher Muſik, zu den Feſtſpielen im Jahre 76 gekommen war. Die Bekanntſchaft ſetzte ſich in Rom fort und wurde bald zu aufrichtiger Freundſchaft, die ich ihr um ſo höher anrechnete, als ſie, die geiſtreiche, ſchöne, liebenswürdige Frau, eine der gefeiertſten Erſcheinungen der italieniſchen Geſellſchaft war, ich hingegen ein ſo ſtilles, weltabgewandtes Leben führte, daß ich einem glänzenden Weltkind wenig zu bieten hatte. Dankbar aber nahm ich es an, daß ſie mich in den engeren Kreis ihres Hauſes zog, wo ſich eine Anzahl der in Politik wie in Wiſſenſchaft bedeutendſten Männer verſammmelten und wo unausgeſetzt ein geiſtig angeregter Verkehr herrſchte.

Hier lernte ich ſozuſagen die zweite Schicht der hervorragenden Männer der italieniſchen Geſellſchaft dieſes Jahrhunderts kennen. Die erſte Schicht war die jener Emigrierten, jener Idealiſten, die im Exil unter ſchweren Prüfungen feſthielten an ihrem Ideal eines vom Fremdjoch befreiten, zu neuer Blüte auferſtandenen, einigen Vaterlands. Sie hatten in hoher Idealität alles geopfert, weil ſie die Verwirklichung ihrer Hoffnung für möglich hielten, und waren zum großen Teil bitter enttäuſcht geſtorben. Dieſe zweite Schicht waren die Männer der klugen, berechneten Tat, der Praxis und des Erfolges; gebildete, rechtſchaffene Leute, angenehm im Umgang, konſervativ inſofern, als ſie das Erreichte feſtzuhalten ſuchten, ohne nach Höherem zu ſtreben, und ohne die Idealität, die jene erſten umgab. Hier ſah

ich, außer Minghetti ſelbſt, als die Bedeutendſten: Ruggiero Bonghi, Giovanni Morelli, Francesco Brioſchi.

Bonghi war einer jener glänzend geiſtreichen, kritiſch und ſatiriſch veranlagten Geiſter, wie ſie in den romaniſchen Völkern häufiger vorkommen, als in den germaniſchen. Wenn der kleine, häßliche Mann zugegen war, konnte man ſicher ſein, daß es in der Unterhaltung ſprühte und blitzte von geiſtreichen Aperçus, witzigen Einfällen, ſcharfen Bemerkungen, die alle oft mehr im Augenblick blendeten, als ſie bei ruhiger Prüfung Wert behielten, beſonders, wenn das ſchallende Lachen, das ſie meiſt begleitete und Anſteckendes hatte, weil es ſo ſpontan und herzlich kam, verſtummt war. So ſagte er einmal, als von Napoleon I. die Rede war: „C'était un grand homme vulgaire.“ Ich erlaubte mir zu bemerken, daß es mir zweifelhaft ſchiene, ob ein großer Menſch vulgär ſein könne, oder ein vulgärer Menſch groß, aber die Phraſe hatte gezündet, und der Einwand ging ohne Löſung vorüber. Ein anderes Mal, als er bei Tiſch neben mir ſaß, kam er auf den Fauſt zu ſprechen und ſagte, das Gretchen ſei ein ſehr ordinäres Geſchöpf, da es ſich durch eine Kette verführen ließ. Dies war mir nun allerdings ein ſo ſeichtes Urteil, daß von der Zeit an ſeine Kritik allen Wert bei mir verlor, und daß ſich eine Art Entfremdung zwiſchen uns bildete, die ſich bis zu ſeinem Tod nicht ausglich. Auch als Politiker war er keiner von jenen unerſchütterlich feſten Charakteren, wie ich ſie in jener erſten Schicht gekannt hatte. Selbſt ſeine näheren Freunde waren oft ärgerlich über die Inkonſequenzen, die er ſich als Politiker zu ſchulden kommen ließ. Dagegen aber war er von einer Schaffensfähigkeit, die an das Unglaubliche ſtreifte. In dem großen, ſchönen Arbeitszimmer ſeiner Villa ſtanden drei Schreibtiſche, und auf ihnen lagen Arbeiten, durchaus verſchieden untereinander, an denen er zu gleicher Zeit, bald an dieſem, bald an jenem Tiſch, arbeitete. Was ſein Andenken aber mehr ehrt, als der vergängliche Glanz ſeiner geiſtigen Begabung, das ſind die zwei, von ihm in echter Humanität geſchaffenen Anſtalten in

Aſſiſi und Anagni, erſtere für die männlichen, letztere für die weiblichen Waiſen der armen Schullehrer. Die Anſtalt in Anagni beſonders ſoll eine wahre Muſteranſtalt ſein und iſt das ſchönſte Monument, das er ſich ſelbſt geſetzt hat.

Giovanni Morelli war eine durchaus andere Natur als Bonghi, ebenfalls ſehr charakteriſtiſch italieniſch, aber die andere Seite dieſes reichen Nationalcharakters vertretend. Ariſtokratiſch im beſten Sinn, fein, vornehm in Geſinnung und Form, äußerſt liebenswürdig und gütig, waren ſeine geiſtigen Intereſſen ganz der Kunſt zugewandt. Ein genauer und geiſtvoller Kenner aller Schulen und jedes einzelnen Künſtlers, beſonders der ſeiner Heimat, ging er deren Werken auch im Ausland nach und veröffentlichte in deutſcher Sprache, die er vollkommen ſprach und ſchrieb, ein hochintereſſantes Buch unter dem Pſeudonym: Ivan Lermolieff. Er gab darin zum Studium der Werke der bildenden Kunſt Anfängern die bedeutendſten Ratſchläge und wies beſonders auf eigne Anſchauung und genaue Prüfung der Werke ſelbſt hin, anſtatt der unſelbſtändigen Annahme der von anderen aufgeſtellten Theorien, kurz, empfahl die Experimentalmethode ebenſo in der Kunſt, wie in der Wiſſenſchaft. Unter dem Miniſterium Minghettis waren ihm die Reſtaurationen der alten Kunſtſchätze anvertraut, und er hatte in Bologna, wo er damit anfing, Vorzügliches bewirkt, ſo z. B. in der Kapelle der heiligen Cäcilia die Fresken von Coſta, Francia und andern, ganz von den entſtellenden Übermalungen befreit und in ihrer urſprünglichen Geſtalt hergeſtellt. Leider dauerte das Miniſterium und damit ſeine Beauftragung nicht lange, ſonſt wäre wohl manches ſchöne Werk von der Verunglimpfung durch unkundige Hand erlöſt worden. So ſagte er mir einmal, als ich meinen Zorn über das abſcheuliche Blau auf dem jüngſten Gericht des Michelangelo in der Capella Sixtina ausſprach, es könne das ganz leicht weggenommen und das Gemälde dadurch ſeinem urſprünglichen Zuſtand zurückgegeben werden. Aber, wie es

ja leider allzu häufig geſchieht, auf den weiſen Rat hört man nicht, und die Pfuſcher läßt man ihr Handwerk treiben, bis das Unerſetzliche verloren iſt. In ſeiner Wohnung in Mailand hatte er ſelbſt eine ſchätzenswerte Sammlung edler Kunſtwerke um ſich gebildet, in der ſein Künſtlerſinn Erquickung und Befriedigung fand, und manchem Freunde hatte er geholfen, bei dem Ankauf von Kunſtſachen das Echte zu unterſcheiden und nur das Würdige zu nehmen. So verdankte der prachtvolle künſtleriſche Beſitz des Sir Henry Layard, des ehemaligen engliſchen Geſandten in Konſtantinopel, ſeine größten Schätze dem Rate Morellis. So fern ſein Unabhängigkeitsſinn und ſein Widerwillen gegen alle leere Form ihn auch von Hofkreiſen hielt, ſo hatte er doch wahre Freundſchaften unter fürſtlichen Perſonen, wenn dieſe ſeine künſtleriſchen und geiſtigen Sympathien teilten, und es verging z. B. in früheren Zeiten faſt kein Sommer, wo er nicht irgendwo im nördlichen Italien mit der nachherigen Kaiſerin Friedrich, damals noch Kronprinzeß, zuſammentraf und mit ihr und meiſt Minghetti eine Zeit in kunſtgeweihtem Verkehr zubrachte. Ich war gerade an einem Sonntag Morgen, zuſammen mit meinem jungen Freunde Rolland, bei Frau Minghetti zum Frühſtück, und Rolland hatte uns eben ganz herrlich Bach geſpielt, als ein Telegramm aus Mailand eintraf, das den Tod Morellis anzeigte. Daß er krank war, wußten wir, aber ein ſo raſches Ende des noch anſcheinend kräftigen, noch in den beſten Jahren ſtehenden Mannes hatten wir nicht erwartet. Frau Minghetti, ihm näher befreundet als ich, war ſchmerzlich getroffen, bat aber Rolland um mehr Muſik. Dieſer ſchlug die erſten Töne des Trauermarſches von Beethoven an, da rief ſie aber: „Nein, das nicht, das iſt nicht zu ertragen," und ſo kamen wir zu Bach zurück, und in den hehren Tönen hielten unſere Herzen dem edlen Geſchiedenen die würdige Totenfeier.

Der dritte der oben Genannten, Francesco Brioſchi, war wieder ein anderer, von den beiden erſten ſehr verſchiedener Typus. Man hätte ihn für einen Römer der antiken Zeit

halten können, ſo eiſern feſt war ſein Charakter, ſein Unabhängigkeitsſinn, ſein vollſtändiger Mangel an eitlem Ehrgeiz und Streben nach Auszeichnung und irdiſchen Ehren. Gewiß gingen wenige Männer der italieniſchen Generation, von der ich jetzt ſpreche, ſo unbeugſam feſt ihren Weg wie er. Ein Mann der Wiſſenſchaft, der berühmteſte Mathematiker Italiens, und als ſolcher auch im Auslande gekannt und geehrt; einte ſich doch bei ihm das theoretiſche Wiſſen mit dem unausgeſetzten Trieb der Tat, und man kann ſich kein arbeitserfüllteres, tätig eingreifenderes Leben denken als das ſeine. Er war Direktor des ausgezeichneten polytechniſchen Inſtituts in Mailand, und wie er dort wirkte, bezeugen die Worte eines ſeiner Schüler, der an ſeinem Grabe ſagte: „Er war ſtreng gegen uns, indem er uns zu Arbeit und Pflichterfüllung anhielt, aber er war uns auch ein liebevoller Vater, bei dem wir ſtets Rat und Troſt fanden.“ Als Präſident der Lincei, der Akademie der Wiſſenſchaften in Rom, wurde er immer von neuem gewählt, wenn ſein Mandat zu Ende ging, weil man keinen Würdigeren zu finden wußte, und außerdem leitete er unzählige Kommiſſionen und techniſche Unternehmungen. Was ihn mir aber beſonders wert machte, das war ſein tiefes Verſtändnis für die ſubtilſten Regungen der Seele, für die feinſten Unterſchiede von Schein und Weſen; das war ſein Haß gegen alles Unechte und Halbe, das war ſein Idealismus, der ihm die abſtrakteſte aller Wiſſenſchaften verklärte und nach den nüchternſt-realiſtiſchen Geſchäften des Tages am Abend ideale Befriedigung brachte. So ſagte er mir einmal: „Wenn ich mehrere Stunden der Nacht mit tiefſter Konzentration gearbeitet habe, um ein ſchwieriges Problem zu löſen, und Kopf, Augen und Hand müde ſind, dann lehne ich mich im Stuhl zurück und fühle mit Wonne etwas Erhabenes, eine himmliſche Harmonie in mir.“

Das ſind die Momente, wo ſich die Seele als Teil der univerſellen Einheit fühlt, indem ſie mithilft an dem ewigen Werk des Schaffens. Wie verſteht man dann die Worte aus Fauſt:

„So ſchaff' ich am ſauſenden Webſtuhl der Zeit,
Und wirke der Gottheit lebendiges Kleid."

Denn alles wahre Schaffen, und ſei es auch nur die Pflege heiliger Gefühle im Innern des Herzens, heißt die Gottheit zur Erſcheinung bringen, ihr lebendiges Kleid wirken.

Dieſer Mann des eiſernen Willens, der unverwüſtlichen Tatkraft ſchien auch von einer ſo eiſernen Geſundheit, daß auch ſeine nächſten Freunde keine Sorge um ihn hatten und man kaum an die Möglichkeit von Krankheit glaubte. Doch war es geſchehen, daß er im vorigen Jahr, in heißeſter Sommerglut in den Bergen in Sizilien mit einer hydrauliſchen Arbeit beſchäftigt, den Todeskeim empfing, der ihn anfangs dieſes Jahres ins Grab brachte. Er war eine von jenen ſtark ausgeprägten Individualitäten, die man nie mehr vergißt, und die ſo feſt im Leben zu ſtehen ſcheinen, daß man kaum an ihr Scheiden glauben kann, immer meint, ſie müßten wieder da ſein, und die ganz beſonders jetzt in Italien immer ſeltener werden. Mit ihm ſchied der letzte aus dem engen Kreiſe des Hauſes Minghetti, und auch dieſer einſt ſo lebenerfüllte Mittelpunkt der römiſchen Geſellſchaft gehört nun der Vergangenheit an.

Aber nicht nur hervorragende Italiener, auch bedeutende Fremde aus allen Weltgegenden fanden ſich in dem gaſtlichen Hauſe ein. Eine Perſönlichkeit, die mich ſehr intereſſierte, hatte ich ſchon bei der Fürſtin Caroline Wittgenſtein kennen gelernt. Es war der Biſchof Stroßmayer aus Kroatien, bekannt durch ſeinen mutigen Widerſtand gegen die Infallibilität des Papſtes. Die Fürſtin, mir damals außerordentlich geneigt, hatte ihm von den „Memoiren einer Idealiſtin", geſprochen, und er ſagte mir, er wolle ſie leſen, denn auch er ſei ein Idealiſt. Er beſuchte mich darauf, und ich erkannte ſeine echt ſlaviſche Natur, die ihn ſich viel unmittelbarer, ſtürmiſcher und allerdings ideeller äußern ließ, als ich es bei römiſchen Prieſtern gefunden hatte. Einmal war ich mit ihm zuſammen bei Minghettis zum Frühſtück, wo auch Bonghi und einige andere Italiener anweſend waren.

Er ſprach mit tiefem Ernſt über die Schuld der Kurie, die darin beſtehe, daß ſie den Völkern keine Freiheit gäbe, während ihre Aufgabe ſein müßte, ſie Tugend und freies Denken zu lehren. Dann erzählte er uns von dem Bau einer Kathedrale, die er in Agram aufführen ließ, und die größer werden ſolle, als die Peterskirche, auch davon, wie er gleich einem Fürſten ausreite zur Jagd mit einem Gefolge von hohen Prälaten und vornehmen Herren; dabei begeiſterte er ſich im Lobe des Slaventums und rief endlich in heiterem Übermut den italieniſchen Herren zu: „Ihr ſeid die Alten, wir ſind die Jungen, die Zukunft gehört uns!“

Wird die Zukunft dieſe heitere Zuverſicht rechtfertigen? Bis jetzt hat ſie es noch nicht getan, und es iſt ſchon manches Jahr ſeitdem verfloſſen.

Noch lieber aber, als dieſe Vereinigungen in der Stadt waren mir die Wochen, die ich viele Jahre hindurch, von Donna Laura liebevoll eingeladen, bei ihnen auf ihrem Landſitze verbringen durfte, ehe ich meine alljährliche Reiſe nach Norden zu Olga antrat. So war ich ein einheimiſcher Gaſt auf dem obengenannten Mezzaratte geworden, und Minghetti gab mir Dokumente und Urkunden, aus denen ich die Geſchichte des Orts kennen lernte. An der Faſſade der Kirche iſt ein antiker Kopf mit einer phrygiſchen Mütze eingemauert, und dieſes heidniſche Ornament erklärt ſich, wenn man erfährt, daß hier, zur Zeit des römiſchen Reichs, ein Tempel des Mithras ſtand, deſſen ſieben, vom Kultus vorgeſchriebenen Eingangsſtufen noch an der einen Seite des Hügels ſichtbar ſind. Auf der Stelle dieſes Sonnentempels erbaute um das Jahr 1106 eine der früheſten chriſtlichen Brüderſchaften ein Hoſpital und eine Einſiedelei, woſelbſt die armen Pilger, die zu den heiligen Orten wallfahrteten, Aufnahme und Pflege fanden. Nahe bei dieſer Einſiedelei war die Richtſtätte, und die Brüderſchaft erhielt das Recht, die zum Tode Verurteilten auf ihn vorzubereiten und zu tröſten, ein Recht, das ſie mehrere Jahrhunderte hindurch ausübte, bis nach und nach der religiöſe Eifer erkaltete und ihr das Jus

des Tröſtens entzogen wurde. Um das Jahr 1290 wurde das „Haus der Mitte“ von den Brüdern der Konfraternität der „Laude della Madonna“ (Lob der Madonna) in Beſitz genommen, die an den Abenden vor einem Feſttag heraufkamen, jeder mit einem Körbchen, das Brot und Wein enthielt, bewaffnet, um hier zu beten. Sie ſammelten Geld, um die Kirche zu bauen, zu der ſie auch die Einſiedelei gebrauchten, und beſchloſſen, dieſe nach und nach würdig ausmalen zu laſſen. In der Zeit zwiſchen 1300 und 1400 blühte in Bologna gleichzeitig mit der Entwicklung der Malerei in Toscana die Malerſchule des Manno und des Franco, den ſogar Dante der Erwähnung wert hielt. Einer der Schüler Francos war Vitale von Bologna, der den Meiſter an Freiheit und Anmut der Bewegung übertraf. Ihm ſchreibt man das Fresko im Innern der Kirche von Mezzaratte über dem Haupteingang zu. Es ſtellt die Geburt Chriſti dar, und einige Engel ſind noch gut erhalten und ſehr lieblich. An der rechten Seite der Kirche befinden ſich Szenen aus dem alten Teſtament, von Abraham an bis Joſeph, und darunter ſteht: Jacobus f. Auch dieſer Jacobus war ein Schüler des Franco. Ein anderer Schüler desſelben Meiſters war Simone da Crocefiſſi, der dieſen Beinamen erhalten hatte, weil er im Anfang nichts anderes malte, als immer Chriſtus am Kreuz, „der aus Liebe zu uns dieſen Tod erlitt“. Vitale hingegen wollte dieſen Gegenſtand nie malen, denn er ſagte, es ſei mehr als zuviel, daß die Juden Chriſtus einmal an das Kreuz geſchlagen hätten, und daß ihn die ſchlechten Chriſten täglich mit ihren Sünden durchbohrten. Jacobus malte im Anfang nur Madonnen mit dem Kinde, ſpäter aber vereinigte er ſich mit Simone, und ſie malten zuſammen verſchiedene Gegenſtände mit ſo lebendiger Kompoſition und ſo viel Ausdruck, als es die Entwicklungsſtufe jener Zeit zuließ. Beider Namen finden ſich vereint an der linken Seite der Kirche, unter Szenen aus dem neuen Teſtament, an denen ſich auch andere Maler der Schule von Bologna beteiligten.

Den Hauptwert aber enthielten dieſe Fresken durch die vier Felder aus der Geſchichte Moſes, die Giotto gemalt hat; als er ſich einige Zeit bei den Freunden in Bologna aufhielt, ließ er ihnen dies Andenken zurück. Was noch davon erhalten iſt, zeigt allerdings die Hand des größeren Meiſters, und als Michelangelo in Bologna bei Julius II. war, ſoll er dieſe Fresken ſehr bewundert haben.

Am Ende des vorigen Jahrhunderts kam die Kirche mit dem dazu gehörigen Bodenbeſitz in die Hände eines Spekulanten, der die Hälfte davon in Wohnräume umgeſtaltete und die Fresken mit Kalk überzog. Als Canova nach Bologna kam, beſuchte er die Kirche und ſagte, es müßten dort Fresken geweſen ſein, nahm ein Geldſtück und fing an, den Kalk wegzukratzen und ſiehe da! es erſchien ein Kopf. Im Jahre 1820 erſtand Minghettis Vater die ganze Beſitzung, aber erſt nach des Vaters Tod ließ der Sohn den Kalk wegwaſchen und was noch von den Fresken übrig war, der Beſchauung zurückgeben. Jetzt iſt dieſes Mezzaratte durch die ſchöpferiſche Hand der Beſitzer zu einem blühenden Idyll geworden, das die Höhe, auf der das künſtleriſch angelegte Wohnhaus mit der Kirche ſteht, umgibt. Rechts und links von dieſer Höhe ziehen ſich ähnliche grüne Ausläufer der Apenninen, mit ſtolzen Gebäuden gekrönt, hin, und zu ihren Füßen liegt die Stadt Bologna und die weite, fruchtbare, mit Villen, Städten, Dörfern beſäete Ebene der Romagna, an deren Horizont man bei hellem Wetter den Silberſtreifen der Adria und gegen Norden die Schneefelder der Ortler-Alpengruppe erblicken kann.

In dieſem Tuskulum ruhte der italieniſche Staatsmann von den heißen, leider oft ſo unfruchtbaren Kämpfen in der Aula von Montecitorio in Rom aus. Es war eine klaſſiſche Ruhe, könnte man ſagen, denn aus der reichhaltigen, hier befindlichen Bibliothek ſuchte er vorzugsweiſe die lateiniſchen Schriftſteller hervor, und in erſter Morgenfrühe konnte man ihn im Garten wandeln ſehen, ein Buch in der Hand haltend und eifrig leſend. In dem einen Sommer waren es beſon-

ders die Metamorphoſen des Ovid. „Es iſt gut," ſagte er, „den Tag mit etwas Poeſie zu beginnen." Beim Frühſtück, das im Garten eingenommen wurde, las er dann das eine oder andere Schöne den Anweſenden vor und zwar ſo geläufig italieniſch, als ſtände es ſo geſchrieben, denn ihm war die lateiniſche Sprache ſo geläufig wie ſeine Mutterſprache. Die edle Gaſtfreundſchaft, die auf Mezzaratte geübt wurde, lockte im Sommer viele der nächſten Freunde herbei, die einer nach dem anderen kamen, um ſich einige Tage auch von den Kämpfen auf politiſchem und den Arbeiten auf wiſſenſchaftlichem Gebiet auszuruhen. Am Abend, wenn die erquickende Friſche eintritt, die das Nachtleben der Italiener ſo natürlich und köſtlich macht, kamen Beſuche aus der Stadt heraus aus allen Schichten der gebildeten Geſellſchaft; die Ariſtokratie von Bologna, die ſo viele geſchichtlich berühmte Namen aufzuweiſen hat, wie Bentivoglio, Pepoli, Gozzadini uſw., miſchte ſich hier vorurteilslos mit den anderen Ständen, und beſonders fehlt es nicht an Künſtlern, die die kunſtſinnige Gemahlin Minghettis mit Vorliebe herbeizieht. Beim Licht der Sterne ſitzt man im Garten beieinander, und in der ungezwungenen Weiſe, die die italieniſche Geſelligkeit zur angenehmſten der Welt macht, berührt die Unterhaltung bald Heiteres, ohne jedoch banal zu werden, bald Ernſtes, das mit Eifer und Gründlichkeit beſprochen wird.

Bologna iſt ja noch immer eine der geiſtig angeregteſten Städte Italiens, wenn es auch nicht mehr den Ruhm beſitzt, die erſte Hochſchule Europas zu ſein. Der bedeutendſte unter den jetzt lebenden Dichtern Italiens, Carducci, lebt in Bologna. An der mediziniſchen Fakultät der Univerſität befand ſich einer der erſten Chirurgen der Jetztzeit, Profeſſor Loreto. Er kam öfter nach Mezzaratte, und ſeine anziehende Perſönlichkeit, ſein Wiſſen und ſeine reichen Erfahrungen ſicherten ihm ſtets einen Kreis wißbegieriger Zuhörer. Beſonders wußten ihm die Frauen Dank, daß er ihrem Geſchlecht die edelſte Anerkennung zollte und ſie nicht nur an geiſtiger Begabung dem Manne gleichſtellte, ſondern infolge

unzähliger Beobachtungen ihnen auch den größeren Heroismus zusprach.

Öfter kam das Gespräch freilich auch auf traurige Zustände der Öffentlichkeit, besonders auf die Vernachlässigung von seiten der Regierung für die, die dem Vaterlande uneigennützig und um eines Ideals willen gedient hatten. Der Nepotismus, der einst in der päpstlichen Romagna herrschte, hat sich in den ebenso schlimmen Protektionismus verwandelt und ruft an den Universitäten, Schulen und anderen Staatsanstalten, ein System der Beförderung von Günstlingen hervor, die die Besoldung nehmen und nichts leisten, während Fähige, die nicht um Gunst buhlen, sondern nur redlich ihre Pflicht tun, zurückgesetzt werden. Traurige Erfahrungen dieser Art hatten mehrere der Besucher von Mezzaratte gemacht, und manche waren so entmutigt, daß sie dem Vaterlande den Rücken wenden und ins Ausland gehen wollten. Ja, undankbar war Italien von jeher; Dante mußte ins Exil wandern, und Mazzini starb unter fremdem Namen unerkannt auf der heimischen Erde.

Oben in dem blütenreichen Mezzaratte wurde aber alles mit tiefem Schmerz empfunden, was dem Vaterlande nicht zur Ehre gereicht, doch der Trost wurde auch da gesucht, wo er allein zu finden ist, in dem Gefühl, die eigne Pflicht treu erfüllt zu haben, in Ausübung unbestechlicher Gerechtigkeit, und in dem geistigen Zusammenhang mit allen Großen, die vor uns dagewesen sind, und deren Bestes, befreit von den Mängeln der Sterblichkeit, in der herrlichen Bibliothek von Mezzaratte zu finden ist.

Noch einfacher, intimer und von dem Weltgetriebe noch mehr losgelöst war das Leben auf der zweiten, eine Stunde von Bologna hoch in den Apenninen gelegenen großartigen Besitzung Minghettis, „Sette Fonti“ genannt. Da war er wirklich Gutsherr; denn auf seinem Grund und Boden lebte eine Menge ansässiger Bauern, deren Wohnungen hier und da auf den in malerischen Formen auf- und absteigenden Bergflächen zerstreut liegen. Hier oben war er stets der

erſte, den erwachenden Tag zu begrüßen. Wenn ich (auch dort ein liebevoll empfangener Gaſt) in früher Morgenſtunde in den Park hinuntereilte, um die balſamiſche Luft einzuatmen und unter den uralten Eichen dem Morgengeſang der Nachtigallen zu lauſchen, ſo ſah ich ihn in ſeinem ſchlichten leinenen Hausrock und mit dem breitkrämpigen Strohhut ſchon von einem Gang in die ſchöne Gebirgswelt, die ihn umgab, zurückkehren, und dann lag jene heitere Ruhe auf ſeinem Antlitz, die nur die reinen Seelen kennen, die „von dem Wuſt der Welt entladen, am ewig friſchen Quell der Natur geſund ſich baden". Darauf ſtieg er zur Arbeit in ſein mit klöſterlicher Einfachheit eingerichtetes Schreibzimmer, um in der Stille die Konzentration und Stimmung zu finden, die ihm für ſeine dortige Beſchäftigung nötig waren. Er ſchrieb ſeine Memoiren.

Am Nachmittag, wenn die glühenden Strahlen der Sonne milder wurden und man aus den kühlen Zimmern wieder hinauseilte in die wonnige Luft, dann erſchien auch Minghetti auf einer der großen, von hundertjährigen Eichen beſchatteten Wieſen des Parks, wo der kleine Kreis der Hausgenoſſen ſich bereits gelagert hatte und von wo man eine entzückende Fernſicht genoß: die Ebene der Romagna von Flüſſen durchſchlängelt, mit ihrem Reichtum an bewohnten Orten, am Horizont die funkelnde Adria und ſeitwärts die auf- und abwogenden Linien der in alle Farbenpracht getauchten Apenninen. Dann brachte er wieder ein Buch mit und las uns vor, immer aus ſeinen Klaſſikern; was für ein moderner Ton hätte auch wohl in dieſe klaſſiſch ſchöne Welt gepaßt?

Bei dieſen Verſammlungen war meiſt der junge Geiſtliche zugegen, deſſen Pfarrhäuschen nebſt der kleinen Kirche dieſer weit umher in den Bergen zerſtreut wohnenden Gemeinde dicht neben dem Herrenhaus ſteht. Der junge Geiſtliche, ein Bauernſohn aus den Apenninen, geiſtig ſehr begabt, verehrte in Minghetti den Retter ſeiner Seele, wie er ſagte. Mit quälenden Zweifeln im Herzen, in dieſer Bergeinſamkeit von allem geiſtigen Verkehr abgeſchnitten, war er der Ver-

zweiflung nahe geweſen. Da kam Minghetti nach Sette-Fonti und lernte den Seelenzuſtand des Armen kennen. Er wurde der Arzt ſeiner Seele, gab ihm die Schriften Giobertis und Rosminis zu leſen, in denen der junge Mann ein reineres religöſes Ideal fand, als das, was ihm bisher als Religion vorgeführt war, — und leitete den überſprudelnden Gärungsſtoff dieſer Intelligenz in die ruhigeren Bahnen religiös-philoſophiſchen Denkens und zu der treuen Ausübung ſeines Amtes, als Freund und Tröſter der ihm anvertrauten Armen, die hier in der kümmerlichen Exiſtenz der Berge, in dem Pfarrer den Arzt für alle Leiden ſuchen.

Aber auch den Mitgliedern der ländlichen Gemeinde wurde die väterliche Fürſorge Minghettis zuteil. Kein Spaziergang wurde in der Abendkühle in den ſchönen Umgebungen unternommen, ohne zugleich an einem der Bauernhöfe vorzuſprechen, Erkundigungen über den Zuſtand der Familie einzuziehen und eine Gabe zurückzulaſſen, alles in einfachſter freundlicher Weiſe, wie etwas, was ſich von ſelbſt verſteht. Und dieſe primitiven, noch von der Ziviliſation nicht verdorbenen Menſchen, die von dem berühmten Staatsmann kaum etwas wußten, ehrten in ihm den Menſchen, der das Wort des Evangeliums zur Wahrheit machte, daß, wenn die eine Hand gibt, die andere nichts davon wiſſen ſoll. Eines Nachmittags, als wir wie gewöhnlich auf der Wieſe oben gelagert waren, kam eine über achtzig Jahre alte Frau, von einer lieblichen jungen Enkelin geführt, hinauf und trat vor Minghetti hin. Mit der demonſtrativen Lebendigkeit ihres Volkes, die auch dem Alter noch etwas Jugendliches gibt, erzählte ſie, wie ſchon Minghettis Eltern ſo viel Gutes an ihr und den Ihrigen getan hätten, wie ſie ihn ſchon als Knaben gekannt und es einzig ihm verdankte, daß ſie jetzt im Kreiſe von Kindern und Kindeskindern ein ruhiges Alter erlebe. Nur eine Sorge habe ſie noch, nämlich, daß nach ihrem Tode die Ihrigen vielleicht nicht mehr ſo brav bleiben würden. „Jetzt verſammle ich ſie alle Abende um mich und bete mit ihnen für die Unſeren, die ſchon vor uns heimge-

gangen ſind, damit ſie die nicht vergeſſen und gut bleiben um ihres Andenkens willen. Verſprecht mir nun," ſagte ſie zu Minghetti, „daß ihr über ihnen wachen wollt, damit ſie brav bleiben, wenn ich geſtorben ſein werde." Minghetti verſprach es ihr ernſt und feierlich. „Ach, nun bin ich ruhig!" rief ſie begeiſtert aus, „hier kann ich es nicht vergelten, aber wenn ich an einen guten Ort komme" (dabei ſah ſie gen Himmel), „da werde ich's vergelten und für Euch beten."

Dieſer kleine Vorgang trat vor meine Seele, als ich am Morgen des 11. Dezember 1886 an dem Ruhebette ſtand, auf dem Marco Minghetti, von Blumenkränzen umgeben, lag. Ein ſchmerzvolles Leiden hatte den ſonſt noch rüſtigen Mann binnen Jahresfriſt an das Ende eines Lebens geführt, das dem Vaterlande noch ſo nützlich hätte ſein können. Er wußte, daß er ſterben würde, und ſah dem Tod mit der Ruhe des Weiſen entgegen. Ein paar Tage vor dem Ende war er noch in der Kammer geweſen und hatte dem Präſidenten, ſeinem Freund, geſagt, er wünſche, daß keine Kommemoration, wie ſonſt üblich, in der Kammer ſtattfinde. Raſch nahte das Ende, und er konnte ſein Lager nicht mehr verlaſſen. Am Morgen vor dem Todestag war ich mit Ruggiero Bonghi, dem intimen Freund des Hauſes, bei Frau Minghetti zum Frühſtück, da ſie natürlich nur vertraute Freunde ſah, die kamen, die ſchweren Stunden mit ihr zu teilen. Wir mußten ſie aber ſchnell verlaſſen, da der König und die Königin ihren Beſuch anſagen ließen, um den treuen Diener und Freund noch einmal zu ſehen. Als beide an ſein Lager traten, hatte er mit letzter Kraft noch das kleine Mützchen, das ſein Haupt bedeckte, abgenommen und geſagt: „Ich hätte noch gern meinem Lande und meinem König gedient."

Als ich am folgenden Morgen wieder hinging, um mir Nachricht zu holen, fand ich alle Türen geöffnet, und an den bewegten Mienen der alten treuen Diener, die nur leiſen Schrittes einhergingen und kaum vernehmbar flüſterten, ſah ich ſchon, daß die letzte große Stunde bevorſtand.

In dem Saal befanden ſich ſchweigend ein paar der nächſten Freunde, am Kamin ſtanden Depretis, damals Miniſterpräſident, und Giovanni Morelli, der feine Kunſtkritiker aus Mailand, der intimſte Freund des Hauſes. Als Frau Minghetti aus dem anſtoßenden Zimmer, wo der Sterbende lag, heraustrat, mich zu begrüßen, äußerte ich ihr den Wunſch, ihn noch einmal zu ſehen, dem ſie alsbald willfahrte, indem ſie mich an das Sterbelager führte, an dem ihr Sohn ſtand und dem ſchon in Agonie Begriffenen den Schweiß von der Stirne trocknete. Er erkannte mich nicht mehr, und ich nahm ſchweigend und innigſt bewegt von ihm Abſchied.

Am folgenden Morgen kam ich hin und fand die Leiche bereits in würdig einfacher Ausſtattung der Umgebung, den Beſuchern zugänglich. Der Tod hatte den Ausdruck ſchmerzvollen Leidens verwiſcht und den Zügen den Stempel eines erhabenen Friedens aufgedrückt. Er lag da in ſeiner ſchwarzen Kleidung, das Bild des vollkommenen Gentleman, in der edelſten Bedeutung des Worts. An ſeinem Totenbette trauerte eine ganze Nation, ihr Herrſcher an der Spitze; prachtvolle Blumenkronen, von nah und fern geſendet, waren ein Ausdruck der allgemeinen, aufrichtigſten Teilnahme. Ich aber ſah im Geiſt jenes alte Mütterchen und all die Armen aus den Bergen von Sette-Fonti vor mir, und es war mir, als ſähe ich ſie eine Krone winden aus Tränen der Dankbarkeit, des Segens und der Gebete gläubiger Herzen und ſie niederlegen auf das bleiche ehrwürdige Haupt. Dieſe Krone ſchimmerte hell wie eine Aureole um den Toten, und vor dieſer Viſion ſagte ich dem edlen Manne das letzte Lebewohl.

Schöne Tage

Im Frühling 1880 lud mich Frau Minghetti, mir immer freundſchaftlichſt geſinnt, ein, mit ihr einen Ausflug nach Sorrent zu machen. Da ich ohnehin ſchon für etwas ſpäter

eine Einladung für den herrlichen Süden hatte, nahm ich es mit Freude an. Der Frühling war im vollen Erwachen und goß alle ſeine Zauber über die Erde dort aus. Bis Neapel und Caſtellamare führte uns die Eiſenbahn, dann aber fuhren wir im offenen Wagen den Weg längs des Meeres dahin, umgeben von Wogen der Orangenblütendüfte, da dieſe Strecke ja nur wie ein Orangengarten iſt. In Sorrent umfingen mich liebe Erinnerungen an den Winter, den ich mit Nietzſche dort verlebte, und in Geſellſchaft der liebenswürdigen Freundin erneuten ſich ſchöne Tage in heiterem Genuß der ſtrahlend ſchönen Welt. Wir trafen im Hotel außer anderen Bekannten auch den Grafen Harry Arnim, der, ein todkranker Mann, mit ſeiner Familie hier weilte. Frau Minghetti kannte ihn von der Zeit ſeiner Geſandtſchaft in Italien her, und er geſellte ſich uns oft zu, wenn wir am Abend auf der großen Terraſſe des Hotels, von der man auf das Meer hinabſieht, auf und nieder gingen und die göttlichen Frühlingsabende genoſſen. Da entlud ſich das Herz des ſchwer Gekränkten in bitteren Äußerungen über das Unrecht, das ihm nach ſeiner Anſicht geſchehen war, und in Ausdrücken des tiefſten, unverſöhnlichen Haſſes gegen den, den er für den Urheber der erlittenen Verfolgungen hielt. Er war ein gebrochener, ſchwer leidender Mann, konnte nichts tun, ſich zu rächen, und das Gefühl ſeiner Ohnmacht laſtete ſchwer auf ihm. Zuweilen kamen aber auch mildere, faſt myſtiſche Stimmungen über ihn; ſo ſagte er eines Abends, es ſei ſicher, daß wir von einer unſichtbaren, beſſeren ätheriſchen Welt umgeben ſeien, daß aber unſere Sinne nicht fähig wären, ſie zu erkennen. Wie wunderte es mich, dieſen Gedanken bei dem verbitterten Ariſtokraten zu finden, und wie leid tat es mir, daß er in ſolchen Gedanken nicht den verſöhnenden Troſt fand für die tiefe Kränkung, die ihm in dieſer unvollkommenen, von Eitelkeit und Herrſchſucht erfüllten Welt zuteil geworden war.

Nach vierzehn frohen Tagen trennte ich mich von Frau Minghetti, die noch in Sorrent zurückblieb, und fuhr nach

Neapel zu Wagners, die den Winter daſelbſt verbracht und mich eingeladen hatten, ſie zu beſuchen. Sie wohnten in einer herrlichen Villa am Anfang des Poſilippo, auf hohem Felſen gelegen, zu der die Gärten terraſſenförmig aufſteigen und ſich noch über dieſe höher hinaufziehen. Von der Terraſſe, unter dem von Säulen getragenen Vordach des Hauſes, beherrſcht der Blick den Golf, die Stadt und den ſchönen zweigegipfelten Verräter, der gerade in dem Frühjahre in großer Tätigkeit war und jeden Abend eine Feuerſäule gen Himmel ſandte. In dieſem wundervollen Aufenthalt traf ich außer den teuren Freunden, die mich eingeladen, zwei junge, mir auch ſchon bekannte Männer, deren Gegenwart den häuslichen Kreis noch bereicherte. Der eine war der ruſſiſche Maler Joukowsky, Sohn des ausgezeichneten Dichters und Überſetzers deutſcher Meiſterwerke, der Erzieher Alexander II. geweſen war. Joukowsky wohnte jedoch nicht in der Villa, ſondern hatte ſein Atelier unten am Poſilip, war aber oben der tägliche Gaſt. Der andere, Heinrich von Stein, war ein Bewohner des Hauſes, und zwar infolge einer ſeltſamen Fügung durch meine Vermittlung. Er war wenige Jahre früher einen Winter in Rom und durch die Empfehlung eines Freundes bei mir eingeführt. Noch ganz jung, nach eben beendeter Univerſitätszeit, hoch und ſchlank gewachſen, hellblond, verriet ſein Äußeres ganz den Nordländer, ſowie auch ſein etwas ſteifes, zurückhaltendes, ſchwer zum Ausdruck kommendes Weſen. Er wurde aber mitteilſam, als ich ihn bat, mir etwas von der ſogenannten Wirklichkeitsphiloſophie des Philoſophen Dühring mitzuteilen, als deſſen Schüler er ſich mir vorgeſtellt hatte. Nun hielt er mir kleine Vorträge über die auf- und abſteigende Welle, unter welchem Bild Dühring das Leben auffaſſe, und verſuchte mir den Idealismus des Realismus zu beweiſen, ein Axiom, dem er ſein erſtes Buch geweiht habe, das jetzt im Druck begriffen ſei. Alle Ideen oder Annahmen des Tranſzendentalen waren ſtreng aus den Anſchauungen des jungen Realiſten ausgeſchloſſen, aber ich mußte oft im ſtillen lächeln, wenn ich den reinen

Idealismus ſah, der aus der ganzen Natur dieſes Jünglings ſprach, während er ſeinen Poſitivismus verteidigte. In demſelben Winter war Paul Heyſe mit ſeiner Frau in Rom, lebte aber, von einem ſchweren Schickſalsſchlag getroffen, ſehr ſtill und zurückgezogen. Ich gehörte zu den wenigen Begünſtigten, die er zuweilen beſuchte. Stein erfuhr das und vertraute mir an, daß es ſein lebhafter Wunſch ſei, Heyſe kennen zu lernen. Ich erzählte das dieſem, und er ging freundlich darauf ein und beſtimmte einen Abend, wo er Stein bei mir treffen wolle. Wir ſprachen dann über die jungen Schriftſteller der Zeit, wie die ſo ſchnell zu Werke gingen und die Sache ſo leicht nähmen. „Sie meinen nur," ſagte Heyſe, „ſo ins Volle greifen, hier einen Stern und da einen Stern herunterholen zu können und denken nicht daran, welche Mühe, welche Arbeit es unſeren Großen gekoſtet hat, ihre Werke zu ſchaffen." Als dann der beſtimmte Abend kam und Heyſe Stein begrüßt hatte, ſagte er zu mir, ob ich mich unſeres letzten Geſprächs erinnere über die jungen Schriftſteller und ihre raſche Art, mit dem Schreiben fertig zu werden? Es ſei ihm gerade wieder ein Beiſpiel davon vorgekommen, ein Verleger aus Bonn habe ihm die Probebogen einer Erſtlingsſchrift eines jungen Autors in deſſen Auftrag zugeſchickt, die ihm viel Unreifes zu enthalten ſcheine, ſie ſei halb Lyrik, halb Proſa. Ich erſchrak etwas bei dieſen Worten, da Stein mir geſagt hatte, ſein Buch werde in Bonn gedruckt, und da ſah ich, wie er heftig errötete, auch unterbrach er Heyſe und ſagte raſch, das würde wohl ſein Buch ſein, denn er habe dem Verleger den Auftrag gegeben. Es war ein peinlicher Moment, aber Heyſe half uns allen dreien in liebenswürdigſter Art über die Verlegenheit hinweg, ſagte, er könne freilich nicht zurücknehmen, was er einmal ausgeſprochen habe, aber ſein Urteil ſei noch nicht endgültig, denn er habe noch nicht fertig geleſen und habe ſchon in dem lyriſchen Teil viel Hübſches bemerkt. Dann lud er Stein freundlichſt ein, ihn zu beſuchen, und war ſo gütig und teilnehmend für ihn, daß Stein ganz entzückt von ihm war.

Nach dieſer kleinen Begebenheit lernte ich Stein immer mehr kennen und ſchätzen. Er war noch ſehr unfertig in ſeinen Anſchauungen und Urteilen, aber ſein edler, reiner Charakter wurde mir ſchon völlig erkennbar und erfüllte mich mit wahrer Sympathie. Unter ſeinen kleinen Erlebniſſen in Rom, die er mir mitteilte, war auch ein Beſuch bei der mir wohlwollend zugetanen Fürſtin Caroline Wittgenſtein, die ihn nach ſeinem politiſchen Glaubensbekenntnis gefragt hatte. Er hatte ſehr aufrichtig ſeine Hinneigung zum Sozialismus bekannt, worauf ſie ihm verſicherte, daß es das höchſte Intereſſe des Sozialismus ſei, ſich mit der Kirche zu verbinden, zuſammen würden ſie der um ſich greifenden Immoralität ſteuern und das Leben der modernen Geſellſchaft reinigen und erneuern. Nichts lag Stein ferner als ſolch ein Bündnis, als ich ihn aber dann nach ſeinen Zukunftsplänen fragte, ſagte er, ſein höchſter Wunſch ſei, in einer Familie, wo er als Freund aufgenommen und behandelt würde, die Erziehung eines Knaben zu übernehmen und nach ſeinem Sinne zu leiten. Ich ſprach ihm mein Bedenken aus, daß dies wohl ſchwer zu finden ſein würde, und er verließ Rom in völliger Ungewißheit über ſeine Zukunft.

In demſelben Jahr war ich in Bayreuth zu Beſuch bei Wagners, und einmal im Laufe des Geſprächs fragte mich Wagner, ob ich nicht einen gebildeten, in jeder Beziehung empfehlenswerten jungen Mann kenne, der wie ein Freund zu der Familie geſtellt ſein ſollte und die Erziehung des kleinen Siegfried übernehmen würde, den er nicht gern in die öffentlichen Schulen ſchicken wolle. Ich mußte lachen über dies merkwürdige Zuſammentreffen und erzählte nun von dem Wunſche Steins, worauf Wagner mir alsbald den Auftrag gab, dieſem zu ſchreiben. Die Antwort war ein freudiges Eingehen auf den Vorſchlag, nur ſtand ihm gerade ſein Jahr Militärdienſt bevor. Er fügte aber hinzu, wenn Wagners ein Jahr warten wollten, ſo könne er ſich kein ſchöneres, alle ſeine Wünſche krönendes Geſchick denken. Nach einem Jahr kam dieſe Vereinigung wirklich zuſtande, zu gegen-

ſeitiger höchſter Zufriedenheit. Stein war eine ſo edle, vom höchſten Adel der Geſinnung durchdrungene Natur, daß er zunächſt ſchon das erſte Erfordernis eines Erziehers beſaß, durch ſein Beiſpiel alles Gute zu lehren, und unter dem Einfluß des ausgezeichneten Kreiſes, in den er eintrat, wurde er das, was er von Natur war: ein vollkommener Idealiſt und dann ein ſo verſtändnisvoller, begeiſterter Anhänger Wagners wie wenige.

Ihn alſo traf ich hier in Neapel, bei ſeiner übernommenen Tätigkeit im häuslichen Kreiſe wieder. Neben ihm, wie ſchon geſagt, den Ruſſen Joukowsky, einen Maler von großem Talent, der neben allen ſchönen Eigenſchaften der Ruſſen aber auch ihre Indolenz beſaß, ſo daß er aus ſeinem Talent nicht das machte, was es hätte werden können, wogegen aber ſeine liebenswürdige Perſönlichkeit nicht wenig zur ſchönen Geſelligkeit des Hauſes beitrug. Am Morgen ging ein jeder ſeinen eignen Beſchäftigungen nach. Das Mittageſſen vereinigte uns alle, und danach nahm man den Kaffee auf einer Terraſſe, wobei ſich meiſt bedeutende Geſpräche entſpannen, die natürlich gewöhnlich von Wagner ausgingen. Dann kam für alle eine Stunde der Ruhe, und darauf begegnete man ſich in den terraſſenartigen Gärten, wo Wagner mit den jugendlichen, ihm zugehörigen Weſen allerlei Scherz und Neckerei trieb. So war es unter anderem ein Lieblingsſpiel, die Frucht eines Strauches, die eine die Kerne enthaltende mit Luft gefüllte Kapſel iſt, aufzudrücken, wobei ein kleiner Knall erfolgt, und er war noch ſo außerordentlich beweglich und behende, daß er meiſt den Kindern bei Erreichung dieſer Kapſeln zuvor kam. Eines Nachmittags aber traf ich ihn ganz beſtürzt vor einem ſolchen Strauch ſtehend, weil bei dem Haſchen nach den hochhängenden Kapſeln es ihm begegnet war, einen der ſchönſten Zweige des Strauchs zu knicken, der nun traurig, dem Sterben geweiht, herunterhing. Er, der gleich den Indern das göttliche Urprinzip auch ſo gut im Tier und in der Pflanze wie im Menſchen erkannte, war tief betrübt, hier einen empfindenden Organismus zerſtört zu

haben, und ſchickte eine der Töchter, die bei ihm waren, ins Haus hinab, um Leinen zum Verband zu holen. Als ſie damit zurückkehrte, verband er den geſchädigten Zweig mit der Sorgfalt, wie er es bei einem Tier oder Menſchen getan haben würde, in der Hoffnung, daß die Wunde ſich ſchließen und der Aſt wieder anwachſen würde.

Nur wer ſolche kleine Züge mit ſtillem Verſtändnis beobachtete, konnte die Natur dieſes außerordentlichen Menſchen ganz begreifen, in der ſich kindliche Heiterkeit, überſtrömendes Mitleid, gewaltige Leidenſchaft, Forſcherblick des allſehenden Intellekts, weltverachtende Ironie und tiefe Schmerzfähigkeit vereint fanden, und die deshalb auch einen alles umfaſſenden Kosmos aus ſich erſchaffen konnte. Ich erinnere mich noch eines andern jener kleinen ſo bedeutungsvollen Züge aus jener Zeit. Wir gingen eines Abends auf der großen Terraſſe unter dem Portikus des Hauſes auf und ab. Eine ungeheure Prozeſſion von Millionen Ameiſen zog quer über die Terraſſe hin, wie ich ſie in Italien öfter, z. B. in Sette-Fonti, auf dem Landſitze Minghettis, geſehen hatte, wo ſie ihre Wanderſtraße von einem Berggipfel zum andern und mitten durch eine Kirche geführt hatte. Wir ſprachen über ernſte Lebensfragen, ich bemerkte aber im ſtillen mit Rührung, wie Wagner jedesmal, wenn wir an die wandernden Scharen kamen, einen großen Schritt machte, um nur nicht eines der kleinen klugen Weſen zu zertreten.

Auf jener großen Terraſſe mit der Ausſicht auf den Golf und den Veſuv, aus dem an jedem Abend wie von einem Opferaltar eine Feuerſäule gen Himmel ſtieg, wurden meiſtenteils die Abende verbracht, wozu ſich auch öfter Beſucher aus der Stadt einfanden. Unter den vielfachen, mehr oder minder bedeutenden Gegenſtänden, die beſprochen wurden, kam an mehreren Abenden das Geſpräch auf Schiller, und Wagner las uns das Gedicht „Die Götter Griechenlands“ vor, ſo ſchön, wie nur er leſen konnte. Es war einem dabei, als höre man die Sachen zum erſtenmal, und man fühlte es neu, wie herrlich Schiller jene Welt nachempfunden

hat, wo alles zum perſonifizierten Ausdruck der Schönheit wurde, alles eine Bedeutung erhielt, als ſtamme es von geiſterfüllten Weſen und nicht von blinden Naturgewalten ab, und wo alles daher zum freudigen Genuß des blühenden göttlichen Lebens einlud, ohne Zweifel, ohne Reue, ohne Schmerz. An einem anderen Abend kam das Geſpräch auf den „Don Carlos", und einer der Anweſenden behauptete, die Beziehung des Marquis Poſa zum König Philipp ſei ein großer Fehler und nicht zu rechtfertigen. Wagner aber ſagte, ſie ſei vollſtändig zu rechtfertigen, da der Dichter im übrigen den hiſtoriſchen Charakter feſtgehalten und nur die Möglichkeit angenommen habe, daß ſolch ein Moment auch einmal an einen Menſchen wie Philipp herantreten könne. Außerdem zeichne es ja auch den Charakter des Königs nur deſto ſchärfer. Wieder ein anderes Mal ſprach Wagner darüber, wie wenig man eigentlich die Menſchen lieben könne, wenn man die Geſchichte ſtudiere und die Anhäufung von Greueln ſähe, mit denen der ſogenannte Fortſchritt meiſt begleitet ſei, wie z. B. die Einführung des Chriſtentums. Er meinte, man könne dann höchſtens noch zur Liebe kommen, wenn man ſich als Angehöriger eines Volksſtammes fühle, deſſen Intereſſen, Freuden und Leiden man teile, was dann ſchließlich zur Familie zurückführe. Ich ging weiter und meinte, daß man im Grunde nur durch das Mitleid mit der Menſchheit zuſammenhänge; ſie lieben als etwas Vortreffliches könne man wahrlich nicht, da in ihr der rohe Naturtrieb der Gewalt des Stärkeren über den Schwächeren, und der Rache dieſes durch Liſt ebenſo vorkomme, wie bei den Tieren; wo es aber weniger roh ſei, da wäre es doch meiſt nur infolge egoiſtiſcher Intereſſen. Das Mitleid bände uns an jene Menge, die leidet, ringt, ſtirbt wie wir, ſowie der Wunſch, ſie zu erlöſen vom Elend, und zwar gewiß ohne Unterſchied der Nationalität. Das Stammgefühl trete nur in den Vordergrund, wenn es ſich um Dinge des Intellekts, um Lebensanſchauungen uſw. handle, oder in Augenblicken der Tat. Und wieder ſpäter ſagte Wagner einmal, man

würde vielleicht weniger geringſchätzig von der Welt denken, wenn keiner hienieden ſich glücklich wähnte. Es erinnerte mich dies an einen Abend in Paris im Winter 1859, wo Wagner an einem ſeiner Empfangsabende mit Blandine Ollivier, der Tochter Liſzts, und mit mir über dasſelbe Thema ſprach und uns an die Worte der Prinzeſſin in Goethes Taſſo erinnerte: „Wer iſt denn glücklich?“

Und doch durften wir uns hier in der entzückend ſchönen Welt, die uns umgab, und der noch ſchöneren Geiſteswelt, in der wir lebten, wenigſtens für eine Zeitlang glücklich wähnen. Wagners Geburtstag nahte heran, und es wurden Vorbereitungen gemacht, ihn feſtlich zu begehen. Am Morgen begrüßte den Gefeierten ein hochpoetiſches kleines Feſtſpiel, von Frau Wagner gedichtet, das das Sternbild des Wagens redend vorführte, das mit ſeinen ſieben Sternen der Zahl der Familienmitglieder entſprach und von den Kindern rezitiert wurde. Beim Mittagstiſch, an dem auch Herren aus München, Mitglieder des Wagner-Vereins, teilnahmen, wurde ein von Stein gedichteter Toaſt ausgebracht. Wagner antwortete darauf in der eigentümlich ergreifenden Weiſe, in der nur er zu ſprechen verſtand, und gedachte des langen, qualvoll bewegten Lebens, das nun in ſchönem, harmoniſchem Frieden ſeinen Abſchluß gefunden habe, ſo daß alle, die ihm fortan nahen wollten, ihn nur noch — indem er auf das Bild des Siebengeſtirns zurückkam — im Kreiſe der Sieben finden könnten.

Als der Abend kam, ſtiegen wir alle von unſerer Höhe hinab an den Golf; zwei Barken nahmen uns auf, und wir fuhren hinaus in die herrliche Mondnacht, in die der Veſuv ſeinen Feuergruß hinaufſandte. Die neapolitaniſchen Fiſcher ließen es ſich nicht nehmen, bengaliſche Feuer auf unſeren Barken anzuzünden, ſo daß wir wie kleine Feuerinſeln dahinſchwammen, und ein Volksſänger, den Joukowsky ſeiner ſchönen Stimme wegen in Dienſt genommen hatte, ſang neapolitaniſche Volkslieder mit Begleitung der Mandoline, woran Wagner Freude hatte. Endlich kamen wir heim und

fanden den Saal feenhaft geſchmückt. Frau Wagner hatte ſo viele Roſenſtöcke, als Wagner damals Jahre zählte, bringen laſſen, und mit dieſen war das Zimmer bei hellſter Beleuchtung in einen Roſenhain verwandelt. Um aber den ſchönen Tag mit dem Schönſten zu beſchließen, wurde dann das Muſikzimmer geöffnet, und da begann eine Aufführung, die aus der Schönheit irdiſchen Seins zu einer Ahnung der Schönheit überirdiſchen Seins führte und die Seele mit dem reinſten Glücksempfinden erfüllte, das Erdgeborenen zu fühlen vergönnt iſt. Joſeph Rubinſtein, der treue Wagnerianer, der leider zu früh freiwillig aus dem Leben ſchied, begab ſich an den Flügel, Wagner, die Münchener Herren und die Kinder ſtanden bei ihm und führten die ganze erſte Szene im Gralstempel aus dem Parſifal auf, die ich zum erſtenmal hörte. Die Kinder hatten die Knabenſtimmen des Chors herrlich einſtudiert, und gewiß hat nie eine Aufführung des hehren Werks in erhobenerer Stimmung, in innigerer Rührung und Ergriffenheit ſtattgefunden. Solche Stunden wiegen Jahre des Leidens auf und bleiben wie Fixſterne am Lebenshimmel ſtehen, wenn manches andere freundliche Licht längſt erloſchen iſt. Sie leuchten noch in meiner Erinnerung fort in unvergänglicher Wirklichkeit, während bereits drei aus jenem Kreis, und unter ihnen der Größte, der Meiſter ſelbſt, in das Nichtwahnland hinübergegangen ſind.

Gedachtes und brieflich Geſchriebenes

Wieder zog ich aus dem wonnevollen Süden über die Alpen, die lieben Menſchen zu ſuchen, die ich wie meine irdiſche Zukunft anſehe, Olga und die Ihrigen. Es war kurz nachdem ich mit den Freunden in Sorrent den ſchönen Winter verlebt und auch nach ihrem Weggange noch einmal tief all die Zauber der ſüdlichen Natur auf mich wirkend empfunden hatte. Nun umfing mich der graue Norden, und als ich am frühen Morgen in der Eiſenbahn fahrend die Sonne aufgehen ſah, tönte es mir in der Seele:

Hell ſteigt die Sonne
Auch hier ja empor,
Aber ſie färbt nicht purpurn
Das ſelige Meer.
Belebt nicht edele Höh'n
Mit freudig vergoldendem Strahl;
Es raucht ihr nicht
Des alten Opferaltars
Düſter flammende Wolke;
Nicht reicht die Liebe uns hier
Mit verjüngendem Blick
Den heiligen Trank
Der uralten, göttlichen Welt
Herrlicher Weſen
Ohne Leid, Alter und Tod!
Still, ohne Klage
Zieh ich des Wegs,
Denkend deſſen, was war.
Aber es ſteigt leuchtend
Die Sonne hier auch empor,
Scheint vielleicht Glücklichen,
Die ſie jauchzend verehren.

In den nächſten Zeiten nach dem Aufenthalt in Sorrent war ich in eifriger Korreſpondenz mit Doktor Rée, dem einen unſeres Quatuors von dort unten, der mir ein ſehr lieber Freund geworden war, trotzdem wir in unſeren intellektuellen Anſchauungen Antipoden waren. Er verließ, wie erzählt, Sorrent mehrere Wochen früher als Nietzſche, und ich ſchrieb ihm noch von Sorrent aus; zunächſt Dank für die „Briefe Bismarcks an ſeine Familie", die er mir ſchickte, und dann über Nietzſches Scheiden: „Vielen Dank für das Buch, das ich mich ſehr freue zu leſen. Ich habe nun einmal ein großes Intereſſe für Bismarck, trotzdem ich deshalb als eine Renegatin von meinen Glaubensgenoſſen angeſehen werde. Das iſt aber doktrinäre Beſchränktheit, denn einen bedeutenden

eigentümlichen Menſchen muß man von ſeinem Standpunkt aus beurteilen und anerkennen können, auch wenn man ſeine Anſichten nicht teilt.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

„Nietzſche geht wirklich morgen, Sie wiſſen, wenn er einmal ſo etwas vor hat, dann tut er es, mag auch der Himmel mit allen Warnungszeichen dagegen ſprechen. Darin iſt er nicht mehr griechiſch, daß er auf die Stimme der Orakel nicht mehr hört. Ebenſo wie er ſeine Landpartien macht, auch wenn es das ſchlechteſte Wetter iſt, ſo geht er jetzt, trotzdem er todmatt iſt und ein wütender Wind weht, der das Meer aufwühlt und ihn jedenfalls ſeekrank macht, da er durchaus von Neapel nach Genua zu Schiff gehen will.“

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Am folgenden Tag, 8. Mai 1877: „Ja, er iſt wirklich fort. Da Sorrent mit ſeinen Blüten, ſeinen Zaubern ihn nicht zu halten vermochte, ſo mußte er eben gehen. Aber es iſt mir ſchrecklich, ihn ſo allein reiſen zu laſſen, denn er iſt ſo unpraktiſch und unbehilflich. Zum Glück iſt das Meer heute ruhiger. Wenn Wünſche etwas tun könnten, ſo müßte es ihm gut gehen, denn meine heißeſten Wünſche und mein unſagbares Mitleid folgen ihm. Ach, er iſt ſo zu bedauern! Noch vor acht Tagen hatten wir Pläne für ihn gemacht, für nahe und ferne Zukunft. War es nun nur die Angſt, die ihn trieb, dem Leiden zu entfliehen, das ihm plötzlich an das hieſige, allerdings etwas abnorme Frühlingswetter gebunden erſchien? Aber wie wäre es wohl anderswo mit ihm in dieſem ſchlechten Frühjahr geweſen? Ich glaube auch, im letzten Augenblick kam ihm der Gedanke, als ob es doch übereilt ſei, zu gehen, doch es war zu ſpät.

Mich hat dies alles, dieſes viele und traurige Trennen ſehr angegriffen, und ich rufe mit aller Inbrunſt den *heiteren* Intellekt zu Hilfe, denn in dieſen Tagen empfand ich es noch recht lebhaft, wie nur der Intellekt heiter iſt; er iſt das ſolariſche Gebiet; das andere, das telluriſche, der Wille, iſt das Dunkle, das Schmerzbrütende, Qualenſpendende. Ich

will ſehen, ob es mir gelingt, mich mit Hilfe des Intellekts oben zu erhalten, über allem, was in der letzten Zeit mich wieder betrübt und angegriffen hat. Die alte Kämpferin muß ſich doch bis zuletzt bewähren."

Zunächſt hielt ich in Seelisberg am Vierwaldſtätter See an, wo ich meine Freunde erwarten ſollte. Ich ſchrieb von da an Rée: „Meine Einſamkeit iſt beinah vollſtändig, wenn=ſchon unter hundert Menſchen, denn die ganze deutſche Ge=ſellſchaft, die das Hauptkontingent bildet, erregt mir keinen Wunſch nach Bekanntſchaft; ſie iſt greulich, dieſe albernen Frauen, dieſe philiſterhaften Männer, dieſe Nichtigkeit der Geſpräche! Es iſt erſchreckend! das nennt man das Volk der Intelligenz! Einzig ein paar engliſche Tiſchnachbarinnen ſind angenehm. Die eine, ſchon mit grauen Haaren und lahm, kommt eben von Neu=Seeland, über Kalifornien, Nord=Amerika und die Sandwich=Inſeln, zurück! Sie ſpricht davon, als ob ſie eine Spazierfahrt gemacht hätte, und ſagt, das ſchönſte Paradies der Erde ſei Honolulu, es ſei märchen=haft ſchön. Ja, die Engländer ſind darin wie in vielem anderen die klügſten Menſchen. Sie ſehen die Paradieſe der Erde und freuen ſich ihrer, ohne ſich um die Adams und Evas zu bekümmern.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Eben Briefe erhalten von Brenner und Nietzſche. Hier ein kleines Gedicht von erſterem, das mich ſehr rührt; der arme Junge, er iſt ſchwer krank und wird ſterben. Das einzige Glück, das er gekannt hat, war der Aufenthalt in Italien:

„O Lichtland,
Fern flutet dein Glück.
Am weiten Ende
Schimmert ahnende Helle
Deines heiligen Abends,
Träumendes Lichtland!"

Von Nietzſche hatte ich einen merkwürdigen Brief; ſein neuſter Entſchluß iſt gerade das Gegenteil von ſeinem letzten Sorrenter Beſchluß, der ihn ganz begeiſterte und ihm mit völliger Gewißheit der rechte ſchien. Auch mir ſchien er der rechte, wir beſprachen ihn genau und kamen zu der Überzeugung, daß es ſo ſein müſſe. Er wollte alſo Baſel ganz aufgeben, noch ein Jahr nur der Geſundheit und geliebter Arbeit leben und dann nach gewonnener Stärkung ein neues Leben beginnen. Wir ſtimmten überein, daß ſicher der Zwang, zu arbeiten, was ihn nicht befriedigte, und unterlaſſen zu müſſen, was ſeinem tiefſten Weſen homogen war, das eigentlich Schöpferiſche, dazu beigetragen habe, ihn krank zu machen. Er atmete förmlich auf bei dem Gedanken der Freiheit. Jetzt hat die „Vernunft" der Schweſter geſiegt. Er bleibt in Baſel! Nur als „Gelehrter" iſt er geſund geweſen und er will als ſolcher entweder wieder geſund werden oder im „Handwerk" untergehen. Sehen Sie, das iſt wieder das ſeltſame Schwanken zwiſchen den beiden Naturen, die „in ſeiner Bruſt kämpfen"; die eine, die recht behalten müßte, läßt er unterliegen und wird ewig daran kranken, daß ſie die Unterdrückte iſt. Ach armer Nietzſche, mir iſt es furchtbar leid um ihn, gerade weil ſeine Begabung ſo glänzend iſt, wie Sie es ſagen, und weil er nie glücklich ſein kann in einer philiſterhaften Exiſtenz.

Im Sommer 78 war ich zunächſt in Montmorency bei Paris, wo Olga einen Sommeraufenthalt machte. Ihre Geſundheit war ſtark angegriffen und machte mir große Sorge. Ich ſchrieb an Rée, ſprach ihm auch davon und ſagte: „Ach, die Pein, ein geliebtes Weſen leiden zu ſehen, iſt doch die größte von allen." Hat die Analyſe dafür auch den Schlüſſel gefunden? (Der ſtreitige Punkt zwiſchen Rée und mir; er machte alles von Analyſe und Experiment abhängig.)

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Dazu welch ein Sommer! Welch ein abſcheuliches Klima hier oben jenſeits der Alpen! Und welche Politik, wie ſie

ſich eben in Berlin abſpinnt! Dieſes Verhandeln der Völker, dieſer Kommunismus von oben, während man die armen Teufel verfolgt, die nach der mäßigen Gütergemeinſchaft des täglichen Brots verlangen! Der alte Zorn wird in mir wach; es iſt ja wahr, daß ſchließlich alles Zielen der Vernunft dienen muß, denn der Gedanke geht über den Egoismus der Mächtigen hinweg, und Aſien wird der Kultur geöffnet, von wo ſie kam. Freilich wird eine Menge Poeſie damit verloren gehen, eine Menge Schönheit, Originalität, Tradition, ja Weisheit, und das Nivellieren, das Stuart Mill ſo ſehr fürchtete, wird ſich immer mehr verwirklichen. Aber es iſt nicht zu ändern, und aus dem Gleichgewicht in der geſellſchaftlichen Entwicklung wird entweder ein neues gewaltiges Ringen nach einem fernen, unbekannten Ideal hervorgehen, oder ein Stillſtand, der Stumpfheit und Indifferentismus hervorbringt, oder endlich ein Kataklysmus, der den ganzen irdiſchen Prozeß verſchlingt, der ſich dann auf anderen Körpern des Weltalls wiederholt.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Nach dem Aufenthalt in Montmorency ging ich, eingeladen von Wagners, nach Bayreuth zu Beſuch. Ich ſchrieb von da an Rée: „Meine Reiſe ging glücklich von ſtatten. An der Bahn empfingen mich Frau Wagner und die Kinder, im Hauſe Wagner und Liſzt, der zu meiner großen Freude noch hier iſt. Ja, es läßt ſich kaum etwas Schöneres denken, als das Leben hier im Hauſe: dieſe beiden hochbedeutenden Männer, zwiſchen ihnen Friede, Harmonie, Geiſt und Grazie bringend die herrliche Frau, und um dieſe drei der Kranz junger, blühender Geſchöpfe, die ſchöne Häuslichkeit, geordnete Verhältniſſe, keine Sorgen mehr. Im Augenblick haben wir auch ſchönes Wetter; hier in Wagners Garten iſt es wunderſchön, es iſt alles ſo herrlich aufgewachſen und ſchön gepflegt. Überhaupt das ganze Wahnfried iſt ein Heim, wie wohl wenig Menſchen ſelbſt in ihren Träumen es ſich haben erſchaffen können. Es iſt ein einziges Beiſpiel

einer ſpät erfüllten aber vollſtändigen Gerechtigkeit des Schickſals. Liſzt hat mir geſtern den Anfang des Parſifal geſpielt — ja, lieber Freund, ich kann Ihnen nicht helfen, das iſt doch Religion! Ob ſie nun ein angeborenes Empfinden oder ein hiſtoriſch entwickeltes Produkt des menſchlichen Organismus iſt, es iſt ein Etwas, was uns erſt wahrhaft zu Menſchen macht und ſeine Erklärung nicht im chemiſchen Laboratorium findet. Iſt es abſolut ein Produkt des hiſtoriſchen, entwickelten Menſchengeiſtes, ſo wird unſere Ausſicht grenzenlos, denn dann ſind wir fähig, alſo verpflichtet, uns zu vergöttlichen. — Doch tut es mir manchmal leid, daß ſich Wagners durch dies ſchöne Heim hier gebunden haben, denn der l a n g e Winter iſt doch ſchwer zu ertragen; ja, wenn es zwei Monate wären, aber acht!

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Es tut mir furchtbar leid, von hier zu gehen, aber das arge Klima, die frühe Kälte treiben mich fort. Aber es gibt doch auch ein langes Glück, denn die beſten Stunden ſchließen ewigen Inhalt ein, der wie ein Komet einen langen Lichtſtreif hinter ſich zurückläßt.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Nach einem ſchweren Verluſt, der Rée betroffen: „Ja, das ſind die Fälle, wo keine Philoſophie hilft, ſondern einzig die ſtumme, klagloſe Reſignation, die den furchtbaren Schmerz, die unermeßliche Entbehrung hinnimmt, wie einen Teil unſeres Erdenloſes, und ſie ſtolz in das Herz verſchließt, es verſchmähend, mit den rohen Gewalten zu rechten, die die Geiſtgeborenen zu ſolcher Qual verdammen. Nein, es iſt gut, daß es keinen Gott im gewöhnlichen Sinne gibt. Wir würden in ewiger prometheiſcher Empörung gegen den grauſamen Deſpoten ſein.“

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Wenn Montaignes Definition richtig iſt, ſo wär es allein ſchon der Mühe wert, ſich mit Philoſophie zu beſchäftigen, um dem Ende dieſes Lebens mit Ruhe, ja, beinahe Freude, entgegenzuſehen. Aber ich habe ſchon mehreremal bemerkt, daß weder die Beſchäftigung mit Philoſophie noch mit Religion die Menſchen von der Furcht vor dem Tode und von der übertriebenen Anhänglichkeit an das Leben befreit. Nur die philoſophiſch geborenen Geiſter und die innerlich religiöſen Gemüter fürchten den Tod nicht, ſondern erwarten ihn in erhabener Ruhe. Wobei es dann wieder beſtätigt wird, daß alles nichts hilft, was man nicht innerlich iſt.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Ich bekam von meinen Schweſtern Schillers und Goethes Briefwechſel geſchenkt, den ich noch nicht beſaß, und habe gleich heute morgen meinen Gottesdienſt darin leſend gehalten. Ja, mit dem Genius verkehren, das iſt auch, was leben und ſterben lehrt. Welche Heroen dieſe beiden! wie erlöſend klar ſtrahlt ihr Geiſt einen an. Es iſt das darin, was befreit.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Die Tage der Aufregung durch den Tod des Königs ſind vorüber, und Rom iſt in ſeine alte Geſtalt zurückgekehrt; die 120 000 Fremden ſind fort; le roi est mort, vive le roi, iſt eine Wahrheit geworden; das erſte Auftreten und Reden des jungen Königs iſt würdig geweſen, und wenn der Parteihaß auch ſchon wieder anfängt zu züngeln und verdächtigende Vermutungen, düſtere Prophezeiungen uſw. auszuſtreuen, ſo hat ſich die nationale Einheit als eine Tatſache erwieſen, die man vergebens wegzuleugnen verſucht. Daß ſich dies monumental ſchöne, impoſante Leichenbegängnis ohne den Klerus (es waren nur wenige einfache Prieſter der Quirinal-Parochial-Kirche dabei), im Angeſicht des Vatikans und hin zum Tempel des Agrippa, in das heidniſche Pantheon, voll-

zogen hat, bleibt ein hiſtoriſches Moment von großer Bedeutung. Ja, es war etwas Unvergeßliches, dieſe Tage hier erlebt zu haben. Ich glaube nicht, daß Gambettas Miſſion gelungen wäre, hätte auch Viktor Emanuel gelebt, denn die öffentliche Meinung iſt jetzt ganz für die Allianz mit Deutſchland, und dieſer Meinung hatte ſich der verſtorbene König immer gebeugt, und jetzt iſt die Hinneigung wohl noch größer geworden durch das Kommen des deutſchen Kronprinzen zum Leichenbegängnis und durch die entſchiedene Vorliebe des Königs Humbert für Deutſchland. Die armen Türken werden ihrem Schickſal überlaſſen; ich kann nicht ſagen, wie es mir leid tut und wie ſehr ich fürchte, daß Europa ſein laisser aller den Ruſſen gegenüber zu bereuen haben wird.

Nun iſt auch der Papſt drüben im Vatikan geſtorben, ſo kurz nach dem Tode im Quirinal, gerade als wenn ſie ſich das Wort gegeben hätten! Das Konklave, dem die Fremden insbeſondere mit größter Neugier entgegenſahen, iſt ſehr raſch und faſt unbemerkt nicht mehr im Quirinal, ſondern im Vatikan vorübergegangen. Es war ein merkwürdiges Zuſammentreffen, alte und neue Zeit ſtanden ſich gegenüber, feindliche und unverſöhnliche Gegenſätze! Wer wird recht behalten von den beiden? Das alte Rom iſt noch ſehr ſtark, denn es iſt eine Weltmacht; es kommt darauf an, ob das neue Rom ſo hohe Kulturgedanken zu verwirklichen fähig iſt, daß ſie den alten, halb verbrauchten Stoff beſiegen, ſonſt wird der Gegenſatz noch lange dauern, vielleicht noch Jahrhunderte. Ich war in dieſen Tagen in einer Abendgeſellſchaft beim deutſchen Geſandten, Herrn von Keudell. Gregorovius war auch da, und ich ſprach mit ihm über die letzten Begebenheiten und ſagte, wie ſchade es ſei, daß dies tragiſche Zuſammentreffen nicht ein paar Jahrhunderte zurück läge. Wie ſchön würde er es ſonſt dargeſtellt haben, ein wirklich hiſtoriſches Drama: der noch jugendkräftige König und der müde Greis, in den beiden Paläſten, aus denen man ſich in

die Fenſter ſehen kann, ſterbend, der eine notgedrungen der Sieger; der andere der tief Beleidigte, nicht Vergebende, obwohl das Haupt der Kirche der allgemeinen Liebe und Verſöhnung. Es wäre ein Seitenſtück geworden, nur im entgegengeſetzten Sinn, zu dem ſchönen Bild, das er, Gregorovius, in der Geſchichte Roms entworfen, von dem Zuſammenſein Otto III. mit ſeinem Vetter Gregor V., den er zum Papſt gemacht (der erſte deutſche Papſt). Beide Jünglinge, von hoher Bildung und edler Geſinnung, zuſammen im Lateran, einen Traum beglückender Weltherrſchaft träumend. Aber dieſe Idealiſten gingen unter mit ihrem jugendlich holden Traum, und jene modernen Alten blieben, ein jeder das Szepter feſt an ſich drückend, ein jeder ſterbend rufend: „non possumus!“

Ich ſchrieb von der Art, wie man intimere Korreſpondenzen führen ſolle, in Tagebuchweiſe und fügte hinzu: ſo gibt's ein Stück Seelenleben — Verzeihung! ich habe mir vorgenommen, nicht mehr von Seele zu ſprechen; wieder ein Wort, das man aus der Sprache ſtreichen muß, alſo auch nicht mehr von Pſychologie, ſondern: graue Gehirnſtoffsfunktionologie. Werd ich nicht realiſtiſch? (Es waren dies Neckereien wegen Rées wiſſenſchaftlichem Realismus und meinem angefeindeten Idealismus.)

Ich ſprach von einem gemeinſchaftlichen Freunde, an dem ich eine ſeltſame Erfahrung gemacht hatte. Ach Männer, Männer, welch ein Geſchlecht! Ewig werden euch die Philinen beſſer gefallen, als die edlen, gebildeten Frauen. Deshalb proteſtiert ihr auch ſo gegen alle Beſtrebungen, die Frauen zu einer höheren Bildungsſtufe zu erheben. Nun gut, wenn es nicht mit euch ſein kann, ſo wird es ohne euch und trotz euch geſchehen. Ja, ich möchte jetzt Kreuzzüge predigen, nicht gegen die armen Türken, die ſind doch ehrlich mit ihren Harems, aber zum energiſchen Vorgehen möchte ich

Frauen und Mädchen anfeuern, zum edlen Kampf mit den Waffen der höchſten Bildung, der höchſten Sitte. Die Zahl meiner unbekannten Freundinnen mehrt ſich auch zuſehends. Aus Winterthur erhielt ich einen Brief von einer Schweizerin, die mir die Zuſtimmung und Sympathie eines ganzen Kreiſes verſichert. Zwei Damen aus Danzig ſind hier, die mir mit Liebesverſicherungen entgegenkamen, kurz, ich ſehe einen tiefen Wunſch erfüllt: auf die Frauen einen ermutigenden Einfluß auszuüben. Nicht, daß ich mir einbildete, es wäre etwas Großes! Aber es iſt die Korallenarbeit, die mit ihrem kleinen Anteil hilft am Bau der Zeiten, durch die Arbeit an der Veredelung meines Geſchlechts, der ich die wichtigſten Folgen für das Kulturleben der Menſchheit zuerkenne.

Ich glaube nicht, daß Sie die Richtigkeit einer Beobachtung daran meſſen können, wenn Sie die objektiv gemachte nun *in ſich* beſtätigt finden. Keines Menſchen Inneres iſt ein Makrokosmos, in dem ſich alle und jede Möglichkeit von Regungen findet, um danach zu urteilen; ich glaube ſogar, daß es ein gefährliches Experiment iſt, zu viel in ſich zu blicken, um eine objektiv gültige Wahrheit hinzuſtellen. Selbſt der Genius, der doch am meiſten die Fülle der Welt in ſich trägt, muß dennoch viel ſehen und beobachten, um wahr zu geſtalten. Mir ſcheint, man muß dabei verfahren wie der Phyſiolog, dem erſt eine ungeheure Anzahl von Beobachtungen mit dem gleichen Reſultat den Ausſpruch eines allgemein gültigen Geſetzes geſtatten. Auch ſelbſt Larochefoucauld finde ich gar nicht immer allgemein gültig; er bleibt zu oft nur von ſeinem Kreiſe, der Geſellſchaft ſeiner Zeit, ſeiner Nationalität beſtimmt.

Am Weihnachtsabend war ich ganz allein und gedachte des Jahres, wo wir in Sorrent ſo fröhlich beiſammen waren. Schöne Bilder aus der langen Lebenszeit umgaben mich faſt wie lebende Gegenwart, und ich befand mich in einem fort-

währenden, inneren Gebet für alle, die ich liebe. Kennen Sie dieſe Art des Gebets auch? Es iſt vielleicht die einzig wahre, denn ſie richtet ſich nicht an ein Güter ſpendendes Weſen und verlangt nichts Irdiſches. Es iſt nur eine ſo intenſive Stimmung der Liebe, der Reinheit, des Friedens, daß im Gegenteil alles Irdiſche darin verſchwindet, und nur ein ſegnendes Umfaſſen der liebſten Menſchen, eine große Verſöhnung mit allem Schickſal übrig bleibt und der Chriſtgeſang zur Wahrheit wird: Friede auf Erden und den Menſchen ein Wohlgefallen. In ſolchen Stimmungen verſteht man alles und verzeiht deshalb alles.

Meine Geſellſchafterin lieſt mir jetzt abends den Tacitus vor, der mich ganz glücklich macht. Ja, dieſe klaſſiſche Ruhe und Klarheit der Darſtellung iſt wie ein wohltätiger Balſam, der erquickt und ſtärkt. Warum haben wir modernen Menſchen dieſe höchſte Bildung nicht, einfach zu ſein? Ich glaube, weil wir zu ſubjektiv ſind, zu ſehr alles im Spiegel unſeres Ichs betrachten, anſtatt uns ganz der Anſchauung des Objekts hinzugeben und uns dabei zu vergeſſen. So ſagte mir Stein neulich viel Schönes über Michelangelo und die Capella Sixtina, worüber ich mich ſehr freute, dann aber ſetzte er hinzu: „aber lehren tut mich Michelangelo nichts, ich habe das alles ſchon in meiner einſamen Studierſtube erlebt und gewußt.“ Das iſt's, was dem modernen Menſchen anhängt, er glaubt ſich zu früh reif und meint, er habe nichts mehr von den Großen zu lernen, ohne zu bedenken, wieviel er bereits von ihnen gelernt hat, und wie anders ſein ſubjektives Erkennen ſein würde, hätten ſie ihm nicht den Weg gezeigt.

Ach, die Einſamkeit, wieviel Schmerzliches ſie auch hat, verwöhnt den Menſchen doch, und es bleibt ein ewiges Schwanken in der Seele zwiſchen der Sehnſucht nach denen,

die man liebt, und nach der einzig unerſchütterlich treuen Gefährtin der Einſamkeit. Die Säulenheiligen hatten eigentlich recht. Sie wußten, daß man ein Ende machen muß mit dieſem Schwanken, und daß nur in unerreichbaren Wolkenfernen das Herz endlich verſtummt vor dem denkenden Geiſt, der ſeine letzten Aufgaben zu löſen hat.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Geſtern ſprach ich mit dem hieſigen Arzt (in einem Kurort in der Schweiz), einem ſehr intelligenten, jungen Mann, und ſagte ihm, mein einziger, letzter Anſpruch ſei, noch arbeitsfähig zu bleiben, da die Arbeit doch das einzige ſei, was ſich nicht als Illuſion erweiſe, und uns die letzte, wirkliche Befriedigung gebe. Er meinte, ja, aber auch das ſei ſchließlich Illuſion, denn wie gering ſei die Wirkung, die von ihr ausgehe, die Werke des Genius vielleicht allein ausgenommen. Ich gab ihm das zu, ſagte aber, die Bedeutung der Arbeit läge nicht ſowohl in ihrer Wirkung, als in der Betätigung der Individualität, ſo ſcheint es mir, es iſt derſelbe Vorgang im Mikrokosmos, der ſich im Makrokosmos in großen Verhältniſſen begibt. Das Schaffende, was es auch ſei, ob Wille, ob Anziehungskraft in den Atomen (Rées Theorie), ob ein geiſtiges Prinzip, immer muß es ſich individualiſieren, ſich betätigen, ſich gegenſtändlich werden, ſo auch in uns.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Daß Sie ein ſolcher Revolutionär werden, et à tout prix das Weltganze neu organiſieren wollen, amüſiert mich ſehr. Ja, es iſt das eben der Traum, den wir alle geträumt haben, daß eine ſolche Reorganiſation möglich ſei. Sie iſt es aber nicht; die Welt träte ſonſt aus dem Geſetz der Kauſalität heraus. Freilich, der zur höchſten Einſicht gereifte Intellekt wäre auch die Wirkung aller vorhergegangenen Urſachen, und inſofern wäre ſeine Reform in der Kauſalitätskette mit einbegriffen; aber nicht bloß das Prinzip ſelbſt, ſondern auch die Mittel und Wege, mit denen es ſich verwirklicht, ent-

wickeln ſich nur langſam, denn der Faden der Gewohnheit iſt nicht plötzlich abzureißen; er iſt nur allmählich in ein neues Gewebe zu verwandeln. Das iſt dann die Aufgabe der helfenden Mächte, die dem die höhere Organiſation anſtrebenden Intellekt zur Seite ſtehen.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Mir ſcheint jetzt der einzig mögliche und wirkungsvolle Schwerpunkt der Neu-Organiſation der Geſellſchaft, der wir zuſtreben, der zu ſein: die möglichſt große Entwicklung des Intellekts und die materielle Verbeſſerung der bedürfenden Klaſſen; infolgedeſſen die Verminderung ſinnlicher Bedürfniſſe und die Abnahme der Herdenproduktion der Menſchheit. Denn wo werden die meiſten Kinder geboren? In den armen, materiell entbehrenden, unwiſſenden Klaſſen, und das iſt ganz natürlich unter den jetzigen Verhältniſſen. Der unwiſſende Proletarierteil der Geſellſchaft wird alſo vermehrt. Sollte das auch ſelbſt vom rein national-ökonomiſchen Standpunkt aus ein Gewinn ſein? Gewiß nicht. Noch weniger vom philoſophiſch-humaniſtiſchen. Liegen unſere höchſten Kulturzwecke darin, daß ein dicht bevölkertes Land viele Arme habe für Induſtrie, Handel uſw. und ſchließlich für Kanonenfutter? Dreimal nein! Sie liegen darin, daß ein intelligentes Volk die Erde zu einem Wohnſitz denkender, fühlender, künſtleriſcher Weſen mache, die den Vorteil der Anzahl durch die Vorzüge höherer Intelligenz und Bildung bei weitem übertreffen und die geiſtigen Ziele höher ſtellen als das bloße Wohlleben.

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Ich bin mit Ihrem Satz über das Mitleid nicht einverſtanden. Schopenhauer ſagt nicht, daß jeder Menſch von Natur dieſes als l o b e n s w e r t e m p f i n d e t, ſondern er ſagt, es iſt das einzig Ethiſche, weil wir in ihm uns nicht als egoiſtiſche Einzelweſen fühlen, ſondern das fremde Leiden wie unſer eigenes empfinden, und die gemeinſame Laſt

des Daſeins im Mitgefühl gleichſam dem anderen tragen helfen. So iſt es, deshalb iſt es gut, gar nicht aus chriſtlichem Aberglauben, ſondern aus dem einzigen, was den Menſchen adelt und ihn über das Tier in ihm erhebt. Und allerdings iſt das Mitleid, wie alle anderen Grundtriebe unſeres Weſens, eingeboren, denn ſonſt könnten ſie ſich nie entwickeln. Wozu kein Keim da iſt, kann ſich nichts entwickeln. Aber dieſe Keime liegen in uns gebunden, und unſere Aufgabe iſt es, ſie zur Blüte zu bringen.

Am 2. Juni 1882 war in Italien einer jener Augenblicke, wo dasſelbe Gefühl in Millionen Herzen zittert, und die Tränen derſelben Trauer in Millionen Augen perlen. In ſolchen Augenblicken verſchwinden die kleinen Ränke, die böſen Triebe des Neides und Haſſes, die ſelbſtſüchtigen Anfeindungen der Parteiwut, die Leidenſchaften, die in blindem Eifer die ruhige Klarheit trüben, die allein die Menſchen zu edler Entwicklung und zum Frieden führen kann. Die Maſſen begreifen dann inſtinktiv ein höheres Prinzip, das ſich ihnen in einer konkreten Geſtalt dargeſtellt hat, und man fühlt mit tiefer Genugtuung, daß die Tugend dennoch eine Macht iſt, vor der in den Weiheſtunden des Lebens die Menſchheit das Knie beugt, und das Laſter, trotz ſeiner unermeßlichen Gewalt, verſtummt.

Schon hat der Telegraph es der Welt verkündet, was dieſen Augenblick hervorgerufen hat: Joſeph Garibaldi iſt tot! Kein Land der modernen Geſchichte hat eine ſolche Menge wahrhaft epiſcher Geſtalten in einer verhältnismäßig kurzen Epoche hervorgebracht, wie Italien in der erſten Hälfte dieſes Jahrhunderts, und wenn es mit tiefem Weh jetzt eine nach der anderen von ihnen verſchwinden ſieht, ſo bleibt ihm der Troſt, daß ihr Ruhm weit hinaus in die Zukunft leben, ja vielleicht noch heller ſtrahlen wird, wenn die Hand des Hiſtorikers einſt in unparteiiſcher Betrachtung die einzelnen Züge der Perſönlichkeiten und die Ereigniſſe zu einem

großen Bilde vereinigt. Unter den vielen aber ragen zwei beſonders hervor: Mazzini und Garibaldi. Dieſer hat den erſten um zehn Jahre überlebt, und wiewohl ſeine Kraft längſt gebrochen war, und er, ein ſiecher Held, auf ſeinem Schmerzenslager ruhte, ſo trifft die Nachricht ſeines Todes doch alle unvorbereitet; wie ein elektriſcher Schlag bebt es durch ganz Italien, von Nord nach Süd, daß ein nationales Unglück es betroffen. Beim Tode des Königs Viktor Emanuel war die allgemeine Erregung nicht größer und ſicher nicht ſo innig, als ſie jetzt iſt. War Garibaldi doch ebenſo, wenn nicht mehr, der Befreier geweſen, wie jener. Man muß Italien kennen, um ſich vorſtellen zu können, mit welcher Spontaneität ſich hier ein ſo tiefergreifendes Gefühl kundgibt. Kaum war die Trauernachricht in das Publikum gedrungen, ſo hatten ſich alle Läden geſchloſſen, an den Fenſtern und Balkonen wurden die Fahnen, mit Trauerflor bezogen, ausgeſteckt; ſchwarzberänderte Anzeigen erſchienen an den Mauern und wurden in den Straßen ausgeboten. Die Kammer, der Senat, das Munizipium hielten Sitzungen, um Beſchlüſſe zu faſſen, der König Umberto ſchickte alsbald ein Telegramm an die Familie nach Caprera und ließ die große Revue abbeſtellen, die zur Feier des Feſtes der Konſtitution ſtattfinden ſollte. Ebenſo wurde das berühmte Feuerwerk, die Girandola genannt, aufgeſagt, das in päpſtlicher Zeit um Oſtern, jetzt an dieſem Feſttag jährlich abgebrannt wird. Die Theater blieben geſchloſſen. Der Korſo zeigte am Abend das Bild einer Aufregung, wie ſie nur ein großes, erſchütterndes Ereignis hervorrufen kann. Dichtgedrängt ſtanden die Volksmaſſen zuſammen, die ſchwarzberänderten Blätter leſend oder in ſtummer Ergriffenheit miteinander fühlend.

Rom hatte ſeinen Helden der Jahre 48 und 49 nicht wiedergeſehen, bis zum Winter des Jahres 74. Wer damals in Rom war, wird ſich des Jubels erinnern, mit dem der Volksheld gleich einem Triumphator der antiken Welt empfangen wurde, der Tauſende, die am Bahnhof ſeiner Ankunft harrten, des Anblicks, wie er des Gebrauchs

der Glieder damals noch nicht beraubt, ſtehend im Wagen, dem man die Pferde ausgeſpannt hatte und den begeiſterte Männer zogen, nach allen Seiten dankend grüßte. Man wird ſich erinnern, wie er in der Aula des Parlaments mit Ehrenbezeugungen empfangen wurde, als er kam, ſeinen Sitz als Deputierter einzunehmen, und wie der König Viktor Emanuel ihn empfing und auszeichnete. Vor allem aber wird man ſich erinnern, wie er die Furcht Lügen ſtrafte, die ſein Erſcheinen in Rom als den Anfang revolutionärer Unruhen bezeichnet hatte. Der edle Kriegsheld kam nur mit Miſſionen des Friedens; die Urbarmachung der römiſchen Campagna und die Regulierung des Tiberbettes — das war die Revolution von eingreifenden Folgen für die Geſundheitszuſtände und die Wohlfahrt Roms, die er zu bewerkſtelligen wünſchte.

Leider wurden ſeine großen, praktiſchen Pläne nicht ausgeführt, wie denn überhaupt ſein Alter ſchmerzvoll genug war, nicht bloß durch phyſiſche Leiden, ſondern durch herbe Enttäuſchungen für ſeinen edlen, uneigennützigen Patriotismus. Ich ſah ihn nur einmal, als ich am Morgen, wo ſeine Empfangszeit war, in die Villa vor der Porta Pia, wo er wohnte, ging, ihn zu begrüßen. Er ſaß in ſeinem nun typiſch gewordenen roten Hemd, ſein kleines Mützchen auf dem Kopf, hinter einem großen Tiſch, der mit Karten und Druckſachen bedeckt war, um ihn im Halbkreis ſaßen die Beſuchenden, deren Zahl jeden Tag unendlich groß war und unter denen an jenem Morgen ſich Depretis, damals noch nicht Miniſter, befand (wie denn auch Minghetti ſeinen morgendlichen Spazierritt täglich nach der Villa lenkte). Viel mit ihm zu reden war unter dieſen Bedingungen unmöglich, aber es war eine Freude, ihn wiederzuſehen, wenn er freundlich nach italieniſcher Weiſe mit der Hand grüßend von ſeinem Sitz aus mit dem bezaubernden Wohllaut ſeiner Stimme rief: „addio, addio!“, das von ihm, wie übrigens häufig in Italien, als Willkommensgruß geſagt wurde.

Rom hat ihn nicht wiedergeſehen, denn er ging, entmutigt

und enttäuſcht über die Geſtaltung der Dinge, früher als er gewollt hatte, auf ſein Eiland zurück. Aber Palermo hat die wehmutvolle Freude gehabt, daß Garibaldis letzter Beſuch ihm gegolten, und der unſagbar herrliche Empfang, den Sizilien bei Gelegenheit der ſechshundertjährigen Feier der ſizilianiſchen Veſper dem greiſen Helden bereitet, und die Beweiſe begeiſterter Liebe, mit denen es ihn umgeben hat, werden nun wie der letzte, ſchöne Kranz von eines ganzen Volkes liebender Verehrung ſich um das Bild des edlen Toten ſchlingen.

Viele Städte wünſchen ſich ſchon die Ehre, die ſterblichen Überreſte Garibaldis zu beſitzen, vor allen Rom, ja es wurde der Vorſchlag laut, dieſe im Pantheon, wohin man auch Viktor Emanuel gebracht, beizuſetzen. Der letzte Wille Garibaldis, der ſoeben bekannt wird, entſcheidet die Frage feſt und für immer. Er lautet: „Da ich teſtamentlich die Verbrennung meines Leichnams verordnet habe, ſo beauftrage ich meine Frau mit der Vollſtreckung dieſes meines Willens, ehe irgend jemand von meinem Tod benachrichtigt wird. Wenn ſie vor mir ſterben ſollte, werde ich dasſelbe für ſie tun. Es ſoll eine granitne Urne verfertigt werden, um ihre und meine Aſche einzuſchließen. Die Urne ſoll auf der Mauer hinter dem Sarkophag unſerer Kinder unter der Akazie, die ihn beſchattet, aufgeſtellt werden.“ — Man wartet auf die Kinder Garibaldis aus erſter Ehe, die bei ſeinem Tode nicht anweſend waren, um dieſen ſeinen letzten Willen zu vollziehen. Es läßt ſich nichts der ganzen Geſtalt und dem Charakter des einfachen Mannes würdig Paſſenderes denken, als dieſe Auflöſung der zu verſchwindenden Form. Die läuternde Flamme wird, wie bei den antiken Helden, das Irdiſche verzehren, und das kleine Felſeneiland, wohin er zurückkehrte, nachdem er Viktor Emanuel ein Königreich geſchenkt hatte, wo er in beſcheidener Zurückgezogenheit mit den Seinen lebte, und wo ſein edles Herz zu ſchlagen aufhörte — iſt das rechte Piedeſtal für die Urne, die die Aſche eines jener Menſchen enthalten wird, wie ſie in unſerer Zeit immer

ſeltener werden, die die erkennende Nachwelt aber den edelſten Helden der alten Zeit zur Seite ſtellen wird.

Auch von ihm, wie von Mazzini, entwarf Alexander Herzen ein ſchönes, nie übertroffenes Bild, ich erinnerte mich daran in dieſen Tagen: „Mit Garibaldi wurde ich erſt im Jahre 1854 in London näher bekannt, als er von Südamerika zurückkam als Kapitän eines Schiffes, das in den Weſtindien-Docks auf der Themſe lag. Ich ging mit einem ſeiner früheren Gefährten im römiſchen Krieg, ihn zu beſuchen. In ſeinem dicken, hellfarbigen Paletot, ſeinem bunten Tuch um den Hals und dem kleinen Mützchen auf dem Kopf erſchien er mir mehr gleich einem vollkommnen Seemann, denn als der Führer des römiſchen Heers, deſſen Bild mit phantaſtiſcher Kleidung damals in der ganzen Welt verkauft wurde. Die gutmütige Einfachheit ſeines Benehmens, die Abweſenheit aller Prätenſion, die unverkennbare Herzensgüte, mit der er uns empfing, gewannen ihm gleich meine Neigung. Seine Schiffsmannſchaft beſtand hauptſächlich aus Italienern, er war der Befehlshaber und ſicher ein ſtrenger; aber er wurde dennoch von allen geliebt und verehrt, alle waren ſtolz auf ihren Kapitän. Er gab uns ein Frühſtück in ſeiner Kajüte und bewirtete uns mit beſonders zubereiteten Auſtern aus Südamerika, mit getrockneten Früchten und Portwein. Plötzlich ſprang er auf und rief: „Halt, mit Ihnen muß ich einen andern Wein trinken.“ Er lief aufs Verdeck, und darauf erſchien ein Matroſe mit einer Flaſche. Garibaldi lächelte und füllte unſere Gläſer. Was konnte man da nicht erwarten von einem Mann, der von jenſeits des Ozeans kam? Es war aber nichts anderes als Belett, Landwein von Nizza, ſeiner Heimat, den er nach Montevideo und von da wieder nach London immer mit ſich führte. In unſerer gemütlichen Unterhaltung aber fühlte ich, daß ich mich in der Gegenwart einer außerordentlichen, großen Natur befand. Ohne daß er Phraſen und Gemeinplätze brauchte, erkannte man in ihm doch den mächtigen Volksführer, der ſelbſt alte, erfahrene Soldaten durch ſeine Taktik in Erſtaunen geſetzt

hatte, und es war nicht ſchwer, in dieſem ſchlichten Schiffskapitän den verwundeten Löwen zu erkennen, der nach dem Fall von Rom nur Schritt vor Schritt der Übermacht wich, und nachdem er ſeine erſten Gefährten verloren hatte, Soldaten, Bauern, Räuber, wen er nur finden konnte, zuſammenrief, um einen neuen Schlag auf den Feind auszuführen. Und das geſchah nach dem Tode ſeiner heißgeliebten Frau, die den Mühſalen und der Angſt eines ſolchen Feldzuges erlegen war. Schon in dieſem Jahr 1854 wichen ſeine Anſichten weſentlich von denen Mazzinis ab, obgleich ſie perſönlich ſehr gut zuſammen ſtanden. Er ſagte in meiner Gegenwart zu Mazzini, daß es nicht ratſam ſein würde, das piemonteſiſche Gouvernement zu reizen, daß zunächſt das Nötigſte ſei, ſich vom öſterreichiſchen Joch zu befreien, und daß er ſehr zweifle, ob Italien ſchon für eine Republik reif ſei, wie Mazzini ſie wünſche. Er war entſchieden gegen jeden Verſuch einer Revolution. Als er London verließ, ſagte ich ihm, daß mir ſein Seeleben außerordentlich gefalle, und daß er unter allen politiſchen Flüchtlingen das beſte Teil erwählt habe. „Wer hält die anderen ab, ein Gleiches zu tun?“ ſagte er mit Wärme. „Es war dies immer mein Lieblingstraum und iſt es noch, Sie mögen nun darüber lachen oder nicht. Die Menſchen in Amerika kennen mich; ich hätte dort drei bis vier Schiffe haben können, um die ganze Emigration aufzunehmen. Alle Mannſchaft würde aus den politiſchen Flüchtlingen genommen ſein. Was iſt denn jetzt in Europa zu tun? Entweder Sklave ſein, oder ſich ruinieren laſſen, oder ſtill in England leben. In Amerika ſich niederzulaſſen iſt noch ſchlimmer, dann iſt alles vorbei, denn das iſt ein Land, in dem man das Vaterland vergißt, und das einem zur zweiten Heimat wird, wo es andere Intereſſen gibt und alles anders iſt als hier. Menſchen, die ſich in Amerika niederlaſſen, ſcheiden aus der alten Welt aus. Was könnte aber beſſer ſein als mein Plan?“ ſetzte er mit vor Begeiſterung ſtrahlenden Augen hinzu: „Die ganze Emigration um ein paar Maſte verſammelt, auf dem

Ozean lebend, gehärtet durch ein rauhes Matroſenleben, im Kampf mit Elementen und Gefahren — das wäre eine ſchwimmende Armee, unnahbar, unabhängig und immer bereit, wenn es der Freiheit gilt, an irgendwelchem Ufer zu landen."

In dieſem Augenblick erſchien er mir wie „einer jener klaſſiſchen Helden, eine Geſtalt der Aeneïde, der in einem anderen Zeitalter lebend, ſeine Legende, ſeine arma virumque cano gehabt haben würde". Soweit Herzen. Er hat es nicht mehr erfahren, daß Garibaldi wirklich ſchon ſeine Legende hat bei dem Volke in Neapel, das feſt überzeugt iſt, daß es immer einen Garibaldi geben wird und jetzt ſchon den Tag des heiligen Joſef mehr zur Erinnerung an dieſe neue legendäre Geſtalt, als um des alten Heiligen willen feiert. Doch fehlen auch jetzt die Stimmen nicht, die ſtets die großen Geſtalten, die aus der Geſchichte in die Legende übergehen, verunglimpfen, da die Menſchheit es ja nicht laſſen kann, das Strahlende zu ſchwärzen und das Erhabene in den Staub zu ziehen. So wagt man es von deutſcher Seite, dieſem einfachen, ehrlichen Volksmann Beſtechlichkeit und Gewinnſucht vorzuwerfen. Weiß ich doch gewiß, daß man ihm in England, wohin er nach der vollbrachten Einigung Italiens eingeladen als Gaſt des Herzogs von Sutherland ging und wo er die Huldigungen der ganzen engliſchen Ariſtokratie empfing — eine große Beſitzung und ein anſehnliches Vermögen dazu anbot, als Beweis der unbegrenzten Verehrung, die ihm die Engländer zollten, daß er aber entſchieden alles ablehnte und raſch in ſeine beſcheidene Häuslichkeit auf Caprera zurückkehrte. Da lebte er in patriarchaliſcher Einfachheit, liebevoll ſorgend für alles, was ihn umgab. Ein Freund erzählte davon unter anderem das folgende rührende Beiſpiel: „Eines Tages vermißte man ein junges Lämmchen, durch die Wehklagen der Mutter aufmerkſam gemacht. Garibaldi und der bei ihm befindliche Freund machten ſich alsbald auf, das Tierchen zwiſchen den Klippen und Felſenſpalten der Inſel zu ſuchen.

Man fand es aber nicht, und endlich begaben ſich abends alle ermüdet zur Ruhe. Der beſagte Freund konnte nicht ſchlafen, und als tiefe Stille im Hauſe herrſchte, hörte er, wie die Tür von Garibaldis Zimmer ſich leiſe öffnete und dieſer vorſichtig, um kein Geräuſch zu machen, das Haus verließ. Nach längerer Zeit, noch mitten in der Nacht, hörte er ihn zurückkommen und erfuhr am folgenden Tag, daß Garibaldi das Tierchen nach langem Suchen noch gefunden und, da es vor Kälte zitterte, zu ſich ins Bett genommen habe, um es zu erwärmen und am Morgen der Mutter zurückzugeben. Solche Züge ſagen mehr als Worte!

Als nun im März 1882 nach 600 Jahren der Jahrestag der ſizilianiſchen Veſper wiederkehrte, die in der Geſchichte jener ſchönen Inſel ein Denkmal von dem edlen Unabhängigkeitsſinn der Bevölkerung bleibt, bereitete Palermo ein großes Feſt und lud vor allen anderen den ehrwürdigen Volkshelden dazu ein, der ſelbſt wie eine Erſcheinung aus dem heroiſchen Zeitalter der Menſchheit war. Hatte er doch für das herrliche Inſelland beinah Ähnliches vollbracht, wie einſt Johann von Procida, nämlich ihm Freiheit und Unabhängigkeit gegeben durch ſeinen Zug der Tauſend, der eher einem Geſang des Homer glich, als einem modernen Feldzug. Garibaldi, obwohl ſchon alt und ſehr krank, machte ſich zu dieſer letzten Feier ſeines Heldenlebens auf. Seine Reiſe war wie ein Triumphzug; an jeder Station mußte der Zug anhalten, damit die Bevölkerung den geliebten, greiſen Führer noch einmal ſehen könne, und nur die Rückſicht auf ſeine Geſundheit mäßigte etwas den Jubel, mit dem man ihn in Palermo empfing. Garibaldi dankte der enthuſiaſtiſchen Stadt mit einem Brief, worin er ſie aufforderte, ſtets die erſte zu ſein, um das kaum entſtandene Italien vor äußeren und inneren Gefahren zu ſchützen. Insbeſondere warnte er ſie vor dem Papſttum, und erinnerte ſie daran, daß 1282 es der Papſt geweſen ſei, der die Räuber geſchickt habe, die ſie ſo helden-

mütig in die Flucht getrieben hätte. Er ſchloß den Brief folgendermaßen: „Bilde in Deiner Mitte, in der ſo viele großmütige Herzen ſchlagen, eine Verbrüderung unter dem Namen ‚Befreierin der menſchlichen Intelligenz', deren Aufgabe es ſei, die Unwiſſenheit zu bekämpfen, den freien Gedanken zu wecken und dem Volke, anſtatt der Lüge, die Religion des Wahren und Guten zu lehren." Wie würde das Herz des edlen Volksmanns geblutet haben, hätte er es erlebt, das Elend dieſer Tage zu ſehen, das ſein geliebtes Inſelvolk wieder dazu trieb, in Waffen aufzuſtehen, leider aber gegen die eigenen Brüder, die von der ſelbſtgewählten Regierung geſendet wurden zu dem ſogenannten „Ordnungsſtiften" im traurigen ſozialen Krieg. (Vor einigen Jahren, als das überhandnehmende Elend die Sizilianer zu revolutionären Aufſtänden trieb, die unter dem Miniſterium Crispi, der ſelbſt ein Sizilianer iſt, und einer der Tauſend unter Garibaldi geweſen war, mit Waffengewalt unterdrückt wurden!)

Gedachtes

Viele Gedichte Goethes kann man gar nicht bloß rezitieren, man muß ſie ſingen. Die Töne ergeben ſich von ſelbſt dazu, die Worte kommen ſo aus dem innerſten Leben, daß ſie Muſik in ſich enthalten, z. B. das „Über allen Gipfeln iſt Ruh". Geſtern abend nach dem glorreichſten Sonnenuntergang, vor der leuchtenden Klarheit eines römiſchen Sternenhimmels, mußte ich es ſingen mit einer wunderbaren Melodie, die ganz von ſelbſt den Worten entſtieg. Es wurde mir himmliſch wohl dabei.

„Arbeit iſt der göttlichſte Orden, ſo er je auf Erden geſtiftet iſt worden." So ſagt Hans Roſenblüt am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts. Wie ſagen wohl unſere Arbeiter am Ende des neunzehnten Jahrhunderts?

Wir ſind ſelbſt das Metaphyſiſche, das Ding an ſich in der Erſcheinung, der umgekehrte Spiegel Schopenhauers. Dühring nimmt die Erſcheinung für bare Münze, und inſofern als ſie unſere einzige Kursbezahlung iſt, hat er recht. Aber ſie iſt nur corso forzoso, das Silbergeld iſt jenſeits der Erſcheinung. Doch iſt das eine vom anderen nicht zu trennen, und nur wer das Papiergeld in ſich ins edle Metall umſetzt, hat die volle Summe.

Das Karmân der Buddhiſten iſt die unendliche Folge von Urſache und Wirkung, deren Produkt wir ſind. Das Nirvâna iſt die Aufhebung des Karmân. Welch ein Licht!

Auf einſamem Bergpfad, hoch in den Alpen wandelnd, grauer drohender Himmel, freudloſe Alpennatur, ſtarr und kalt ringsum. Gewiß hat der Menſch von jeher Zwieſprache mit der Natur gehalten, gewiß haben Sonnenſtrahlen ihn erheitert und hat ſolch düſterer Ernſt wie hier ihm Ehrfurcht oder Furcht eingeflößt. Aller Götterglaube hat da ſeinen Urſprung. Sobald der Menſch da war, waren Frage und Antwort da.

Die Sprache kann nur durch die Gemeinſamkeit entſtanden ſein. Man kann ſich denken, daß ein einzelner Menſch Begriffe gehabt und die Gegenſtände außer ſich unterſchieden hat, ohne einen Ausdruck dafür zu ſuchen. Mit anderen mußte nach und nach ein Ausdruck gefunden werden, durch den man ſich den Begriff mitteilte.

Je weiter man im Leben kommt, je einfacher werden die Grundlinien des Charakters ſichtbar. Die Dinge, die uns die Welt angehängt hat, fallen ab; es bleiben der heilige Zorn und die Charitas, wie in der Kapelle Sixtina auf dem jüngſten Gericht: Chriſtus und Maria.

Eben las ich in dem lieblichen Buch über die Jugend

Michelets (von ſeiner Witwe herausgegeben), wie ſein Freund Poinſaut die Offenbarung der wahren Liebe durch den Tod der Virginie (im Roman „Paul et Virginie") erhält, indem Virginie lieber ſtirbt, als daß ſie die holde Scham verletzte, die ſie in der Nähe des Geliebten empfindet. Iſt es nicht ebenſo mit Tugend und Sittlichkeit? Die haben auch das Hindernis in ſich ſelbſt, das zu oft den irdiſchen Erfolg vereitelt. Der zur Tugend, zur wahren Sittlichkeit angelegte Menſch kann nicht gegen dieſe handeln, ohne ſich ſelbſt die tödliche Wunde beizubringen, die tiefer ſchmerzt als das, was man auf der anderen Seite verliert.

Sehr rührend und ſchön iſt die Erzählung des pſychologiſchen Vorganges in Poinſaut, der reinen Herzens war und deſſen Verſtand nur durch die frühen Mitteilungen unſittlicher Kameraden verwirrt wurde. Wenn man bedenkt, welche Wirkung jenes paradieſiſch unſchuldige Buch („Paul et Virginie") auf die damalige, durch ſo viele Korruption durchgegangene Welt hatte, ſo fragt man ſich, würde ein ſolches Buch heute nach Zola und ſeiner ganzen Schule noch ſo wirken? Ein ſchlimmes Fragezeichen für unſere Zeit, die ſich rühmt, ſo viel moraliſcher zu ſein als jene.

Wir armen Sterblichen machen uns wahrhaftig zuviel Sorge um die ſchweren Stunden, die wie ein Traum vergehen, während wir nie genug daran denken, das Ewige in die flüchtige Zeit zu bannen und dieſe dadurch aufzulöſen in einen bloßen Begriff, gleichſam in ein Hilfszeitwort, mit dem ſich unſere Vernunft das Ewige in verſchiedene Phaſen zurechtlegt.

Offenbar iſt die Furcht vor dem Tode ein Hauptmotiv in der ganzen katholiſchen Dogmatik. Das Paradies muß auf alle Weiſe gewonnen werden. Die guten Werke ſind das Mittel, der Hölle zu entfliehen.

Wie ſchrecklich iſt ſolch ein Vorleſen, wie das der M. ...! Sie lieſt laut für ſich, nicht für die andern. Es iſt ein ſeelenloſes, oberflächliches Leſen. Auch in ſolchen Dingen verrät ſich die Perſönlichkeit. Wie anders lieſt ein wirklich innerlicher Menſch!

Im Alter wird die Natur einem noch vertrauter und wichtiger als in der heißblütigen Jugend, die Teilnahme von ihr verlangt und ſich über ihren kalten Metallglanz ärgert. Das Alter hingegen ruht aus in der Objektivität der um individuelle Leiden und Freuden unbekümmerten, nach ewigen Geſetzen wirkenden Natur, in deren Schoß alles Lebendige nach überſtandenem Erdentraum zurückkehrt.

Der Intellekt iſt ja auch nur ein Teil der Erſcheinung und hängt von ihren Exiſtenzbedingungen mit ab, während das Unveräußerliche, der Charakter, das eigentlich Metaphyſiſche, das als Wille mit uns geboren wird, bleibt. Ein rührendes Beiſpiel hierzu erlebte ich kürzlich. Ein alter Künſtler, der in Rom ſeit ſeiner Jugend lebte und ſowohl wegen ſeiner Leiſtungen wie als Menſch hoch geachtet war, wurde nun durch Krankheit und Alter in einen Zuſtand völliger Hilfloſigkeit verſetzt und hing von den Dienſtleiſtungen ſeiner Frau und der Magd ab. Eines Tages kam das Bewußtſein ſeiner Lage, ſeines geiſtigen und phyſiſchen Abſterbens noch einmal mit Klarheit über ihn, und er fing an bitterlich zu weinen. Umſonſt verſuchten ſeine Frau und ſeine kleine Tochter ihn durch Liebkoſungen zu beruhigen. Ein Freund, der zugegen war, ſagte ihm endlich, er ſei doch noch gut daran, habe liebende Weſen um ſich, ihn zu pflegen, und brauche wenigſtens nicht zu darben; aber er ſolle des armen A... gedenken, eines einſt auch berühmten Künſtlers, der, älter und hilfloſer noch als er, niemand auf Erden habe, der für ihn ſorge, außer einem gemeinen Aufwärter, der ihm etwas zu eſſen bringe und ein paarmal am Tag nach ihm ſehe. Des alten Mannes Tränen ver-

ſiegten und er ſchwieg. Am folgenden Tag rief er die Köchin herbei und fragte ſie leiſe: „Könnten wir nicht dem alten A... ein Süppchen ſchicken?“

Wem würde bei ſo etwas nicht zumute, wie wenn ein Sonnenſtrahl durch finſteres Gewölk bricht? So bricht hier durch den ſich umnachtenden Intellekt, der an die Erſcheinung gebunden iſt, das Leuchten des Metaphyſiſchen, Unzerſtörbaren, das, jenſeits unſerer Erkenntnis, aus geheimnisvollen Urſachen uns den Charakter zubereitet hat; hier zeigt es ſich als die Güte, die, auch entkleidet von dem ſchmückenden Gewand des Intellekts und des Talents, in urſprünglicher rührender Schönheit zutage tritt.

Deshalb iſt auch der Tod guter Menſchen meiſt ſo ſchön und rührend, weil, ſelbſt wenn der Geiſt ſchon umflort iſt und erliſcht, die letzten Bilder und Worte, die das erſterbende Bewußtſein noch hervorbringt, der liebenswerten Natur entſprechen. So hatte z. B. mein Vater, deſſen liebevolles, edles Gemüt für ganz anderes gemacht war, als für die heißen Kämpfe der Politik und der Revolution, in denen ſein Leben verfließen mußte, ſchon einſchlummernd zum ewigen Schlaf, nur noch Vorſtellungen von Blumenwieſen und Vergißmeinnichtſträußen, von denen er lächelnd und leiſe flüſternd ſprach. Ich ſah nie einen Böſen ſterben, aber der Tod eines ſolchen muß ſchrecklich ſein, denn nun kommt das wahre jüngſte Gericht zum Vorſchein, und kein Blitzen des Verſtandes, kein Funkeln des im Leben erworbenen gleißneriſchen Schimmers kann den Abgrund des Weſens mehr verbergen. Bezeichnend iſt hierfür das Wort des Kaiſers Auguſtus, der, als er die letzte Stunde nahen fühlte, ſich freute, daß er nun endlich aufhören könne, Komödie zu ſpielen.

Im geiſtreichen Buch des Grafen Gobineau: „Sur la diversité des races humaines“ ſteht, daß die Makedonier über Athen ſiegten, weil ſie unvermiſchtes ariſches Blut hatten, und daß Athen an der Miſchung mit ſemitiſchem

Blut zugrunde ging. Da aber die Makedonier gar keine Kultur hervorbrachten und ſogleich in der Vermiſchung mit dem Orient untergingen, ſo iſt das doch kein Beweis ihrer Superiorität über die Raſſenmiſchung in Athen, die unleugbar den höchſten Glanzpunkt menſchlicher Kultur hervorgebracht hat. Warum hätte das nicht fortdauern ſollen, wenn nicht andere Urſachen des Verfalles dageweſen wären?

Malthus hat meiner Meinung nach darin recht, daß er die überhandnehmende Bevölkerung der Erde nicht als ein Glück anſieht. Nur darin hat er unrecht, daß er Krieg und Vernichtung als notwendige Mittel bezeichnet, um ſich der überflüſſigen Mehrzahl zu entledigen und der egoiſtiſchen Minorität den Genuß des Lebens zu ſichern. Der Wirklichkeitsphiloſoph meint, man ſolle die Natur nur zunächſt quantitativ verfahren und produzieren laſſen, ſie werde einmal an die Grenze kommen, wo ſie einhalten und qualitativ verfahren müſſe, um dann vielleicht eine höher organiſierte Menſchheit hervorzubringen. Ich denke, der Kulturmenſch ſolle es nicht der Natur überlaſſen, ſondern mit Bewußtſein darauf hinarbeiten; die Statiſtik beweiſt, daß die Vermehrung der Menſchenherde am zahlreichſten in den unterſten Geſellſchaftsklaſſen vor ſich geht, als Erſatz für höhere Lebensfreuden aus vorherrſchenden animaliſchen Trieben. Je mehr daher geiſtiges Leben und wahre Bildung zur Herrſchaft gelangen werden, je gebändigter wird der bloß animaliſche Trieb ſein, und je edler werden die Exemplare werden, denn darauf allein kommt es an.

Neulich ſagte eine verheiratete Frau, halb im Scherz und halb im Vorwurf, zu ihrem Mann, daß ſie gar nichts mehr für ihn ſei neben ihren zwei jungen Töchtern, die er zärtlich liebt. Eine ähnliche Erfahrung habe ich ſchon bei anderen Ehen gemacht. Iſt das vielleicht ſo, weil die Leidenſchaft, deren Gegenſtand die Frau war, befriedigt iſt, und weil der Egoismus des Mannes in den Kindern einen Teil

ſeiner ſelbſt wiederfindet, während die Frau ihm doch immer ein fremdes Weſen iſt? Das würde an Schopenhauers Idee der Ehe erinnern. Oder iſt's, weil das Hilfloſe des Kindes ihm noch mehr das Gefühl des Beſchützers gibt, als bei der Frau? Oder endlich — und das wäre die ſchönſte Erklärung — weil er im Kinde die Mutter doppelt liebt und im Kinde das Siegel ihres Bundes, ihr gemeinſames Vermächtnis an die Menſchheit ſieht?

Vor vielen Jahren, noch in England, ſchrieb ich einmal in mein Tagebuch: Am heutigen Abend ſpät ging ich auf der Inſel Wight am Meeresſtrand entlang, von einem Beſuch kommend, einen weiten Weg allein zurück. Es war heller Mondſchein; auf der einen Seite war der Weg von hohen Felſen begrenzt, auf der andern vom mondbeglänzten Meer. Dieſes Alleinſein in der Natur rührte mich, wie immer, tief; das elementare Leben umfing mich ſo heimatlich, ſo liebevoll. Deutlicher als je ſtieg das Bewußtſein meiner eigentlichen Beſtimmung in mir auf. Gibt es denn doch eine „Idée préexistante" im Menſchen, zu der ihn ſein ganzes Leben gewaltſam hindrängt? S c h a f f e n — das iſt's! Auf andere veredelnd wirken, Kinder, leibliche oder geiſtige, zeugen, das Leben fortſetzen, alſo immer der Zukunft entgegen, nie zurück! Das ſtößt die chriſtliche Theorie des ein für allemal gegebenen Ideals um. Aber das Weſentliche in jener Theorie bleibt, daß die Liebe, die nicht Schwäche, ſondern unangreifbare, unbeſiegbare Stärke iſt, ſchließlich das allein Siegende bleibt. Ja, Nazarener, am Kreuz beſiegteſt du dennoch die Welt! Es iſt nur viel tiefer, als die Dogmatiker denken.

Wenn man nach langen Jahren an einen Ort zurückkommt, wo man früher einmal gelebt hat, ſo überfällt einen, faſt mit Grauen, die Überzeugung, daß es immer dasſelbe iſt, was lebt. Alles, was wir einſt gekannt haben, iſt längſt im Grabe, eine neue Generation iſt an die Stelle getreten,

aber es ſind dieſelben Typen; was wir einſt jung geſehen haben, iſt wieder jung da; wir meinen Bekannte zu erkennen; es iſt dasſelbe ruhe- und zielloſe Treiben, dasſelbe Lachen, dasſelbe Weinen, dieſelbe Verliebtheit und Torheit, derſelbe alte, ewige Schmerz. Iſt das auch nur Gattungsbegriff wie beim Tiere? Entwächſt das Individuum, das den Gott in ſich enthüllte, dem allgemeinen Schickſal der Erſcheinung nicht? Iſt das nicht das einzige, was über die Erſcheinung hinausgeht, wieder Ding an ſich wird?

Ich fühlte von früh auf tief, wie notwendig es iſt, daß unſer Leben *Tat* werde, aber nicht bloß praktiſche Tat des Handelns, ſondern ideale Tat der künſtleriſchen Vollendung. Wir können uns nicht damit begnügen, daß wir den Marmor brechen, der einſt der Zukunft Göttertempel herſtellen ſoll, wir müſſen ihm auch gleichzeitig, ſchon wenigſtens in *einer* Form, die Ahnung eines idealen Lebens einhauchen, und wär' es auch nur in dem verſchwiegenen Umgang mit unſerer eigenen Seele.

Die Propheten gehen den neuen Epochen voran, die Philoſophen beſchließen die alten, ihre Ären nähern ſich demnach einander; deshalb verwechſelt man ſie ſo oft.

Heute haben zwei militäriſche Exekutionen ſtattgefunden, eine in Palermo und die des Soldaten Misdea in Neapel. Dieſer hatte ein entſetzliches Verbrechen begangen: ſieben Soldaten, zum Teil ſeine Vorgeſetzten, in einem Anfall von Wut erſchoſſen. Er war wie eine wilde Beſtie und dennoch kein ſchlechter Menſch. Im Gefängnis hat er gedichtet, und der Geiſtliche, der ihn beſuchte und ein guter Mann war, hat ihn beweint. Er war ein Sohn der wilden Berge, ein Calabreſe, ein heißblütiges, unerzogenes Weſen, ſeine Kameraden hatten ihn verſpottet und ſchlecht behandelt, und er hatte ſich gerächt. Hätte die Geſellſchaft ſich ſeiner angenommen, ihm die Mittel der Bildung gegeben, er wäre vielleicht ein ganz ausgezeichneter Menſch geworden. Da ſie

es aber nicht tat, ſondern ihn ſeinen wilden Inſtinkten überließ, ſo kam ſie nun geſetzlich dazu, dasſelbe zu tun, wofür ſie ihn ſtrafte: ſie mordete!

Welche Logik und welche Zuſtände!

Und dadurch ſoll die militäriſche Disziplin gebeſſert werden? Denn das iſt ja der Vorwand, unter dem man hier in Italien dieſe Exekutionen vollzieht, wo doch die Todesſtrafe abgeſchafft iſt. Es wird den Soldatenſtand verhaßt machen und auch die Regierung, die einen Menſchen zwei und einen halben Monat im Gefängnis hielt und ihn dann, ungeachtet des Proteſtes aller fühlenden Herzen, erſchießen ließ; dieſen wild aufgewachſenen, ungebildeten Menſchen, der, durch unverdienten Spott zur Wut gereizt, in einem Augenblick alles überwiegender Aufregung tat, was er bei kaltem Blute nicht getan hätte und was er tief und herzlich bereute. Der Beweggrund des Urteils war, wie ſchon erwähnt, die militäriſche Disziplin, womit demnach geſagt wurde, daß es für das Militär eine andere Moral gibt als für die anderen Staatsbürger, da man Mörder, die nicht in der Uniform ſtecken, in dieſem milden Lande nicht hinrichtet. Alſo nur weil der Soldat die Autorität im Vorgeſetzten reſpektieren muß, wird er, falls er es nicht tut, mit dem Tode beſtraft, während er als gehorſame Maſchine, auf Befehl, Hunderte im Kriege morden kann.

In Misdeas Fall waren die Prieſter die humane Partei, und die freiſinnige Regierung war die inhumane. Der Erzbiſchof von Neapel, Sanfelice und Monſignore de Luce, die den Verurteilten liebe- und erbarmungsvoll behandelten und tröſteten, werden im Herzen des Volkes einen Altar haben; die Richter Misdeas nicht.

„Gott iſt nicht gerecht, nur einer iſt gerecht — der Tod," ſagte mir eine alte Frau aus dem Volk, die neben mir ſtand auf der Straße, als eben ein glänzender Leichenzug vorüberging.

Joſeph de Maiſtre erkennt in ſeinem Buch „vom Papſt“, freilich in myſtiſchen Ausdrücken, die ungeheure intellektuelle Revolution an, die ſich infolge der politiſchen Revolution vollzogen hat. Er ſagt, die Sprache der Prieſter ſei abgenützt und überzeuge nicht mehr, die Sprache der Laien müſſe dafür eintreten. In dem anderen Buche, „Sur le principe générateur des constitutions“, erklärt er die religiöſen Analogien der Völker, vernichtet alſo die direkte Offenbarung. Er ſchlägt vor, in einer großen Stadt, auf antiken Überreſten, eine Statue von Chriſtus zu errichten mit der Inſchrift: „A l'Osiris chrétien dont les envoiés ont parcouru le monde.“ Er erkennt damit eine chriſtliche Mythologie an. O Joſeph de Maiſtre, liebenswürdiger, feiner Geiſt, ſympathiſch trotz deiner Irrtümer, wie konnteſt du dir ſo widerſprechen!

Wenn ich dem heiligen Auguſtin darin beiſtimmte, daß der Menſch des Beſitzes der abſoluten Wahrheit bedürfe, um glücklich zu ſein, und daß das bloße Suchen nach ihr ihn nicht befriedige, ſo würde ich mich alsbald in den Schoß der katholiſchen Kirche begeben, denn da iſt poſitive Wahrheit für alle Lebensprobleme. Wenn man es k a n n, muß es ſich ſehr bequem darin ruhen laſſen. Ich halte es aber mit Leſſing und glaube, daß in der Einſicht unſerer Beſchränkung, die es uns unmöglich macht, das Abſolute zu erkennen, die einzige Ruhe liegt, zu der wir gelangen können, indem wir dann erſt mit vollem Bewußtſein uns „immer ſtrebend bemühen“, und ſo der Erlöſung vom Schmerz des Unbefriedigtſeins teilhaftig werden.

Das Prinzip des Guten und Böſen iſt da, ſoweit das Bewußtſein zurückreicht; aber es geht nicht von einem Herrſcherwort aus, das den Menſchen feſſelt, denn damit bliebe immer ein Widerſpruch zwiſchen Freiheit und Gewalt. Das Gute iſt Freiheit der Entwicklung: alles, was eine ausgelebte Form verewigen will, iſt böſe. Darin iſt der

Geiſt auch dem unabwendbaren Geſetze der Natur unterworfen, daß er Hülle um Hülle zerbrechen, ſich ewig neue Formen, gleich den neuen Frühlingen, ſchaffen muß. Wer dem Einhalt tut, beſchränkt das Gebiet der Freiheit, tut Böſes, bereitet moraliſchen Tod.

Den Kampf des Lebens ſchon vor dem leiblichen Tod ausgekämpft haben, iſt das vielleicht eine neue Form der Religion? Nicht mehr der Schmerz und der Kampf, ſondern der Frieden und das Glück. Iſt alles Drängen und Treiben nur das Sehnen danach, und wird damit die Erde ſchon zur vergöttlichten Heimat? Es wären die Griechen, nur in höherer Potenz.

Erſt wenn die Hälfte des Lebens vorüber iſt, fangen wir an, unſere eigene Natur und ihre wahren Bedürfniſſe ganz zu verſtehen und fühlen dann den bitteren Schmerz, das an uns Verſäumte nicht nachholen, uns nicht ſelbſt zum vollkommenen Kunſtwerk machen zu können. Die Erziehung in den Händen einſichtsvoller Menſchen könnte uns vieles zu Bedauernde erſparen. Welche herrliche Aufgabe, und wie mangelhaft wird ſie meiſt noch erfüllt!

In der Neujahrsnacht von 1878 auf 79 lag ich ſchlaflos und hörte in Gedanken den letzten Akt aus Wagners Götterdämmerung, und bei der Stelle „Deine Raben hör ich rauſchen" fiel mir ein, wie doch faſt alle Götter Vögel zu Attributen hatten, wohl als die im Luftmeer Heimiſchen, dem Himmel Nahen, ſo Wotan die Raben, Zeus den Adler, Minerva die Eule, Venus die Tauben uſw. Wieder der geiſtreiche Symbolismus der Alten.

Oſtermorgen in Neapel. Himmliſcher Morgen! Der Veſuv raucht wie ein Opferaltar, Chriſt iſt erſtanden! Die alte Sage umklingt mich heute in aller Schönheit.

Der Sommer 1882 rief mich nun wieder nach Bayreuth, und zwar ſchon früh, um allen Proben zum Parſifal beizuwohnen, der zum erſtenmal aufgeführt werden ſollte. Als ich einige Jahre früher, im Sommer 78, zu Beſuch bei Wagners war, kam der Meiſter eines Tages aus ſeinem Arbeitszimmer oben im Haus zu uns herunter und ſagte: „So, nun habe ich meinen zweiten Akt fertig gemacht. Das iſt mir ſchwer geworden, ſo etwas ſchreib ich nicht wieder.“ Dann hörte ich von Liſzt aus dem erſten Akt ſpielen und drei Jahre ſpäter in Neapel, wie erwähnt, die erſte Gralsſzene ſingen. Nun war das Werk vollendet und zur Aufführung bereitet, und um nichts in der Welt hätte ich verſäumen mögen, dieſer erſten Aufführung beizuwohnen. Schon im Jahr vorher in Neapel hatte mich Joukowsky, der ein Haus in der Nähe von dem Hauſe Wagners gemietet hatte, aufgefordert, mich in dem Parterre, das er nicht benutzte, einzumieten, und ich war gern darauf eingegangen, da außer mir nur noch Stein im Hauſe wohnte und dies mir alſo ein ſehr ſympathiſches Trio wurde, das die Stimmung zuließ, wie ſie zur Anhörung des erhabenen Kunſtwerks einzig ſein mußte. Wie ſich nun in den Proben nach und nach dieſe Wunderwelt der Töne vor mir auftat, ſteigerte ſich von Tag zu Tag meine Ergriffenheit. In der Generalprobe, wo nur wenige Eingeweihte zugelaſſen waren, ſaß ich neben Liſzt, der die Partitur vor ſich hatte; plötzlich in Ekſtaſe ergriff er meinen Arm und ſagte ganz außer ſich: „Ce n'est pas à croire à ses oreillies!“ Seine älteſte Enkelin, die feurige Daniela von Bülow, die auf der anderen Seite neben mir ſaß, ſagte, als das Liebesmahl im Gralstempel zu Ende war und die Ritter ſich den Bruderkuß gaben: „Ich wollte, ich hätte einen Todfeind, um ihm in dieſem Augenblick zu vergeben.“ Das waren alles Zeugniſſe der Wirkung, die von dieſem Werke ausging und die ſich durch das Anhören ſämtlicher Aufführungen nicht abſchwächte, ſondern eher noch wuchs. Es iſt ſoviel ſeitdem über Parſifal geſchrieben worden, ſo viele haben ihn gehört,

daß es unnütz wäre, noch auf eine Analyſe einzugehen. Er iſt eben, wie das vollendete Kunſtwerk ſein ſoll, jeder Analyſe enthoben; er iſt da wie ein herrlicher Wunderbau, wie eine Göttergeſtalt des Phidias, wie alles Vollendete, vor dem die Kritik verſtummt, das man in ſich aufnimmt, wie man reinen Äther einſaugt, mit einem unausſprechlichen Wohlgefühl, und nach dem man ſich edler, allem Hohen verwandter, über alles Erdenleid verſöhnter fühlt.

Der törichte Irrtum, dieſes Werk als eine Rückkehr Wagners zu der orthodoxen dogmatiſchen Kirche anzuſehen, der ſich bald in Ermangelung anderer Kritik hervortat, konnte der erhabenen Schöpfung keinen Abbruch tun für den Verſtehenden. Der Gedanke der höchſten Idealität, wie er im Grunde der Legende des Neuen Teſtaments ſich in der Geſtalt des Jeſus von Nazareth ausdrückt, hat auch den Parſifal geſchaffen, hier noch verklärt durch die Macht der Töne, die wie eine Offenbarung des ewig Schönen die Erſcheinung umſchweben. Es war dies Werk das letzte Siegel, das ein großer Menſch auf ſein Leben drückt. Danach braucht man nichts mehr zu ſagen, noch zu tun; der Bund mit der Ewigkeit iſt geſchloſſen; das Tagewerk iſt vollbracht; das Zeitliche fällt ab, und der ewige Gedanke ſteigt auf, um unſterblich fortzuleben in den kommenden Geſchlechtern und im Verein mit allem dageweſenen wahrhaft Großen den Tempelbau des Geiſtes über der gemeinen Wirklichkeit zu erheben, in dem die reinen Seelen ihren Götterdienſt feiern und dem Ideal huldigen, das ſich ihnen durch den Mund des Genius verkündet.

Und es kam ſo, wie es kommen mußte, unſagbar ſchmerzlich nach der irdiſchen, erhaben bedeutungsvoll nach der ewigen Seite. In dem Winter, der dieſen herrlichen Wochen folgte, war ich wieder in meinem kleinen Heim in Rom, und Wagners waren in Venedig, einem Lieblingsorte Wagners. Ich hatte oft Nachricht von ihnen, auch durch Joukowsky, der gleichfalls dort war, und freute mich, daß es ihnen gut ging und daß ſie ſich in der herrlichen Lagunen-

ſtadt ausruhten von der Ermüdung, die notwendig mit den Aufführungen in Bayreuth verbunden iſt. Wer vermöchte daher meine tiefe Beſtürzung zu beſchreiben, als ich am 14. Februar 83, früh am Morgen, ein Telegramm von Joukowsky erhielt mit den Worten: „Wagner iſt geſtern plötzlich entſchlafen.“ Ich traute meinen Augen nicht, ich ſuchte zu hoffen, der italieniſche Telegraphiſt habe falſch geleſen und falſch geſchrieben, aber die traurige Wahrheit drängte ſich mir doch auf, und ich fuhr eilig zu der mir innig befreundeten Tochter von Donna Laura Minghetti, die kürzlich in Rom angekommen war und noch im Hotel wohnte. Ich fand ſie in Tränen, ſie hatte es auch erfahren; ſie, ſelbſt ausgezeichnete Muſikerin, war Wagner und ſeinem Werk ebenſo ergeben wie ich. Wir teilten den gemeinſamen Schmerz, der nur darin Troſt fand, daß es gerade nach der vollendeten Aufführung jenes Werks der erhabenſten Verſöhnung und des reinſten Friedens hatte ſein müſſen, ein Abſchluß der irdiſchen Erſcheinung, wie er nicht verklärter und — ich gebrauche das verpönte Wort mit vollſter Überzeugung — metaphyſiſcher gedacht werden konnte.

Lange Zeit bangte mir um das Werk von Bayreuth. Jahre vergingen, ehe ich wieder dorthin zu gehen mich entſchließen konnte, wo nun der Schöpfer fehlte, in dem ich nicht nur den Genius verehrt, ſondern auch einen Freund gefunden hatte; aber das Schickſal war diesmal, was es nicht immer iſt, groß dem Großen gegenüber, und ließ der einzigen, die, nach dem Meiſter ſelbſt, die Werke wieder erſchaffen konnte, die Kraft wiederkehren, alles in die Hand zu nehmen und herrlich zu geſtalten. Als ich dann nach Jahren in tiefſter Rührung im Garten zu Bayreuth an dem Grabe ſtand, in dem das Vergängliche ruht, da ſagte ich leiſe vor mich hin: Dein Werk wird leben, Jahrhunderte überdauern, und dein Genius wird ſtrahlen in der Konſtellation derer, die die Menſchheit mit Recht unter die Sterne verſetzt.

Die Helden ſterben auf der Breſche, aber als Sieger, ſo auch die großen Künſtler. Was liegt daran, ob die Welt ein Kunſtwerk mehr oder weniger hat, wenn nur der Menſch das Ideal in ſich ſelbſt realiſiert hat und dann ſtirbt.

Die Art, wie man aus den großen Kämpfen und Prüfungen des Lebens hervorgeht, entſcheidet über den Wert eines Menſchen.

Wie es am Allerſeelentag bei den Katholiken Sitte iſt, die Gräber der Verſtorbenen zu bekränzen, ſo iſt es auch dem Herzen ein Bedürfnis, einen Kranz der Erinnerung zu winden für die, die vor uns den Kampfplatz des Lebens verlaſſen haben und in die Hallen des unbekannten Friedensreiches eingegangen ſind.

O ſchöne Rätſel reiner Seelen, lösbar nur in einer höheren Exiſtenz.

Ich hatte ſchon im Frühjahr viele Wochen mit Olga in Cannes im ſüdlichen Frankreich zuſammen verlebt, wohin man ſie ihrer Geſundheit wegen geſchickt hatte, und es unterblieb daher diesmal meine jährliche Pilgerfahrt nach Verſailles in ihr Heim, wo die Sommer zuzubringen nun ſchon eine ſtehende Gewohnheit geworden war. So nahm ich die freundſchaftliche Einladung von Donna Laura Minghetti an und verbrachte wieder einige Wochen auf dem herrlichen Settefonti, in gemütlichem Behagen und geiſtiger Angeregtheit. Dann für den übrigen Teil des Sommers folgte ich einer Empfehlung Minghettis und ging nach Creſpano, einem Orte am Fuß der venezianiſchen Alpen, doch ſchon in allmählichem Anſteigen, 900 Fuß über der Meeresfläche gelegen. Von da überſchaut man die prächtige venezianiſche Ebene mit ihren Flüſſen, ihren Orten und Städten, die ſon-

derbare, an Verſteinerungen reiche Hügelkette der Euganeen und der paduaniſchen Berge, und hat den Eindruck, als könne es kein fruchtbareres, reicheres Land geben als dieſes. Einſt war es auch ſo unter der Herrſchaft der großen Republik, aber jetzt iſt viel Not und Armut da, und die Hauptnahrung der Landbevölkerung iſt die Polenta, daher denn auch die Maisernte die große Sorge des ganzen Jahres iſt. Creſpano ſelbſt iſt ein kleines Örtchen, das mir nichts Intereſſantes bot, aber in der Nähe ſind eine Menge Orte, wo eine bedeutende Vergangenheit und eine ewig reizvolle Gegenwart einen Bund geſchloſſen haben, wie man es eben nur in dieſem wunderbaren Land Italien findet. So fuhr ich eines Tags zwiſchen grünen Hügeln und anmutigen Hecken nach Poſſagno, einem kleinen, reizend gelegenen Dorf, das die Heimat eines berühmten Künſtlers iſt. Canova wurde hier geboren, ward von hier als armer Knabe nach Venedig geſchickt, um ſich in der Kunſt auszubilden, wurde berühmt und reich und hinterließ ein Vermögen von ſechzehn Millionen, das er zum großen Teil dem kleinen Geburtsort und einiges auch dem nahen Creſpano und anderen kleinen Orten der Umgegend hinterließ. Eine große Summe beſtimmte er für die Errichtung eines Tempels, deſſen Plan er ſelbſt zeichnete, den Anfang von deſſen Bau noch leitete, und der nach ſeinem Tode vollendet wurde und zwei Millionen koſtete. Er iſt nach dem Vorbild des Pantheon gebaut, zum Teil aus weißem Marmor, und macht auf dem Hintergrund der grünen Hügel, vor denen er ſich frei, den Ort überragend, erhebt, einen prächtigen Eindruck. Eine großartige Treppe führt hinauf, und ſechzehn granitne Säulen tragen die Vorhalle. Das letzte Werk Canovas, zugleich eins ſeiner ſchönſten, eine Pietà, vor deren Vollendung er im Jahre 1822 ſtarb, befindet ſich im Innern; ein Engländer hat ſich die in Marmor begonnene Gruppe vollenden laſſen, die hier aufgeſtellte iſt von Ferrari in Bronze gegoſſen. Ein Marmorſarkophag ihr gegenüber umſchließt die Gebeine des Künſtlers, und außerdem ſchmücken den Tempel wertvolle

Gemälde, von ihm ſelbſt hierher vermacht. Die Prieſter, die den Tempel bedienen, ſind für immer durch ihn verſorgt, ebenſo iſt es eine große Erziehungsanſtalt, die ſie leiten. Canovas Geburtshaus iſt zu einem Muſeum eingerichtet, wo alle ſeine Werke, teils in Ton, teils in Gips kopiert, aufgeſtellt ſind mit einigen wenigen Originalen in Marmor. Die außerordentliche Produktivität, die ſich hier in ihrer Fülle zeigt, ſetzt in Erſtaunen, aber es fällt auf, wie einförmig und konventionell er in ſeinen Typen geweſen iſt. Es fehlt die ſpontane Eingebung durch die göttliche Mannigfaltigkeit des Lebens, wie bei den Griechen. Eine Jugendarbeit, Dädalos und Ikaros darſtellend, macht hiervon eine Ausnahme und zeigt eine weit größere Natürlichkeit als die übrigen Sachen. Es brachte mich dies auf den Gedanken, daß Rom auch vielleicht für dieſen Hochbegabten die Gefahr gehabt hätte, die es noch heutzutage für viele Künſtler hat, nämlich, ſich durch das Vorbild der Antike zu ſehr beeinfluſſen und ſich die ſpontane Natürlichkeit des Bildens rauben zu laſſen, da doch die Antike in ihrer Eigentümlichkeit nie mehr von modernen Menſchen erreicht werden kann, ſo wie niemand mehr eine Iliade, einen Prometheus oder eine Antigone wird ſchreiben können. Deſſenungeachtet muß man ihn unter die größten Künſtler moderner Zeiten ſtellen und muß ihn als Menſchen dafür ehren, daß er ſein großes, ſelbſterworbenes Vermögen dem kleinen Heimatsorte ließ, deſſen Abgelegenheit kaum ſeinem irdiſchen Ruhme mehr dienen konnte, weshalb es alſo reinaus ein Akt der Liebe gegen den heimiſchen Fleck Erde war.

Ein anderer Ausflug führte mich von Creſpano nach dem am Abhange eines Hügels gelegenen Städtchen Aſolo, jetzt ein kleiner verarmter Provinzialort, einſt der Sitz eines geiſtvollen literariſchen Lebens, als Katharina Cornaro, nachdem ſie Königin von Cypern geweſen, hier Hof hielt. Von dem Söller ihres Schloſſes ſah ſie über die reiche venezianiſche Ebene hinweg, nach der ſtolzen Vaterſtadt hinüber, der Königin der Meere, die damals noch in voller Macht-

fülle prangte. Der Blick überſchaut von hier fünf Provinzen mit ihren Hauptſtädten, Vicenza, Padua, Venedig, Treviſo, Belluno. Flüſſe, wie die Brenta, die Piave und andere, eilen mit ihren Nebenflüſſen, gleich blitzenden Silberſtreifen, durch die Ebene der ſchönen Adria zu. Von Norden ſchauen die venezianiſchen Alpen mit ihren grünen Vorbergen herüber, und alles das prangt im Glanz der Sonne und der wunderbaren Farbentöne, die hier ſo manches Künſtlerauge begeiſterten. Aber neben dieſem Glanz der Natur, der ewig bleibt, welch ein Bild des Verfalls irdiſcher Größe bietet dieſer Ort! Die ſtolze Lagunenſtadt iſt machtlos und verarmt, die prachtvollen Paläſte ſind zum Teil verfallen; Katharina Cornaros Schloß in Aſolo iſt faſt verſchwunden; in dem kleinen noch erhaltenen Teil befindet ſich die ſogenannte Sala del consiglio, in dem jetzt ein erbärmliches Provinzialtheater aufgeſchlagen iſt. Der Impreſario, die komiſche Figur, ſtand gerade davor, als ich in den Saal trat, und erwartete mit angſtvollem Blick den Verkauf der Billette, um im voraus die Einnahme des Abends zu berechnen. Ich fragte meinen Führer, ob ſich nicht ein beglaubigtes Bild der Königin vorfände. Er bejahte es und führte mich in ein Privathaus, wo eine junge, blonde Witwe, eine wahre Bella di Tiziano, mich ſehr artig empfing und mir ein Zimmer aufſchloß, in dem ein Bild die Katharina, etwas korpulent und nicht gerade ſchön, darſtellt. Die blonde Bella verſicherte, es ſei nach dem Leben gemalt, von wem wußte ſie nicht. Jedenfalls war ſie aber ſchöner als die Königin, doch als ich ſagte, wie ſchön ihr Städtchen ſei, ſagte ſie mit dem Ausdruck tiefer Bitterkeit: „Die Lage — ja, aber hier leben zu müſſen iſt ſchrecklich.“ Und wen ſollte es auch nicht betrüben, ſolche Stätten zu ſehen, wo einſt die Kultur ihre ſchönſten Blüten trieb, und wo nun ein armſeliges Leben ſich kümmerlich friſtet und nicht einmal mehr die Gaben der reichen Natur durch ſorgfältige Pflege auszubeuten weiß.

Creſpano wurde mir doch zu heiß zu längerem Aufenthalt,

und ich beſchloß, in die Tiroler Alpen hinaufzugehen, in die Dolomitenwelt, von deren Wundern ich ſchon ſo viel gehört hatte. Im leichten kleinen Wagen, wie es dort noch üblich war, begab ich mich mit meiner treuen Jungfer auf die etwas ermüdende Reiſe, die aber reichlich durch das mannigfaltig Schöne, was ſie zu ſehen bot, für die Ermüdung entſchädigte. Zunächſt erfreute mich das alte Feltre, eine reizende kleine Stadt im Piavetal. Freilich iſt ſie jetzt verödet, die ſchönen Häuſer im venezianiſchen Stil haben meiſt die Fenſter mit Brettern vernagelt, die Fresken, mit denen ſie bemalt waren, ſind halb verwiſcht, und der ärmliche Betrieb des modernen Lebens paßt nicht zu der künſtleriſchen Vornehmheit der alten Stadt, die einſt, durch großen Handel blühend, als der Sitz alter Geſchlechter, berühmter Gelehrten und hoher Bildung ausgezeichnet war. Der Hauptplatz iſt von monumentaler Schönheit. Es befinden ſich da: das Theater, deſſen Unterbau von Palladio, andere Gebäude, die alte, hoch gelegene Kirche S. Rocco, darunter ein prächtiger Brunnen, darüber die Felſen und Berge, die überall maleriſch in die Bilder der Stadt hineinragen, eine Säule mit dem Löwen von S. Marco, der an die Zeit der venezianiſchen Herrſchaft mahnt, und endlich zwei moderne Statuen, 1868 der Erinnerung an zwei ausgezeichnete Feltreſen gewidmet und zwar nicht etwa tapfern Heerführern, deren es auch viele gehabt, ſondern Männern des Friedens, die auf geiſtigem Gebiet, weit über ihre Zeit hinaus, ein mildes Licht verbreitet haben. Es waren dies Vittorino di Rambaldoni und Pamphilo Caſtaldi. In der maleriſchen Tracht ihrer Zeit ſtehen ſich die beiden hier gegenüber, und das Poſtament des erſteren trägt die Inſchrift:

Feltre hat in ſeinem Vittorino
Aus der Familie der Rambaldoni
Italien das Vorbild eines, der weiſe lehrt,
Und der Wiedergeburt der Kultur in der Welt
Einen Fürſten der Erzieher gegeben.

Auf dem Poſtament des zweiten ſteht:

An Pamphilo Caſtaldi,
Den großmütigen Entdecker
der beweglichen Buchſtaben,
den Tribut der Ehrfurcht,
den verſpäteten,
bringt Italien dar.

Dieſe beiden waren es in der Tat wert, daß ihr Andenken aus den Nebeln der Vergangenheit hervorgezogen wurde. Vittorino war 1378 in Feltre geboren. Er ſtammte aus dem alten berühmten Geſchlecht der Rambaldoni und zeigte von Kindheit an eine ſolche Liebe zu den Studien, daß man ihn nach Padua zur Univerſität ſchickte. Er ſtudierte Griechiſch, Latein, Philoſophie, Theologie unter den berühmten Lehrern dort, aber ſeine größte Sehnſucht war, die Mathematik zu lernen, doch ihr Lehrer Pelacane gab ſeinen Unterricht nur um vieles Geld, und die geringen Mittel Vittorinos reichten dafür nicht hin. Seine wißbegierige Seele ließ ſich aber dadurch nicht abſchrecken, er verdingte ſich als Diener bei dem auf ſein Wiſſen eiferſüchtigen Gelehrten und bemächtigte ſich ſo vollkommen der Wiſſenſchaft, daß ſich ſein Ruf trotz ſeiner Jugend bald verbreitete und einer ſeiner Lehrer ihm den eigenen Sohn zu unterrichten gab. Es gab kein Opfer, keine Mühe, die er ſcheute, um ſein Wiſſen zu vermehren, das er nachher großmütig ohne Bezahlung ſeinen Schülern mitteilte. Sein Ziel war Religion, Tugend und Wiſſen harmoniſch zu verſchmelzen, weil nur ſo wahre Bildung zu erreichen ſei. Sein Ruhm als Erzieher verbreitete ſich bald ſo, daß Gianfrancesco Gonzaga, Herr von Mantua, ſich an ihn wendete und ihn mit dem Anerbieten reichen Lohns bitten ließ, die Erziehung ſeiner Söhne zu übernehmen. Vittorino zweifelte, ob ſo viel Reichtum mit der Tugend verträglich ſei, und ging ſelbſt zu Gonzaga nach Mantua, um deſſen Geſinnungen zu prüfen. Er ſagte ihm, daß er bisher entſchloſſen geweſen ſei,

den Reichtum und fürſtliche Wohnungen, die er für Stätten des Ehrgeizes und verderblicher Gewohnheiten halte, zu fliehen. „Doch“, fuhr er fort, „da man mir von dir ein ſchönes Lob geſagt hat und daß du denkſt wie ich, ſo komme ich auf deine Einladung und werde gerne bleiben, wenn du von mir nur Dinge verlangſt, die deiner und meiner würdig ſind, und wenn deine Tugend ſich bewährt und deine Sitten lobenswert bleiben.“ Der Fürſt verſprach freundlich alles, was Vittorino wünſchte und erwähnte dann des reichen Lohnes, den er ihm zugedacht. Darauf ſagte Vittorino: „Es ſcheint mir ſeltſam, über das noch zu verhandeln, was ich immer verachtet habe. Hätte ich ſolche Wünſche, ſo würde deine Freigebigkeit ſie gewiß befriedigen. Aber du kannſt mir doch nichts Koſtbareres geben, als deine Söhne, noch kann ich etwas Wünſchenswerteres erlangen, da ich gekommen bin, um die Tugend zu lehren, und nicht um Geld zu erhalten.“

Und dieſer Bedürfnisloſigkeit des Lebens und der edeln Einfachheit der Sitten blieb er treu, war aber dabei immer bereit, die Not anderer zu lindern und liebevoll Hilfe zu bringen mit Rat und Tat. Die Erziehungsanſtalt, „Giocoſa“ benannt, die er bei Mantua gründete, erlangte bald ſolchen Ruf, daß nicht nur die Jugend aus ganz Italien, ſondern auch aus Frankreich, Deutſchland, ja Griechenland, herbeieilte, um hier in jeder edlen Wiſſenſchaft, in ritterlicher Tugend und körperlicher Geſchicklichkeit unterrichtet zu werden, vor allem aber durch das Beiſpiel des geliebten Lehrers ſich zur Feſtigkeit des Charakters in Tugend und Sitte auszubilden. Aber nicht nur den Söhnen vornehmer Geſchlechter wandte Vittorino die Wohltat ſolcher Erziehung zu; wo er bei armen jungen Leuten ſchöne Anlagen fand, nahm er ſie auf, gab ihnen Unterricht, Koſt und Kleidung umſonſt und ſorgte oft auch noch für die Familien, damit die Armut die jungen Leute nicht hindere, die Schule zu beſuchen. Vittorino hätte Bände über Philoſophie, über griechiſche und lateiniſche Literatur ſchreiben können, aber er

zog es vor, perſönlich auf ſeine Schüler zu wirken und anſtatt ſich Reichtümer zu ſammeln mit den freigebigen Spenden ſeiner reichen Schüler, gab er alles hin, um den Armen zu helfen und ſtarb ſelbſt völlig arm. Seine Ideen über Erziehung waren ſeiner Zeit weit vorausgeeilt und bleiben in nichts hinter den Ideen berühmter moderner Pädagogen, wie Peſtalozzi und anderer, zurück. Grenzenlos war aber auch die verehrende Liebe ſeiner Schüler für ihn. Einer der edelſten unter ihnen, Federigo di Montefeltro, hatte das Bildnis Vittorinos in ſeinem Zimmer an hervorragender Stelle angebracht mit der Unterſchrift: „Seinem heiligen Lehrer Vittorino von Feltre, der ihm durch Unterricht und Beiſpiel menſchliche Würde lehrte, widmete dies Federigo."

Erinnert die Geſtalt dieſes herrlichen Mannes nicht an eine andere, auch herrliche des damals an hervorragenden Menſchen ſo reichen Italiens, an Francesco d'Aſſiſi? Nur daß Vittorino noch höher ſteht, indem er ſeine Schüler befähigte, Tugend und höchſte Bildung zu vereinen, mitten im Gewühl des Lebens menſchliche Würde zu behaupten und kommende Generationen daran zu mahnen, daß die Größe eines Volkes nicht in ſeiner äußeren Macht und politiſchen Bedeutung, ſondern in der Tugend und Bildung ſeiner Bürger beſtehe.

Der ihm jetzt auf dem Hauptplatz Feltres in Marmor gegenüberſtehende andere Feltreſe, Pamphilo Caſtaldi, wurde gleichfalls aus einem alten edeln Geſchlecht am Ende des 14. Jahrhunderts geboren. Seine Jugend fiel in die Zeit, wo die Vaterſtadt reich war an ausgezeichneten Menſchen und wo Vittorino die Liebe zur Tugend und Erkenntnis durch Wort und Beiſpiel lehrte. Es war eine Zeit, wo das Wiſſen Hand in Hand ging mit dem ſittlichen Leben, und wo dieſe Vereinigung das hervorbrachte, was allein Bildung zu heißen verdient. Pamphilo gab ſich beſonders dem Studium der ſchönen Wiſſenſchaften hin und eröffnete in der damals ſo blühenden Heimat eine ruhmvolle Schule der Literatur und Wiſſenſchaft, wo er unentgeltlich Weis-

heit lehrte und neben dem Studium der alten Sprachen, beſonders auch zu dem der italieniſchen Mutterſprache Anleitung gab, die, wie Minerva aus dem Haupte Jupiters, ſo beinahe plötzlich aus dem Genius Dantes entſprungen war. Er gehörte zu den erſten in Italien, die ſich dieſes Studium angelegen ſein ließen, und gerade dies zog auch aus der Fremde eine Menge Schüler herbei, die die Sprache erlernen wollten. Unter den Deutſchen, die deshalb kamen, ſoll Johannes Fuſt oder Fauſt geweſen ſein, der in Handelsgeſchäften nach Venedig gekommen und, vom Rufe des Caſtaldi gelockt, nach Feltre gegangen ſei, wo er ſich einige Zeit in deſſen Hauſe aufgehalten und daſelbſt den Gebrauch beweglicher Buchſtaben kennen gelernt habe, welche Erfindung Caſtaldis er nachher ſich zugeſchrieben habe.

Das intereſſante Feltre hat, wie alle Städte und Orte des Friuli, Veneto und Cadore, eine vielbewegte, kriegeriſche, zum Teil ſehr blutige Geſchichte. Sie alle mußten dafür büßen, daß ſie ſich dem Geſchick der herrlichen Königin der Meere verbunden hatten. Nachdem ſie alle, aus früheren Stürmen, unter das Banner der mächtigen Republik geflüchtet waren, die ihnen treu Verſprechen hielt, Schutz gewährte und die lokale Unabhängigkeit nicht antaſtete, kam die unſelige Liga von Cambrai, und die deutſchen Heere eroberten, verwüſteten und brandſchatzten die blühenden Städte, um ihrer Treue gegen Venedig willen. Feltre aber verdankte ſeinen ſchließlichen völligen Ruin, ein zweites Troja, auch einer Helena. Wolfgang Hiberner war als Befehlshaber der deutſchen Truppen dort zurückgeblieben und überließ ſich im Gefühl ſeiner Macht jeder Zügelloſigkeit und Tyrannei; Helena, die Gattin eines vornehmen Feltreſen, Del Luſa, eine durch edle Sitte und weibliche Reize ausgezeichnete Frau, erweckte ſeine Leidenſchaft, er ließ ſie entführen und in ſeinen Palaſt bringen. Die Feltreſen dürſteten nach Rache, öffneten dem venezianiſchen Heerführer Mocenigo eins der Tore, die deutſche Beſatzung wurde überfallen, Del

Luſa ließ dem Wolfgang die Augen ausſtechen und den Soldaten, die bei der Entführung geholfen hatten, die rechte Hand abhauen. Der Kaiſer Maximilian, ſobald er dies hörte, ſchickte wutentbrannt den General Georg Lichtenſtein mit einem Heer von 12 000 Mann, um Feltre von Grund aus zu zerſtören, welchen Befehl Lichtenſtein mit unerhörter Grauſamkeit vollführte, ſo daß die ſeit 600 Jahren blühende, reichgeſchmückte Stadt nur noch ein rauchender, blutiger Trümmerhaufen war. Aufs neue entbrannten verzweifelte Kämpfe, und von ſeiten der Feltreſen geſchahen ſo denkwürdige Taten des Heldenmuts, der Vaterlandsliebe, der Opferfreudigkeit, daß ſie wohl verdienten, einen Sänger zu finden, der ihnen, wie den Taten vor Troja, unſterblichen Ruhm verliehe.

Der Zug der cadoriſchen Alpen, die man auf dem Wege von Feltre nach Belluno beſtändig vor Augen hat, entzückte mich. Es iſt gewiß einer der ſchönſten Gebirgszüge, die man ſehen kann. Wild zerklüftete, kühn erhabene Formen, mit allem Farbenreiz des Südens geſchmückt, ſo daß ſie nicht finſter drohend und vernichtend auf uns niederſchauen wie die Alpen der Schweiz. Als die Abendſonne auf den Zacken und Spitzen der Dolomitenrieſen ſpielte, ſahen ſie aus wie lauter goldene und ſilberne Götterburgen, wie eine hunderttorige Walhall, und in den Wolken, die phantaſtiſch gefärbt um ihre Gipfel flogen, erſchaute ich ſiegesfrohe Walküren, die auf ſchnellen Roſſen dahergeſtürmt kamen, die Leichen erſchlagener Helden hinführend zu frohem Aufleben, bei Wotans Göttermahl.

Als ich endlich in das engere Piavetal einfuhr, wo die Straße aufwärts zu ſteigen beginnt, ſtrömte mir der Duft der Tannenwälder entgegen, die dieſe Gegend beinah zu einem Kurort machen, ſo wohltuend iſt er. Auch war wohl vorzüglich deshalb die damals noch ſehr junge Königin von Italien gerade zwei Tage vor mir hier eingezogen, um einige Wochen in einem der unteren Orte des Tales, wo der Geruch am ſtärkſten iſt, zuzubringen. Ich fuhr noch

unter all den Triumphbogen, mit Tannenzweigen und aus weißem Papier verfertigten Margheritenblumen geſchmückt, dahin und wurde Zeuge der herzlichen Freude, die das brave Bergvolk über dieſen erſten Beſuch der allgemein geliebten Fürſtin empfand. Als ich höher hinauf kam, wo beim Dorfe Tai die große strada alemanna, die nach Tirol führt, ſich abzweigt, während rechts die Straße zu den Orten des Cadore führt, konnte ich mir ſogar die Ehre der Triumphbogen zurechnen, denn die Königin ſollte erſt am Nachmittag des Tages hinaufkommen. Es rührte mich tief, den Schmuck an den hölzernen Häuschen der Bauern zu ſehen, der meiſtenteils aus weißen Bettüchern, Bändern von buntem und Margheritenblumen von weißem Papier, das alles aus den Fenſtern hing, beſtand. Jedes arme Häuschen hatte ſich herausgeputzt für das noch nie dageweſene Feſt. Pieve endlich, wo die Königin heute empfangen werden ſollte, prangte, ebenfalls geſchmückt, im Glanze der Sonne, die die es umgebenden Dolomitenhäupter vergoldete; aus den Tannen- und Lärchenwäldern ringsum ſtrömte ſtärkender Wohlgeruch durch die Lüfte. Der kleine Gaſthof*) war vollgeſtopft von Menſchen, die das große Ereignis mit erleben wollten; auf dem Platz vor dem Stadthaus drängte ſich die ländliche Bevölkerung der umliegenden Orte; die Muſikbande Pieves hatte es zuſtande gebracht, unter der Leitung eines Muſikers, den man eigens von Belluno hatte kommen laſſen, die Nationalhymne ziemlich richtig zu blaſen, und nun ſtand ſie, den großen Augenblick erwartend; die Schulkinder marſchierten auf unter Führung des Lehrers und der Lehrerin; die Glocken fingen an zu läuten und Böllerſchüſſe ertönten, um anzuzeigen, daß der königliche Wagen in Sicht ſei. Die Muſiker fingen an zu blaſen, zwei Gendarmen zu Pferd kamen angeſprengt, hinter ihnen der Vorreiter der Königin in feuerroter Livree, dann der vierſpännige offene Wagen, und in ihm die anmutige, blonde

*) Damals noch der einzige, heutzutage nicht mehr, leider!

Frau mit ihrem noch jungen Sohn, mit Hofdame und Kavalier. Freudenrufe mischten sich mit Musik und Glockenläuten, der Syndikus und die Notabeln des Ortes in schwarzem Frack und weißer Krawatte begrüßten den hohen Gast, ein kleines Kind überreichte Blumen und wurde von der Landesmutter geküßt. Darauf eilte sie die Freitreppe vor dem Stadthaus hinauf, lächelte von oben dem jubelnden Landvolk zu und verschwand dann mit dem Gefolge im Innern des Hauses. Während sie dort verweilte, bliesen die Musiker und schrien die Bauern fortwährend Evviva. Aber alles das war nur Herzlichkeit und Naivität, kein konventionelles Empfangsfest, wie es sonst den Großen der Erde bereitet wird, wobei sie nie die wahre Gesinnung des Volks erfahren. Die guten Cadoriner sahen zum erstenmal ein gekröntes Haupt in ihrer Mitte, und sie begrüßten die holde, freundliche Frau wie ein liebes Familienmitglied. Während der fünf Wochen, in denen sie in Cadore verweilte, sprach das Landvolk von nichts anderem, und man hörte die komischesten Äußerungen in dem naiven Dialekt der Berge, der sie noch anmutiger machte. So sagte mir eine Bäuerin mit ernster Überzeugung: La è molto ben educà (sie ist sehr gut erzogen) è molto pullit (heißt in dem Dialekt: gut). Eine andere sagte: La mi par una sorela (sie scheint mir eine Schwester) und eine dritte erzählte: La ga raccomandà al puteto de studior, de deventa un uomo di sesto e la ga da un bacio. (Sie empfahl dem Knaben zu studieren, ein tüchtiger Mann zu werden, und gab ihm einen Kuß.) Man nannte sie auch la bela siora und versprach den Kindern, sie sollten sie sehen, wenn sie artig sein wollten. Von Berg zu Berg riefen die Knaben, die die Herden hüteten, sich den Namen Margherita zu; die Plätze, wo sie geweilt hatte, wurden nach ihr benannt, so hieß ein Kirschbaum, unter dem sie gefrühstückt hatte: el cereser dela nostra Margherita.

Aber nicht bloß beim Landvolk, auch in den andern Ständen war die Begeisterung für dies allgemein, und es war

ſicher, daß, ſo wie die Cadoriner einſt für die Republik Venedig in treuer Bundesgenoſſenſchaft zu jedem Opfer und jeder Heldentat bereit geweſen waren — gälte es heute für Margarethe von Savoyen Blut und Leben einzuſetzen, keiner zurückbleiben würde. Der ſehr kleine Ort Pieve, der nicht der größte, wohl aber der Hauptort des Cadore iſt, hat ſein Zentrum auf der Piazza, wo alles Bedeutende des dortigen Lebens ſich abſpielt. Auf ihr ſteht neben dem Stadthaus ein alter feſter Turm, deſſen Glocke einſt die Bürger zu patriotiſchen Beratungen zuſammenrief. An ſeiner Baſis iſt ein Marmorrelief, das Calvi, den Cadoriner, darſtellt, der an der Spitze der mutigen Bergbewohner im Jahre 1848 den Aufſtand gegen die Öſterreicher befehligte, und als die Tapfern überwältigt waren, gefangen genommen und in Mantua, wie ſo viele andere edle italieniſche Patrioten, erſchoſſen wurde. Inmitten des Platzes ſteht das moderne bronzene Standbild Tizians, der in Pieve geboren wurde. So bezeichnen dieſe zwei Monumente, des Patrioten und des Künſtlers, die charakteriſtiſchen Züge des Cadoriner Volkscharakters; große Intelligenz und künſtleriſche Begabung, Patriotismus und Opfermut. Dieſe Eigenſchaften machten von jeher die Bezeichnung „ein Mann von Cadore" zu einem Ehrentitel, und in einer langen ſturmbewegten Geſchichte haben die Cadoriner ihn bewährt.

Man ſtreitet noch über die Abſtammung der Urbevölkerung, unnützerweiſe, wie mir ſcheint, denn es iſt offenbar, daß hier Klima und Boden ſich ihre Bewohner gebildet haben, mögen ſie hergekommen ſein, woher ſie wollen. Zwiſchen den herrlichen Dolomitrieſen, die nicht beengen und erdrücken, deren ſanfte Vorberge mit herrlichem Grün bekleidet ſind, in den ſchönen Bergtälern, die friedliche Feldarbeit zulaſſen, unter einem Himmel, der immer noch ſüdlichen Farbenreiz hat, da wurden dieſe Menſchen frei, gut, genügſam, intelligent und ſtolz auf ihre Unabhängigkeit. Sie hatten von jeher ſchwer darum zu kämpfen. Schon die Römer zogen dieſes Wegs, die Ausgrabungen einer Menge

Gräber, offenbar von Soldaten der Legionen, laſſen darüber keinen Zweifel. Dann kam der Strom der Völkerwanderung hier herunter. Im elften Jahrhundert waren Grafen von Camino Herren in Cadore. Einer von ihnen, Gherardo, der ebenſo groß als gut war, kommt bei Dante vor, der in ſeinem Exil auch in dieſe Gegenden kam. Ihre Herrſchaft endete 1335, als die Cadoriner ihre erſte Schlacht gegen die andringenden Deutſchen fochten und ihre Bergpäſſe ſiegreich verteidigten. Dann kamen ſie eine Zeitlang unter die Patriarchen von Aquileja, und zu der Zeit begegnet man ſchon dem Namen der Familie Vecellio, der bereits einen guten Klang in Cadore hatte. Im 15. Jahrhundert erloſch die Macht der Patriarchen, und es kam nun darauf an, wem man ſich anſchließen wolle, dem deutſchen Kaiſer, den Visconti von Mailand oder der Republik von Venedig. In Pieve, als dem Hauptort, verſammelten ſich die Gemeinden zur Beratung, kamen aber lange zu keinem Entſchluß. Da rief endlich einer: „Wir ſind Chriſten, laßt uns den um Rat anflehen, der die Quelle des Lichts iſt, er wird uns zeigen, was wir tun ſollen.“ Das wurde angenommen, und man zog alsbald in Prozeſſion nach dem Dorfe Valle, wo ſich eine Kapelle zum heiligen Geiſt befindet. Da knieten alle im Gebete nieder, hörten die Meſſe und kehrten in die Beratungshalle nach Pieve zurück. Hier erhob ſich ein Ruf: „Gehen wir zu den guten Venezianern.“ Das auf der Piazza verſammelte Volk rief mit Begeiſterung: „Ja, ja, gehen wir zu den guten Venezianern.“ Es wurden Abgeſandte nach Venedig geſchickt, und Cadore ſchwur der Republik Treue, die dagegen Schutz, allerlei Privilegien und eine Mannſchaft zur Verteidigung in das feſte Schloß von Pieve gab. Dies geſchah im Jahre 1420, und ſo wurde Tizian alſo ſchon als Venezianer geboren.

Zur Zeit ſeiner Geburt war Cadore in großer Blüte, Kunſt und Wiſſenſchaft hatten ihren Sitz dort aufgeſchlagen. Von 1300 an gab es in Pieve hohe Schulen für klaſſiſche Studien und Philoſophie. Venedig brachte große Opfer,

um dieſe auszuſtatten, und berief die beſten Lehrer aus allen Teilen Italiens dahin, damit die Cadoriner Jugend nicht ſo früh die Heimat zu verlaſſen brauche, ſondern die Elemente der Bildung dort zwiſchen ihren Bergen fände. Schon zu jener Zeit finden ſich die Namen bedeutender Familien, die dem Vaterland ausgezeichnete Männer in Wiſſenſchaft und Kunſt und heldenmütige Verteidiger gaben. Aber leider wurde das herrliche Land fortwährend durch Invaſionen von Norden her beunruhigt, und Tizians Kindheit muß Eindrücke wilder aufregender Art gehabt haben. Der Anfang des 16. Jahrhunderts muß beſonders traurig für Cadore geweſen ſein. Im Jahre 1508 verlangte Kaiſer Maximilian von der Republik Venedig den Durchzug nach Rom, wo er ſich krönen laſſen wollte. Venedig verweigerte dieſen für eine bewaffnete Armee. Der Kaiſer, wütend darüber, ſchickte ein Heer von Tirol hinunter mit dem Auftrag, Tod und Verwüſtung zu bringen. Es kam zur Schlacht, und die tapferen Cadoriner erfochten einen vollſtändigen Sieg.

Dies war die Schlacht von Cadore, die Tizian das Motiv zu einem Schlachtenbild gab, das ſich im Dogenpalaſt zu Venedig befand, ein Jahr nach Tizians Tod aber durch Feuer zerſtört wurde, welches ſeltſam traurige Schickſal ſo viele von des großen Künſtlers Werken gehabt haben. Leider erfreute ſich Cadore nicht lange ſeines Sieges, denn nach der Liga von Cambrai gegen Venedig ſchnitt Maximilian Cadore von der Republik ab. Die Männer der Berge erhoben ſich wieder heldenmütig, und ein wackerer Bürger, Coſtantini, gab ſein ganzes Vermögen, um den Widerſtand möglich zu machen. Aber der Kaiſer ſchickte immer neue Truppen, und 1511 wurde ganz Cadore durch Feuer und Mord zerſtört, die kleinen Orte wurden verwüſtet, alles Wertvolle teils vernichtet, teils weggeſchleppt, auch Pieve wurde ſchwer heimgeſucht, und ſein feſtes Schloß wurde niedergeriſſen. Als ſie ihr Zerſtörungswerk vollendet hatten, zogen ſich die Deutſchen zurück, und die armen Familien der Bergbewohner

kamen aus ihren unzugänglichen Zufluchtsstätten in den Wäldern, zwischen den höchsten Felsen, zurück zu ihren in Schutt und Asche liegenden Wohnstätten. Die mutigen Bürger von Pieve machten sich alsbald an den Wiederaufbau des Schlosses, und als endlich 1516 Friede geschlossen wurde, erstand Pieve rasch wieder, und 1518 wurde das Stadthaus mit dem mächtigen Glockenturm vollendet.

Während dieser ganzen Zeit wird der Familie Vecellio immer ehrenvoll gedacht. Der ältere Bruder Tizians, Francesco, soll ebenfalls großes Talent besessen haben, machte aber zunächst tapfer die Kriege Venedigs gegen die Liga mit, malte dann eine Zeitlang, kam aber nach Pieve zurück, übernahm die Geschäfte der Familie, war der Erste im Rat von Cadore, ging oft in Regierungsgeschäften nach Venedig und starb, 85 Jahre alt, in Pieve. Der Bruder hat seinen edlen, alten Kopf auf einem Familienbild in der Kirche zu Pieve verewigt. Eine ganze Reihe von Künstlern ging aus der Familie hervor, der bedeutendste Mann aber war, außer Tizian selbst, ein Vetter, der nicht Künstler, sondern Rechtsgelehrter und ein hochangesehener Mann in Cadore war, sich auch im Kriege auszeichnete, wonach ihn der Doge adeln wollte, was er aber als demokratischer Cadoriner ablehnte und sich viel lieber „den Redner" nennen ließ, wie man ihn seiner glänzenden Rednergabe wegen nannte. Dazu war er auch Dichter, und es existieren unter anderen Sachen drei Epigramme von ihm auf den Tod der schönen Irene Spielemberg, die Tizian gemalt hat. Cadores größter Sohn, Tizian selbst, 1477 geboren, wurde schon in seinem elften Jahr nach Venedig gebracht, um seine früh hervorgetretene Begabung zur Kunst auszubilden. Als er groß, berühmt und ein Fürst der Kunst geworden war, lebte er in Venedig in der sogenannten casa grande, einem Hause der Insel Murano gegenüber, mit der Aussicht auf die Lagunen und in der Ferne auf seine cadorischen Berge und in der Mitte eines Gartens gelegen, den er mit Liebe schmückte und unterhielt. Hier gebar ihm sein Weib Cäcilia

zwei Söhne, Pomponio und Orazio, und eine Tochter Lavinia. Im Jahre 1530 ſtarb ſeine Frau, und er ging in großem Schmerz mit ſeinen Waiſen hinauf in die Heimat zu den Seinen. Noch lebten ſein Vater, ſein Bruder Francesco und die Schweſter Orſola.

Dieſe, als ſie des Bruders Schmerz ſah, erbot ſich, mit ihm zu gehen und die Sorge für das Haus und die Kinder zu übernehmen. Sie war ein vorzügliches Weſen, und es gereichte dem Bruder zu großem Troſt. Es war keine kleine Aufgabe, ſeinem Haushalt vorzuſtehen, denn außer den häuslichen Angelegenheiten der Familie war es auch das geſellige Leben der casa grande, das die größten Anforderungen machte. Freunde, Gäſte und Beſucher aus allen Ständen kamen von nah und fern, den großen Meiſter zu ſehen und wurden mit edelſter Gaſtfreundſchaft bewirtet. Der Brief eines römiſchen Literaten gibt einen Begriff von den Vereinigungen, wie ſie dort üblich waren:

„Ich wurde am 1. Auguſt eingeladen, die Art von bacchantiſchem Feſt, das, ich weiß nicht warum, ferrare Agosto genannt wird, in einem herrlichen Garten des Meiſters Tizian Vecellio mitzufeiern, eines vortrefflichen Malers, wie jedermann weiß, und eines Mannes, deſſen freundliche Höflichkeit wohl dazu dient, jedes Vergnügen zu erhöhen. Nun fanden ſich bei dem beſagten Meiſter Tizian, weil Gleiches mit Gleichem ſich anzieht, einige der ſeltenſten Geiſter vereint, die ſich in dieſer Stadt, gleichwie in unſerem Rom, befinden. Da war Herr Pietro Aretino, der ſchreibt wie ein neues Wunder der Natur, ferner Meiſter Jacopo Tatti, genannt Sanſovino, ein beinah ebenſo großer Nachahmer der Natur mit dem Meißel, wie der Feſtgeber mit dem Pinſel. Auch Herr Jacopo Nardi war da, und ich als der Vierte zwiſchen ſo viel Weisheit.

Ehe man die Tiſche hinausſetzte, womit man etwas zögerte, da man im Garten, obwohl es ſchon ſchattig war, doch die Sonnenwärme noch fühlte, verging die Zeit mit Beſichtigung der lebensähnlichen Geſtalten auf den herrlichen

Bildern, von denen das Haus voll iſt, und in Bewunderung der großen Schönheit des Gartens, der eine Freude und ein Wunder für jedermann iſt. Er liegt am äußerſten Ende der Stadt Venedig, am Meer, und man ſieht von da die hübſche Inſel Murano und andere ſchöne Orte. Sobald die Sonne untergegangen war, füllte ſich das Waſſer in der Nähe des Gartens mit Tauſenden von Gondeln, in denen ſchöne Frauen ſaßen; Harmonien ertönten, Muſik durch Stimmen und Inſtrumente, die bis Mitternacht unſer köſtliches Abendeſſen begleiteten. Der Garten iſt ſo ſchön, ſo gut unterhalten, ſo berühmt, daß er mir die lieblichen Gärten von St. Agatha in Erinnerung brachte und mir ſolche Sehnſucht danach und nach den teuren Freunden erregte, daß ich die längſte Zeit des Abends nicht wußte, ob ich in Rom oder Venedig ſei. Das Abendeſſen war ebenſo gut und ſchön angeordnet, wie reichlich. Neben den trefflichen Speiſen und koſtbaren Weinen genoſſen wir noch alle die Freuden und Erheiterungen, die zu der Jahreszeit, zu den Gäſten und dem Feſte paßten. Als wir bei Tiſch bis zu den Früchten gekommen waren, kam gerade dein Brief, in dem man die lateiniſche Sprache lobte und die toskaniſche tadelte. Darüber wurde Aretino ſo ärgerlich, daß, hätte man ihn nicht zurückgehalten, er eine der ſchlimmſten Schmähſchriften verfaßt haben würde, denn er ſchrie wütend nach Papier und Tinte und unterließ nicht, einen Teil ſeiner Entrüſtung in Worten zu äußern. Doch endete ſchließlich das Abendeſſen ſehr gut."

Die außerordentlichen Erfolge dieſes Malerfürſten, der Glanz, der die casa grande umgab, in der Könige, Fürſten, Kardinäle und andere huldigend einkehrten und fürſtlich bewirtet wurden, die Ehren aller Art, die man dem Genius und der edlen Perſönlichkeit zuteil werden ließ, riefen natürlich Neid und Verleumdung hervor, die die Rache niedriger Seelen an dem Hohen ſind. Auf alle Weiſe bemühte man ſich, die Geſtalt des großen Cadoriners zu verumglimpfen. Vor allem wollte man aus ſeiner Beziehung zu Aretino den Beweis ſeiner Immoralität herleiten, aber auch dies ſpricht nicht

gegen denn es lag in den Sitten der Zeit, geiſtreichen Menſchen viel nachzuſehen; dem Aretino wurde von allen Seiten gehuldigt und die höchſten Perſonen der Zeit ſuchten ſeinen Umgang. Dagegen hatte aber auch Tizian andere ausgezeichnete und ihm innig ergebene Männer zu Freunden, wie Sanſovino, Arioſto, Bernado Taſſo, Bembo und andere. Arioſto las ihm ſeinen Orlando furioso vor, um ſein Urteil zu hören. Lorenzo Lotto, Paolo Veroneſe, Giulio Romano waren ihm teuer. Mit Michelangelo, den er in Rom kennen lernte, ſtand er in Briefwechſel. Dem Kaiſer Karl V. war er nicht nur als Künſtler, ſondern auch als Menſch ſo wert, daß er ihn zweimal zu ſich nach Deutſchland rief und ihm die größten Ehren erwies. In Bologna ließ er ihn an ſeiner Seite reiten, und als ihm die ſpöttiſchen Bemerkungen der vornehmen Höflinge darüber zu läſtig wurden, erhob er ihn in den Grafenſtand des heiligen römiſchen Reichs.

Nein, ſicher war Tizian frei von den häßlichen Laſtern, die man ihm andichten wollte. Eine hohe Intelligenz, eine ſanfte, großmütige Seele, eine liebenswürdige Natur mit feinen Sitten, ein Begnadeter im Reiche der Kunſt, ſo war der Cadoriner, der noch jetzt in ſeiner herrlichen Heimat vergöttert wird, wo es kein kleines Bauernkind gibt, das nicht von Tizian zu erzählen wüßte. Und er liebte ſie auch, dieſe Heimat. Faſt jedes Jahr zog er mit vielem Gefolge hinauf in ſeine Berge, um ſich an der geheimnisvollen Quelle künſtleriſcher Eingebungen zu erquicken, an der ſeine kindliche Seele ſchon getrunken hatte. In Zeiten der Not kam er Cadore oft zu Hilfe und gab Geld, um Korn zu kaufen. Zwei eigenhändige Briefe von ihm, die als koſtbares Beſitztum dort aufbewahrt werden und mir vom Syndikus gütig mitgeteilt wurden, geben davon Zeugnis.

In ſeinen Familienverhältniſſen war er nicht ſo glücklich, wie als Künſtler. Seine Frau, die er unendlich geliebt zu haben ſcheint, ſtarb früh, die treffliche Schweſter Orſola ſtarb lange vor ihm, ebenſo der Bruder Francesco. Der größte Schmerz für ihn aber war der frühe Tod ſeiner

ſchönen Tochter Lavinia, die er über alles liebte. Auch ſein Lieblingsſohn Orazio ſtarb lange vor dem Vater; nur der älteſte Sohn, Pomponius, überlebte ihn, aber er war des Vaters unwürdig, führte ein zügelloſes Leben, und Tizian lehnte die Biſchofswürde, die der Papſt dem Pomponius, der Geiſtlicher war, erteilen wollte, für ihn als deren unwert ab. Auch die nächſten Freunde Tizians ſtarben vor ihm, er überlebte ſie alle und war mit dreiundneunzig Jahren noch an der Arbeit. Aber die Peſt von 1576, die in Venedig wütete, verlangte auch dieſes große Opfer. Er hatte ſich nicht früh genug nach Cadore geflüchtet und ſtarb allein, ſogar von den Dienern, die ſich vor der Anſteckung fürchteten, verlaſſen. Ein ſolches Ende nach einem ſo glorreichen Leben war allerdings traurig, aber vielleicht haben den Sterbenden doch Viſionen ſeiner Unſterblichkeit getröſtet. Denn abgeſehen von ſeinen Idealbildern und ſeinen unübertrefflichen Porträts, durch die er geradezu die Geſchichte eines Jahrhunderts auf der Leinwand erzählt, iſt er auch als Landſchaftsmaler unſterblich. Man hat ihn den Homer der Landſchaft genannt, und er hat wirklich in ſeinen Landſchaften das Naturepos ſeines Cadore geſchrieben. Sein Antelao, ſein Marmarolo, ſein Pelmo und wie die Dolomitrieſen alle heißen, ſie ſind ſeine epiſchen Helden, die mit phantaſtiſchen Wolkengebilden gigantiſche Kämpfe beſtehen, oder in heiterer olympiſcher Ruhe die goldfunkelnden Häupter in den reinen blauen Äther erheben. Nur wenn man die wunderbaren Farben-Luftſpiele in jenen Bergen geſehen hat, kann man Tizians Landſchaften recht würdigen, wie man ihn überhaupt erſt recht liebt, wenn man ſeine Heimat kennt!

Die Cadoriner ſind arm, ihre Hauptnahrung beſteht in Polenta, ihr Getränk iſt Waſſer. Sie haben nur drei Monate, um neun zu verſorgen; ihr einziger Reichtum beſteht im Holzhandel. Aber ſie ſind genügſam, gut und intelligent, eifrige Patrioten des engeren und weiteren Vaterlands und voll Eifer für die materielle und geiſtige Wiedergeburt ihrer Heimat. Noch iſt bis jetzt der große Strom der modernen

Völkerwanderung nicht nach Pieve gekommen. Möge er ihm noch lange fern bleiben! Er führt ſo viele Übel mit ſich, wie man es in der Schweiz z. B. ſieht, daß man förmlich aufatmet in der heiligen Friſche der Cadorer Wälder und Höhen, wo man ſich den Eindrücken der poeſieerfüllten Natur noch hingeben kann, ohne von Haufen von Touriſten umſchwärmt zu ſein; wo keine durch die „Inglesi“ frech gemachten Bettlerſcharen das Mitleid im Herzen verſtummen machen; wo, wenn einmal ein Kindchen ſchüchtern die Hand nach einer Gabe ausſtreckt, es ſie ſogleich faſt erſchrocken zurückzieht, als habe es eine Sünde begangen; wo jeder bereit iſt, eine Freundlichkeit zu erweiſen und es beinah als eine Beleidigung anſieht, wenn man ein Trinkgeld dafür geben will. Nein, mein Cadore, laß *dieſen* Strom des modernen Lebens an dir vorüberrauſchen! Er iſt ein zerſetzendes Element, vor dem du dich hüten mußt. Bleibe bei deiner Einfachheit, deiner Reinheit der Sitten und entwickle nur ſo weit die materiellen Bedingungen des Lebens, um deinen begabten Kindern die Wohltat edler und beſonders künſtleriſcher Bildung zu gewähren. Wer weiß, ob dann nicht wieder manche deiner Hütten Geburtsſtätten ſolcher Großen werden, wie das kleine Haus, in dem Tizian geboren wurde, und ob die Poeſie nicht wieder ihre Flügel regt wie einſt, wo von Berg zu Berg die Holz fällenden Bauern oder die Hirten ſich mit Strophen aus Taſſos „befreitem Jeruſalem“ grüßten, für die ſie eigentümlich ſchöne Melodien erfunden hatten.*)

Oft auf meinen einſamen Spaziergängen überfiel mich die alte Neigung zur gebundenen Rede, und es ſchrieb ſich dann ins Tagebuch, das ich immer mit mir führte, ſo manches Lied, wie einmal, da mich ein Gewitter überfiel, als ich auf hochgelegener Straße daherkam, neben mir den Abgrund, in dem die Piave rauſchte:

---

*) Leider iſt jetzt, nach ſechzehn Jahren, der Touriſtenſchwarm dort auch ſchon eingekehrt.

Berggeiſter grollen, finſtre Wolken hangen
Tief in den Abgrund, wo der Bergſtrom brauſt,
Und weiße Nebel züngeln ſich gleich Schlangen
Hinauf zum Aar, der über Wolken hauſt.

Der Donner grollt, und tauſendfältig hallen
Die Echo ihm aus dunklen Klüften nach;
Durch das Gewog des luft'gen Chaos fallen
Blutrote Blitze, ſchaurig, Schlag auf Schlag.

Ich kenne euch, ihr ſtarken Urgewalten,
Nicht ſchreckt ihr mehr die ſtille Seele hier,
Ihr braucht es mir nicht fürder vorzuhalten:
„Du gleichſt dem Geiſt, den du begreifſt, nicht mir."

Ihr ſeid ja nicht des Zufalls blinde Söhne,
Euch bindet auch ein ewig ſtrenges M u ß,
Und das Geſetz beherrſcht euch, wie das Schöne
Und wie die Liebe und wie den Genuß.

Seid ihr es doch, durch die am heit'ren Morgen
Auf grüner Flur die Alpenblume blüht,
Und in der Bäume Schattendach geborgen
Die Herde ſtill zum Kräutermahle zieht.

Ihr ſeid's, durch die, in reichgeſchmückten Auen
Gewalt'ge Ströme hin zum Meere gehn,
Durch die ſich königliche Städte bauen
Und Wunderwerke hoher Kunſt entſtehn.

Und wieder ihr, durch die in Liebeswonnen
Der Jüngling ſich zu ſeinem Mädchen neigt;
Ihr, immer ihr, wenn an der Weisheit Bronnen
Der Labetrank dem durſt'gen Geiſt ſich reicht.

Ich ſollt euch fürchten, ſollte euch nicht kennen?
Ich glich euch nicht, wär nicht mit euch verwandt?
Ich ſollte euch nicht liebend Brüder nennen,
Erſcheint ihr auch in drohendem Gewand?

Durch euch hab ich gelebt, geliebt, gerungen,
Ihr führtet mich durch dunkler Nächte Pein,
Zum Seelenfrieden und von euch umſchlungen
Schlaf ich dereinſt zur großen Ruhe ein.

Und noch eines von dieſen Cadoriner Alpenkindern möge hier ſtehen. Es kam mir, als ich an einem ganz toll ſprudelnden und ſpringenden Alpenbächlein, das von ſteiler Höhe ſich den Weg in die grünen Talgründe bahnte, vorüber kam. Ich grüßte es ſo:

Du eilſt zu Tal, du munt'res Alpenſöhnlein,
Leichtfüßig ſpringſt du über Stock und Stein
In ſorglos heiterm Übermute ſcherzend.
Denn dir erneuert ſich die Jugend ewig
Aus friſchen Quellen ſchneebedeckter Höhn.
Mir ſchwand ſie längſt, die holdeſte der Gaben,
Die uns Natur verleiht und wieder nimmt,
Und einſam wandle ich die ſteilen Pfade
Des Alters fort bis zu der letzten Höh.
Und doch beglückt vor dir! denn in dem Herzen,
Da fließen ewig jung der Liebe Quellen,
Des heil'gen Mitleids reine Harmonien,
Und durch die Seele ziehen Geiſterſcharen
Erhabener Gedanken; ſel'ge Chöre
In Hymnen kündend einen neuen Tag — — —
Nicht neid ich dir der ew'gen Jugend Fülle,
Du froher Alpbach eile ſcherzend fort.

Bei dem Blick aus meinem Fenſter in Rom auf die kunſtvollen erhabenen Gegenſtände draußen fühle ich es immer, welch eine Wohltat es iſt, nicht in banaler Umgebung zu ſein, ſondern das Schöne, Würdige immer vor ſich zu haben. Es ergibt ſich daraus eine immerwährende edle Stimmung, in der ſich die Ereigniſſe des täglichen Lebens wie in einem verklärenden Spiegel ausnehmen, in dem das Rauhe, Häß-

liche, Beleidigende ſich mildert. Das hatten die Alten vor uns voraus, daß ſie ihr öffentliches Leben ſo reich mit ſchönen und würdigen Dingen ſchmückten, wodurch ein großer Teil der Brutalität, die unſer modernes Leben durchzieht, ihnen fern bleiben mußte.

Heute in der Farneſina vor Raffaels Galathea fiel mir ein, daß Goethe ſicher bei ſeiner Galathea im 2. Teil des Fauſt an Raffaels Fresko gedacht hat. Raffael war ein Dichter in Farben wie Goethe in Worten. Denn was heißt Dichter ſein? Die der Erſcheinung innewohnende Idee, das Ewige im Vergänglichen durch Form oder Wort ausſprechen, und wir herrlich hat das Raffael getan!

Unbewußt enthält der Mythos immer den philoſophiſchen Gedanken. Uranos und Gäa ſind recht eigentlich das Ding an ſich, die Urkraft, die in ſich das Doppelprinzip des Seins (Uranos) und Werdens (Gäa) enthält. Uranos wird zerſtört durch den aus dem Schoße des Werdens geborenen Sohn, Saturn (Zeit), der Begriff der Zeit zerſtört die Einheit des Urdaſeins. Rhea (die Erde, alſo der Raum) bildet mit ihm das Paar, das aus der Zerſtücklung des Urdaſeins hervorgeht. Saturn verſchlingt die eigenen Kinder, die entfliehenden Bruchſtücke der Zeit. Rhea ſchafft das nebeneinander Platznehmende, das Geſtaltete: Jupiter der Menſch, der Zeit und Raum auflöſt, indem er ſie beherrſcht und unter ſeiner Einſicht vereinigt.

Minghetti, in ſeinem Buch über Raffael, ſagt vom heiligen Hieronymus, „daß er ſich verzehrt in Hingebung, und Troſt und Leben nur aus dem gnadenreichen Blick ihrer (der Madonna) Schöne nimmt". Wie tief ſeeliſch iſt dies ſich Auflöſen in andächtiger, inbrünſtiger Liebe zur fleckenloſen Schönheit des Weiblichen, der Poeſie! Und dann wieder der heilige Franziskus, welch ein Held des Lebens! Ja dieſe Heiligen waren etwas, vor dem ſich die Seele in Demut

beugt. Wie wenig dem Ähnliches hat unſere moderne Welt aufzuweiſen.

Herzliches Wohlwollen hilft auch über Meinungsverſchiedenheiten hinweg.

Da das Entſagen zuletzt zu einer wahren Gymnaſtik der Seele wird, ſo vollziehen ſich deſſen Momente zuletzt wie innere Vorgänge, denen man faſt als Zuſchauer beiwohnt und bei denen man nur noch leiſe das Zucken des Willens fühlt, der gebändigt durch Vernunft und Liebe ſich dieſen als zahmer Leu zu Füßen legt, etwa wie in der Goetheſchen Novelle der Löwe, beſänftigt durch zarten Sinn und Melodie.

Einfälle kommen meiſt durch Anſchauungen; zuerſt ſind ſie nur mehr plötzliche Empfindungen, noch nicht Denken, nur Nebelflecken, die ſich zu Sonnen ballen.

Der Dichter iſt verpflichtet, ſeine Geſtalten künſtleriſch abzurunden, ſie als ein Gewordnes hinzuſtellen. Unſere Zeit aber iſt ſo vorzugsweiſe eine Werdende, alles Leben eilt ſo ungeduldig neuen Entwicklungen entgegen, daß man die Geſtalten unſerer Tage kaum für ein Kunſtwerk brauchen kann.

Man las abends in einem kleinen Kreis bei mir die erſt kürzlich erſchienene N o r a von Ibſen, die in der damals ſehr zahlreichen ſkandinaviſchen Geſellſchaft in Rom eine große Aufregung hervorgebracht hatte und der Gegenſtand lebhafter Diskuſſionen war. Eine der Damen bei mir machte heftige Oppoſition und meinte, Nora hätte ihrem Mann alles früher ſagen müſſen. Ja, dann wär ſie aber gerade nicht d i e Natur, die Idealiſtin, die ungewöhnlich handelt und ſowohl aus Liebe das Geſetzwidrige tut, als auch ſich dann losreißt von Glück, Stellung, Mann und Kind, ſobald ſie begreift, daß es eine höhere Sittlichkeit gibt, als zu blei-

ben. Bliebe ſie, nachdem ſie ihren Mann verſtanden, ſo wäre ſie der Proſtituierten eine, die in legaler Ehe leben.

Die feine Pſychologie in Nora iſt: zum Verſchweigen des begangenen Unrechts und dadurch zur Täuſchung kommen aus Liebe und Zartgefühl.

Ibſen, den ich den Vorzug hatte kennen zu lernen, erzählte mir von einem däniſchen Schriftſteller, der geſagt habe, durch die Sünde ſei die Kunſt in die Welt gekommen. — Gewiß, wenn das Leben ohne Sünde wär, ſo wäre die Kunſt nicht gekommen, denn das Leben wäre ſelbſt das Kunſtwerk und bedürfte der Erlöſung durch die Kunſt nicht.

Es war im Anfang der achtziger Jahre, daß ſich hier ein Kunſtzentrum bildete, das an die Zeiten der Kunſtblüte der Renaiſſance erinnerte. Franz von Lenbach, der echte Schüler der großen Meiſter, der Tizian, Velasquez und anderer, kam, ſich in Rom niederzulaſſen, und zwar in den herrlichen Räumen des Palazzo Borgheſe, die er künſtleriſch ſchmückte mit hohen Kunſtwerken alter Zeit, ſein Beſitztum, und den eigenen herrlichen Schöpfungen, die in Fülle durch ſeine Meiſterhand entſtanden. Es dauerte nicht lange, ſo wurde es Mode, wie es zu gehen pflegt, nachmittags in den von ihm angeſetzten Stunden dieſe einzige Kunſtſtätte zu beſuchen, und man ſah bald die ganze vornehme römiſche Welt ſich hier bewegen und die ſchönen Frauen nach der Ehre geizen, von dieſem verklärenden Pinſel auf die Leinwand gezaubert zu werden. Mich verband ſchon ſeit längerer Zeit herzliche Freundſchaft mit dem großen Künſtler und dem trefflichen Mann, und ich zog es bei weitem vor, in den Stunden hinzugehen, wo er bei der Arbeit war und man zuſehen durfte, wie unter ſeinen Händen plötzlich ſprechendes Leben auf dem toten Material entſtand, und wo ſo manches bedeutende Wort die reiche Urſprünglichkeit ſeines Geiſtes bekundete, denn er verſchmähte es nicht, beim Schaf-

ſen auch ein Geſpräch zu führen. So ſagte er mir einmal: „Die alten Meiſter ſahen das Unendliche, die modernen ſehen das Endliche.“ Ein anderes Mal, als er mir einiges Techniſche erklärt hatte, bemerkte er: „Der echte Künſtler muß beim Schaffen im ſiebenten Himmel ſein, er muß aber auch die Kunſtſprache lernen, ſo wie die Alten malten mit Farben, die gleichſam das Materielle verklären.“ — Und wieder ein drittes Mal, als er von den großen Meiſtern der Vergangenheit redete, fügte er hinzu: „Die großen Meiſter ſahen alles wie aus einer gewiſſen Ferne, ſie ſahen die ideale Einheit des Gegenſtandes; die modernen Maler ſehen alles nahe im realiſtiſchen Detail.“

Da es mir vergönnt war, ſeinem Schaffen öfter zuzuſehen, ſo erkannte ich, wie ſehr er ſich von dieſem Geiſt des Schaffens der alten Meiſter durchdrungen hat; er malt ſo, wie Tizian die Typen ſeiner Zeit malte, in ſo großem Stil, daß er ſie zu hiſtoriſcher Bedeutung erhebt, und man könnte Lenbach den Hiſtoriker des 19. Jahrhunderts in Farben nennen.

Leider war es mehr die Teilnahme der Neugierde und der Mode, die er hier fand, als die künſtleriſchen Verſtändniſſes, und ſo gab er die Idee, ſich hier bleibend niederzulaſſen, auf und kehrte nach wenigen Jahren in das Vaterland zurück. Ich verlor dadurch nicht nur einen geſchätzten Freund, ſondern auch ein Kunſtheim, wie es ſympathiſcher nicht gedacht werden konnte und wie kein ähnlich bedeutendes in Rom exiſtiert. Aber alles wahrhaft Große und Bedeutende hinterläßt geiſtige Spuren, die nicht verloren gehen, und ſo war auch mein Sinn und mein Denken von neuem innigſt der bildenden Kunſt zugewandt, die hier in Rom allerdings bei weitem den Vorrang vor der Muſik hat, denn was die alte italieniſche Muſik Hohes und Herrliches bot, beſonders in der alten Kirchenmuſik, hat man faſt ganz verlaſſen und moderne Banalität an die Stelle geſetzt; die herrlichen Werke der alten Meiſter aber leben glücklicherweiſe noch, und wenn die Gemälde Raffaels und Michelangelos auch ſchon durch

die Zeit gelitten haben, ſo ſind ſie doch immer noch ſo, daß ſie reinen Genuß bereiten. So waren denn auch meine Gedanken lange Zeit mehr in dieſer Richtung tätig.

Es war nicht die Religion, die die großen Künſtler der Vergangenheit inſpirierte, ſondern die Kunſt war ihnen Religion, ſie war ihnen das zu realiſierende Ideal, das in Form, Linie, Farbe den höchſten Ausdruck zugleich des Materiellen und Ideellen geben mußte. Das unterſcheidet ſie von den modernen Künſtlern, daß ſie das Reale aus ſeiner Vereinzelung zum Ausdruck eines Univerſellen, Ewigen erhoben, daher Typen und einen Stil ſchufen. Es fiel mir gerade ein auf der Profilfigur auf der Verlobung der heiligen Cäcilie von Francia in der Kapelle dieſer Heiligen in Bologna. Sie iſt durchaus individuell und dennoch ein Typus deſſen, was eine edle Geſtalt in edler Gewandung ſein ſoll.

Ich antwortete einem Freund, der meinte, daß die hohe Kunſt voll zarteſter Empfindungen und erhabener Gedanken nur für auserwählte Seelen ſei: Ja, ſo iſt es, aber in der Menge gibt es vielleicht viel mehr auserwählte Seelen, als wir denken. Iſt der Chriſtus mit den Jüngern in Emmaus von Rembrandt (von dem Bild war die Rede geweſen) nicht auch nur von den auserwählten Seelen verſtanden? Sieht der Aufwärter, der ihn bedient, nicht auch bloß das irdiſche Geſchäft und nicht die Gottheit, die von ihm ausſtrahlt? Alle Kunſt in ihrer höchſten Auffaſſung iſt nur für die auserwählten Seelen. Chriſtus hat es gewußt; er hat zum Volk, das noch in ſeiner Jungfräulichkeit unberührt von der Fäulnis der Ziviliſation war, wie ein großer Künſtler geredet, und die auserwählten Seelen in ihm haben ihn verſtanden. Der Reſt, die Schattenweſen, verſtehen ihn nie.

Die meiſten Menſchen verlangen von einem Kunſtwerk nur, daß es angenehm auf die Sinne wirke. Mir ſcheint es aber, daß das wahre, große Kunſtwerk vor allem ethiſch

wirken, uns über uns ſelbſt hinausheben und idealiſieren muß, wie wir es einſt von der Religion verlangten. Das Weſen des Genius iſt es, in die äſthetiſche Form den ethiſchen Inhalt zu gießen, natürlich unbewußt, er kann nicht anders, er muß es.

Die Zeichnung iſt wie der Grundton, das Kolorit wie das Muſikaliſche, die Melodie im Bild. Man muß auch in der Malerei leſen lernen, die Gedanken des Künſtlers.

Von Venedig kommend, verbrachte ich mehrere Stunden in Caſtelfranco vor dem herrlichen Bild des Giorgione. Es war nicht kindliche Andacht, was ich empfand, wie vor dem rührenden Bild des Previtali in Serravalle, es war das hohe Glück, Vollendung zu ſehen. Alles iſt da Harmonie, die Landſchaft, die göttliche Frau mit dem Kind, ſogar die Falten ihres Gewandes, die ruhig fließen wie Tonwellen, der herrliche gewaffnete Jüngling, ſelbſt die Teppiche auf dem Boden — alles atmet Vollendung und in ihr erhabene Ruhe, wie bei den Göttergeſtalten des Phidias. Giorgione, frei von aller Tradition, lebt im reinen Äther der Schönheit. Wohl hatte Tizian Grund, d e n Rivalen zu fürchten.

Eine Definition des Kunſtwerks iſt wohl: ſoll es vollkommen ſein, muß es uns überzeugen, muß die Kritik verſtummen machen, ſich uns als notwendig, ſo wie es iſt, aufdrängen.

Michelangelo machte der religiöſen Tradition in der Kunſt ein Ende, wie Sokrates dem Götterglauben, der erſte durch die erhabene Realiſtik ſeiner Geſtalten, der zweite durch die Philoſophie.

Der Eintritt der Landſchaft in die Malerei findet ſchon am Anfang des 15. Jahrhunderts ſtatt. Bei Giotto iſt noch keine Spur davon, bei Benozzo Gozzoli, bei Botticelli iſt ſie

bereits da. Costa von Ferrara, der in Bologna malte, hat schon die schönsten Landschaften, die Gegenden am Flusse Reno bei Bologna gemalt. Bei den Carracci wird die Landschaft ein selbständiger Zweig der Kunst und die Figur eine Zutat, statt daß es früher umgekehrt war. Man könnte sagen, die Landschaft trat ein, wie um die Stimmung anzugeben, auf der sich das Leben und die Aktion der Figuren abhebt. Es tritt mit ihr die Bewegung des Seelenlebens, die Handlung ein, während früher der Goldgrund nur das einseitige Versenktsein in das religiöse Nirwana andeutete.

Der Typus ist das erste in der Kunst, nachher kommt die Grazie, erst Mantegna, Bellini usw., dann Pinturicchio, Botticelli und die anderen. Der Vorteil der schönen südlichen Rassen ist, daß schon ihr Typus etwas sagt, oft freilich mehr, als dahinter ist. Die nordischen Typen müssen das Ideale durch den Seelenausdruck hervorbringen, während jene es schon durch die Form haben. Man sehe die altdeutschen Madonnen, die Holbein, die Dürer usw.

Die Aufgabe der bildenden Kunst ist die Poesie der Situation. Daher kann auch bloßes Kolorit ohne eine prägnante Idee schon poetisch sein. Das Leben eines Volks in Situationen malen, das wäre das Seitenstück zum Epos, das es in Taten erzählt. Unsere moderne Gesellschaft hat zu beiden zu viel Reflexion, sie malt Philosophie.

Da ich nun zehn Jahre lang jeden Sommer meist über Deutschland, wo ich meine Schwestern auf einige Wochen besuchte, nach Versailles ging, um in Olgas Familie die schöne Jahreszeit zuzubringen, so besuchte ich auch natürlich wieder oft den Louvre und erfreute mich an den wundervollen Schätzen dieser herrlichen Sammlung, deren edelste Blüten freilich auf fremdem Boden gewachsen sind. So stand ich neulich entzückt vor dem Konzert des Giorgione

in dem Salon carré. Welche unausſprechliche Jugendlichkeit und Anmut in dieſen Geſtalten, welche Freude am Daſein in unſchuldiger Natürlichkeit, in reiner Luſt an der Schönheit und Harmonie, die die Männer erfüllt, die dem Inſtrument ſüße Weiſen entlocken und die unſchuldvolle Grazie der weiblichen Geſtalten wie mit einem Schleier von Reinheit überzieht. Und dabei: wie gemalt! Welche edle Modellierung und welche Harmonie der Farben auch in der Landſchaft, die nicht wenig zu dem Eindruck der Reinheit beiträgt, den das Bild macht. Es ſchwebt über dem Ganzen wie ein Hauch der Antike, die beglückende Empfindung der ſeligen Schönheit der Natur. Es iſt nicht mehr ſo bei dem Correggio, der dem Bild des Giorgione gegenüber hängt. Hier haben die Zeichnung in der Verkürzung, die Modellierung und die Farbe das Höchſte erreicht, was darin zu erreichen iſt. Der Kopf der ſchlafenden Nymphe iſt ſo meiſterhaft gemalt, daß man das ruhige Atmen, das aus den ſchwellenden Lippen hervorſchwebt, zu hören meint. Alles iſt ſchön an ihr, und doch hat man trotz dieſer Vollendung nicht die reine Freude daran, wie an dem Giorgione, denn man fühlt, daß hinter dieſer Höhe der Technik ſchon der Verfall ſteht. Der vor Wolluſt grinſende Faun, der den blauen Mantel von der Schlafenden hebt, gibt einen Beigeſchmack, der den reinen Genuß der Schönheit ſtört und weit entfernt iſt von der keuſchen Natürlichkeit des Giorgione. „Man fühlt die Abſicht und man iſt verſtimmt.“ Schön hat Correggio auf dem Danaëbild in der Galerie Borgheſe in Rom dieſe Seite der Kompoſition zu mildern gewußt durch die ideale Schönheit des Eros und der beiden Putten. Das iſt echt griechiſch.

Wieder mehr als je fiel es mir auch auf in dieſem Reichtum des Louvre, was für wunderbare Landſchaftsmaler dieſe Alten waren, die Coſta, Pinturicchio und andere, und für ſie waren die Landſchaften doch nur Nebenſache, doch nur die Stimmung andeutend, die die Handlung begleitet, etwa wie die

Muſik den dramatiſchen Vorgang. Sie ſind dabei nicht minder realiſtiſch wie die modernen Landſchaftsmaler; wer erkennt nicht bei den Genannten die Gegenden am Reno und bei den Umbriern die umbriſche Landſchaft wieder? Aber wie poetiſch ſind dieſe dabei; ſie ſcheinen wie ein friedliches Traumbild der reinen Exiſtenzen, die den Vordergrund einnehmen. Ja, alle dieſe Maler waren lyriſche Dichter, ſie trugen in ihrer Seele eine innere Melodie, während die meiſten der modernen Landſchaftsmaler doch nur Kopiſten der Natur ſind.

Lange ſtand ich auch wieder vor der „Gioconda", dieſer ewigen Sphinx. Sie ſcheint zu ſagen, was kümmert mich der Tod? Jener Große macht mich unſterblich; mein Lächeln wird Jahrhunderte überdauern und Herzen erobern und verwunden.

Ein junger Bekannter fragte mich: Wie ſchafft der Künſtler ideale Typen? Ich ſagte: Der rechte Künſtler hält die Menſchen in den einzelnen Momenten ihrer Idealität feſt. Das vollendet Schöne findet ſich nur bruchſtückweiſe in der Erſcheinung; der Künſtler faßt die Bruchſtücke zuſammen und bringt die vollendete, ideale Menſchheit hervor. Daher ſchafft nur er ewige Typen, in der Menſchheit ſind ſie nicht.

Eine glückliche Stunde im Louvre vor der Venus von Milo verbracht, vor dieſer erhabenen Ruhe der Individualität, im Bewußtſein der univerſellen Idealität.

Dann aber auch wieder Italien! Zauberiſches Venedig! So ausgeſtreckt, ohne Mühe, ohne Geraſſel, ohne Pferdegepeitſche und Pflaſterſtöße, über die Lagune zu ſchweben und ſinnend auf die vom Abendrot glühende Fata Morgana der Inſelſtadt zu ſchauen, iſt ein ſo ſublimer Genuß, wie wenig anderes auf der Welt.

Und Siena! Ein Ort ſo reich an Kunſtſchöpfungen, wie wenige andere. Wieder dasſelbe feſte Selbſtbewußtſein, wie auch in Perugia und anderswo, nur noch liebenswürdiger und freier; überall das edle Leben eines ſich ſelbſt regierenden Gemeinweſens. Sollte das nur in ſo kleinen Verhältniſſen möglich ſein? Was hindert in unſeren großen Staatskörpern eine ſolche hohe allgemeine Blüte der Kultur, ſo daß ſie nur eine allgemeine politiſche Bedeutung haben und jedes eigentümliche Leben der Gemeinweſen darin untergeht? In all jenen kleinen Zentren bewegten ſich doch auch Weltgedanken, das intellektuelle Leben war durchaus kein beſchränktes, ſondern vielleicht größer, freier, ſtrebender als jetzt. Wenn man ſolch eine Galerie beſucht wie die „belle arti“ in Siena, wie kann man da das Streben der Geiſter, aus der verſteinerten Form loszukommen, verfolgen, und wie ſieht man, daß ſie ſich gewaltig regten, um mitzuwirken „am ſauſenden Webſtuhl der Zeit“. Und neben dem ernſten Sinn, welche reizende Naivität, z. B. das Fresko am Palazzo pubblico, wo Barbaroſſa vor dem Papſt auf der Erde liegt und die Kardinäle mit Gebärden des Abſcheus, des Mitleids und des heimlichen Hohns auf ihn ſehen. Solch ein Bild, an einem öffentlichen Ort den Blicken und Bemerkungen des Volks ausgeſetzt, könnte es heutzutage noch gemalt werden? Es wäre ja ein crime de lèse majesté. Freilich, wir wollten doch auch nicht mehr nach Canoſſa gehen!

Welcher Unterſchied aber auch in anderer Beziehung mit unſerer Zeit! Wie könnte heutzutage der Geiſt einer einzigen armen Frau ein ganzes mächtiges Gemeinweſen ſo beherrſchen, wie es z. B. durch Katharina von Siena geſchah, die als Vorbild jeder Tugend hochgeehrt, als großer Charakter und Intellekt mit politiſchen Miſſionen betraut und in den öffentlichen Angelegenheiten mit Vertrauen gehört wurde und die zugleich die Phantaſie der großen Künſtler ihrer Zeit ſo begeiſterte, daß man ſie zur Heldin der religiöſen Legende und zu einem Ideal der Kunſt erhob. Gleiche Tugend, gleiche Selbſtverleugnung findet ſich auch noch

heutzutage, aber würde z. B. eine Florence Nightingale, trotz ihrer ſchönen Taten, noch einen Maler ſo inſpirieren? Oder würde noch nach Jahrhunderten die Stätte gezeigt werden, wo ſie in harter Entſagung, nach mühevollem Tagewerk, die Ruhe geſucht hatte? Worin lag nun der Zauber, der Katharina verklärte? Sicher zunächſt in der großen Individualität, dann aber auch in ihrem Zuſammenhang mit einer großen Idee, die die Zeit, in der ſie lebte, beherrſchte.

Ein anderes Denkmal auf meiner via Appia.

Im Jahre 1883 erhielt ich die Nachricht, daß wieder einer der Freiheitskämpfer von 1848 und der Freunde aus dem Exil geſtorben ſei, Gottfried Kinkel, der, nachdem er England verlaſſen hatte, in Zürich am Polytechnikum als Profeſſor angeſtellt geweſen war. Ich habe ſchon in früheren Aufzeichnungen aus meinem Leben erzählt, welch herzliches Freundſchaftsband mich in England mit ihm und noch mehr mit ſeiner hochbegabten Gattin Johanna verband. Einige Zeit nach ſeinem Tod erhielt ich von ſeiner zweiten Frau den in ſeinen nachgelaſſenen Papieren gefundenen Brief Johannas, den ſie ihm in das Zellengefängnis nach Spandau ſchrieb, nachdem ich ihr, von tiefſter Teilnahme getrieben, ohne ſie zu kennen, zum erſtenmal geſchrieben hatte.

Es war ein Geſchenk, das mich auf das innigſte rührte, denn gewiß, nach beinah vierzig Jahren ſolch ein liebevolles Urteil über ſich ſelbſt zu hören, war keine geringe Freude. Johanna, die bis dahin nichts von mir gewußt hatte, ſchrieb: „Die Geiſter der Gleichgeſinnten ſenden mir ihren Liebesgruß. Vor allem entzückte mich der Brief eines hohen Weibes, die mir ihre Freundſchaft antrug und die auf einer Bildungsſtufe ſteht, daß ich keine von den geiſtreichen Frauen, mit denen ich verkehre, neben ſie ſtellen möchte, und das will etwas ſagen, wenn Du an den Kreis unſerer Korreſpondentinnen denkſt. Meine neue Freundin ſcheint einem nordiſchen

adligen Geſchlecht anzugehören; ſie hat jahrelang nur dem Kultus der Äſthetik gelebt, hat aber dann begriffen, daß es edler ſei, helfend und tröſtend zu den Leiden der gequälten unterſten Menſchenſchicht herabzuſteigen, als auf einſamen, nur von Göttern bewohnten Höhen zu weilen. Ihr Geiſt iſt von kriſtallner Klarheit, und dabei beſitzt ſie eine Anmut der Ausdrucksweiſe, die verrät, daß ſie nur in den allerfeinſten Kreiſen geſelliger Bildung muß erwachſen ſein. Sie muß noch jung ſein oder doch den ewigen Jugendzauber eines poetiſchen Geiſtes beſitzen, über den das dreißigſte Jahr keine Macht hat. Wer nach dieſem jung war, bleibt es ſein lebelang."

Wie viele Erinnerungen weckten dieſe Worte in mir, ſchöne und traurige. Kinkel hatte gewiß zu den hervorragendſten Kämpfern der Jahre 48 und 49 gehört, denn er vereinigte die von hohen Idealen erfüllte Poeſie der damaligen Zeit mit dem abſoluten Mut der Tat. Dieſen Mut, ſtets die Überzeugung durch die Tat zu bewähren, hatte er ſchon als Jüngling bewieſen, da er von der theologiſchen Laufbahn, die er betreten hatte, zurücktrat, ſobald die Erkenntnis ſeines eigentlichen Berufs zu Kunſt, Geſchichte und Poeſie ihn in die Sphären geiſtiger Freiheit führte. Er verlor dadurch alle Ausſichten auf eine glänzende Laufbahn, die ihm die theologiſchen Gönner, die von ſeiner Rednergabe und ſeinem künſtleriſchen Sinn viel für die kirchlichen Aufgaben hofften, bereiten wollten. Als er dann gar in der erſten Zeit ſeiner Tätigkeit an der Univerſität Bonn durch ſeine Liebe zu der herrlichen Johanna — die zwar von ihrem erſten Mann, mit dem ſie namenlos unglücklich geweſen war, getrennt wurde, aber als Katholikin ſich nicht wieder hätte verheiraten dürfen — alle Erdenſchranken durchbrach und mit ihr den edelſten Bund ſchloß, da empörte ſich die orthodoxe Clique der Bonner Univerſität, und als Kinkel ſich nicht beugte, ſondern mit edlem Stolz ſein individuelles Recht wahrte, da verfiel er dem Bann, den die Borniertheit ſtets über die ausſpricht, die das Maß ihres Handelns in ihrem

eigenen ſittlichen Bewußtſein finden, indem ſie ſich an dem Adel freier Seelen, die um eines höchſten Gutes willen irdiſche Vorteile dahin werfen, dadurch zu rächen glaubt. Aus einem Bevorzugten wurde er ein Geächteter. Daß es ihn ſchmerzte, war natürlich, aber es konnte ſein ſtählernes Herz nicht brechen, auch nicht, daß man ihn materiell in jeder Weiſe bedrückte und einengte, ſo daß er mit Recht in einer ſeiner ſpäteren öffentlichen Reden ſagen konnte: „Wir haben das Darben gründlich gelernt.“

Wichtiger aber als alle Not und aller Schmerz war ſeine eigene Entwicklung, die in dieſem Kampf ſich völlig losrang von der alten vermoderten Tradition und der vollen Freiheit zuſtrebte, für die er ſpäter noch größere Opfer bringen ſollte. Doch gönnte ihm das Schickſal endlich die volle Vereinigung mit der geliebten Frau, als deren erſter Mann ſtarb; dann wurde ihm eine außerordentliche Profeſſur der Kunſtgeſchichte zuteil, und ſein Stern fing wieder an zu leuchten. Die Jugend ſtrömte zu ſeinen Vorleſungen, ſeine literariſchen Arbeiten hatten Erfolg, neue Freunde ſcharten ſich um ihn, und wie es mit dem Erfolg zu gehen pflegt, ſo wurde das ausgezeichnete Paar jetzt aufgeſucht und gefeiert. Es erſchloß ſich ihm die ganze Fülle des Lebens, und ganz naturgemäß in ruhiger Entfaltung gelangte er zu dem politiſch-ſozialen Radikalismus, den er bald mit der Tat verfechten ſollte. Der Frühling 1848 kam. In den Völkern erwachte neues Leben. Die Keime, die ſtill getrieben hatten in Hoffnung und Furcht, blühten raſch empor ans Licht, und die Herzen flogen jubelnd dem Ideal eines freien, von Gerechtigkeit und Schönheit verklärten Lebens entgegen. Wie mußte dieſer Frühlingstraum den Dichter ergreifen, den feurigen Mann, der immer ganz und voll im Leben ſtand, mit Dichterglut alles erfaßte und mit Mannesmut alles tat. Mit voller Seele warf er ſich in den Strom der Revolution, trat dem Volke am ſchönen Rhein, in deſſen Mitte er lebte und das er liebte und kannte, innig nahe und verwendete ſeine Gaben, die das Entzücken ariſtokratiſcher Kreiſe gemacht

hatten, nun im Dienſte der Bauern, Handwerker und Proletarier, die in ihm das Herz des echten Volksmanns fühlten und ihn zu ihrem Führer wählten. Das geiſtige Reich der Freiheit und Brüderlichkeit, als deſſen Bürger ſich der Dichter längſt gefühlt hatte, in Wirklichkeit erſtehen zu laſſen, das wurde ſein Ziel; dazu warf er ſich rückhaltlos in den heißen Kampf, und als er, vom Volk zum Deputierten gewählt, nach Berlin kam, donnerte er von der Tribüne in der Kammer die ſtolzen Worte herab, die nachher als Waffe gegen ihn gebraucht wurden: „Siegen wir, dann wehe euch, keine Gnade.“

Sein Freund und Schüler, Theodor Althaus, hat Kinkel charakteriſiert wie folgt: „Kinkel gehört zu den bis jetzt noch ſelten öffentlich hervorgetretenen Charakteren, die revolutionär werden, weil ſie im tiefſten und allein edeln Sinn konſervativ ſind. Der vulgäre, abſtrakte Konſervatismus iſt eine bloße Verneinung und ſtößt nach rechts und links alles von ſich, was das Individuum in einem geiſtigen, gemütlichen, materiellen Behagen zu ſtören droht. Der wahre Konſervatismus iſt eine tiefgewurzelte Treue gegen Vernunft und Freiheit in den philoſophiſchen, eine unwandelbare Liebe zur freien, geſunden Natur in den poetiſchen Charakteren. In der letzteren Reihe ſteht Kinkel. Sein Sozialismus iſt im edeln Sinne konſervativ. Seine ganze Natur proteſtiert gegen die öden Syſteme des uniformierten, bureaukratiſchen Kommunismus und der deſtruktiven Gleichmacherei, unter der das ewige Naturrecht der Individualität verſchwindet. Den einzelnen und die durch freie Neigung verbundenen Genoſſenſchaften ruft er zu eigener Tätigkeit auf: „Handwerk, errette dich ſelbſt!“ Sein ſozialiſtiſches Ideal iſt ein freier Organismus, deſſen Geſetze die Selbſtändigkeit des Individuums, die höchſte Ausbildung aller Arbeitskräfte und jedes Handwerks in ſeiner Eigentümlichkeit zum Zwecke haben. Der Handwerker ſoll auf eigenen Füßen ſtehen, ſtatt von den fabrikmäßigen Spekulationen des Kapitals ausgebeutet und erdrückt zu werden. Die ſoziale Geſetzgebung

ſoll es ihm möglich machen, ein Haus und eine Familie zu gründen und ein Meiſter und Lehrer ſeines Handwerks, ſtatt ein entreprenierender Kapitaliſt zu werden. Von dieſer Geſetzgebung hofft der Dichter dann eine Wiedergeburt der einzig edeln Erſcheinung des mittelalterlichen Zuſtandes, daß das Handwerk, ſo weit es ihm vergönnt iſt, hinüberreiche in die höhere künſtleriſche Tätigkeit und daß damit auch dieſe Lebensſphäre hinaufgehoben werde in die Lichtregion des Geiſtes und der Schönheit. Aber eben weil nicht alle Arbeit in ihrer Eigentümlichkeit dieſes Adels fähig iſt, muß allen der Stolz der republikaniſchen Freiheit, geiſtige Bildung und der Genuß des Schönen erreichbar gemacht werden, damit auch der Geringſte ſeines menſchlichen Daſeins ſo froh werde, wie ihm jetzt ſein Pariatum die Seele zum Staube niederdrückt. Die Romantiker ſchaudern vor der Republik, weil ihre beſchränkte Phantaſie eine Nivellierung der Kontraſte und Individualitäten und damit das Ausgehen des poetiſchen Stoffes fürchtet. Die geſunde Phantaſie des modernen Dichters ſchaut den Reichtum der neuen Welt, und er fordert die ſoziale Revolution, damit endlich die vollbefriedigte Luſt am Daſein die Seele der Poeſie neu belebe. Er weiß es, daß nur eine großartige neue Weltgeſtalt eine ihr ebenbürtige Poeſie aus ſich zeugen kann, die dann wahrhaft konſervativ ſein wird."

So dachten und hofften wir damals, 1848!

Daß Kinkel wirklich zur Tat ſchritt und als Bluſenmann die Aufſtände in der Pfalz und in Baden mitmachte, daß er gefangen und zum Tode verurteilt wurde, iſt bekannt. Die allgemeine tiefſte Teilnahme unterſtützte die verzweifelten Anſtrengungen Johannas, die ihn heldenmütig nicht zurückgehalten hatte, als er zum blutigen Kampf auszog, ihn zu retten. Eine Tochter Bettinas von Arnim warf ſich dem damaligen König von Preußen zu Füßen, um Kinkels Leben zu erbitten, und eine kleine Schrift, die Johanna veröffentlichte, ließ wohl kein fühlendes Herz ungerührt. Auf dem Richtplatz

vor den mit den Todeswaffen bereitſtehenden Soldaten wurde dem Gefangenen die Begnadigung zu lebenslänglichem Zellengefängnis und Wolleſpulen verkündet. In ohnmächtigem Schmerz erbebten alle edleren Menſchen, ſelbſt unter ſeinen Feinden, und heiße Tränen floſſen bei der Beſchreibung ſeines letzten Erſcheinens vor dem Gerichtshof in Köln, bei dem Leſen der tragiſch-edlen Rede, die er gehalten, nach der ſein Weib, die Schranken durchbrechend, ihm in die Arme geſtürzt war, ſo daß ſelbſt die feigen Schergen der Gewalt es nicht gewagt hatten, ſo erhaben Unglückliche zu trennen.

Nicht ohne tiefe Rührung konnte ich während vieler Jahre das Gedicht leſen, das Kinkel im Gefängnis zu Raſtatt niederſchrieb, als ihm ſein Todesurteil verkündet war, und deſſen Schlußverſe alſo lauten:

„So warf ich in den Opferbrand
Ein reichbekränztes Leben,
O Glück und Stolz, mein Vaterland,
Für dich es hinzugeben!
Der müden, ſchwielenharten Hand
Ein ſanftes Los zu werben,
Du vierter Stand, du treuer Stand,
Für dich geh ich zu ſterben.
Euch Armen treu bis in den Tod,
Für euch zur Tat entſchloſſen,
Fall ich ums nächſte Morgenrot
Vom kalten Blei durchſchoſſen.
So haltet mich in treuem Sinn,
O Meiſter und Geſelle;
Gedenke mein, du Näherin,
In deiner trüben Zelle;
Du Winzer, der am Fels der Ahr
Umſonſt die Gluten leidet,
Du arme Tagewerkerſchar,
Die fremde Garben ſchneidet —

Ich werde nicht vergeſſen ſein,
Du Jugend wirſt mich kennen
Und wirſt an meines Geiſtes Schein
Zum Freiheitsdurſt entbrennen;
Manch Frauenauge weint um mich,
Den Sänger ſüßer Lieder,
Als Gruß der Erde neigen ſich
Viel Blumen zu mir nieder.
Den letzten Gruß dir überm Rhein,
Du edles Volk der Franken;
Die Völker ſollen einig ſein
In Herzen und Gedanken.
Stehn ſoll, ſo weit auf dieſem Rund
Sich Aug' in Auge ſpiegelt,
Der ewige Bund, der Bruderbund,
Den euch mein Blut beſiegelt." —

So waren die Männer von 48! Deutſche Jugend, kennſt du ſie noch! Biſt du an ihrer Erinnerung zum Freiheitsdurſt entbrannt? Biſt du bereit, wenn der Tag des großen Kampfes wiederkommt, für die Erinnerung heiliger Ideale den Reichtum des Lebens in den Opferbrand zu werfen? Schlag an deine Bruſt, frag dich, und wenn dir ein trauriges Nein antwortet, ſo ermanne dich, denke, daß das Leben keinen Wert hat, wenn es nur nach vergänglichen Gütern ſtrebt, und ſchreibe auf deine Fahne: „Durch edelſte Kultur zur wahren Freiheit."

Leider iſt auch in Italien jener edlen Generation der Kämpfer für ein hohes Ideal der Freiheit eine Jugend gefolgt, die mehr nach irdiſchen als nach ideellen Gütern ſtrebt, und die ganze Form des öffentlichen Zuſtandes iſt weit entfernt von dem, was z. B. Mazzini für ein neuerſtandenes, einiges Italien geträumt hatte. Es iſt wirklich immer, als ob die Natur ſich erſchöpfte, wenn ſie den ideellen Trieb in einer Generation ſo ſtark und vorherrſchend hervorgebracht

hat und als ob dies Gebiet dann eine Zeitlang brach liegen müßte, gerade wie der Acker, der auch ruhen muß, um aufs neue hervorbringen zu können. Traurig ſtimmen aber mußte es den, der an Italiens Geſchicken warmen Anteil nahm und jene edlen Idealiſten gekannt hatte, zu ſehen, wie falſche Wege ſeine Politik und Neuorganiſation ging. Wie die eitle Sucht, plötzlich eine Großmacht zu ſein, es zu Ausgaben und Unternehmungen verleitete, die weit über ſeine Mittel und ſeine Kräfte gingen, während die innere Wohlfahrt und die Ordnung erwerbtätiger, ſtrebender Gemeinweſen vernachläſſigt wurden. Wie das ſo hochbegabte, liebenswürdige Volk in manchen Gegenden in beinah barbariſchen Zuſtänden, im äußerſten Elend, in Schmutz und Unwiſſenheit blieb und durch die hoffnungsloſe Armut zur Maſſen-Auswanderung getrieben wurde, oder durch den Schreck vor dem ungewohnten Militärdienſt und den ebenſo ungewohnten, ſchwer laſtenden Steuern in die Berge floh und ſich dort durch freie Benutzung der Güter anderer, d. h. durchs Räuberhandwerk, zu helfen ſuchte.

Sagte mir doch in einem politiſchen Geſpräch ſogar einer der bedeutendſten, aber durchaus konſervativen Staatsmänner Italiens (der jetzt auch ſchon längſt geſchieden iſt): „Ja, wenn die Menſchen die Geſchichte recht verſtänden, ſo müßten ſie immer zunächſt an die Wohlfahrt der Völker im Innern des Landes denken. Würde von den ungeheuren Budgets des Krieges, der Marine, der Steuereinnahmen uſw. nur die Hälfte für die innere Verwaltung verbraucht, ſo würde der allgemeine Wohlſtand in ſolchem Maße wachſen, daß ein Land dadurch allein ſchon mächtiger werden würde, als durch Furcht einflößende Heere.“ Dies aber ſagte mir ein Staatsmann, der lange an der Spitze der Verwaltung ſtand! Wie ſchwer muß es daher ſein, das einfach Vernünftige und Nahliegende im Staatsleben durchzuſetzen.

Wie hoch ſtanden daher die alten Inder, die ihre Könige nur prieſen, wenn ſie Wohltäter ihres Volkes waren und

nicht um der Gewaltmittel willen, die ſie in Händen hätten. Hierauf bezüglich fand ich eine treffliche Stelle aus dem Gâtahamâlâ des Arga Sûra, von J. S. Speyer überſetzt, die lautet wie folgt: „Unſer Monarch hat ſeine Macht durch ſeine Seelengröße erhalten. Seine Stärke beruht auf ſeiner Güte, nicht auf ſeinem buntgeflaggten Heer, das er nur hält, um der gewohnten Sitte nachzukommen. Redlichkeit iſt der Hebel ſeines Handelns, nicht die politiſche Weisheit, dieſe niedrige Wiſſenſchaft. Sein Reichtum dient ihm dazu, die Tugendhaften zu ehren."

Welch ſchöneres Programm des wahren Herrſchertums könnte man aufſtellen als dieſes, und wie weit ſteht unſere Zeit darin zurück, wo ſich die Stärke der Regierungen nur auf die koloſſalen, auch im Frieden ſtets zum Krieg bewaffneten Heere ſtützt, anſtatt ſich über die nationalen Grenzen hinaus die Hand zu reichen und den Völkerfrieden auf Gerechtigkeit und wahre Bildung zu gründen. Jawohl, der alte Inder hat recht, politiſche Weisheit, welch niedrige Wiſſenſchaft! In ihr Gebiet gehört der moderne Schwindel der Kolonialpolitik. Auch Italien wurde ja leider davon ergriffen und unter dem Miniſterium des ſchon alten, etwas hinfälligen Depretis ſiegte die Beredſamkeit Mancinis, eines trefflichen Rechtsgelehrten, aber unfähigen Miniſters des Äußeren, und brachte Italien dazu, nach Afrika zu ziehen und noch dazu nach Maſſaua, das zwar ein Hafen am Roten Meer, aber einer der heißeſten und unfruchtbarſten Orte der Erde iſt. Daß engliſche ſchlaue Politik dabei im Spiele war, merkte man hier nicht, man jubelte über dieſe erſte große Tat der jungen Großmacht; eine Freundin ſchrieb mir, ſie habe Tränen der Rührung vergoſſen, als ſie die Soldaten habe einſchiffen ſehen, um von dem Land, das Italien durch keinen Rechtsſpruch zugehörte, Beſitz zu nehmen, wie es nun ſeitdem, allem Menſchen- und Völkerrecht zuwider, immer häufiger von den großen europäiſchen Staaten geſchieht. Ich erlaubte mir damals ſchon nicht in den allgemeinen Jubel mit einzuſtimmen. Ich ſah um mich her in dem Land,

das ich liebe, kaum erſt die Anfänge einer vernunftgemäßen Organiſation, einer Ordnung der Dinge, die zu Wohlfahrt im Innern führen und die Grundlage einer neuen edlen Kultur werden könnte, und ich befürchtete gleich, daß dieſe Anmaßung, Kultur in die Ferne bringen zu wollen, während man ſelbſt noch ſo kulturbedürftig war, ſchlimme Frucht bringen würde, was ſich denn leider auch unter dem zweiten Miniſterium Crispis, durch deſſen noch viel größere Anmaßung, auf die allertraurigſte Art für Italien bewährt hat. — Seltſamere Kontraſte aber, als ſie in jener Zeit, beſonders in den achtziger Jahren, Italien darbot, hat kaum je ein modernes Land in der Geſchichte gezeigt. Während der als Einheit noch ſo junge Staat im Innern noch völlig ungeordnet, ſeine kaum gebildete Militärmacht ausſandte, um auf einem andern Kontinent Länder in Beſitz zu nehmen, auf die er keinen Anſpruch hatte, begab ſich inmitten dieſes jungen Staats, ſo recht in ſeinem Zentrum, in der kaum errungenen Hauptſtadt ſelbſt, ein Ereignis, das durch ſeinen Glanz das Recht ehrwürdiger Traditionen gegenüber der Anmaßung junger Eitelkeit ins hellſte Licht zu ſtellen befähigt ſchien. Es war der 30. Dezember 1887, der Vorabend der Messa d'oro, mit der der Papſt am 1. Januar in der Peterskirche die Feſte ſeines Jubiläums einweihen wollte. Rom wimmelte von Fremden, freilich zumeiſt geiſtlichen Standes, die ſich zu der hehren Feier eingefunden hatten; die Gaſthöfe waren überfüllt, die ärmeren Pilger wurden in Klöſtern und Hoſpizen einlogiert. Der Zudrang, um Billette zu erhalten, war ungeheuer, denn nur mittels ſolcher konnte man in das Gotteshaus gelangen. Zu Tauſenden kamen die Geſuche darum täglich in den Vatikan. Um dieſen und um die Peterskirche war ein Leben und ein Treiben, wie ſeit ſiebzehn Jahren nichts Ähnliches vorgekommen war. Ich hatte gerade eine Veranlaſſung, jemand aus der hohen Geiſtlichkeit im Vatikan aufzuſuchen und konnte mich mit eigenen Augen davon überzeugen. Es kam mir vor wie ein Märchen, wo in einem verzauberten Schloß plötzlich

der Entzauberer eintritt, und alles zu frischem, regem Leben erwacht. Scharen von Geistlichen aller Länder in den verschiedensten Trachten eilten geschäftig Trepp auf, Trepp ab. Die „Uscieri" in ihren malerischen Kostümen schienen wie in ferner Vergangenheit eingeschlafen, mit einem Ruck die Traumbefangenheit abzuschütteln und ihre Rolle mit Vehemenz wieder aufzunehmen, um den andrängenden Scharen zu wehren, die sich an den Türen einfanden, um zu den Audienzen zugelassen zu werden. Damen aller Art, Pilgerinnen, mehr alte als junge und mehr häßliche als hübsche, eilten dazwischen umher; hohe Prälaten mit ihrem Gefolge belebten noch das bunte Bild. In den Straßen, die nach St. Peter führen, war kaum durchzukommen, die Wagen in ununterbrochener Reihe sich folgend, mußten Schritt fahren. Die ganze Basilika war schon seit Tagen dem Publikum verschlossen, um die Vorkehrungen im Innern zu treffen. Doch fehlte es bei all dem erwartungsvollen Leben auch schon nicht an Verstimmungen und Klagen aller Art, und das römische Volk fing an zu murren, daß man ihm den Eingang zu seinem Gotteshause wehren wolle, in das es sonst so gut frei eintreten konnte, wie die Reichen und Begünstigten. Es waren daher von seiten des Kriegsministeriums mehrere Kompagnien Soldaten beordert, die auf dem Petersplatz Kordon bilden sollten, um bei etwaigen Unordnungen einzuschreiten. Schon dieses ein seltsames Schauspiel: das Fest des entthronten Herrschers beschützt von den Soldaten des Usurpators!

Vor 1870 würde eine solche Festlichkeit, ein solches Zusammenströmen der Gläubigen aus allen Weltteilen, mit Geschenken beladen, um sie dem Oberhaupt der Kirche huldigend darzubringen, nichts Außerordentliches gehabt haben. Aber nun war es anders geworden, und der Beobachter konnte nicht umhin, seltsamen Gedankengängen Raum zu geben. Hätte diese Feier einzig der ehrfurchtgebietenden Persönlichkeit eines Greises gegolten, den das Geschick an die Spitze einer universellen, geistigen Gemeinschaft erhoben hatte,

ſo wäre die Sache immerhin noch ungewöhnlich, aber doch bei weitem einfacher und ohne die ſeltſamen Kontraſte geweſen, die jetzt dabei zutage traten. Während drüben im Quirinal der König des noch ſo jungen Königreichs Italien die Neujahrswünſche von ſeiten ſeiner Staatsbeamten und der bei ihm beglaubigten Geſandten entgegennahm, feierte der, den er ſeiner irdiſchen Macht entſetzte, ein Feſt, deſſen univerſelle Bedeutung nicht zu verkennen war. Dieſe aus allen Ländern herbeigeeilten Verehrer und Bekenner einer Kirche, deren Oberhaupt alles galt, dieſe koſtbaren Gaben, deren Menge die koloſſalen Räume, die dafür bereitet waren, kaum faßten, dieſe Ertrageſandten aller gekrönten Häupter, ob katholiſch oder nicht, die auch mit vollen Händen kamen, waren das nicht alles Zeichen, daß wir es hier noch immer mit einer Weltmacht zu tun hatten, gegen die das verlorene „potere temporale“ nur ein verſchwindend kleines Gewicht behält?

Vielleicht war dieſer Gedanke Papſt Leo XIII. auch aufgeſtiegen, als er von ſeinem Königsſitz im Vatikan auf das Gedränge niederſchaute, das den ſo lange verödeten Petersplatz belebte. Und wohl ihm, wenn er verſucht hätte, dieſem Gedanken volle Wirklichkeit zu geben, wenn er freudig der irdiſchen Krone entſagt hätte, um ſich allein die geiſtige Krone aufzuſetzen, deren Glanz heller ſtrahlen würde, als die Diamanten der Tiara. Dann würde die Verſöhnung mit dem König drüben im Quirinal, der jetzt der einzige iſt, der ihm nicht huldigen kann, eine Möglichkeit, und der peinliche Konflikt, in dem die italieniſchen Patrioten, die noch an der Kirche hängen, ſich befinden, wäre gelöſt. Würde das die Folge dieſes Feſtes ſein, wer würde es nicht als den Anfang einer neuen vernunftgemäßeren Zeit begrüßen, wer würde Leo XIII. nicht als einen der größten Päpſte ehren, die je gelebt?

Aber leider ſah das Ganze mehr aus wie ein Fehdehandſchuh, den man dem abtrünnigen Italien hingeworfen hatte. Es war zu viel Oſtentation dabei, um es als ein bloßes

Familienfeſt der katholiſchen Chriſtenheit zu betrachten. Und gerade in dem Augenblick, welch ſchmerzlicher Kontraſt für die Italiener! Während hier in der Hauptſtadt dies glänzende Feſt des vertriebenen Herrſchers gefeiert wurde, mußten drüben im heißen Afrika die jungen Söhne des neu gewonnenen Vaterlands für einen großen politiſchen Fehler, im Kampfe mit wilden Horden, ihr Leben einſetzen, und während ſich im Vatikan Millionen anhäuften, mußte das finanziell ſo ſchlecht beſtellte Land Millionen hergeben, um einen mörderiſchen Krieg, der wenig Ehre und noch weniger Nutzen verſpricht und nur von der beſchränkten Eitelkeit und maßlos ehrgeizigen Herrſchſucht einiger einzelnen in Szene geſetzt worden iſt, durchzuführen. Dieſe Betrachtungen drängten ſich dem Beobachter auf, wenn er auf das bewegte Leben dieſer Tage niederſah, und wer Italien liebt, konnte ſich der Wehmut nicht erwehren, die ſeine zweifelhaften, ſo ſchlecht geleiteten Geſchicke hervorrufen.

Gedachtes

Es gibt Naturen, die am Fortſchritt der Geſellſchaft arbeiten können, indem ſie alle Vorurteile ſchonen, die Sachen nur halb beim Namen nennen und ein wenig nachgeben, um ein weniges zu erlangen. Dieſe übrigens ganz ehrlichen Naturen tun ihre Arbeit und ſie hat ihren Nutzen. Aber es gibt andere, die von der unwiderſtehlichen Logik der Überzeugung vorwärts getrieben, ſich beſtimmt ausſprechen müſſen; gelingt es ihnen auch nicht, ihr Ideal zu verwirklichen, ſo erringen ſie doch für dieſes die Sympathie energiſcher Charaktere, und zum wenigſten ſind ſie ſelbſt ein lebender Proteſt gegen die verſteinerten Formen, die den lebendigen Geiſt nicht mehr enthalten.

Jedes reine, tiefe Gefühl hat in ſich eine ſolche Unſchuld, daß der Gedanke nicht kommt, man könne es verkennen. In

der wahren Liebe der Frau vereinigt ſich alle Zärtlichkeit der Mutter, Schweſter, Freundin, und wenn die Frau ihren heiligen Schmerz um die nun erloſchene Neigung, die ihr einſt gewidmet war, ſtolz in die Tiefe ihres Herzens verſchließt, ſo bleiben die Mutter, Schweſter, Freundin, um dem, deſſen Andenken noch immer teuer iſt, helfend und tröſtend beizuſtehen, wenn das Schickſal Schweres über ihn verhängt.

Dem charaktervollen Menſchen iſt es ein Bedürfnis, ein Ziel feſt ins Auge zu faſſen und es mit Konzentration aller ſeiner Kräfte zu verfolgen. Dann erſt entfaltet ſich ihm der ganze Reichtum ſeiner Befähigung, auch alles andere zu verſtehen und in alle Gebiete des Lebens denkend hinüber zu blicken. Er hat dann, wie Archimedes, den einen Punkt gefunden, von dem aus er die Welt aus ihren Angeln hebt. Dem Genius zeichnet die eigene Natur das Ziel in Flammenzügen vor; ihm iſt die Mühe des Suchens erſpart und nur die Hinderniſſe, die Welt und Verhältniſſe ihm in den Weg legen, machen ihm das Verfolgen ſeines Ziels oft zur Qual; zwingen ſie ihn, dieſem Ziel zu entſagen, drängen ſie ihn gewaltſam aus ſeiner Bahn, ſo iſt es Tod und Vernichtung für ihn. Die von der Natur minder reich Begnadeten müſſen ſuchen, bis ſie den wahren Punkt finden, von dem aus ihr Weſen ſich in Einheit und Mannigfaltigkeit zugleich entfalten und die Blüte ſeiner ſelbſt erreichen kann. Von dieſem Punkt verdrängt zu werden, iſt ein unausſprechliches Leiden, ja ein verzehrender Schmerz. Manche gehen daran unter, und die Starken, die ihn überleben, tragen doch den Schmerz der Wunde mit ſich durch das Leben.

Ein geiſtvoller Freund meinte, die Weisheit der Könige ſei W a r t e n. Ich denke, ſie müßte vielmehr Vorausſehen und Vorausſorgen ſein. Immer Präventivmaßregeln in der Erziehung wie in der Politik. Sind die Repreſſivmaßregeln

erſt nötig, dann iſt es ſchon zu ſpät, der rechte Augenblick iſt verſäumt.

Wenn der Wille im Sinne Schopenhauers als ungeſtümer Drang zum Daſein und nimmer zu befriedigendes Streben nach Genuß, durch das Läuterungsfeuer der Erkenntnis durchgegangen und nun, ſich ſelbſt beherrſchend, erlöſter Wille geworden iſt, der, aus Mitleid entſagend, die höchſten Seelenfreuden opfern und über dem Schmerz, mit vollem Bewußtſein von deſſen Bedeutung und dem Unerſetzlichen, was verloren geht, — ſtehen kann — dann iſt der Widerſpruch zwiſchen der chriſtlichen und der naturaliſtiſchen Anſchauung von der Freiheit oder der Gebundenheit des Willens gelöſt, denn dann hat ſich der gebundene Wille zur Freiheit der Selbſtbeſtimmung erhoben, dann iſt der Menſch wirklich frei.

Eine ſehr katholiſche Dame ſchrieb einem uns gemeinſamen Freund, es habe ſie gefreut, mich kennen zu lernen, obgleich uns Welten trennten. Immer die Beſchränktheit des orthodoxen Standpunkts, einerlei, ob religiös oder politiſch. Welten trennen nur zwei Gegenſätze: das Gute und das Böſe, und nicht einmal die ganz, denn auch im Guten iſt zuweilen noch ein Teilchen Böſes und faſt in allem Böſen noch ein Teilchen Gutes.

Es wurde heute abend darüber geſtritten, ob man ſich vor der Güte beugen ſolle. Die meiſten der Anweſenden ſagten nein, ſie verwechſelten offenbar Güte mit Gutmütigkeit. Vor der Güte aber, die nicht bloß eine Naturgabe und mit Schwäche verwandt, ſondern das Ergebnis höchſter Bildung, das letzte Wort des individuellen Kulturkampfes iſt — vor der Güte muß man ſich beugen. Sie iſt das ſelbſt errungene Adelsdiplom der Seele, ihr allein ſteht das Recht zu, im ſittlichen Leben zu richten, denn ihre

Milde wird nie Schwäche, ihre Strenge nie Ungerechtigkeit ſein.

Ich liebe die Einſamkeit über alles, auch die zu zweien, ja ſelbſt noch zu dreien, wenn es die Rechten ſind; aber die zu hunderten iſt ſchrecklich melancholiſch; dann fühlt man ſich troſtlos allein, ausgenommen in den Momenten, wo die Hunderte von einem gemeinſamen, großen, begeiſternden Gefühl entflammt werden. Doch wie ſelten ſind die!

Ich glaube, daß eine liebevolle Anhänglichkeit der Dienſtboten, durch Wohlwollen von ſeiten des Herrn erzeugt, nicht nur möglich, auch ſehr wünſchenswert iſt. Daraus entſpringt das humanſte Betragen von beiden Seiten und der willigſte Gehorſam der Dienenden. In dem Verhältnis zu den Dienſtboten hat ſich in neuerer Zeit ſo viel verändert; die patriarchaliſchen ſowie die ſklaviſchen Zuſtände ſind vorbei. Der Diener will jetzt als Perſönlichkeit reſpektiert ſein. Es verſteht ſich, daß er es durch ſein Betragen verdienen muß, wird er es aber nicht, ſo iſt meiſt die Korruption des Charakters die Folge, die niedrigere Natur rächt ſich für erlittene Demütigungen durch Betrug, geheimen Haß gegen den Herrn oder Spott über ihn.

Wenn die völlige reine Reſignation, die Verneinung des Willens zum Leben (im wahren Sinne Schopenhauers) erreicht ſchien und es erwacht dann doch noch einmal eine neue Liebe mit aller Sehnſucht, allem innigen Verlangen, dann wird der Schmerz der notwendigen Entſagung wie ein Zucken der bereits frei geweſenen Seele, die noch einmal in die Unruhe des Willens zurück muß. Aber es iſt ſchon ein beinah verklärter Schmerz, denn hinter ihm leuchtet bereits die Gewißheit des Sieges und die Krone des Überwinders.

Welch ein wunderbares Erleben! Gequält war ich vom Schmerz der Trennung, vom Gedanken, die Stunden des

Zuſammenlebens nicht voll genoſſen, nicht genügend ausgefüllt zu haben, der Gegenſeitigkeit der reinen Zuneigung nicht völlig ſicher zu ſein — endlich ſetzte ich mich zur Arbeit und — ſiehe da! — ſchöpferiſche Gedanken ſtrömten mir in Fülle zu, und ich war erlöſt, der Schmerz war verſchwunden, alles Fehlen und Verſäumen war ausgelöſcht; es blieb nur ein innigſtes Gedenken, ohne Reue, ohne Sehnſucht und das troſtvolle Bewußtſein, daß auch dies edle Gefühl ein ewiger Beſitz ſei. Über dem allem aber ſchwebte beſeligend das Wiederfinden mit mir ſelbſt, das höchſte wahre Glück, Schöpfer zu ſein, das ſchon die Einkehr in das Univerſelle iſt.

Die alltäglichen Menſchen fragen immer: „wozu führt das?“ Als wenn eine vornehme Seele ſich immer mit dem Krämergedanken der endlichen Zahlung abgeben könnte! Im edelſten Sinne glücklich geweſen zu ſein, wenn auch nur wenige Stunden, iſt beſſer als ein ordinäres Rechenexempel mit dem Leben abſchließen, um gut verſorgt zu ſein, und der Schmerz, den man nachher leiden muß, iſt erhabener und fördernder, als alle zum äußeren Ziel gelangte Philiſterhaftigkeit.

Freundſchaft kritiſiert nicht in der Stunde des Leidens, ſagt nicht nüchtern verſtändig „wenn du es ſo oder ſo gemacht hätteſt“, ſondern öffnet einfach die Arme und ſpricht: „Ich frage nicht, ich urteile nicht, hier iſt ein Herz, daran ruh aus.“ Ja, wenn man immer im voraus wüßte, wie man handeln müßte, dann gäb es keinen Irrtum. Die Freundſchaft rät und warnt *vorher*; *nachher* liebt ſie, das nur iſt die echte; die falſche macht es umgekehrt.

Das ſittliche Leben des Staats hat aufgehört, wenn ſich das Individuum nicht mehr frei entwickeln und ſeine Meinung zur Geltung bringen darf. Ein Staat, deſſen ſittliches Leben untergegangen iſt, muß notwendig ſelbſt untergehn. Dieſelbe ſittliche Forderung gilt, wie im Staat, ſo auch in

der Familie. Das Individuum muß in ihr ſeine volle ſittliche Freiheit haben dürfen, ſonſt iſt auch die Famile nur ein zufälliger, äußerer Verband, nicht vom Bewußtſein anerkannt und in ſeiner Autorität beſtätigt. Man kann ſich einem ſolchen Staate, einer ſolchen Familie unterwerfen, gut! dann hat man gewählt, oder man fühlt und erkennt, daß das Recht der individuellen Freiheit erkämpft werden muß, und dann wird man Revolutionär. Zwiſchen beiden ſteht der Indifferentismus, der das eine und das andere Extrem von ſich abweiſt, und indem er das Vorhandene ohne weiteres gehen läßt, ſich einbildet, er allein habe das Stetige, Unveränderliche. Stetiges, Unveränderliches aber gibt es nicht. Das einzig Ewige iſt die unausgeſetzte Entwicklung und Veränderung des einfachen Atoms zu immer neu zuſammengeſetzten, reicheren Kombinationen in der Natur bis zur Ausbildung ihres höchſten Organismus, der zum Geiſt befähigt iſt und ſich zu ihm entwickelt. Aber auch hier beginnt dieſes ewige Vorwärts von neuem. Vorwärts drängt der ſchaffende Gedanke und beginnt den Kampf, wo immer man ihm Ketten anlegen und ihn aufhalten will. So zieht ſich ein roter Faden der Entwicklung durch die Zeiten. In den Maſſen bewegt ſich der ſchaffende Geiſt nur erſt als unklares Gefühl, aber die Individuen, die den Prozeß des Denkens für die Maſſe durchmachen müſſen, geben ihr das Reſultat, und in ihm erkennt ſie ihr unklares Gefühl und wird ſich deſſen bewußt. So werden zuletzt auch die Maſſen Träger des Gedankens und erlangen dann erſt ihr menſchliches Vorrecht und ihre Würde.

Freiheit und Notwendigkeit laſſen ſich in Beziehung auf die Individuen ungefähr ſo beſtimmen: *als Individuum* iſt es der Notwendigkeit unterworfen, als *Erſcheinung* dem Satz vom Grunde, als *Ding an ſich* iſt es im Reich der Freiheit.

Auf der Inſel Capri ſchrieb ich einſt (im Jahre 1864, wo ich daſelbſt mit den zwei Töchtern Herzens weilte): hier hat man ein Vorgefühl davon, was das Leben ſein könnte, wenn der Menſch entweder ewig unſchuldig und unbewußt, wie die Natur, geblieben wäre, oder wenn ſein Bewußtſein nicht die ſchreienden Widerſprüche des Lebens und die dunkle Sphinx der Zukunft begegnen müßte, vor deren ungelöſtem Rätſel er peinvoll ſtill ſteht. Glücklich diejenigen zum wenigſten, durch deren Herz jenes Vorgefühl zuweilen zieht, in den Illuſionen der Jugend gleich einem wonnigen Morgentraum, im ſpäteren Leben, gleich einer wehmütigen Melodie aus einer fernen metaphyſiſchen Welt. Laßt uns unſer Leben betrachten! verſöhntes Leid iſt ein Schatzgräber, der verborgene Tiefen öffnet, in denen edle Metalle ruhen. Die Leichtlebigen, oberflächlich Glücklichen, finden dieſe Tiefen nicht und deshalb erfahren ſie nie die blitzartigen, plötzlichen Erleuchtungen, die uns auf Augenblicke ein fernes geſegnetes Ufer zeigen, nach dem wir uns ewig als Pilgrime fühlen. Für uns haben Formen und Farben, Töne und Melodien noch einen anderen Sinn als bloße Augen- und Ohrenweide; uns ſind ſie die Befriedigung der Sehnſucht nach dem Ideal, die uns in einer verkrüppelten ſchönheitsloſen Welt zur Qual wird, die aber in ſchönen Bildern, wie die Natur ſie hier bietet, ihren Widerſchein findet. Was eine Roſe dem Sterbenden ſein würde, die ihm die entſchwundenen Frühlinge ſeines Lebens zurückrief, das iſt dieſe Natur der Seele, wenn die irdiſche Jugend entflohen iſt. Wenn unſere Seele ein Ton wäre in dieſer herrlichen Harmonie von Licht, Luft, Farbe und Form, dann würde das Rätſel gelöſt ſein; wir wären dann nur der Mittelſatz in einer einzigen großen Symphonie des Daſeins, das in den drei großen Abteilungen von Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, ſein endloſes Gedicht, ſeine Divina Commedia durch alle Ewigkeit feiern würde. Aber da liegt die Frage. Es iſt der Natur nicht gelungen, den Menſchen dieſer ſchönen Erde wert zu bilden; daher kommt die Qual der Beſſern,

die dunklen Fragen, „die brechenden Wellen und die komiſchen Gebärden“. Ja, das iſt es, die Menſchen ſind nicht gut genug. Wenn ihre häßlichen Leidenſchaften nicht wieder jeden idealen Aufſchwung einer Epoche entſtellten, ſo müßte die Vergangenheit nicht gleich einem Geſpenſt, wie ſo oft, vor uns ſtehen, ſondern wie ein teures Grab, von dem wir Weisheit und Tugend lernen würden, bis wir uns ſelbſt der Vergangenheit zugeſellten mit der tröſtenden Gewißheit, einen reichen Vorrat von Edelmut und Größe der Nachwelt gelaſſen zu haben. Aber unſere ganze Ziviliſation begünſtigt noch zu ſehr die Beſtie in der Menſchheit, die Entwicklung der wilden Inſtinkte, anſtatt den Menſchen ſchon früh zu Maß, Reſignation und Verſtändnis der wahren Schönheit anzuleiten.

Doch die Natur brauchte auch unermeßliche Epochen, um die Erde zu einem Paradieſe, teilweiſe wenigſtens, zu geſtalten; vielleicht gelingt es ihr in ferner Zeit, die Bedingungen hervorzubringen für die Möglichkeit einer idealen Exiſtenz künftiger Geſchlechter, wenn wir längſt mit den Ruinen unſerer Zeit ruhen. Unſer Troſt wird es ſein, daß wir nicht als ein bloßes Foſſil in dem großen Laboratorium der Natur gebraucht wurden, ſondern daß jene Kraft in uns tätig war, die nach den Höhen ſtrebt, die Schönheit begreift und liebt.

Beim Tod des Kaiſers Friedrich war wieder einmal das Walten des Weltdämons offenbar; erſt die Möglichkeit einer menſchlichen Vollkommenheit auf dem Thron, wie ein verlockendes Spiegelbild, das die ſchönſten Hoffnungen weckt und dann im Hohn des tragiſcheſten Endes verſinkt, damit man inne werde, daß Ideale nur gleich Meteoren vorüberziehen, um uns die Tantalusqual der fruchtloſen Arbeit der Weltverbeſſerung deſto beſſer fühlen zu laſſen.

Einer der angenehmſten Zuſtände im Leben, voll Stimmung, Grazie und Poeſie, iſt der einer wechſelſeitigen, zarten, unausgeſprochenen aber erratenen Neigung, ohne hef-

tiges Verlangen, ohne allen Anſpruch, nur ein freundliches Wogen von Herz zu Herz, Blicke von Wohlwollen leuchtend, zarte Aufmerkſamkeiten, inniges Mitempfinden und Freude an dem Weſen des andern. Selbſt das Leid der Trennung hat dann etwas wehmütig Schönes, ein ſanftes Ausklingen, ein reueloſes Vermiſſen, wie die Stimmung, die uns nach einem ſchönen Sonnenuntergang bleibt.

Eine Dame meinte, man müſſe doch nicht bloß mythiſche Typen ewiger Geſtalten zum Gegenſtand der Kunſt machen, ſondern auch *wirkliche* Menſchen. Mir fällt bei derartigen Behauptungen immer die Diſputa von Raffael ein, unten die Diſputierenden, um den Wortlaut Streitenden, wiſſenſchaftlich *Wirklichen*, die nicht ſehen, wie oben das große Myſterium Wirklichkeit geworden iſt, wie erſt die vom Schein Erlöſten die *Wirklichen* geworden ſind. „Das Unzulängliche hier wird's Ereignis."

Wie ſeltſam iſt es, daß das Auseinanderkommen mit Menſchen, die uns im Umgang ganz angenehm waren, weiter kein tiefes Bedauern zurückläßt. Die Welle trägt ſie fort, als wären ſie nie dageweſen, während dagegen ein Bruch mit ſolchen, mit denen der ewige Kern unſeres Weſens, das, was wir *eigentlich* ſind und hoffentlich bleiben werden, berührt wurde, den Schauder des Vergänglichen über uns bringt und den Schmerz, für den es keine Verſöhnung gibt. Im Alter, wo dieſe Tiefe der Seelengemeinſchaft faſt abgeſchloſſen iſt wie ein Tempelheiligtum, in deſſen inneren Kultus kein profanes Auge mehr dringt, wo wir nach außen nur das ruhige Wohlwollen haben, das gerne gibt und dankbar empfängt, ohne daß es den Frieden jenes Heiligtums ſtört, erſchließt ſich da noch einmal die Tempelpforte, ſo erklingen ſolche ewige, erhabene Harmonien, daß jeder weltliche Mißton zur tiefſten Pein wird. In der geheimen Gewißheit jenes ewigen Zuſammenhanges ſcheint das ganze äußere Leben leicht und dem ähnlich, das wir mit

anderen führen. Drängt ſich aber ein Mißton hinein, ſo bildet ſich eine ſchmerzliche Schranke, die mit den Gleichgültigen nicht vorkommt.

Bei Gelegenheit der Unterhaltung mit einer Spiritiſtin fragte ich, ob das Unſterblichkeit ſein könne für einen denkenden Geiſt, in einer geſpenſtiſchen Form, als ein Schatten ohne Inhalt, ohne Weſen, ein zielloſes Daſein zu führen? Die Vorſtellung von übermenſchlichen Exiſtenzen, die in untätiger Seligkeit feiern, wäre es eine wünſchenswerte Fortſetzung des ſtrebenden, kämpfenden Menſchendaſeins, das, wenngleich dem Geſetz alles Zeitlichen in ſeiner einzelnen Erſcheinung verfallen, dennoch rufen kann: „Tod, wo iſt dein Stachel?“ Denn wir wiſſen es ja, daß es keinen Tod gibt, daß jedes Atom des zerfallenden Körpers der Stoffwelt wieder ein Keim neuer Geſtalten, neuer Schöpfungen wird und daß ebenſo jedes bedeutende Wort hoher Geiſter, jeder Gedanke, der eine neue Saite im Menſchenleben tönen macht, jede reine, fruchtbringende Tat, unverloren ſind in der Ewigkeit des Daſeins; daß in einer unendlichen Kette neue Gedanken, neue heilige Empfindungen, neue Taten ſich daran reihen und, während das einzelne der Erſcheinung ſtirbt, das unſterbliche Ganze bilden, den Geiſt der Welt, der über denen ſteht, denen er als Blüte entſtieg. So ſteht der Menſch der neuen Zeit dem Tod gegenüber. Der Notwendigkeit, dem Schickſal der Erſcheinung unterwerfen wir uns, indem wir die ſchweren Bedingungen, die uns dieſe Ergebung auferlegt, anerkennen. Das iſt der Schmerz, den wir als die wirklich Entſagenden auf uns nehmen mit der Gewißheit, dennoch nicht umſonſt gelebt zu haben. Zu wiſſen, daß der Geiſt über uns hinwegſchreitet zu vollendeteren Schöpfungen, zu reineren Siegen, haben wir einen anderen Anſpruch an Seligkeit als dieſe Gewißheit?

Iſt es denn ſo ſchwer zu begreifen, daß die Freiheit das ſtärkſte Geſetz iſt? Die Kinder dazu erziehen, die Völker ge-

wöhnen, dies zu begreifen, damit wäre eigentlich die ganze Aufgabe der Kultur erfüllt. Die Familie und der Staat würden dadurch ihre wahre beglückende Form finden, während die gewalttätige Autorität ewig die Empörung an ihrer Tür findet.

Die Natur, ehe sie in den Dualismus von Begierde und Erkennen eintritt, ist unschuldig und objektiv schön. Die Pflanzen- und Steinwelt kennt keine Begierde, hat auch keine Erkenntnis, ist deshalb ohne Schuld und ohne Erlösung, deren sie nicht bedarf; sie ist im Zustand des Paradieses, braucht das erkennende Subjekt nicht, ruht in ihrer eigenen Vollkommenheit, gehorcht einfach den Naturgesetzen, unbekümmert, ob sie von einem Subjekt erkannt und genossen wird. Sie ist daher an sich schön wie das Ding an sich, das sich in ihr, ungeteilt in Wille und Vorstellung, ausspricht. Mit dem Tier tritt der Dualismus zwischen Begierde und Erkennen ein. Mit ihm entsteht das Subjekt, das Individuum, das für sich empfindet, leidet und erkennt. Nur ist im Tier die Begierde, also der Wille auf seiner niedrigsten Stufe, als bloßer Trieb zum Leben, das Überwiegende. Das Erkennen ist noch gebunden, daher kann weder von Schuld noch von Erlösung die Rede sein; das Subjekt geht noch ganz in der Gattung auf und trennt sich erst in den höheren Tieren merklich von ihr. Es ist dann ein unseliger, grausamer Zustand, und die wehmütigen Augen kluger Hunde sagen es deutlich genug. Erst im Menschen gelangt das Subjekt zu seinem vollkommenen Ausdruck. Er hat die Fähigkeit, das Erkennen über die Begierde siegen zu machen, sein ist die Schuld und sein die Erlösung. Daher scheint er sich selbst Mittelpunkt des Daseins. Weil sich in ihm, wie in einem Brennpunkt, alle Strahlenbrechungen des Dingsansich, die gebundenen und entbundenen Formen der Erscheinung, vereinigen, kann er glauben, daß er als erkennendes Subjekt erst die Welt zu dem mache, was

ſie iſt, für ihn wird ſie erſt Welt, indem er ſie erkennt. Der Wille erkennt ſich überhaupt erſt, indem er ſich ſelbſt Vorſtellung wird, ſich in Subjekt und Objekt ſcheidet, dann erſt tritt auch der Begriff von Schuld und Erlöſung im höheren ethiſchen Sinne ein.

Gemein wird die Welt mit dem Eintritt des Dualismus von Begierde und Verlangen auf der einen, und Erkenntnis und Kraft der Entſagung auf der anderen Seite. Daher iſt das Tier noch nicht gemein, es kann nur wollen, nicht erkennen, ſich beherrſchen und entſagen, ſein Wollen iſt daher unſchuldig. Die Luſt iſt das Höchſte, wozu der bloße Wille zum Leben ſich aufſchwingt. Weil er aber ein höheres ethiſches Vermögen, wenn auch unbewußt, in ſich hat, befriedigt ſie ihn nicht; der Grund liegt darin, daß ſie ſich nur in vergänglicher Erſcheinung befriedigt, daher kommt aus ihr nur Reiz zu neuer Luſt, bis ſie endlich überſättigt an ihrer eigenen Vergänglichkeit ſcheitert und im Ekel endet. Ihr gegenüber tritt auf der höheren Stufe der Entwicklung die ſchöpferiſche Luſt ein und zeigt ſich als höchſte, immer ſteigende Luſt am Unvergänglichen, als Genuß, der in Wonne endet, anſtatt im Ekel. Das Ganze iſt klar: dort iſt es der Wille als ſinnliche Erſcheinung, der ſinnliche Befriedigung ſucht, vergängliche Zeugung. Hier iſt es der ſich erlöſende Wille mit der Erkenntnis vermählt, der Unvergängliches erzeugt, daher befreiend, befriedigt.

Daß die Welt einer neuen Religion bedarf, iſt kein Zweifel. Die alten Religionen haben ſich ausgelebt; das weltliche Machtbedürfnis, das potere temporale auf allen Gebieten, hat das Übergewicht erhalten über den Geiſt, der zu „höheren Sphären erhebt", und anſtatt die Menſchheit in Frieden und Liebe zu einen, führt die Verſchiedenheit der Bekenntniſſe ſie zu Haß und Streit und zum Raſſenkrieg. Die neue Religion ſollte die Religion der menſchlichen Würde ſein. Der Menſch müßte F r e u d e daran haben, ſich zu einem ſitt-

lichen Weſen auszubilden, aus ſich ſelbſt ein ſchönes, harmoniſch entwickeltes Kunſtwerk zu machen. Je höher ſeine ſittlichen Beſtrebungen ſich ſteigern, je ſchwerer werden freilich die Kämpfe ſein, die die unüberwundenen Leidenſchaften und die Mächte des Böſen heraufbeſchwören, aber je ſtandhafter wird auch die Seele um Löſung der ſittlichen Probleme ringen, um die Herſtellung der inneren Einheit, die aus den Tiefen des Kampfes auferſteht zu neuem Streben, die in den tödlichen Schmerzen neue Kraft zum Leben gewinnt. Dieſe Siegesmomente ſind es dann, wo ſich der niedere irdiſche Raum zum Tempel wölbt, wo das Götterbild, das jedes ſittliche Weſen im Herzen trägt, auf ſein Piedeſtal ſteigt, in der tiefen Verſchwiegenheit der eigenen Seele und mit Götterruhe auf das beſänftigte Meer der Gefühle ſieht. Das ſind die Augenblicke des wahren Gebets, d. h. der Erkenntnis jener Kraft, die in uns ruht und die allein uns zum Menſchen macht. Es iſt dies wie die Trauer und das ſchmerzliche Ringen des Künſtlers, ſo lange er noch dunkel nach ſeinem Ideale ſucht, der aber, wenn er es gefunden hat, wenn er es ſtrahlen ſieht in reiner, von allem Zweifel befreiter Schönheit, die heilige Seligkeit der Erfüllung empfindet. Es iſt der Gottmenſch, der geboren wird in der Stunde, wo das irdiſche Geſchöpf ſich durch ſeine Wahl zum ſittlichen Adel ſeines Daſeins erlöſt hat.

Fürchtet euch nicht vor dieſer Religion! Sie erſt wird die Erde zu einem Wohnplatz wahrer Menſchen machen; ſie iſt die einzige, dauernde Löſung aller Konflikte, denn der Kampf der Leidenſchaften wird nicht ausbleiben, aber ſeine Löſung wird die richtige werden in den Naturen, denen ſittliche Vollendung Religion geworden iſt. In der heißen Schlacht der Schmerzen erlöſen ſie ſich ſelbſt, unter bitteren Qualen gekreuzigt, auferſtehen ſie in neuer Jugend und Unverletztheit der Seele, und der Schmerz wird zur Kraft und zeugt edlere Taten, reinere Liebe, hellere Gedanken als zuvor. Willſt du dieſe Religion der ewigen Selbſterlöſung nicht verſtehen, Welt?

Eine ſchöne Überraſchung

Ich bedurfte bei Abfaſſung meines Romans „Phädra“ einer Schilderung Korfus, das ich leider nicht ſelbſt geſehen habe, und erinnerte mich dabei, vor mehreren Jahren Beſchreibungen der Joniſchen Inſeln in der Augsburger Allgemeinen Zeitung geleſen zu haben, die mir einen bleibenden Eindruck hinterlaſſen hatten, ſo daß ich danach zu ſuchen anfing, bis ich ſie endlich zu einem Band vereinigt mit dem Titel „Odyſſeiſche Landſchaften“ vom Freiherrn Alexander von Warsberg wiederfand. Es erſchien mir dies Buch als ein wahres Muſter der Reiſeliteratur und erfüllte mich mit Sympathie für den Autor, deſſen Seele mir aus dieſen Blättern ſprach und deſſen hohe klaſſiſche Bildung neben dem Reiz poetiſcher Naturanſchauung zugleich ernſte Belehrung gewährte. Doch lag mir der Gedanke fern, daß ich jemals zu dieſer Perſönlichkeit eine Beziehung haben könne, da ich nach eingezogener Erkundigung erfuhr, daß er weit ab in einer Mitte lebe, die fern von allen mir befreundeten oder erreichbaren Kreiſen war. Um ſo größer war mein Erſtaunen, als ich einige Zeit nach dem Erſcheinen dieſes Romans einen Brief mit dem Poſtſtempel „Korfu“ und der Unterſchrift „Alexander v. Warsberg“ erhielt, der alſo lautete:

„Ich bin ein ſchlechter Romanleſer, und nun gar deutſche Romane nehme ich kaum je zur Hand. Da ich vor drei Wochen in Wien war, forderte mich aber mein Buchhändler auf, doch einen Blick in die drei Bände der Phädra zu werfen, weil er meinte, ſo wie ich ihm ſeit langen Zeiten bekannt geworden bin, würde ich darin eine Menge Ideen finden, die er ſeit Jahren von mir gepredigt höre. Auf der See, zwiſchen Trieſt und Korfu ſchwimmend“ (Herr v. Warsberg war zu der Zeit öſterreichiſcher Konſul in Korfu), „habe ich denn das Buch auch wirklich in einem Zuge verſchlungen. Sie haben für alle Lebensfragen den edelſten Idealismus zur Grundlage, um darauf Ihre Antwort aufzubauen, und der wahrer iſt als der heute ſo vor-

laute Realismus, weil doch nur die Oberfläche der Dinge körperlich erscheint, in ihnen, in einem jeden aber andere uns ungreifbare Kräfte wirksam sind. Ich sende Ihre drei Bände eben einem gleichgesinnten auch menschenfreundlichen Freund, Graf Rudolf Hoyos, damit er sie mit meinen Anstrichen und Randglossen lese und dann einer Freundin weitergebe. Ihr Buch ist ein wirklich merkwürdiges, und erstaunlich ist mir die Persönlichkeit, die dahinter steht."

Es folgten dann noch Erkundigungen, ob ich mit einem Herrn meines Namens verwandt sei, der im österreichischen Staatsdienst Staatssekretär im Ministerium gewesen sei und in dessen Hände er seinen Amtseid bei seinem Eintritt in das Ministerium abgelegt habe und anderes. In meiner Antwort konnte ich ihm nun sagen, daß dies mein Bruder gewesen sei und konnte ihm einige Anknüpfungspunkte an mein persönliches Leben geben, nachdem er durch das Buch einen ihm sympathischen Eindruck von meiner Geistesrichtung erhalten hatte. Dieser Antwort folgte bald ein zweiter Brief von ihm, und es entspann sich eine eifrige Korrespondenz, die sich durch zwei Jahre fortsetzte und uns ohne persönliche Bekanntschaft einander sehr nahe brachte. Seine amtliche Stellung in Korfu sagte ihm zum Teil seiner angegriffenen Gesundheit wegen zu, aber ich konnte mir nach dem Eindruck der Odysseischen Landschaften wohl denken, daß diese klassische Stätte ihm auch eine wahre Seelenheimat sein mußte. Doch schrieb er mir in einem der nächsten Briefe: „So schön und sonnig ich in der Stadt wohne, das Meer nur fünfzig Schritt vor und unter mir, mit den jenseitigen, schneebedeckten Steilgebirgen von Epirus in weitester Ausdehnung sichtbar, so kann und mag ich doch hier nichts Poetisches, Duftiges anrühren. Eine Unterbrechung jagt die andere, und indem ich schreibe, muß ich fortwährend in amtlichen Dingen Bescheid geben. So bin ich ein Wollüstling der Einsamkeit geworden. Gute Gesellschaft finde ich beinah nur noch in Büchern. Bei jeder anderen Berührung stört mich die Mangelhaftigkeit der Form, des Ausdrucks. Beim

Bauer noch am wenigſten, denn für das, was er zu ſagen hat, ſtimmt das Kleid ſeiner Rede. Die ſogenannten Gebildeten aber heutzutage kommen mir gerade ſo vor wie die Sänger, denen der Wortſchwall der modernen Schule die Stimme ruiniert hat. Man muß zu Goethes Zeit beſſer geſprochen haben, ſo wie man ſchöner ſchrieb." Er erzählte dann, daß er ſich die „Memoiren einer Idealiſtin" gleich nach der Leſung der Phädra habe kommen laſſen, ſie aber der ewigen amtlichen Störungen wegen noch nicht geleſen habe und ſie für ſeinen nächſten Landaufenthalt aufbewahre, „denn", fuhr er fort, „ſoviel habe ich daraus ſchon genippt, um zu merken, daß es ein unter Oliven und Zypreſſen mit dem Fernblick auf das Meer und dem Klange der Brandung im Ohr zu leſendes Buch iſt, und da ich das mindeſte, was der Leſer dem Autor ſchuldet, darin erkenne, daß er ihm ähnliche Stimmungen entgegenbringe, wie ſie ihm der Verfaſſer geben will und ſie bei ſeiner Arbeit empfand, ſo übe ich auch immer die Gerechtigkeit, meine Lektüre den Situationen und Örtlichkeiten möglichſt anzupaſſen, ebenſo meine eigenen Arbeiten, die ich auch danach einrichte, gleichſtimmig zu inſpirieren. Sie werden mir dienen, wie ich ihnen. Die Jahreszeit iſt ſchon ſo entwickelt, daß ich annehmen darf, es wird bald geſchehen können, daß ich mein Landhaus bei Gaſturi beziehe, wo ich zufälligerweiſe — bis auf den Luxus, den Sie hineingedichtet haben — wohne, als ſei ich Ihr Originalheld der Phädra. Ein Freund, dem ich Ihren Roman mitgeteilt hatte, war, als ich ihn in die Villa führte, auch von dem Zufall betroffen, wie Sie, gleich wahren Dichtern, was Sie mit viſionärem Auge zu ſchauen begehrten, auch wirklich geſehen haben."

Nach kurzer Zeit kam wieder ein Brief, aus ſeinem Landhaus datiert, wo er ſchrieb: „Ich ſtehe ſchon mitten in dem Roman einer Idealiſtin, oder eigentlich ich bin ſchon ein gut Stück über die Hälfte hinaus, denn ich beendigte heute nacht den zweiten Band. Ich habe mich nicht verſchrieben, indem ich eben ‚Roman' ſtatt Memoiren ſagte. So in dieſem Ein-

druck leſe ich das Buch in einer Spannung, die mich oft ſtundenlang, obgleich ich zu anderen Dingen übergehen müßte, nicht davonkommen läßt. Liegt das am Erlebten oder an der Art, wie dieſes erzählt wird? Vielleicht an beiden und noch mehr aber an der Art, wie das Erlebte erlebt ward und weil alle Gedanken des Buchs den Eindruck machen von Gelegenheitsgedanken im Goetheſchen Sinn. Nie hat man den Eindruck, daß etwas aus einem anderen Grund geſagt worden iſt, als weil es die eigene augenblickliche Erfahrung, und zwar ohne viel Nachdenken, ohne Reflexion, ſo aufſprießen ließ, nicht anders als die Feldblumen ſprießen, niemals ſo, wie in Gewächshäuſern gezüchtet wird. Das iſt überhaupt ein Vorteil der Frau, wenn ſie geſcheit iſt und ſchriftſtellert, daß alles an ihr origineller, unmittelbarer, eigentümlicher erſcheint. Sie hat auch vielmehr le courage de son opinion, der in Wahrheit den Männern beinah gänzlich fehlt. So war die George Sand, ſo iſt die Ouida in ihren beſten Sachen, ſo finde ich nun Sie. Philoſophiſch freilich erſcheinen Sie darum nicht. Auch mit Ihrer Politik wären keine Staaten zu regieren. Beſſer begegnen wir uns auf dem ſozialen Gebiet. Was Sie dort bemerken, ſah, bedauere und tadele auch ich. Die Differenz beſteht dort nur zwiſchen uns betreffs der Heilmittel: Ich ſehe dieſe, bezüglich der Menſchheit, vielleicht zyniſcher an als irgendeiner. Alle Irrtümer in der Behandlung dieſer Fragen beruhen darauf, daß ſich der Menſch im einzelnen und noch mehr die Menſchheit als ſolche im ganzen einen ſehr überſchätzten Wert beilegen. Wir ſind nur knapp etwas höher im Organismus des Ganzen zu achten, als das Tier und die Pflanze. Man ſehe nur, wieviel in der Welt ganz ohne unſer Zutun und ſelbſt ganz ohne unſer Verſtändnis, nicht weniger als über dem Tier und der Pflanze hinaus, geſchieht, ja, wie wir ganz wie dieſe Elemente des kosmiſchen Werdens nicht einmal uns ſelbſt beherrſchen können, nichts, recht eigentlich gar nichts von uns abwenden können. Es iſt nicht möglich, den Menſchen als den Abſchluß des Daſeienden zu faſſen. Es müſſen

Kräfte über uns ſein, deren Einfluß wir empfinden, ohne deren Wirken zu ſehen, wie wir in jedem Augenblick Tauſende von Weſen vernichten, die von uns keine andere Vorſtellung haben können, als wir vom ſogenannten Fatum. Ich kann darum für alle ſozialen und politiſchen Fragen keine andere Heilmethode anerkennen, als diejenige, die imſtande iſt, für den Augenblick rein praktiſch zu wirken, und konnte daher, trotz meinen dichteriſchen Anſchauungen, noch jedesmal mit jeder Tagesfrage des öffentlichen Lebens fertig werden. Mit ſehr ſtarkem Willen begabt, würde ich mich nie fürchten, als ausübender Staatsmann den Stier bei den Hörnern zu faſſen. Daher haben für mich in der Geſchichte auch ſehr viele energiſche Staatsmänner recht gehabt, z. B. alle die Tyrannen der italieniſchen Renaiſſance. Ich reſpektiere ſie, denn ſie haben etwas geleiſtet. Und nur darauf kommt es an. Deswegen ſind wir hier. Das iſt unſere eigene und der Menſchheit Veredelung im allgemeinen. Mehr iſt der Menſch nicht wert. Tier und Pflanze fallen demſelben Zweckbegriff zum Opfer. Freiheit freilich gibt es dabei keine, gab es auch *nie*, nur im Zuſtand der erſten Wildheit. Bildung, Erziehung, Ziviliſation und wie die vergoldenden Worte alle heißen, ſind Bindung, Einſchränkung. Sehen Sie die ganze Weltgeſchichte an; das mag traurig ſein, aber es iſt ſo, ſo wie es auch immer ſchon ſo war.

Zu all dem haben Sie mich angeregt. Ich denke nun viele Tage ſo fort auf meinen Spaziergängen, nachdem ich, unter Olivenbäumen liegend, Sie geleſen. Man könnte aus Ihrem Buch einen Auszug der herrlichſten Gedanken „Sinnſprüche“ machen. Ein Liebling von mir iſt im 18. Kapitel des 1. Bandes, die Bemerkung über die moraliſche Heilkraft des Meers. Herrlich, was Sie im nächſten Kapitel ſagen, daß in jeder weiblichen Liebe ein Zug Mutterliebe mit enthalten ſei. Das habe ich geahnt, Sie haben es erfunden. Die ganze Seite des 2. Bandes, da Sie bei Broadſtairs am Meere ſaßen, der Mond aufging und Sie divinatoriſch die erſte Form der Liebe in der Materie gewahrten und er-

rieten, habe ich an- und unterſtrichen. Das ſind Dithyramben eines Dichters, wie nur Dante einer geweſen. Dann Ihre Erziehungstheorie, daß es gelte, die Originalität der Naturen zu erhalten, habe ich ebenſo angeſtrichen. Ich gehe noch weiter: als moraliſchen Mörder möchte ich den Lehrer verantwortlich erklären und unter einen Strafkoder ſtellen, der dieſe Originalität umzubringen wußte. Denn damit ſchädigt man die Produktionsfähigkeit für das allgemeine Beſte. Das iſt ein größeres Übel für die Menſchheit, als manchmal einen umzubringen, der ihr im ganzen nichts Gutes getan hat. Ferner S. 143, wo Sie wiederum in der Meereseinſamkeit das Myſterium des Lebens fanden, habe ich auch ſo hundertmal zu meinem Glück und Wohlergehen erfahren.

Ihr Stil iſt ganz abſonderlich. Sie ſcheinen ſich gehen zu laſſen, und doch lieſt man ſich dabei in einen fortwährenden Claude Lorrain hinein. Das mag der Idealismus ſein, den Sie ſelbſt bekennen als die Grundlage Ihres Weſens und der den Gemälden jenes Meiſters auch als allgewaltig innewohnt. So ſehr habe ich immer den Eindruck, Claude zu ſehen, wenn ich Sie leſe, daß ich, ein Gläubiger der Seelenwanderung, ganz ernſtlich frage: iſt da nicht jener Keim wieder aufgegangen?“

Wenn mir ſchon dieſe Briefe, ſowohl was Lob als Tadel betraf, höchſt wertvoll und erfreulich waren, ſo wurden ſie es noch mehr durch die darin ausgeſprochenen allgemeinen Anſichten, mit denen ich nicht immer übereinſtimmte, die mir aber nach und nach das Bild der Perſönlichkeit des unbekannten Freundes vervollſtändigten und zu einer großen anziehenden Bedeutung erhoben. Am Ende des erſten Jahres unſerer Korreſpondenz erhielt ich wieder einen Brief aus Korfu, nachdem er im Sommer auf dem Feſtland in Öſterreich geweſen war und von da einen Beſuch in Weimar gemacht hatte, das er noch nicht kannte, „natürlich um Goethes willen“, ſchrieb er, „ich leſe jetzt ſeine Werke mit ganz anderem Verſtändnis, ſeitdem ich deren Hintergrund,

die Umgebung, habe kennen lernen. Für die Wahlverwandtſchaften z. B. iſt dieſe Kenntnis des Schauplatzes, der Gärten, die darin offenbar Muſter geweſen ſind, ganz unentbehrlich. Es fällt mir dabei auf, wie man einen Schriftſteller, je vollendeter er ſchrieb, mit den zugenommenen Jahren noch ganz anders erkennt, wie man ihn doch im friſchen, regen Jünglingsalter erfaßt zu haben glaubte. Ich meinte ſtets den ganzen Goethe umfaßt zu haben, und ſehe jetzt, da ich z. B. ſeinen Winckelmann wieder leſe, daß ich noch nichts davon erfaßt habe, daß er ein Übermenſch iſt im Vergleich zu der Vorſtellung, die ich von damals her hatte. Das Durchgeiſtigte des Stils, wie jedes Wort nicht bloß ein gedachtes, vielmehr ein durchaus gefühltes iſt und er ſich wohl auch nur dadurch leiten ließ, ſowohl im künſtleriſchen, wie im verſtändigen Sinn, das bemerke ich erſt jetzt ganz in meinen alten Tagen. Ich glaube, daß es nichts Stilbildenderes gibt, als Goetheſche Proſa zu buchſtabieren." Dann fuhr er fort: „Ich lebe jetzt ganz einſam, die Abende meiſt allein zu Haus, bis 2, 3 Uhr nachts leſend, mit Vorliebe alte Bücher. Ich begreife ſo viele meiner Freunde nicht, die ſich die Zimmer voll mit reizendem alten Gerümpel ſtellen, dazu aber franzöſiſche Schandromane leſen, die nur ſchlecht wiederholen, was die ſchmutzige Gegenwart uns ſchon unausweichlich gegenüberſtellt. Das eine oder andere iſt unwahr und affektiert: dieſe antike Sammelwut oder das Leſen dieſer Modernen. Ich will durch meine Bücher, wie durch meine Zimmer, in eine andere poetiſche, märchenhafte Welt verſetzt werden. So ſchwelgte ich z. B. dieſe Nacht in Washington Irvings tales of a traveller, beſonders in den goldenen Träumen des Wolferl Webber. Sie haben auch Ihr ganzes Leben ſo goldig geträumt, und ich preiſe Sie darum glücklich. Sie hätten uns allen nicht den Wert, wenn Sie ſtatt deſſen nach heutigem Pariſer Muſter, recht wohl berechnet, praktiſch das Leben und Ihre Werke mit der Elle zugemeſſen, mit der Schere beſchnitten hätten."

So erſchien mir immer der gleiche Idealismus in ihm,

immer die Höhe der äſthetiſchen Anforderungen an die Kunſt und an das Leben und die Überzeugung, daß in beiden das Schöne, Gute, Natürliche der wahre Realismus iſt, wie er dies in einem ſeiner Bücher ſehr ſchön ausdrückt. Indem er von der entzückenden Schönheit der joniſchen Ufer von Kleinaſien und der Herrlichkeit des Meeres bei Knidos redet, ſagt er: „Die Venus könnte jeden Augenblick daraus wieder auferſtehen, ohne unnatürlicher zu erſcheinen als die Delphine, die aufſpringend und ſich überſchlagend ihr Leben genießen. So durchaus aus der Natur geboren, wie jedes Denken und Empfinden der Alten, war auch der antike Götterglaube, daher Homer ſagen durfte: „denn leicht zu erkennen ſind Götter“. Die Welt iſt nie natürlicher geweſen als damals, echt realiſtiſch, im guten, edlen — ich möchte ſagen, um nicht mißverſtanden zu werden, weil heute dieſes Wort ſo korrumpiert wird — im idealen Sinn.“

Von ſeinen äußeren Verhältniſſen erfuhr ich nun nach und nach ſo viel, daß er aus einem ſehr alten lothringiſchen Geſchlecht ſtamme. Einer ſeiner Ahnen hatte ſogar den kurfürſtlichen Stuhl von Trier inne gehabt, und durch mehrere Jahrhunderte werden die Warsberg in Urkunden als freie Reichsritter des rheinfränkiſchen Gaues oder als Mitglieder des Deutſchherrn- und Johanniter-Ordens genannt. Ihr Stammbaum war untadelig, und ſie waren in den ſtolzeſten Kapiteln ſtiftsfähig, trugen auch Lehen von Trier und empfingen dort am Hofe Ämter und Würden aus der Hand des Kurfürſten. Auch ein Alexander von Warsberg, der von 1767 bis 1814 lebte, war der letzte Kämmerer des Erzſtifts, ſah den Untergang des Reichs und das Ende der Selbſtherrlichkeit des eigenen, ſowie vieler anderer, deutſcher Geſchlechter. Hätte man dem Atavismus nachſpüren wollen, ſo hätten ſich in meines Freundes Charakter wohl nicht undeutliche Spuren von jenen Vorfahren finden laſſen, zunächſt das ſtolze Unabhängigkeitsgefühl reichstreuer kleiner Dynaſten (daher ſeine Anhänglichkeit an Öſterreich, als der geſchichtlich berufenen erſten Macht

Deutſchlands und ſeine Abneigung gegen Preußen), ſein Widerwillen gegen den Proteſtantismus und ſeine Vorliebe für antike Kunſt, deren Überreſte in Trier ſo bedeutend ſind.

Der Vater Alexanders hatte von ſeinen Vorfahren ein anſehnliches Vermögen ererbt, und ſeine drei Söhne konnten ſich in der erſten Jugend als Erben eines reichen Beſitzes anſehen. Unglückliche Spekulationen machten dieſem ein Ende, und als die Familie nach Graz überſiedelte, wo Alexander ſein erſtes Univerſitätsjahr verbrachte, wurde ihm die herbe Enttäuſchung zuteil, ſich in einer völlig veränderten Lebenslage zu finden. Er ertrug dies Mißgeſchick mit dem heiteren Sinn der Jugend und ging dann zur Fortſetzung ſeiner Studien nach München, wo ihm in Kunſt, Wiſſenſchaft und Literatur die Quellen reicher Bildung und durch den Umgang mit hervorragenden Menſchen die förderndſten Einflüſſe zuteil wurden. So hatte er unter anderem viel im Hauſe des Grafen Pocci, des geiſtreichen Romantikers, verkehrt, wo bedeutende Menſchen aus- und eingingen und ihn mit Auszeichnung behandelten. Hier hatte er öfter die königlichen Prinzen, damals noch Knaben, geſehen, die mit den Söhnen des Hauſes zu ſpielen kamen. Er widerſprach auf das entſchiedenſte dem Gerücht, daß die Erziehung ſehr viele Schuld gehabt habe an den nachherigen traurigen Geiſteszuſtänden des edlen, hoch- und idealbegabten Königs Ludwig II. und ſeines Bruders und berief ſich dabei auf die vorzüglichen Männer, die daran beteiligt geweſen waren und die er in jener Zeit kennen gelernt hatte.

Wie träumeriſch innerlich ſein Gemütsleben damals geweſen ſein muß, erhellt aus einem kleinen Vorfall, den er mir ſpäter, nach perſönlicher Bekanntſchaft, einmal erzählte. Seine Mutter war mit ihm nach München gezogen, als er ſich dahin zur Univerſität begab, kehrte aber nach einiger Zeit in den Wohnort der Familie, Graz, zurück. Alexander war danach eines Abends im Theater und ganz verloren in die poeſieerfüllte Gedankenwelt, die dort in ihm angeregt war, ſchritt er, ohne ſich deſſen bewußt zu ſein, der Straße zu,

wo die Mutter gewohnt hatte, um wie gewöhnlich den Teeabend bei ihr zuzubringen, trat in das Haus ein, erſtieg die Treppe, zog die Klingel und wurde ſeines Irrtums erſt inne, als eine ihm fremde Magd die Tür öffnete und fragte, was er wünſche.

Das Verhältnis zu ſeiner Mutter muß ein beſonders inniges geweſen ſein. Sie liebte dieſen Sohn über alles, und ſein feines, ſinniges Weſen, ſowie ſeine ungewöhnlichen Geiſtesgaben und ſein Eifer bei ernſten Studien waren die Freude ſeiner Eltern. Nur wegen ſeiner von klein auf zarten Geſundheit hatte die Mutter ſchwere Sorgen, wozu beitrug, daß das wiſſensdurſtige Gemüt des Knaben ihn nur zu oft forttrieb von den Spielen und dem leeren Zeitvertreib anderer Kinder, in einen ſtillen Winkel, wo er Stunden hindurch, mit Leſen und ernſten Arbeiten beſchäftigt, allein blieb.

In jener Studienzeit in München ging ihm dann in ungewöhnlicher Weiſe ſein Lebensprogramm auf. Eines Tages ſah er in der neuen Pinakothek ein Gemälde von Peter Heß, das einen Trupp griechiſcher Landleute darſtellt, die am Strand des Meeres dahinziehen. „Da, wie es zuweilen zu gehen pflegt," ſagte er, „daß dem Menſchen durch irgendein zufälliges Ereignis ſeine eigentliche Beſtimmung und ſein Schickſal in einer Art von Hellſehen, wie in einer plötzlichen Beleuchtung, klar werden, fühlte ich, indem ich dies Bild betrachtete, daß ich das auch einmal erleben müſſe, und all mein Wünſchen und Wollen richtete ſich darauf, Griechenland und den Orient zu ſehen." Und als er es erreicht hatte und in ſeinem erſten Buch „Ein Sommer im Orient" jenes prophetiſch erleuchteten Moments gedachte, ſchrieb er: „Es iſt nicht das erſtemal, daß mir ſcheinbar Unmögliches, das ich übermütig begehrt hatte, gewährt worden iſt; dem Wunſche, wenn er nur feſt und unabläſſig bleibt, wird ſelten die Erfüllung fehlen. Eine eigentümliche Kraft, etwas wie ein elektriſches Fluidum iſt in ihm wirkſam, das inſtinktiv unſere ganze Tätigkeit nach dem einen Ziele richtet. Wird dieſes dann, ſo wie heute" (als er nun wirklich im

Orient war) „erreicht, dann ſcheint es mir Pflicht eines ſchuldigen Danks, der glücklichen Stunde und der Veranlaſſung zu gedenken, die zuerſt die Sehnſucht und das Verlangen geboren hat.“

Nach beendigter Univerſitätszeit und glänzend beſtandenem Examen trat er in den Staatsdienſt, als Praktikant bei der Grazer Statthalterei. Aber die engen, wenig anregenden Verhältniſſe der Provinzialſtadt übten einen niederdrückenden Einfluß auf das Gemüt des jungen Mannes aus, und vergebens ſuchte die liebende Mutter einen Ausweg für ihn aus dieſer Lage und einen Schauplatz, wo ſeine reiche Begabung ſich frei nach allen Seiten hin entwickeln könnte. Das Geſchick kam ihm endlich zu Hilfe durch die Bekanntſchaft mit der Familie des Freiherrn von Prokeſch-Oſten, der als öſterreichiſcher Botſchafter in Konſtantinopel weilte, deſſen Familie aber in Graz zurückgeblieben war. Frau von Prokeſch, eine in jeder Beziehung ausgezeichnete Frau, empfing den jungen Warsberg in ihrem gaſtlichen Hauſe, erkannte ſeine edle, reiche Natur, betrachtete ihn bald wie einen Sohn und führte ihn mit ſich nach Konſtantinopel, als ſie ging, ihren Mann zu beſuchen. Hier entſpann ſich nun das innige Freundſchaftsband zwiſchen Prokeſch und dem jüngeren Mann, das von ſeiten des letzteren zu einem wahren, das Grab überdauernden Kultus der Verehrung und Liebe wurde. Die Spuren des gewaltigen Einfluſſes, den der ältere auf den jüngeren Freund ausübte, finden ſich überall in deſſen Schriften, in den Äußerungen über Politik, Geſchichte, Geſellſchaft und Kunſt. Was er von Prokeſch ſagte, läßt ſich auch auf ihn anwenden: „Es iſt merkwürdig, wie realiſtiſch er, der Poet, den man ſo oft auch einen Phantaſten nannte, in den politiſchen Dingen ſich ſtets in der Gegenwart hielt. Er mahnt auch dadurch an die Menſchen der antiken Zeit. Entfernte und nebelhafte Möglichkeiten hatten keinen Reiz für ihn. Namentlich ſein Charakterbild als Staatsmann iſt dadurch markiert. Das kam daher, weil er, durchaus moraliſch, als Politiker ſtets nur an die Inter-

eſſen dachte, die er zu vertreten hatte, an die des Volkswohls und nicht an das Mehr oder Weniger von Belohnung für ſeine Eitelkeit."

Ebenſo Poet wie Prokeſch, Idealiſt in Poeſie und Kunſt, lagen Warsberg auch alle politiſchen Träume fern, oder vielleicht entfernte er ſie prinzipiell aus ſeinem Denken, weil er weder demokratiſch noch konſtitutionell geſinnt war, ſondern autokratiſch-monarchiſch. So ſagte er mir einmal, indem er von ſeiner politiſchen Tätigkeit in Griechenland ſprach und von einer Periode des vorherrſchend demokratiſchen Elements daſelbſt, er habe dem Könige von Griechenland geſagt: „Die Politik der Könige iſt warten." Das habe ſich in dem Fall auch bewahrheitet, da kurze Zeit darauf das demokratiſche Miniſterium geſtürzt worden ſei. Ich war nicht ſeiner Meinung und meinte vielmehr, die Politik der Könige ſei, vorausſehen und vorbeugen. Auf dem politiſchen Gebiet waren wir aber überhaupt ſelten derſelben Anſicht. So hatte ihn z. B. das Jahr 1866 in „leidenſchaftliche Verzweiflung" gebracht und es konnte ihn ſelbſt nicht tröſten, als Prokeſch ihm aus Konſtantinopel, nach dem Ende des preußiſch-öſterreichiſchen Kriegs, ſchrieb: „Daß wir aus dem deutſchen Bunde ſind, iſt die einzige Lichtſeite in unſerem Unglück; denken Sie recht nach, und Sie werden es auch finden. Außerhalb können wir in Deutſchland gelten, innerhalb desſelben, Preußen oder Minoritäten mit engen Geſichtspunkten gegen uns, nichts. Möge der Kultus der goldenen Kälber, der bloßen Formen und des Scheins aufhören und dafür Intelligenz walten, dann kann Öſterreich, gerade weil es nicht im Bund iſt, etwas werden. Geſchieht dieſer Umſchwung nicht, dann freilich wird es in keiner Lage etwas ſein."

Wie aber nicht allein durch perſönliche Einflüſſe, ſondern durch die erſten größeren Reiſen oſtwärts in die Länder ſeiner Träume, die er nun wirklich beſuchen konnte, ſich ihm der Blick weitete und die Weltbildung ſich vorbereitete, die ſeine ſpäteren Reiſen vervollſtändigen halfen, und wie ſich

alle Schätze von Poeſie und Naturgefühl, deren Keime in ſeiner Seele lagen, zu voller Blüte entwickelten, zeigt uns ſchon ſeine erſte größere literariſche Arbeit, die ſeine erſte Reiſe nach Konſtantinopel im Jahre 1864 beſchreibt. Wenn uns in den „Odyſſeiſchen und Homeriſchen Landſchaften“ der gereifte Mann entgegentritt, in deſſen Gemüt das Leben ſchon manchen tiefen Schatten geworfen und deſſen Begeiſterung ſelbſt eine Beimiſchung wehmütiger Reſignation hat, ſo weht uns aus dieſem reizenden Buch eine Jugendlichkeit der Auffaſſung und des Empfindens an, die wahrhaft bezaubert, da ſie ſchon mit jener künſtleriſchen Lebhaftigkeit der Darſtellung verbunden iſt, die uns glauben macht, daß wir mit ihm ſehen. Er war damals 28 Jahre alt, aber es ſprüht aus dieſem Buch noch die volle Friſche einer Jünglingsſeele, neben einer ſtaunenswerten Beleſenheit in den alten Schriftſtellern, aus denen ihm an Ort und Stelle die geiſtvollſte Begründung hiſtoriſcher Tatſachen gegenüber der hochmütigen Verweiſung ſolcher ins Fabelreich von ſeiten deutſcher Katheder-Profeſſoren hervorging. So ſagt er u. a. in dieſem Buch:

„Kein Blick auf eine andere Stätte der Welt hat mich mehr bewegt, als der auf dieſes Feld von Troja. Es iſt nicht Gefallen an der Landſchaft, denn die Luft iſt kalt und farblos; es iſt auch nicht jenes unbedachte Entzücken, das ſich in Selbſtvergeſſenheit verliert, denn mir bleiben hundert betrachtungsvolle Gedanken, es iſt vielmehr etwas wie Staunen und Grauen, daß die Fabeln wahr geweſen und daß Meer und Land die Schickſale der Helden überdauert haben. Welche Taten ſpielten auf dieſem Boden! So ungeheuer und herrlich, daß die ſpätere Anweſenheit eines Xerxes, Alexander und Cäſar, die hier alle der älteren Erinnerung gehuldigt, hier gebetet und geopfert haben, vergeſſen werden kann. Es war ſchon die orientaliſche Frage, die auf dieſem Flecke Erde Europa und Aſien zum erſtenmal einander gegenüber ſtellte, und die dann jene ſpäteren Eroberer fortgeſetzt haben.“

Schon bei dieſer erſten Reiſe entwickelte ſich die begeiſterte

Liebe zum Orient, die Warsberg wie auch Prokeſch nie mehr losließ und beide dem Okzident und der weſtlichen Ziviliſation etwas entfremdete. Mehr als einmal drückte Warsberg den geheimen Grimm gegen den Okzident in ſcharfen Worten aus, wenn ihn die Zauber des Orients mit ihrer Magie umgaben und ihm den Kontraſt zwiſchen dem Mutterland aller Kultur und der modernen Ziviliſation beſonders anſchaulich machten. So ſagt er z. B. einmal auf ſeiner lykiſchen Reiſe im Theater von Kanthos: „Das Großartigſte unſerer Gebirge iſt hier dem Schönſten des Südens vermählt. Leicht begreift man, auf ſo alten anſehnlichen Ruinen ſtehend und aus ihnen ſolche Prachtbilder ſchauend, daß der Menſch hier einmal ſich wohlbefinden, ſich feſtſetzen, reich und übermächtig werden konnte. Aber was man nicht begreift, iſt, daß die Menſchheit ſolche Glücksgüter heute verſchwendet, unbebaut und unbewohnt läßt, lieber in Hungerländern modert, ein Tier auf dürrer Heide, das immer ſpekuliert."

Durch die Anſchauung der Realität in Natur und Kunſt, durch das Betreten der geſchichtlichen Stätten früherer Kultur fielen dem wohlvorbereiteten Geiſt des jungen Mannes helle Streiflichter auf ſein eingeſammeltes, theoretiſches Wiſſen, und am lebendigen Born der Erkenntnis trinkend, mochte er es wohl bedauern, drei Jugendjahre hindurch das leere Stroh der Katheder-Philoſophen zu Häckerling verarbeitet zu haben, wie er ſich einmal ausdrückte. Seine ganze Entwicklung führte ihn zu antiken Anſchauungen in Philoſophie und Kunſt, ſo daß ich ihm ſchrieb, er komme mir vor wie ein antiker Grieche und er ſei gewiß in einem früheren Leben ſchon einmal dort geweſen. Darauf antwortete er mir: „Es hat mich gefreut, daß Sie mich nach Griechenland gehörig befinden. Ich habe dasſelbe Gefühl, daß da eigentlich meine Heimat iſt. Und oft erſcheint mir die Gegenwart nur wie ein Erinnern, ein Wiedererkennen des ſchon Gekannten." Dann ſchrieb er ein andermal, ſich entſchuldigend, daß er lange nicht geſchrieben: „Ich bin vor

allem ein Pflichtmenſch und auch darin ein antiker Grieche, daß ich zuerſt die vom Staate übernommenen Pflichten zu erfüllen für nötig finde.“ Seine oft wiederholten Beſuche bei dem ausgezeichneten Freunde in Konſtantinopel trugen viel dazu bei, die geiſtige Reife Warsbergs zu zeitigen. Die Liebe, die er dem älteren Mann entgegenbrachte, wurde von dieſem auf das herzlichſte erwidert, ſo daß er ſogar nach dem Tod ſeines zweiten Sohnes, der im deutſch-däniſchen Kriege fiel, nur von Warsberg begleitet, von Pera aus auf die einſame Inſel Prinkipo im Golf von Nikomedien ging, um dort in dem gemeinſamen Leſen Schopenhauers Troſt zu ſuchen. „Und morgens“, ſagte Warsberg, „ließen wir uns nach dem benachbarten, noch ſtilleren Eilande Chalkis überſchiffen und dort in einer ganz abgelegenen ſtillen Bucht, wo man ſich Tauſende von Meilen Europa und ſeiner Ziviliſation entfernt glauben kann, unter einer Pinie auf dem reinſten Seeſande gelagert, den Blick auf den aſiatiſchen Olymp gerichtet, las er mir Seite um Seite des halb indiſch-aſiatiſchen Philoſophenwerkes vor. So in ſolcher Weiſe und vor ähnlichen Landſchaften haben Pythagoras und Plato ihre Schüler gelehrt. Gewiß wäre es für Schopenhauer eine ſeiner größten Freuden geweſen, wenn er gewußt hätte, daß einſtmalen, durch ſolche Hörſäle des herrlichſten Erdenwinkels, auch ſein Wort weiterklinge.“

Wer wollte Warsberg nicht um ſolcher Stunden Genuß glücklich preiſen? Wer würde nicht ſagen, daß trotz bitterer Erfahrungen und langer körperlicher Leiden ſein Leben dennoch das eines Auserwählten geweſen iſt, dem das ſeltenſte Glück der Erde, das einer ſo edlen Freundſchaft mit einem gereiften, hochbegabten Mann, ſchon in der Jugend zuteil ward, der in dieſer Genoſſenſchaft die ſchönſten, durch Natur und Geſchichte ausgezeichneten Stätten beſuchen durfte, dem es vergönnt war, den Orient, die heilige Wiege unſeres Geſchlechts, mit ſeinen Dichteraugen anzuſchauen und unter dem Zauber jener Eindrücke mit dem Weltgeiſt zu verkehren. Was ihm dieſer Orient war, wie er im edelſten Sinn religiös auf

ſeine Seele wirkte, bezeugt folgender Ausſpruch: „So oft ſich die Menſchheit dort ſchon erfriſcht, neue Religionen und Ideen geholt hat, leichter noch wird es dem einzelnen auf jenem geſchichts- und gottesgeheiligten Boden, ſeine Seele wieder zu gebären im Geiſt der Wahrheit und des Glaubens."

Zwei Jahre ungefähr hatte die Korreſpondenz gedauert, die uns ohne perſönliche Bekanntſchaft einander ſchon ſo nahe gebracht hatte, als ich plötzlich die freudigüberraſchende Nachricht bekam, daß Warsberg auf einige Zeit nach Rom komme, um ſich einer Kur zu unterziehen, die ein italieniſcher Arzt gegen chroniſch gewordenen argen Huſten und gegen Atemnot als unfehlbar gefunden zu haben glaubte. Dieſes Leiden war Warsberg nach einer Lungenentzündung, die ihn in Paris befallen gehabt hatte, nachgeblieben und war ein Hauptgrund, weshalb er die Stellung als öſterreichiſcher Konſul nachgeſucht hatte, weil er von dem milden Klima des herrlichen Phäakenlandes Heilung hoffte. Da ihm dieſe aber auch dort nicht geworden, wollte er nun dieſe ihm auf das wärmſte empfohlene Kur gebrauchen. Mit welcher Freude ich dieſer Begegnung entgegenſah, kann man ſich denken, aber doch auch mit einer Art von Spannung, die nicht ganz ohne Beſorgnis war, denn wie groß auch die Sympathie ſein mag, die zwei Geiſter zueinander zieht, ſo liegt doch auch ein gewiſſer Zauber in der Erſcheinung, der dazu gehört, um ſich perſönlich ganz zu genügen. Ich wäre ſehr enttäuſcht geweſen, hätte ſich mir dieſer geiſtig ſo bedeutende Mann in einer äußerlich vulgären Geſtalt gezeigt, denn leider iſt es ja nicht immer möglich, daß die Seele ſich auch ihren Körper ſchafft. Sehr froh war ich daher, als ſich am beſtimmten Tag und zur beſtimmten Stunde die Tür öffnete und, ſo wie ich es mir gedacht hatte, ein hoher, ſchlanker, blonder Mann mit dem Ausdruf: „E n d l i ch!" bei mir eintrat, deſſen ganze Erſcheinung das Gepräge wahrhaft adeligen Weſens und edler Kultur trug. Schnell verſchwand daher die erſte Befangenheit dieſes ſchon ſo vertraut geweſenen Fremdſeins, und nach einer Stunde heiteren

Geſprächs waren wir alte Freunde, die ſich längſt gekannt.

Es kamen nun Stunden freundlichen Zuſammenſeins, entweder am Tag bei mir, wenn es ihm erlaubt war, auszugehen, oder, da er am Abend nicht ausgehen durfte, bei ihm im Hotel, wo er mit zwei ausgezeichneten Freunden wohnte. Bei dieſen kleinen geſelligen Abenden verhielt ſich Warsberg meiſt ſchweigend, da ihm viel Sprechen bei ſeiner Atemnot peinlich war, aber er folgte teilnehmend den Geſprächen und gab ihnen hier und da durch ein geiſtreiches Wort neuen Impuls und Schwung. Nie habe ich ſo gefühlt, wie bei ihm, was die bloße Gegenwart eines geiſtvollen und gütigen Menſchen für eine anregende, magnetiſch geiſtzeugende Kraft hat. Es iſt dieſelbe Wirkung wie die, die eine ſchöne, harmoniſche Naturumgebung auf uns ausübt, alles Verſtimmende, Beleidigende, womit die Welt uns anfällt, verſchwindet, wir fühlen uns unter dem Einfluß jener ewigen Sonne, die nur Blüten höchſten Wertes zeitigt und mit ihrem verklärenden Licht die Widerſprüche des Lebens verſöhnt.

Leider blieb die von dieſer Kur gehoffte Wirkung völlig aus; nach zwei Monaten zuweilen ſogar vermehrter Leiden ſchloß er mit ihr ab und bereitete ſich, in Venedig ſeine Stellung als General-Konſul anzutreten. Er war dazu ernannt worden, nachdem er eine Reiſe der Kaiſerin von Öſterreich im Orient geleitet hatte, wozu freilich niemand beſſer als er geeignet war, der den Orient ſo genau kannte und während ſeines Konſulats in Korfu faſt kein Jahr hatte vergehen laſſen, ohne das Mittelmeer in ein oder anderer Richtung zu durchſtreifen, immer mit dem Homer als Begleiter, wobei er die Überzeugung erhielt, daß dieſer die Orte, die er beſchreibt, auch ſelber geſehen habe, eine Überzeugung, die er mit ſchlagenden Gründen den Behauptungen pedantiſcher Profeſſoren entgegenhielt.

Es gibt ſo viele angenehme Begegnungen im Leben, die uns auf das freundlichſte berühren und uns manche Stunde

angeregt verbringen laſſen. Aber wenn ſie ſcheiden, ſchließt ſich die Welle wieder über ihnen, das Leben nimmt ſeinen gewohnten Fortgang, als wären ſie nie dageweſen, und es bleibt nur zuweilen eine vorübergehende Erinnerung, die nichts in den Tiefen unſeres Daſeins verändert. Dagegen gibt es Erſcheinungen, die, wenn ſie in unſer Leben treten, uns das Gefühl geben, als ſei uns etwas lang Entbehrtes endlich zuteil geworden, eine Ergänzung unſerer ſelbſt, mit der für den, der „ewig ſtrebend ſich bemüht", ſich neue Sphären der Vervollkommnung öffnen und ſich das Geheimnis wahrhaft edler, menſchlicher Beziehungen erfüllt: miteinander und durcheinander zu wachſen an ethiſchem Wert und den Inhalt des Lebens immer bedeutungsvoller zu geſtalten. Solch eine Erſcheinung war Warsberg, und das Scheiden einer ſolchen läßt eine tiefe Lücke, die nichts auszufüllen vermag. Die nun noch häufiger werdende Korreſpondenz war ein halber Erſatz, ſie wurde nun perſönlicher als vorher und bezog ſich vielfach auf ſeine neue Einrichtung in Venedig, wo er ſchon immer eine Wohnung gehabt hatte, weil er dieſe Stadt über alles liebte und ſagte, daß ſie ihm nie ein Leid getan; für ſeine neuen Verhältniſſe als General-Konſul, die ein Geſchäftslokal erforderten, war jene frühere zu klein, und er mietete den ganzen Palazzo Modena, der den in Venedig ſeltenen Vorzug eines großen, ſchönen Gartens hatte, wo im Schatten alter Bäume Marmorbilder ſtanden, und deſſen große Säle mit trefflichen Deckenmalereien geſchmückt waren.

Da ich in dem folgenden Sommer meine gewöhnliche Sommerreiſe nach Verſailles zu Olga durch Deutſchland nehmen wollte, um in München die Ausſtellung zu ſehen und dann meine letzte überlebende Schweſter in Ems zu beſuchen und geſchrieben hatte, daß ich deshalb über den Brenner reiſe, ſo erhielt ich eine dringende Einladung von Warsberg, nicht ſo nahe an Venedig vorüber zu fahren, ohne ihm einen Beſuch zu machen und ein paar Wochen bei ihm zu verweilen. Nach einigem Bedenken nahm ich an, da ich mich freute,

ihn wiederzuſehen, und fuhr Ende Mai über die lange Eiſenbahnbrücke der Lagunen, der herrlichen Stadt entgegen, die ich ſeit vielen Jahren nicht geſehen hatte. Am Bahnhof empfing mich der gute Freund und führte mich in ſeiner Gondel zu dem herrlichen Palazzo Piſani am Canal grande, wo ſeine bisherige venetianiſche Wohnung im dritten Stock war, vor dem ſich eine breite Terraſſe hinzieht, von der man die herrlichſte Ausſicht auf die ſtolzen, architektoniſch ſo zauberiſchen Paläſte hat, die ſich in der weiten Waſſerfläche ſpiegeln. Er führte mich gleich in den ſchönen mit edlem Kunſtſinn geſchmückten Räumen umher, und ich empfand alsbald die Gewißheit, daß ſich hier Stunden reinſten Genuſſes verbringen laſſen müßten. Ich fand auch Warsberg etwas wohler und heiterer als in Rom, und es ließ ſich alles ſo freundlich und glücklich an, daß ich dem Schickſal im Herzen dankte, das mir am Lebensabend noch eine ſo ſeltene Freundſchaft unter ſo ſchönen Bedingungen geſchenkt hatte.

Am Abend geleitete er mich in ein ihm befreundetes Haus, wo er öfter ſeine Abende zuzubringen pflegte, und hier, wo ich ihn zuerſt in einem größeren Kreis ſah, fiel es mir auf, wie ſehr er unter all den anderen Männern das Intereſſe auf ſich zog, obgleich er, nach gewöhnlichen Begriffen, weniger ſchön und äußerlich bevorzugt war, als manche der Anweſenden. Es war bei ihm, wie es bei ſehr bedeutenden Menſchen zu ſein pflegt: es geht eine Wirkung von ihnen aus, ein magnetiſches, geiſtiges Fluidum, das, ohne daß ſie es wollen und ſuchen, die verwandten Seelen anzieht. Aus all dem gewöhnlichen Geplauder der Salon-Konverſation heraus ſehnte man ſich nach einem Wort des bleichen, kranken Mannes, und wenn er ſprach, hörte man nur auf ihn und hätte immer weiter hören mögen, beſonders wenn er vom Orient erzählte. Nach einem ſolcher Abende in ſeine Wohnung zurückgekehrt, verweilten wir noch lange in lauer Mainacht auf der herrlichen Terraſſe im angeregten Geſpräch. Unten auf den ruhigen Waſſern des Canal grande glitten noch einzelne Gondeln dahin, nur durch ihr kleines Latern-

chen verraten, das wie ein feuriges Auge heraufblickte, gleichſam lauernd, ob kein Verräter das zu geheimnisvoller Tat eilende Fahrzeug erſpähe. Oben am Himmel glänzten Myriaden Sterne; die phantaſievollen Paläſte, die den Kanal einfaſſen, lagen in nächtliches Dunkel gehüllt. Plötzlich erhob ſich vom jenſeitigen Ufer eine herrliche Tenorſtimme und ſang eine reizende italieniſche Kantilene voll ſüßer, wehmütiger Lieblichkeit in die Zaubernacht hinaus. Warsberg ſchilderte mir in bewegten Worten ſeine Vorliebe für Venedig, und ich ſtimmte voll Begeiſterung ein und ſagte endlich, wie ich der allgemeinen Annahme nicht beipflichten könne, daß der Süden den Menſchen mit zu ſtarken Feſſeln an das Leben bände, und wie es mir gerade eine ſeiner ſchönſten Wirkungen ſchiene, daß er die Seele ſo zur Harmonie ſtimme, Natur und Geiſt ſo in Einklang ſetze, daß der Tod wieder zum idealen Genius mit der umgekehrten Fackel werde und man ohne Widerſtreben bereit ſei, ſich in die unſägliche Harmonie des Daſeins aufzulöſen, während der Norden mit ſeinem dunkeln Drang nach dem unerreichbaren Ideal, in der ewigen Zerriſſenheit zwiſchen Wunſch und Erfüllung den Tod als den bittern Trank empfinde, der die Unbefriedigtheit des Lebens endet. Warsberg ſchwieg eine Weile, dann ſagte er: „Sie haben recht.“ Kam ihm in dem Augenblick die Ahnung, daß gerade in Jahresfriſt der milde Genius auch ihm, dem Griechen, die Fackel löſchen werde? Ich weiß es nicht, aber wäre ſie mir gekommen, die unſägliche Schönheit dieſer Zaubernacht hätte ſich mir in bitteren Schmerz verkehrt, denn was ich geſagt hatte, galt nur den Sterbenden, nicht den Überlebenden.

Doch ſollte dieſe ſchöne, ernſte Stunde noch heiter enden. Eben als wir die Terraſſe verlaſſen wollten und uns gute Nacht wünſchten, um ein jeder in ſeine Zimmer zurückzugehen, erſchien ein mir bisher noch unbekannter Bewohner des Hauſes, nämlich eine große Katze, die, wie ich nun erfuhr, mit von Korfu herübergekommen war. Sie ſprang auch mit der vollen Keckheit eines ſich zu Hauſe fühlenden,

verwöhnten und kapriziösen Kindes umher, und ehe wir es uns versahen, hatte sie eine kleine Vase von ihrem Postament heruntergeworfen, deren Scherben nun den Boden bedeckten. Warsberg wurde nicht nur nicht böse, wie ich ihn später, ungeschickten Dienstboten gegenüber, habe werden sehen, sondern er nahm die Katze auf den Arm, liebkoste sie und gab ihr hundert Namen mit so zärtlich liebevollem Ton, wie ich ihn noch nie hatte sprechen hören. Ich beobachtete ihn still und freute mich, ihn einmal so ganz unmittelbar als Gefühlsmenschen zu sehen, in einem Augenblick, wo kein Überwiegen des Intellekts und keine konventionelle Form den reinen Ausdruck des Gemüts störte.

Mehrere Monate nachher schrieb er mir einmal bei einer besonderen Veranlassung, daß er es gern habe, nicht ganz gekannt zu sein, daß er in der Welt eine Maske trage und daß selbst in seinen intimeren Beziehungen niemand den Grund seines Wesens kenne. Es komme ihm vor wie eine Demütigung, sogleich erkannt zu sein, selbst seiner Mutter habe er dieses Vorrecht nie gewährt. Er schloß mit den Worten: „Ich will gefürchtet, nicht geliebt sein, und so über Euch allen schweben, wie ein antiker Tyrann. Frei steht es Euch dann, mich hinterrücks umzubringen."

Ich mußte herzlich über dies doch halb im Scherz gesagte Paradoxon lachen und schrieb ihm in meiner Antwort von dem Eindruck, den mir jene Nachtszene mit der Katze gemacht und wie ich dabei einen tiefen Einblick in die große Liebesfähigkeit seines Herzens getan hätte. Er schrieb mir darauf wieder: „Die Katzen liebe ich wirklich sehr, aber wissen Sie, warum? Weil sie griechisch-klassisch anmutig, d. h. graziös sind. So sind es die Bildwerke des Phidias, die Grabsteine von Athen, die antiken kleinen Terrakotten und die Vasengemälde. Von lebenden Wesen sah ich so nur die Fanny Elsler und hörte die Louise Neumann. Die rührte mich auch im Lustspiel bis zu Tränen."

Er konnte nicht so bald von dieser komischen Grille des Unerkanntseinwollens abkommen und schrieb mir noch mehrere

Male Erklärungen darüber. Ich antwortete ihm endlich: „Ihrer Tyrannei unterwirft man ſich gern, nur hüten Sie ſich, die Katzen zu liebkoſen, wenn Sie unerkannt bleiben wollen. Es gibt ſolche Augenblicke, die Verräter ſind, und warum wollten Sie dieſe Augenblicke verdammen, in denen die Augen der Sterblichen plötzlich hellſehend werden und den in die Menſchengeſtalt exilierten Gott erkennen? Solche Augenblicke wie der unter der Pinie auf Ithaka, wo Sie wahrnahmen, daß Sie Zeus die Hand gereicht.“ *)

Ich wohnte noch dem Umzug in den Palazzo Modena bei, deſſen Einrichtung Warsberg ſelbſt leitete. Es war keine kleine Aufgabe, den dreiſtöckigen Palaſt mit den großen Sälen, den vielen Zimmern, die noch dazu in vernachläſſigtem Zuſtand waren, ſo künſtleriſch und edel vornehm einzurichten, wie es ſein äſthetiſcher Sinn verlangte. Dieſe Beſchäftigung nahm, neben ſeinen amtlichen Arbeiten, denen er mit ſeinem ſtrengen Pflichtgefühl vor allem oblag, ſeinen Tag in Anſpruch, und erſt gegen Abend gönnte er ſich Ruhe und Erholung in einer Gondelfahrt, wobei ich ihn begleitete. Oft war er ſo müde und abgeſpannt, daß ich ſchweigend neben ihm ſaß und ihn dem Halbſchlaf überließ, der ihn befiel. Aber wenn er ſich wohler fühlte und in der Stimmung für heitere oder ernſte Geſpräche war, dann gehörten dieſe Gondelfahrten zu den ſchönſten Stunden meines Aufenthalts dort. Denn es gibt wohl kaum etwas Poeſievolleres, als mit geiſt- und gefühlvollen Menſchen in einer Gondel über die Lagunen hinzugleiten, den ewig neuen Reiz der Lichteffekte auf den Waſſern, den herrlichen Paläſten, den oft ſo maleriſchen engeren Kanälen mit ihren Brücken, und die träumeriſche Anmut der Inſeln, die ſich wie eine Fata Morgana aus den Waſſern erheben, kurz, das ganze originelle Leben dieſer einzigen Stadt — zu genießen.

Ich mußte endlich ſcheiden und meine Reiſe nach Norden

*) Reizende kleine von Warsberg erfundene Erzählung, ſeinem „Ithaka“ eingeflochten.

fortſetzen, mußte dem guten Freund aber verſprechen, auf der Rückreiſe wieder bei ihm einzukehren. Ich ſchrieb ihm dann ganz entrüſtet über den Norden, wo mich trüber, grauer Himmel und feuchte, kalte Luft empfangen hatten, ſo daß ich wieder auf das lebhafteſte den Sehnſuchtsdrang begriff, der von jeher die Völker und die einzelnen aus den nordiſchen Nebeln nach der ſonnenverklärten Schönheit des Südens gelockt hat. Warsberg erwiderte: „Ich freue mich, daß Sie wie ich nordensmüde ſind. Ich möchte nicht einmal mehr nach Wien reiſen müſſen.“ Leider wurde ihm aber die für ihn ſo notwendige Ruhe in ſeinem neuen, ſchönen Heim nicht zuteil. Er mußte nach Öſterreich und ſchrieb mir von da ganz bekümmert, daß er im Oktober abermals eine Orientreiſe der Kaiſerin geleiten müſſe und er habe ſich ſo gefreut, nun gerade dieſen, in Ober-Italien ſo ſchönen Monat, in ſeinem mit der größten Mühe eingerichteten Hauſe in Venedig zubringen zu können. Mich bekümmerte dieſe Nachricht auch ſehr, denn ich wußte, wie dieſe neue Anſtrengung ihm ſchaden würde und wie nur ein geregeltes Leben in der ſchönen Ruhe ſeines Heims ſein gefährdetes Daſein noch auf viele Jahre hinaus erhalten könnte. Leider konnte er ſich nicht entſchließen, ſeine ſo wohl begründeten Beſorgniſſe der Kaiſerin mitzuteilen, ſie würde ſonſt gewiß eingeſehen haben, daß ſie mit dieſer Reiſe das Verhängnis heraufbeſchwor, das ihr einen wahrhaft ergebenen Anhänger und ſo vielen einen teuren Freund raubte. Aber die Menſchen achten zu wenig auf die warnenden Stimmen, die ſich in entſcheidenden Augenblicken in der eigenen Bruſt erheben und keine zu mißachtenden Orakel ſind. Man iſt immer nur zu ſehr geneigt, zu denken, diesmal werde das Schickſal noch ſo vorübergehen, werde uns noch verſchonen, oder der günſtige Augenblick werde wiederkommen, und das Glück werde ſich uns neigen, damit wir es erfaſſen könnten. Erſt wenn das Unwiderrufliche eingetreten iſt, beſeufzen wir zu ſpät unſere Verſäumnis.

Während der Reiſe erhielt ich nur einmal eine kurze Mit-

teilung aus Korfu, aber von anderer Seite aus Venedig die eines Briefes an den ihm treu ergebenen erſten Sekretär des General-Konſulats, worin er ſeine baldige Ankunft verkündete und ſchrieb: „Ich bin mit meiner Kraft zu Ende. Sie haben keine Vorſtellung von den Anſtrengungen dieſer Reiſe. *Alles* lag auf mir, niemand ſonſt ordnete etwas an. Ich will ſehr langſam durch Italien zurückreiſen, um im Alleinſein mich auszuruhen."

Die Raſttage, die er ſich gönnte, ſchienen ihm auch gut getan zu haben, denn er ſchrieb mir von Rom aus, wohin ich noch nicht zurückgekehrt war, nur ganz kurz: „Ich fühle mich doch ſo weit ganz gut, daß ich hoffe, noch etwas erleben zu können. Denken Sie, wenn es eine Epiſode aus dem dritten Teil Ihrer Phädra wäre? Dieſe Hieroglyphen ſind aber *nur für Sie*." Natürlich erregten dieſe Worte meine Neugier auf das höchſte und ich konnte bei dem Bemühen, dem Rätſel auf die Spur zu kommen, nur auf eine Heirat ſchließen. In meiner Antwort fragte ich daher ſcherzend, ob es eine ſchöne Phäakentochter oder wer ſonſt ſei. Darauf erhielt ich einen in komiſcheſter Entrüſtung geſchriebenen Brief über die *fürchterliche* Vermutung und dann die Verſicherung, daß es etwas ganz anderes ſei. Zugleich aber bat er dringend, da meine Rückreiſe nach Rom bevorſtand, den Weg wieder über Venedig zu nehmen und eine Zeitlang ſein Gaſt zu ſein. Andere Freunde ſollten auch kommen, und er fügte hinzu: „Wenn ſolch ein Kreis beiſammen iſt, mein ich, müßte es doch Sympoſien geben, an die alle Teilnehmer noch lange mit Freuden zurückdenken würden."

Dieſe ſchöne Ausſicht lockte mich denn auch wirklich, Ende November von Mailand aus nach Venedig abzuzweigen, und ich wurde wieder daſelbſt auf das herzlichſte empfangen. Es hatten ſich ſchon einige andere Gäſte eingefunden. Warsbergs Bruder, der geiſtvolle Pole, Herr von Klaczko, den ich ſchon aus ſeinen früheren ausgezeichneten Artikeln in der

„Revue des Deux Mondes“, die ich noch mit A. Herzen zuſammen geleſen hatte, kannte, und Graf Lanckoronski, der viel jüngere Freund Warsbergs, den ich ſchon in dem Winter in Rom in des letzteren Geſellſchaft hatte kennen und ſchätzen lernen, der aber leider nur wenige Tage blieb, da er im Begriff war, eine große Reiſe nach Indien anzutreten. Auch Warsberg mußte ſeine Gäſte auf einige Tage verlaſſen, da ihm die ehrenvolle Einladung zugekommen war, in Miramar mit dem öſterreichiſchen Kaiſerpaar das Feſt der 44jährigen Regierung des Kaiſers zu begehen, das dort in aller Stille nur im engſten Hofzirkel gefeiert wurde. Er kam ſehr heiter von dort zurück, erging ſich im Lobe des kaiſerlichen Paares und erklärte mir nun auch die Bedeutung jener Hieroglyphen, deren Deutung meinerſeits ihn ſo entrüſtet hatte, die aber nun kein Geheimnis mehr zu ſein brauchten. Es war ihm nämlich der Auftrag geworden, der Kaiſerin auf Korfu eine Villa zu bauen auf einem der ſchönſten Punkte der Inſel. „So haben Sie mir doch wirklich mein Prognoſtikon in dem dritten Teil der Phädra geſtellt,“ ſagte er und erwähnte dann noch einmal die „ſchauderhafte“ Vermutung, zu der mich ſeine rätſelhafte Andeutung geführt hatte. So herzlich ich immer über dieſe ſeine Entrüſtung lachen mußte, ſo konnte ich mich doch nicht über den Auftrag freuen, denn ich ſah voraus, daß bei dem Eifer, mit dem er ihn erfaßte, und der Anziehungskraft, die er auf ſeine künſtleriſche Phantaſie übte, er ſeine ſchwachen Kräfte überbieten würde. Ich ſagte ihm, ich wollte, ich hätte ihm ein anderes Prognoſtikon geſtellt, und ganz war auch er nicht frei von dem Gefühl, daß es verhängnisvoll für ihn werden könne, aber es reizte ihn zu mächtig, ſeinem künſtleriſchen Verſtehen und ſeinem Schönheitsſinn in einer großartigen Schöpfung ein Denkmal zu ſetzen. In ſeiner Natur lag es, ſich nach großen Aufgaben zu ſehnen, denn es wohnten zwei Seelen auch in ſeiner Bruſt, und neben dem in einſamen Gedankenreichen ſich glücklich fühlenden Weiſen war auch der ehrgeizige Mann, der gern in das große Getriebe des Staatenlebens mit eingegriffen und ſeinen

ſtarken Willen wie ſeine Einſicht geltend gemacht hätte. Auch jetzt in Venedig war er geſonnen, das Konſulat aus der untergeordneten Stellung, in der ſein Vorgänger es gelaſſen, zu politiſcher Bedeutung zu erheben und die noch immer etwas gereizte Stimmung dort durch liebenswürdiges Entgegenkommen zu verſöhnen. Was ihn aber dazu trieb, ſein Haus gleich in glänzender Weiſe der Geſelligkeit zu öffnen, war nicht bloß der Wunſch, als Staatsdiener hier nützlich zu ſein, ſondern auch das Vergnügen, das er ſelbſt daran hatte, ſeine ſchönen Gemächer im Lichterglanz ſtrahlen zu laſſen, an ſeiner reich beſetzten Tafel ausgezeichnete Gäſte (ſo unter anderen Sir Henry Layard, den ehemaligen Geſandten in Konſtantinopel, jetzt in Venedig lebend, den Dichter Browning und viele andere) zu ſpeiſen und eine elegante Menge durch die prächtigen Säle wandeln zu ſehen. An einem der erſten dieſer geſelligen Abende, wo die ganze vornehme venetianiſche Geſellſchaft verſammelt war, ſah ich da auch Don Carlos, den ſpaniſchen Thronprätendenten, der in Venedig lebt und den Warsberg, trotzdem er ihm nicht ſympathiſch war, ſeiner Beziehung zu Öſterreich wegen bitten mußte. Er ſtellte mir dieſen vor, zum Glück gleichzeitig einer ſehr gewandten Weltdame, die bei mir ſtand und alsbald die Unterhaltung zu meiner Erleichterung übernahm, denn ich hätte abſolut nicht gewußt, was ich mit dieſem, ſeinem Schillerſchen Namensvetter ſo unähnlichen, gar keine Sympathie erweckenden Manne, hätte ſprechen ſollen. Warsberg ſelbſt verhielt ſich bei ſolchen Feſten meiſt ſtill, weil ſeine körperlichen Leiden ihm jeden Genuß erſchwerten und es für ihn Anſtrengungen waren, die er meiſt mit ſchlafloſen Nächten und völliger Erſchöpfung zahlte, aber Freude machte es ihm doch; es war das Künſtleriſche dabei, der ſchöne Glanz und die Fülle des Lebens, was ihn anzog, als Maler wäre er vielleicht ein Paul Veroneſe geworden. Und doch war er auch wieder ein tief verſtändnisvoller Bewunderer der griechiſchen Kunſt und ihrer erhabenen, ſeelenvollen Einfachheit, und es war meine größte Freude, wenn das Ge-

ſpräch ſich darauf wandte, denn da hatte er ſo viel neue und geiſtvolle Dinge zu ſagen, daß es ein wahrer Genuß war, ihm zuzuhören. Eines Abends zitierte er uns ein Wort Thorwaldſens, das Herr von Prokeſch ihm mitgeteilt hatte, daß die griechiſche Skulptur ſo beſonders reich im Genre geweſen ſei, daß ſie das vor anderen auszeichne und ihren hohen Reiz bilde. Er bemerkte dabei, daß er eine Abhandlung über das Genre in der griechiſchen Kunſt geſchrieben habe, die zum Druck fertig ſei, und ſetzte hinzu: „Die Akademiker freilich werden dazu den Kopf ſchütteln.“ Nachher führte er mich zu einer Zeichnung, die er in Athen nach einem Grabmal hatte machen laſſen, und ſagte: „Sehen Sie, das iſt griechiſche Kunſt.“ Es ergriff mich wieder wie ſchon früher bei ähnlichem, wahrhaft Griechiſchem, z. B. bei dem Relief von Orpheus und Eurydike in der Villa Albani in Rom tiefe Rührung über die vollkommen einfache Natürlichkeit des Ausdrucks, die dem ſtarren Marmor Geiſt und Gemüt einhaucht und die Handlung, ſelbſt der Götter und Heroen, zu einem ſchlicht menſchlichen Vorgang macht. Für Warsberg war es mit der antiken Kunſt wie mit der Natur, von der er einmal ſagt: „Es iſt unwahr, die Natur nur formell, nicht auch eine Seele in ihr zu ſehen. Sie atmet und ſpricht wie alles Irdiſche.“ Die Schönheit einer orientaliſchen Landſchaft, eines antiken Reliefs, eines Menſchen jener begnadeten Raſſen verrieten ihm die Seele der antiken Menſchheit, erklärten ihm Homer und die alten Tragiker. Die Schönheit eines jungen Burſchen, der ihm zum Führer diente, rief ihm die Verſe des Euripides in den Bacchantinnen, die den Dionyſos ſchildern, ins Gedächtnis, und als er denſelben Typus bei einer Terrakottaſtatue und auf einer Münze wiederfand, ſchrieb er: „So werden dieſe Verſe ganz natürlich, wie jene ſchönen Münzenbilder begreiflich. Die einen wie die andern ſind nur Nachahmungen der Natur, nicht wie unſere Schulen es glauben und die Kunſtakademien es lehren, ideale Schöpfungen, gleichſam ausgebildet, wie Fauſt ſeinen Homunkulus erſchaffen will. Darum

ſind ſie ſo lebendig und berühren uns ſo anmutig, während die nach antiken Muſtern ausgeführten Kunſtwerke uns kalt laſſen und ſteif und leblos ſcheinen. Daher freuen uns auch ſolche Begegnungen in den antiken Ländern mit dem klaſſiſch gebliebenen Leben ſo ſehr, weil ſie uns die ganze urſprüngliche Realität, das echt Humane der alten Kunſtwerke und Dichtungen dartun. Das iſt der doppelte Vorteil der Reiſen auf dem klaſſiſchen Boden, daß ſie uns zugleich die Wahrheit der Kunſtwerke erſchließen; durch die Kunſtwerke aber auch den ganzen ſchönen Inhalt der Landſchaften zu erkennen und nachzufühlen geben. Klaſſiſch ſchön — das müſſen wir uns dieſen gewonnenen Überzeugungen gegenüber eingeſtehen — werden unſere eigenen Kunſtſchöpfungen und Dichtungen erſt wieder ſein, wenn wir wieder einmal in ſolchen ſchönen Landen und mit Menſchen wie dieſer Antoniades (ſo hieß jener Burſch) alltäglich leben werden. Goethe hat ſein Siegel auf dieſe Frage gedrückt: „Natur und Kunſt nicht mehr zu trennen."

Auf ſeinen Wunſch verſchob ich meine Abreiſe bis nach den Weihnachts- und Neujahrsfeſttagen. Den Weihnachtsabend verbrachten wir bei Freunden von ihm in gemütlicher Weiſe. Warsberg war beſonders ernſt und gedankenvoll an dem Abend, und als wir um Mitternacht noch alle beim Tee zuſammenſaßen und plötzlich die große Glocke von San Marco langſam und feierlich durch die Nacht ſchallte und die Gläubigen zu der Chriſtmeſſe einlud, da ſagte er leiſe wie für ſich hin: „So hat ſie auch einſt dem Marino Falieri ertönt." Daß ihm nun gerade wieder die ſchwermütige Erinnerung an das tragiſche Ende dieſes Dogen an dem heiteren Feſtabend kam, war ſicher ein Beweis, daß Todesahnungen, mehr als ſeine Umgebungen es glaubten, oft durch ſeine Seele zogen, und vielleicht dachte er in dem Augenblick, daß dieſe Glocke ihm nicht wieder zum Feſte läuten werde.

So ging nun das Jahr 88 zu Ende, dem ich die perſönliche Bekanntſchaft dieſes ſeltenen Menſchen verdankte, deſſen Freundſchaft mir wie eine Blume am Grabesrand erblüht

war, die, wie ich mit Recht hoffen durfte, auch über meinem Grabe noch fortblühen werde. Am 2. Januar ſchied ich von Venedig, um in mein römiſches Heim zurückzukehren. Das Scheiden wurde mir diesmal nicht ſo ſchwer, da baldiges Wiederſehen in Ausſicht ſtand, weil er in Kürze nach Korfu wollte, um die erſten Anordnungen zum Bau der kaiſerlichen Villa zu treffen und auf dem Wege kurze Raſt in Rom zu halten gedachte. Anfang Februar erſchien er ſchon unangemeldet und verbrachte einen gemütlichen Abend bei mir. Den Tag darauf waren wir beide zu Donna Laura Minghetti, die ihm auch eine werte Freundin war, zum Diner eingeladen. Lange hatte ich ihn nicht ſo gemütlich, liebenswürdig, ſo geiſtvoll ergiebig geſehen, wie an dieſem Abend in unſerem harmoniſchen Trio. Das Geſpräch wendete ſich von heiter-anmutigen Dingen, von künſtleriſchen Gegenſtänden zu den ernſteſten Lebensfragen. Er erwähnte dabei eines myſtiſchen Philoſophen, den er über alles ſchätzte, und als er den Namen Du Prel nannte, erinnerte ich mich einer Stelle aus einem ſeiner Briefe vor unſerer perſönlichen Bekanntſchaft, in der er ſagte: „Es ſollte ſich heutzutage mehr um eine Philoſophie des Menſchen, um eine Kenntnis ſeiner ſelbſt, als um Menſchheit, Natur und Welt im allgemeinen handeln. Erkenne dich ſelbſt, damit, ſo alt der Rat iſt, geben ſich nur die wenigſten ab, und mir ſcheint, da wäre ebenſoviel als in den Geſtirnen, in Waſſer, Erde und Feuer zu entdecken. Ein Philoſoph, Baron du Prel, wandelt auf dieſen Wegen. Sie ſtreifen daran, ſind ſich der Aufgabe aber noch nicht ganz bewußt.“ Von dieſem Philoſophen ſprach er nun an dem Abend und ſagte, daß dieſer behaupte, unſer Selbſtbewußtſein erſchöpfe durchaus nicht den ganzen Inhalt unſeres Weſens, das noch einen tranſzendentalen Teil enthalte, nicht dualiſtiſch vom erſteren getrennt, ſondern moniſtiſch mit ihm verbunden, wie eine zweite Seele, deren Fähigkeiten weit über das Tagesbewußtſein hinausgingen. Du Prel ſtütze ſich dabei auf Kant und hebe die Wichtigkeit hervor, dieſe zweite Seele zu erkennen

und ihre durchaus individuelle, allen pantheiſtiſchen Ideen von Fortdauer entgegengeſetzte Exiſtenz zu beweiſen, die, wenn aus ihren Schranken befreit, das Unvergängliche ſein müſſe.

Ich ſtimmte dieſer Anſicht inſofern bei, als es mir ſchien, daß dieſe zweite Seele in uns entbinden, ungefähr dasſelbe meine, wie das, was ich mir längſt ſo ausgedrückt hatte: den Gott in uns erlöſen. Daß dieſe Aufgabe allein dem Leben Wert verleihe, damit war ich völlig einverſtanden, und daß das einmal Geiſt Gewordene in irgendeiner Weiſe ewig ſei, glaubte und glaube ich auch. Warsberg ſprach lange über dieſe Anſichten; nie war er mir liebenswürdiger erſchienen, als an jenem Abend, es lag eine ſanfte Verklärung über ſeinem Weſen, er war wie ein Scheidender, der weiß, daß er den Freunden nur ſichtbar entſchwindet, daß er aber in ihrer Liebe ſeiner Unſterblichkeit ſicher iſt.

Die Nachrichten, die ich aus Korfu erhielt, beſtätigten die Sorge, mit der ich ihn dieſe Aufgabe übernehmen und die Reiſe hatte machen ſehen. Eine Erkältung hatte ihm zu dem chroniſchen Katarrh noch eine Bronchitis mit Fieber gegeben, dabei war er unausgeſetzt tätig, die bezaubernde Schöpfung, die er plante, vorzubereiten, kehrte nur halb geheilt nach Neapel zurück, war dort auch unausgeſetzt beſchäftigt und erſchien endlich wieder zu kurzer Raſt in Rom. Sein Ausſehen war aber ſo verändert, daß es die bangſte Beſorgnis einflößte und ich nur noch eine Hoffnung hatte, daß er ſich jetzt in der vollſtändigen Ruhe ſeines venetianiſchen Heims werde pflegen und wieder erholen können. Aber auch das ſollte nicht ſein. Kaum war er dort angelangt, ſo rief ihn ein Telegramm der Kaiſerin nach Wien, und trotz des vom Arzt beglaubigten Proteſtes mußte er in der noch ſchlechten Jahreszeit in das nordiſche Klima reiſen. Natürlich wurde er todkrank in Wien, ich bekam fortwährend durch die Freunde Nachrichten, leider immer der ſchlimmſten Art, aber Anfang Mai ſchickten ihn die Ärzte, die wohl am Ende ihrer Weisheit waren, wie ſie dann zu tun pflegen, nach

Venedig zurück. Ich wäre gern gleich hingeeilt, um ihn zu pflegen, aber ein Freund und eine verwandte Dame waren mitgekommen, und das hielt mich zurück. Doch erhielt ich beinah täglich Nachricht durch den ihm innigſt ergebenen De Roſa, erſten Sekretär des Konſulats, einen vortrefflichen Mann, in den auch Warsberg das größte Vertrauen ſetzte. Auf einen Brief, den Warsberg ihm an mich diktiert hatte, worin er ſagte, daß ſein Leben hart geweſen ſei, antwortete ich ihm: „Seien Sie hohen Mutes, lieber Freund! Ja, Ihr Leben iſt hart geweſen, aber es iſt auch ſchön geweſen, wie wenig Leben, denn Sie haben an dem Born der ewigen Schönheit getrunken, und wenn ich in Ihren Büchern leſe von den Stunden, wo Sie im Orient einſam in den heiligſten Entzückungen mit dem Weltgeiſt verkehrten, dann finde ich Sie beneidenswert. Die Stunden der irdiſchen Qual ſind hart und ich gäbe alles darum, könnte ich Sie davon befreien, aber Sie haben ſich ſchon die Ewigkeit erſchloſſen, und die Spur von Ihren Erdentagen kann nicht mehr untergehen."

Endlich kamen dann aber Briefe und Telegramme, die mich dringend aufforderten, zu kommen, und ſo machte ich ſo ſchnell ich konnte meine Vorkehrungen für den Sommer, da ich dann jedenfalls von Venedig aus wieder zu Olga wollte, und fuhr nach Venedig in ſchmerzlicher Spannung, ob ich den Freund noch am Leben finden würde. Am Bahnhof empfingen mich ſein Bruder und der treue Roſa und ſagten mir, daß er noch lebe, daß ich mich aber auf das Schlimmſte gefaßt machen müſſe. Er hatte ſich gefreut, als man ihm ſagte, daß ich komme, und hatte befohlen, mich gleich zu ihm zu führen. Ich fand ihn im Lehnſtuhl ſitzend, die geſchwollenen Füße auf Kiſſen ausgeſtreckt, das Antlitz noch bleicher als früher, nur die Augen leuchteten von Geiſtesklarheit, und auf ſeinen Zügen lag der Frieden der Überwinder. Es waren mehrere Bekannte im Zimmer, durch die geöffneten Fenſter ſtrömte liebliche Mailuft, und die Wipfel der herrlichen alten Bäume ſeines Gartens ſchauten grüßend herein. Als man mich mit ihm allein ließ, ſagte er:

„Erlöſung, Erlöſung! Anderes können Sie mir nicht wünſchen.“ Ich mußte ihm recht geben, wenn auch mit tiefem Schmerz; aber es hätte mir ſeiner und meiner unwürdig geſchienen in dieſen feierlichen Stunden, angeſichts des großen Lebensabſchluſſes, der unaufhaltſam heranſchritt, eine eitle Hoffnung auszuſprechen. Den Nachmittag verbrachten wir in lauter guten, ſanften Geſprächen, bis ich zum Abendbrot in die unteren Räume, wo die übrigen Hausbewohner verſammelt waren, gerufen wurde. Warsberg ſollte ſich zur Ruhe begeben, und ich ſagte ihm daher gute Nacht, immer noch leiſe hoffend, daß bei der völligen Geiſtesklarheit, in der ich ihn ſah, die Kataſtrophe noch hinausgeſchoben ſein könne. Auch war die Art, wie er mir gute Nacht ſagte, ſo freundlich, faſt heiter, aus ſeinen Augen leuchtete ſo ſiegend ſeine Seele, daß ich wenigſtens ſicher auf ein morgen hoffte. Wir waren aber noch nicht lange unten beim Eſſen verſammelt, als man uns wieder hinaufrief, vor allen den Arzt, der mit da war, weil der Kranke, indem er ſich in ſein Schlafzimmer hatte begeben wollen, zuſammengebrochen war. Ich eilte mit den andern hinauf, denn es wäre mir unmöglich geweſen, mich zur Ruhe zu begeben, ſolange er noch da und das Unwiderrufliche noch nicht eingetreten war. Wir fanden ihn aber ſchon ruhig und bewußt in ſeinem Schlafzimmer im Lehnſtuhl ſitzend. Die Fenſter waren offen, und die Mainacht ſtrahlte mit tauſend Sternen über dem von ihm ſo geliebten Garten, in ſtiller Feier das große Myſterium erwartend. Ich verriet ihm meine Gegenwart nicht, weil ich dachte, es würde ihn beunruhigen, mich da zu wiſſen, da er mich nach der Reiſe ruhebedürftig wähnte. In ſolchen Augenblicken aber bewährt ſich die Macht des Geiſtes über den Körper, man lebt nur mit der Seele, das Geſetz der Schwere iſt aufgehoben, und wenn uns etwas von der Fortdauer unſeres geiſtigen Seins, unabhängig von der irdiſchen Hülle, überzeugen kann, ſo iſt es eben in dieſen Momenten. Ich ſetzte mich zu Häupten ſeines Lagers, ſo daß er mich nicht ſehen konnte, die Hausgenoſſen alle, der Arzt und die barmherzige

Schweſter, die die letzten Nächte bei ihm gewacht hatten, waren anweſend. Er ſprach Verſchiedenes mit klarer, feſter Stimme, verordnete, wie man die Nonne, deren Sorgfalt er lobte, belohnen ſolle, verlangte nach Tee, ſeinem Lieblingsgetränk, und ſagte endlich mit dem Tone innigſter Überzeugung: „Ich bin doch glücklich geweſen, es haben mich doch viele lieb gehabt.“ Wer konnte bei dieſer Geiſtesklarheit, bei dieſem immer noch beinah kräftigen Sprechen und an alles Denken, an ein ganz nahes Ende glauben? Es war ſo feierlich, ſo verſöhnt, ſo erhaben dieſes Sterben, wie das eines antiken Weiſen. So müſſen Sokrates und Seneca geſtorben ſein, und es hätte mich nicht überraſcht, wenn dieſer letzte Grieche auch die Opferſchale erhoben und Jupiter, dem Befreier ein Dankopfer dargebracht hätte.

Als die Glocke draußen Mitternacht verkündete, atmete ich faſt auf in der Hoffnung, es könne uns noch ein anderer Tag geſchenkt werden, und dann könne mein römiſcher Arzt kommen, den Warsberg ſehr liebte und dem ich telegraphiert hatte, und dann könne am Ende noch Rettung werden. Ein ſanfter Schlummer hatte ſich auf ihn niedergeſenkt. Ich war indes an das offene Fenſter getreten und ſchaute in die Sternennacht hinaus; Zeit und Raum waren mir verſchwunden, und die Brücke wölbte ſich, die in die Ewigkeit, in das von der Erſcheinung Losgebundene hinüberleitet. Schon ſchwebte auch der ſchöne, ernſte Genius heran, um den holden Zwillingsbruder Schlaf abzulöſen. Um zwei Uhr öffnete der Sterbende die Augen weit, ſah wie überraſcht auf ſeine Umgebung, dann kam ohne Anſtrengung ein kurzer Blutſturz, und der treue Bruder, der ihn im Arm hielt und eine Hand auf ſein Herz gelegt hatte, ſagte nur: es iſt vorbei, und drückte ihm die müden Augen zu.

Ich hatte an den vielen Sterbebetten, an denen ich ſchon geſtanden, nie ſo ſtark wie hier das beinah zweifelloſe Gefühl, daß ſich da wirklich das Geiſtige aus den engen Schranken der Erſcheinung befreit habe und in ſeine wahre Heimat

zurückgekehrt ſei, die zweite Seele, an die er mit Du Prel glaubte und die ſiegend über den „Erdengeiſt“ aufſtieg in die Freiheit. In edler, verklärter Ruhe lag die verlaſſene Hülle da, diejenige eines Helden, der ihn ausgekämpft hat, den heißen Kampf des Daſeins, immer mit den Waffen des edelſten Idealismus, der ſtets durch die Schwächen, die allem Irdiſchen ankleben, verſöhnend hindurchbrach. So ruhte ſein Sterbliches, von Blüten aller Art umgeben, noch zwei Tage in dem von ihm geſchaffenen, künſtleriſch prächtigen Heim. Erſt als man ihn hinaustrug auf die Gondel, die ihn zur Bahn bringen ſollte, um ihn nach Graz zu führen, wo er in der Gruft bei ſeinen Eltern zu ruhen gewünſcht hatte, trat das volle Gefühl des Verluſtes und der Öde, die auf dieſe wie ein Traum verwehte Poeſie des Palaſtes Modena folgen würde, in voller Stärke ein.

Aller Orten erhoben ſich Stimmen, ſeinem Andenken den Tribut ehrender Sympathie zu zollen, ganz beſonders war dies der Fall aus der Heimat ſeines Herzens, aus Griechenland. Die Welt hat heutzutage nicht mehr Zeit, den Geſchiedenen jenen ſchönen Kultus zu weihen, wie die antike Welt es tat und von dem Warsberg ſo ahnungsvoll ſchön ſchrieb: „Kann dieſer Totenkultus nicht ein inſtinktives Verſtehen, das Ahnen einer Wahrheit ſein, die noch verſchloſſen und vielfach bezweifelt, doch die Grundlage unſeres ganzen Weſens ausmacht? Solch ein Hügel, eine Säule, ein einfacher Stein, eine Inſchrift, wahren dem Menſchen über Jahrtauſende hinaus das Andenken bei den Nachkommenden, in ihrer Erinnerung lebt er wieder auf, lebt geläutert fort. Immer reiner, immer makelloſer werden ſeine Züge, alle Schlacken fallen ab, ſo daß zuletzt nur noch ein ideales Bild von ihm bleibt. Warum aber ſoll dieſe Unſterblichkeit, die ihm auf Erden wird, nicht auch in einer anderen Welt möglich ſein? Warum für den geiſtigeren Teil unſeres Weſens, für die Seele, nicht das gelten, was unſerem irdiſchen Andenken zuteil wird? Warum ſoll nicht vielleicht gerade dieſes immer ſich vervollkommnende Bild der Erinnerung, der gleich-

zeitige Abdruck des inzwiſchen erlöſten und verklärten Geiſtes ſein?“

So wird auch er, geläutert von allen irdiſchen Mängeln, als ein ideales Bild in den Herzen derer, die ihn kannten, fortleben. In ihm ſtarb ein Menſch, der durch ſeine innere Idealität berufen war, die höchſte Aufgabe zu erfüllen, die die Zukunft ſowohl dem Individuum, wie der Menſchheit, vorbehält, nämlich das Leben ſelbſt zum Kunſtwerk im vollendeten ethiſchen und äſthetiſchen Sinn zu geſtalten. Daß es ihm nicht vergönnt war, dieſe Aufgabe ganz zu erfüllen, das war die Mißgunſt des Schickſals, das es Sterblichen nur ſo ſelten vergönnt, eine ganz vollendete Exiſtenz zu erreichen.

Gedachtes

Heute wurde über die Tätigkeit von Paul Desjardin geſprochen, und ſie wurde verkleinernd kritiſiert. Freilich kann er keine neue Religion gründen und iſt vielleicht etwas klerikal, aber es iſt immer etwas, wenn ein Menſch gut iſt, Gutes tut, und ſeinen Mitmenſchen ein hilfreiches Wohlwollen zeigt. Das erwärmt die Herzen und treibt vielleicht mehr als eines, auch gut zu ſein. Das Beiſpiel iſt eine große Macht in der Erziehung und dem menſchlichen Verkehr. Taten Chriſtus und Buddha im Grunde etwas anderes als das Beiſpiel einer erhabenen Perſönlichkeit geben? Nur die Schwachen und die Ehrgeizigen haben daraus dogmatiſche Kirchen gemacht. Wer von denen hat es verſtanden, warum Chriſtus ſagen konnte, daß er Gottes Sohn ſei? Sie haben das materialiſiert, ſo wie ſie die einfache Größe ſeiner Lehren materialiſiert haben. Gut zu ſein, iſt ſo natürlich, ſo einfach: das ganze ſoziale Problem beſtände darin, die Verhältniſſe zu ſchaffen, die den Menſchen erlaubten, gut zu ſein. Ja, das ganze Problem des irdiſchen Lebens wäre gelöſt, wenn es einem jeden möglich würde, aus ſich ſelbſt alles zu machen, was ſeiner Natur nach möglich iſt; damit

wäre alles erreicht, was die Unvollkommenheiten des Daſeins auf dem Erdball zu erreichen erlauben.

Was aber die großen Offenbarungen betrifft, die aus den Quellen eines ewigen Lichts zu kommen ſcheinen, die werden ſtets nur das Ergebnis der größten Seelen, der reinſten Genien ſein. Ja, Beethoven offenbarte eine neue Religion; ich fühle mich immer innerlich auf den Knien, in ſeiner verklärten Welt, wenn ich ihn höre. Aber das iſt zu erhaben für die Maſſe!

Das irdiſche Ich iſt auch das Du, die univerſelle Einheit im Göttlichen, Erhabenen, daher iſt auch das Mitleid das wahrhaft Ethiſche. Das Dichter-Ich iſt das auch in anderer Form, d. h. die Welt der Ichs, die der Dichter in ſich trägt. Das Ich Nietzſches iſt die Verneinung aller Ethik, denn es iſt das Ich in ſeiner impotenten Vereinzelung, der Egoiſt, ſei er auch noch ſo begabt.

Herr von Wolzogen ſagt bei Gelegenheit einer Beſprechung vom Buche des Grafen Gobineau: „Jede Geſellſchaftsbildung trägt in ihrem Bildungsferment ſchon den Todeskeim in ſich, etwa wie jede Zeugung nach tief religiöſer Auffaſſung den Samen jener ewigen Schuld des Lebens in ſich trägt, auf der nach Schopenhauer die Todesſtrafe ſteht.“ Ja, aber die Zeugung muß da ſein, damit die Erlöſung ſein könne. Das iſt der Sinn des chriſtlichen Mythus. Chriſtus mußte geboren werden, um Erlöſer werden und als ſolcher ſterben zu können.

Nichts iſt ſo reizend, als das erſte Erwachen des forſchenden Geiſtes, ſein Erſtaunen über die Rätſel des Lebens und der Welt und die erſten Fragen, die er ſich ſtellt. Ich empfand es eben mit inniger Freude, als ich, allein mit Olgas zwei jüngſten Kindern, in Verſailles bei meinem jährlichen Sommeraufenthalt ein langes Geſpräch mit ihnen hatte. Da müßte die Erziehung ihre höchſte Aufgabe ſehen

und bei ſolchen Fragen in ſokratiſcher Weiſe zu eignen Antworten anregen, anſtatt mit fertigen Sentenzen den ſuchenden Intellekt zu erſticken.

Ich antwortete einem Poſitiviſten, der leugnete, daß die Keime zu geiſtiger und moraliſcher Entwicklung a priori in der menſchlichen Natur lägen, und behauptete, ſie ſeien nur Folge der Gemeinſchaft und Gewöhnung: Gut, geben wir zu, daß das Sittengeſetz erſt aus der Gemeinſchaft entſtanden ſei und ſich dem Kauſalgeſetz folgend mit der Geſchichte entwickelte; für unſer Verhalten iſt das genügend, denn da gilt der kategoriſche Imperativ; ſobald das Individuum ſich einer Gemeinſchaft anſchließt, übernimmt es die Pflicht, ihren Geſetzen gemäß zu leben. Dazu braucht von keinem metaphyſiſchen Grund die Rede zu ſein: der Grund der Verpflichtung iſt die Gemeinſchaft, und der Begriff der Verpflichtung entwickelt ſich weiter im Individuum mit der Entwicklung der Gemeinſchaft. Darauf beruht das Geſetz, beruht alles ſtaatliche und geſellſchaftliche Leben. Aber der Keim zum Begriff der Sitte muß a priori da ſein, ebenſo wie der Keim zum Denken da ſein muß. Aus nichts kann nichts entſtehen. Die Möglichkeit zu geiſtiger und moraliſcher Entwicklung iſt mit dem Organismus Menſch gegeben. Auf den unterſten Stufen entwickelt ſich der Keim nur erſt in gröbſter Weiſe, er wächſt zu dem geiſtigen Weſen der Menſchheit heran, und ſtatt von Gott auszugehen, erhebt er ſich zum Göttlichen, d. h. zum Idealen. Doch ſchon in den höheren Tieren kann man durch Gewöhnung und Erziehung eine gewiſſe an das Geiſtige ſtreifende Entwicklung bewirken, zu der der Keim aber da ſein muß, ſonſt könnte es mit aller Mühe nicht dazu kommen. So erzählte mir eine Bekannte, die eine Vorliebe für Katzen hatte, daß, ſobald ſie eine Katze allein bei ſich hatte und ſich mit ihrer Erziehung beſchäftigte, es durchaus möglich war, einen gewiſſen Grad von Verſtändnis und Kultur zu entwickeln. Überließ ſie ſie aber der Gemeinſchaft mit anderen Katzen, ſo blieb der Keim

eben unentwickelt, und die blinden Triebe herrſchten vor. Man ſprach bei dieſer Gelegenheit von Caſpar Hauſer; eingeſchloſſen und allein blieb er ein ſtumpfes, tierähnliches Weſen, aber herausgezogen in die Gemeinſchaft entwickelte ſich alsbald die ihm innewohnende Möglichkeit. Das konnte ihm doch nicht plötzlich eingeblaſen ſein. Und die Gewöhnung ſelbſt, woher kommt ſie? Sie iſt doch nur der ſich immerfort entwickelnde und erweiternde Begriff des Unterſchieds von Gut und Böſe, zu dem der Urgrund da ſein muß in den weiteſten Urfernen des Daſeins, wenn man will, aber doch da ſein muß, gerade wie die Wurzel da ſein muß, damit die Pflanze komme und wachſe. Und das Genie — kann es durch Gewöhnung erzeugt werden?

Meine Antwort an einen Zweifler, der mir ſchrieb, es ſei eigentlich unnütz, zu ſchaffen, da doch alles dem Nichts verfalle: Nein, teilen Sie die Werke in zwei Hälften; die eine Hälfte, die nur von der Welt der flüchtigen Erſcheinung handelt, verfällt dem Nichts wie alles, was nur Erſcheinung bleibt, auch die Menſchen. Die andere Hälfte aber, in der der Funke ewiger Schönheit glüht, verfällt nicht dem Nichts; ſie hat ſich eingereiht in den Akkord der großen Symphonie, die im Grunde der Dinge tönt, die die wahren Künſtlerſeelen von fern in ihren Träumen ahnen und die ſie hören werden, wenn die Form zerbrochen iſt und ſie es erreicht haben, nicht mehr wiedergeboren werden zu müſſen. Die Inder haben das alles ſchon gewußt.

In der Ironie befreit ſich das Individuum von ſeiner Entrüſtung über die Unnatur der Welt, im Humor erhebt ſich das Individuum über ſich ſelbſt. Beide ſind ſittliche Äußerungen; jene hat es nur mit der Lüge und den Kontraſten von Schein und Weſen, dieſer mit der Verſöhnung von Schmerz und erhabener Heiterkeit zu tun. Daher iſt in jener Bitterkeit, in dieſem verzeihende Güte.

Im Juni 1890, als ich im Begriff war, Italien für den Sommer zu verlaſſen, war ich noch einmal in der Villa Mattei, wo ich wonnevolle Stunden der Einſamkeit im Frühling zu genießen pflegte, da ich durch die Güte des Beſitzers immer freien Zutritt darin hatte. Es koſtete mir jedes Jahr einen großen Entſchluß, Italien zu verlaſſen, deſſen zaubervolle Schönheit mich dann erſt ganz in ihrer Vollendung umfing, wie ich denn auch der Anſicht bin, daß die meiſten Reiſenden Italien nur halb kennen, weil ſie fortgehen, wenn der Höhepunkt der Schönheit anfängt. An jenem Morgen nun umfing mich wieder die Macht, von der Hafis ſagt:

„Denn daß der Schönheit Alkoran
Allmächtig ſei, das iſt kein Wahn"

und umflutet von dem reinen Licht und ſtill beglückt von dem Einsſein mit dieſer ſeligen Natur, ſchrieb ich folgende Verſe in mein Tagebuch:

„Teures Lichtland, deinen Frieden
Senkſt in meine Seele du;
Wenn ich fern von dir geſchieden,
Seh ich träumend deine Helle,
Trägt mich der Erinnrung Welle
Deiner heil'gen Ruhe zu.

Mit der unnennbaren Milde,
Wie ſie Phidias erfand
Für die göttlichen Gebilde,
Ruhſt du in der Schönheit Wonne
Unbekümmert gleich der Sonne,
Ob dein Segen auch erkannt.

Stille wird des Geiſtes Sehnen,
Ruhe ich an deiner Bruſt;
Nein, Vollendung iſt kein Wähnen,

Was wir im Symbol hier ſehen,
Wird einſt Wirklichkeit erſtehen,
Voll erkannt und voll gewußt.

In eben dieſer Villa Mattei ſchrieb ich am Charfreitag: Wie fern iſt Chriſtus! Nie habe ich es ſo gefühlt! Eine rührende Geſtalt der Legende und der Kunſt, aber als Wirklichkeit fern und ſein Opfertod nur als Symbol noch nahe! Heiliger Frieden der Natur heute, wie viel bedeutſamer und ſchöner, als das Gewühl in den Kirchen.

Ich habe auch einſt am Fuß des Kreuzes das Gefühl der Gemeinſchaft, die weltüberwindende Kraft der Entſagung und der aufopfernden Liebe geſucht, und das Bild des erhabenen Märtyrers am Kreuz iſt mir teuer und tief bewunderungsvoll geblieben. Aber den hiſtoriſch gewordenen Kirchen mit ihren Dogmen kann ich nicht mehr beipflichten, ſo wenig wie man jetzt noch den Dionyſos-Kultus mitfeiern könnte, trotzdem der Dionyſos-Mythus gewiß einer der ſchönſten iſt und noch immer das vollkommenſte Bild für unſere Einſicht in das Weſen der Welt gibt. Zu dem Gekreuzigten der Kirchen, dem Gottesſohn, gehört der dogmatiſche Vater, gehört die Hierarchie der Kirche, Staat, Geſellſchaft. Der einfache Sohn des Zimmermanns von Nazareth, der Schüler der Eſſäer, die indiſche Weisheit in den ſemitiſchen Monotheismus hinüberbrachten, wollte nichts weniger als eine bloß myſtiſche Gleichſtellung der Menſchen; er bekämpfte den jüdiſchen Hochmut mit dem Gleichnis vom barmherzigen Samariter; er demütigte die Überhebung der Phariſäer und Schriftgelehrten bei unzähligen Gelegenheiten, er ſagte dem reichen Jüngling, der nur Geiſterſchaum ſchlürfen wollte, ohne wirklich zu entſagen: „Gehe hin, verkaufe, was du haſt, und gib es den Armen, d a n n folge mir nach.“ Als er ſah, daß der Kelch nicht an ihm vorübergehen konnte, daß es geſtorben ſein mußte um ſeiner Überzeugung willen, da ſtarb er, indem er ſeinen Schülern ſein Beiſpiel zur ſtärkenden Erinnerung hinterließ.

Um ſeine Geſtalt ſchuf die gläubige verehrende Liebe, die dichtende Phantaſie und das Bedürfnis, die Idee zu inkarnieren, den Mythus und das Symbol. In den erſten Liebesmahlen und dem Glaubensmut des erſten Märtyrers kamen Mythus und Symbol zum ergreifenden Ausdruck. Dann aber baute die egoiſtiſche weltliche Berechnung des Prieſtertums die Kirche mit ihren irdiſchen Tendenzen darauf auf und machte Mythus und Symbol zur Lüge. Anſtatt die Menſchen in der Annahme zu beſtärken, daß Einer ein für allemal die Erlöſung der Menſchheit vollzogen habe, ſollte man es immer aufs neue und immer eindringlicher lehren, daß jeder ſich ſelbſt erlöſen muß von Sünde und böſer Neigung, jeder aus ſich ſelbſt das Höchſte machen muß, deſſen ſeine Natur fähig iſt, und auch den andern, den Schwachen, mit Güte und Beiſpiel helfen, es zu tun. Das war die Religion, die Jeſus meinte, mit der nicht bloß ein einziges Volk, mit der die Menſchheit ſich durchdringen und ſich zu ihrem idealen Ausdruck erheben ſollte. So ſteht ſeine Geſtalt in ihrer Vollendung vor uns und fordert uns zur Nachahmung auf. Er hat es ausgeſprochen, das große eine Wort, das alles in ſich ſchließt: Nicht im Tempel, nicht auf dem Berge, im Geiſt und in der Wahrheit beten, leben und ſterben. Chriſtliche Welt, beteſt und lebſt du ſo?

Wie wenig Menſchen ſind Schatzgräber!

In dem trefflichen Buche Oldenbergs über Buddha findet ſich folgende Stelle über das Nirwana: „Das Denken, will Sâriputta ſagen, iſt hier an einem unergründlich tiefen Geheimnis angelangt. Nach ſeiner Enthüllung ſoll es nicht verlangen; der Mönch, der nach ſeiner Seelen Seligkeit ſtrebt, hat anderes, dem er nachforſchen mag.“ Wer aber eine Zukunft ſcharf und klar verneinte, würde anders reden. Vor dem Denken, das ein ewiges Sein als ein begreifliches, zu bejahendes, anzunehmen zögert, flüchten ſich das Verlangen und die Hoffnung eines Seins, das höher

iſt als Vernunft und Begreifen, hinter den Schleier des Myſteriums.

In der Republik Venedig verurteilte man ſelten auf Grund von Anklagen über Vergehen gegen die Religion. Einmal erſchien ein der Ketzerei Angeklagter vor dem Rat der Zehn; er war beſchuldigt worden, daß er ketzeriſche Anſichten über die Dreieinigkeit hege. Er geſtand, daß er ſehr wohl den Gott-Vater und den Gott-Sohn begreife, daß er aber den heiligen Geiſt nicht verſtehen könne. „Geh nach Hauſe," ſagten ihm die Richter. „Du verſtehſt doch wenigſtens zweie, wir verſtehen keinen einzigen."

Hätten alle Richter dieſe edle Aufrichtigkeit, wie viel beſſer würden viele Urteile ausfallen.

Eine Atheiſtin, die im höchſten Sinn eine ausübende barmherzige Schweſter iſt, und ein ohne Chriſtentum unter furchtbaren Leiden heroiſch, ſchön und verſöhnt Sterbender — was könnten ſelbſt die Orthodoxen mehr verlangen? Ich kenne beide.

Edle Naturen machen eine Stunde des Irrtums wieder gut, voll, rein, ganz, wenn es ſein muß, ſelbſt mit dem Leben. Edle Naturen verzeihen aber auch ganz, voll, rein, ohne Hinterhalt.

Die nationalen Einheiten ſind jetzt der Traum und das Motto der Staatsmänner und Volksbeglücker. Aber iſt dieſe Einheit an ſich ſolch ein Glück? Macht ſie nicht den Egoismus in der Politik noch viel ſchärfer, als er es außerdem ſchon iſt?

Dagegen iſt die Einheit des Charakters mit ſich ſelbſt das letzte Ziel alles Strebens.

Ich ging eben im Frühling ſpazieren und fühlte das Regen des Genius in mir und daß allein der Umgang mit ihm beſeligt. Die Schönheit empfinden iſt das Lächeln des Genius im Traum. Denken iſt ſein Erwachen. Nie flieht der Genius vor der Erkenntnis; im Gegenteil, ihn dürſtet nach der Wahrheit, weil er durch ſie erſt die Poeſie der Dinge, das innere Geſetz ihrer Bewegung, ihren Rhythmus, *verſtehen* lernt, was im letzten Grunde eins iſt mit ihm ſelbſt, nämlich: univerſelles Leben, das in jeder Erſcheinung ſich auf ſich ſelbſt beſinnt. So war der Dämon des Sokrates. Die Rechten haben es von jeher gewußt. Es hat ein jeder ſeinen Dämon, nur verſtehen ihn die meiſten nicht. Das Dämoniſche iſt die zwingende Unruhe im Geiſt, wenn ein bisher noch Unbewußtes ins Leben treten will. Vor dieſem Zwang erſchrecken aber die meiſten, verſtecken ſich oder laufen davon.

In dem Liebesverhältnis zweier Weltkinder ſtellte ſich gegenſeitiges Mißtrauen ein, und da ſie beide leidenſchaftlich waren, verwandelte ſich dies Mißtrauen bald in Haß.

In der ſogenannten vornehmen Geſellſchaft gibt es Zuſchauer, Beobachter, Mitſpielende oder beſſer: Schauſpieler.

O menſchliche Schwäche! Die gute Meinung der Welt zu erkaufen durch Geld, Namen, Rang oder Ruhm!

O Stille! Geſegnete! Du, die du allein würdige Stimmungen erzeugſt!

Die Deutſchen haben es an ſich, über alles und jedes in Italien, beſonders in Neapel, zu ſchimpfen, alles ſchlecht zu finden, den Schmutz haarſträubend, den Lärm unerträglich, die Hotels gräßlich, die Cafés widerwärtig, die Menſchen gemein und dumm. — O dagegen bei uns zu Haus! Die herrliche Heimat! Und doch — kommen ſie alle Jahre wieder!

Mit der Liebe für die Reinlichkeit ſoll man ſich ebenſowenig brüſten, wie mit der Liebe für die Tugend. Beide gehören zu einem ordentlichen Menſchen, man übt ſie, ohne viel davon zu reden. Wer aber in Italien nur immer über den Mangel an Reinlichkeit klagt, anſtatt ſich über die Schönheit, die alles überſtrahlt, zu freuen, der verdient Italien nicht. Iſt es denn ſchöner in den ewig mit Waſſer übergoſſenen, nüchternen, deutſchen Stuben als z. B. in Zimmern in Neapel, die allerdings den Staub oft etwas zu lange aufbewahren, aber daneben eine Loggia oder eine Terraſſe haben, von wo man die Wunder der Sonnenuntergänge über einem der herrlichſten Meere der Erde ſieht? Ach menſchliche Kleinlichkeit! Denn es gibt auch eine kleinliche Reinlichkeit und eine kleinliche Tugend.

Man erzählte abends bei mir in Rom von einer Beſteigung des Veſuvs und von dem Grauen, das man empfände, in den feurigen Schlund hinabzuſchauen. Es fiel mir darüber ein, ob wohl die chriſtliche Idee der Hölle nicht dadurch entſtanden ſei? Der Hades war doch etwas ganz anderes, etwas pſychologiſch Feineres; wieviel ſeeliſcher war dieſe Qual des vergeblichen Tuns und Schaffens, als die brutale Strafe in den Flammen.

Das immerwährende Unterliegen im Abgrund der Leidenſchaft in den Romanen von Gabriele d'Annunzio iſt gar nicht intereſſant. Nur der Sieg des höheren Wollens über die Leidenſchaft iſt intereſſant. Ich verabſcheue dieſe ewige Viviſektion der Wolluſt und der ungeſunden Triebe, die den Mann zum Schwächling und die Frau nur zu einem Inſtrument der Korruption macht.

Das größte Leiden iſt die Abweſenheit des Ideals.

Ein Ausſpruch von Rabelais, als von dieſem herkommend, fiel mir auf: „Die Natur hat im Menſchen Verlangen, Durſt

und Wunſch zu wiſſen und zu lernen hervorgebracht, und zwar nicht bloß die gegenwärtigen Dinge, ſondern beſonders die zukünftigen, weil deren Kenntnis höher und bewundernswerter iſt. Weil wir nun in dieſem vergänglichen Leben nicht zur Vollendung des Wiſſens kommen können und die Natur nichts ohne Grund gemacht, oder ein trügeriſches oder verderbtes Verlangen gegeben hat, ſo folgt daraus, daß ein anderes Leben nach dieſem ſein muß, wo jener Durſt geſtillt wird."

So kommen auch die ſkeptiſchen Menſchen, ohne daß ſie ſelbſt wiſſen, wie ſehr ſie ſich widerſprechen, immer auf ein geiſtiges, vernunftgemäß ordnendes Prinzip zurück, mögen ſie es nun Natur oder Gott nennen.

Nachdem ich den Roman von Paul Bourget, „La terre promise", der mir mißfiel, wie die meiſten Werke dieſes Autors, geleſen hatte: das Heiligende, Idealiſierende in der Ehe iſt das ſchöpferiſche Element, das bei der rohen unbewußten Natur bloß ſinnlich und brutal und ohne die erlöſende Seite bleibt. Was für entwickelte geiſtige Naturen den tieriſchen Akt verklärt, iſt das Bewußtſein, Schöpfer zu ſein, innerhalb der Materie ein Geiſtwerdendes zu ſchaffen, gerade wie es dem Genius auf der höchſten Stufe des ſchöpferiſchen Prinzips Seligkeit iſt, das im Geiſt Empfangene zu gebären.

Der franzöſiſche Kritiker Brunetière ſagt in einem Artikel über Bourget, das Hervorragende in deſſen Romanen ſei l'étude de la vie. Ja, die gehört freilich überhaupt zum Roman, aber ſie muß ſich durch deſſen Perſonen ausdrücken und nicht durch pſychologiſche Analyſen und Abhandlungen.

Wir ſprachen am Abend in Verſailles (wo ich alljährlich von 1884 an bis 94 den Sommer bei Olga zubrachte) über die Heuchelei. Ich faßte im Scherz mein Urteil in einem

Syllogismus zuſammen: die Heuchelei iſt ein abſcheuliches Laſter, die moderne Geſellſchaft bringt die Heuchelei auf allen Gebieten hervor, alſo iſt es eine laſterhafte Geſellſchaft. — M. dagegen meinte, die Heuchelei in der modernen Welt ſei eher ein Beweis ihrer Moralität, da man, aus Achtung vor der Tugend, das Laſter nicht öffentlich zu bekennen wage.

Ich freute mich, als ich die letzten Worte Renans hörte, den ich einſt ſo gut gekannt und ſehr geſchätzt habe, denn ſie beweiſen, daß ſeine Heiterkeit, die man ihm ſo oft als Ironie und Oberflächlichkeit vorgeworfen hat, echt war und ſich auf ein feſtes Bewußtſein gründete. Am letzten Tage ſeines Lebens ſagte er: „Man muß den Geſetzen der Natur folgen; der Tod iſt nichts, ein Übergang, die Erde und der Himmel bleiben.“ Auf ſein Grab verordnete er zu ſchreiben: „Ich habe die Wahrheit geſucht.“

Papſt Leo XIII., als er hörte, daß Renan keinen Prieſter gerufen habe, ſagte: „Ich bin darüber zufrieden, es wäre eine Heuchelei geweſen. Gott vergibt den Menſchen, die redlichen Willen haben, ſo wird er auch Renan vergeben.“ Das iſt auch ſchön, das Oberhaupt der Kirche, das einen abtrünnigen Prieſter ſo edel-menſchlich beurteilt! Sie können ſich im Paradies als Freunde begegnen.

Der ſichere Troſt unſeres Erdendaſeins iſt doch der, daß wir durch Wort und Tat unſterblich ſind in der Reihe der Geſchlechter, denn wenn auch die Geſchichte uns nicht mit Namen nennt, ſo wuchert der Samen des Guten, das wir getan, doch unzerſtörbar fort von Seele zu Seele und gehört mit in die große Kette, deren Anfang und Ende in der Ewigkeit liegen. So erklärt ſich wenigſtens das warum, wenn auch das woher und wohin Fragezeichen bleiben. Eine ſehr hübſche Hypotheſe iſt die eines unlängſt verſtorbenen liebenswürdigen alten Franzoſen, Monſieur Surell, der das Rätſel der Exiſtenz folgendermaßen zu löſen meinte,

indem er die Möglichkeit hinſtellte, daß alles geiſtig von uns ausgeht, an irgendeinem Punkt des Weltalls wieder zuſammentreffe und unſere geiſtige Individualität herſtelle. Dies widerſpricht weder der Vernunft noch ſelbſt der Experimentalwiſſenſchaft, denn geiſtige Erzeugniſſe unſeres Weſens ſind ſicher größere Realitäten, als die zufälligen Kombinationen der Atome, die unſere leibliche Exiſtenz ausmachen.

Am 16. Juni 1890 in der Villa Mattei, nach einem ſchmerzlichen Erleben:

Ziehet, eilende Wolken, den ſchwärzlichen Schleier
Über die ſtrahlende Welt!
Alles iſt eitel, ſchwindender Schein nur,
Auch die Sonne iſt Täuſchung ſowie das Glück,
Die Roſen vergingen, die Träume vergingen,
Freunde vergingen und endlich — vergeheſt auch du!

Alle Religionen ſind aus dem der Menſchheit innewohnenden Bedürfnis hervorgegangen, etwas Höheres, Mächtigeres, Vollendeteres als ſich ſelbſt zu ſuchen. Dieſes Bedürfnis iſt der Adelstitel des Menſchen und unterſcheidet ihn vom Tier. Ob es ſich in minder oder mehr vollkommener Weiſe offenbare, immer iſt es zu achten und gelangte es auch nur zur Anbetung eines Fetiſch. Aber ſobald dies Bedürfnis abſolute Formen annimmt und ſich für die ein für allemal gegebene Wahrheit ausgibt, zur dogmatiſchen Kirche wird, verſteinert ſich der Geiſt, der ewiges Streben iſt, und wird bloß äußere Form, die den lebendigmachenden Odem nicht mehr enthält. Der beſte Beweis dafür iſt, daß die beſtehenden Kirchen ſich untereinander anfeinden, weil jede allein die Wahrheit zu beſitzen glaubt.

Wir, die wir die Geſchichte dieſes Bedürfniſſes nach Idealität vor Augen haben, wie es ſich in den verſchiedenen dogmatiſch-poſitiven, konſtituierten Kirchen verloren hat, wir können nicht mehr zurückkehren in eine beſchränkte Form, die

dem Gedanken, der nach immer reinerer Wahrheit dürstet, verwehrt, seinen freien Flug zu nehmen. Die Philosophie hat uns dazu geführt, Gott nicht mehr außer uns zu suchen, sondern ihn in uns, in allem, was da ist, zu erkennen und es als unsere Aufgabe zu betrachten, ihn in uns und um uns lebendig zu machen.

Das Leben ist nichts anderes als ein großes Schlachtfeld, und die einzige Tugend besteht darin, trotz aller Wunden bis zuletzt zu kämpfen und als Sieger, mit den Waffen in der Hand, zu sterben.

Wie rasch sind doch die Übergänge im Menschen von Niedergeschlagenheit, Trauer, Resignation, zu Hoffnung, Mut und Freude oder umgekehrt. Was ist dies feine Uhrwerk, das so entgegengesetzte Bewegungen im Gemüte hervorbringt? O ihr Physiologen und Männer der „matière grise", könnt ihr es erklären? Keine Spur!

Der einzige Schmerz, der unversöhnbar ist, ist der Schmerz des Egoismus. Die selbstlose Tugend hat Frieden auch in der tiefsten Trauer. Sie ist das wirkliche S e l b s t mit der rechten Würde ohne Anmaßung. Der Egoismus ist das schlechte Selbst, das ewig Verwundbare. (Ich unterscheide hier scharf Egoismus von Individualismus.)

N. hatte die wahre Natur der gefallenen Engel; sie glaubte allem durch den hochmütigen Stolz Trotz bieten zu können, anstatt alles Widerstrebende durch die Liebe zu besiegen.

Ich las eben von der sonderbaren Hinneigung Napoleons I. zum Aberglauben, wie ihn sein Verkehr mit der Lenormand beweist. Aber dunkle, ehrgeizige Gemüter werden immer abergläubisch sein. Weil das Ideal ihre Seele nicht erleuchtet, suchen sie Hilfe in dunklen Gewalten, daher

ſtammen wohl die Teufelslegenden, die Hexenprozeſſe, noch heutzutage im Süden die Zauberweiber und endlich der Spiritismus beſonders in der modernen höheren Geſellſchaft, wo er weiter nichts iſt, als die Rache des Geiſtes an der Frivolität.

Schaffen muß man in der Einſamkeit, da wo der laute Lärm des Tages nicht ſtört, aber der Charakter erprobt ſich doch erſt ganz im Zuſammenleben, in der Art, andere zu behandeln, auf ſie zu wirken und ſie zu ertragen. Freilich, ein großes Leiden einſam heroiſch tragen, iſt auch ein Prüfſtein des Charakters, doch ein noch ſchwererer iſt's, dem einſamen Umgang mit dem Gott in uns aus erbarmender Liebe zu entſagen, und zwar nicht im Zorn und Ärger, ſondern mit dem milden Lächeln derer, die es wiſſen, daß ſie ein Heiligtum in ſich tragen, in dem ſie glücklicher wären, als in dem Samariterdienſt des Herzens. Ja, am Kreuz beſiegte der Nazarener die Welt!

Die Definition des Genies iſt es, daß dieſes Individuum, dieſer Mikrokosmos zugleich den ganzen Kosmos in ſich trägt, alle Tradition, das Unendliche, und dabei die Fähigkeit hat, die ganze Welt, die in ihm iſt, auszuſprechen und zu geſtalten. Es iſt ein Beweis dafür, daß die univerſelle Einheit ſich nur zuweilen eine individuelle Form wählt, um ſich durch dieſe kund zu geben.

Man hat ſo viel Arbeit, um etwas zu ſein, daß keine Zeit bleibt, noch etwas zu ſcheinen. Es iſt auch verlorene Mühe, man iſt eben, was man iſt, wem es nicht gefällt, mag's bleiben laſſen.

Ich war einmal wieder einige Wochen in Deutſchland und fuhr dann frühmorgens am Rhein hinunter, wie alljährlich Olga in Frankreich zu beſuchen.

Wieviel tauſend Erinnerungen ſtiegen da herauf an Jugendtage und Jugendträume, an die frühe Liebe zu dem alten, ſtolzen, heiligen, deutſchen Strom! Und es überkam mich ein unendliches Mitleid mit dem armen Vaterland. Ich verſtand nun, was ihm fehlt: der heitere Himmel und die Grazie!

Das Schöpferiſche, das Tun, die Tat, war da *vor* dem Wort, wie beim Genius der Tatmoment, die Geburt im Geiſt, dem Wort und der Geſtaltung vorangeht.

Auch beim größten Dichter iſt das Wort, das er wählt, die Art ſeines Ausdrucks, ſein Stil, ein Teil ſeines Wertes.

Äſchylos rühmte von ſich, daß in keinem ſeiner vierundachtzig Dramen die Liebe vorkomme. Käme man in der modernen Welt nur auch einmal ſo weit.

Die Reue iſt keine Kraft, ſagte ein Freund. Ja, ſie iſt doch eine, wenn es die wahre Reue iſt, ſagte ich, denn ſie iſt der Anfang des Wiedergutmachens.

„Getroſt, das Unvergängliche, das iſt das ewige Geſetz, wonach die Roſ' und Lilie blüht." Nun, und iſt es nicht ein großer Troſt, nach dieſem ewigen Geſetz zur Geiſtesblüte berufen geweſen zu ſein?

Es gibt nur zwei Arten, das Leben nach großen Schmerzen würdig zu führen: entweder mit der großen Reſignation, die ſich immer höher hebt über das Erlebte und heilig wird oder mutvoll tätig ſein und das Leben beſiegen durch die Tat.

Das Schickſal war inſofern ſtets gütig gegen mich, als es mir nach all den ſchmerzlichen, teils durch Entfernung, teils durch den Tod herbeigeführten Trennungen aus der Mitte der zahlreichen, mehr oder minder gleichgültigen Be-

ſucher meines kleinen, einſiedleriſchen Heims in Rom immer wieder einzelne Geſtalten herbeiführte, mit denen das geheimnisvolle Etwas, das Geiſter zuſammenbindet, jener Ton aus der großen Weltenſymphonie, die immer nur wenige hören und verſtehen, ſich einfand und alsbald zu einem näheren Seelenbunde den Grund legte. Es iſt merkwürdig, wie auf ſolchem Grund allein wahrhaft ideale und dauernde Beziehungen ſich entfalten und entwickeln können, gleich edlen Pflanzen, die das rechte Erdreich gefunden haben, und nun, immer neue Blüten treibend, höher und höher wachſen. Nach Warsbergs Tod dachte ich, die Lücke würde jetzt unausgefüllt bleiben und das Pantheon des Herzens, in dem die Niſchen alle mit geliebten Bildern beſetzt ſind, würde geſchloſſen ſein. Von Venedig war ich, wie jeden Sommer ſeit zehn Jahren, zu Olga nach Verſailles gegangen, wo ich, in dieſer Familie der freien Wahl, ſtets Monate herzlichſten Zuſammenlebens genoß. Ich hatte mich aber, auch außerhalb dieſer Häuslichkeit, immer des freundlichſten Begegnens von ſeiten der Franzoſen, mit denen ich in Berührung kam, zu rühmen und kann in Wahrheit ſagen, daß nie ein beleidigendes Wort gegen Deutſchland in meiner Gegenwart laut wurde. Mit großer Anerkennung aber bemerkte ich auch die vorteilhafte Wirkung der empfangenen harten Lehre vom Jahre 70 in der franzöſiſchen Jugend, die ich zu beobachten häufig Gelegenheit hatte, da Olgas Gatte, Gabriel Monod, der geliebte und verehrte Lehrer der Jünglinge an zwei der höheren Inſtitute in Paris war, der école des hautes études und der école normale. Die Mitteilungen Monods beſtätigten mir auch meine eigenen Bemerkungen über den Lerneifer und die auffallend ernſte Richtung all der jungen Leute, die ſeiner Obhut anvertraut waren, was zum Teil in der Trefflichkeit des Lehrers ſeinen Grund haben mochte, aber ſicher auch die Folge ernſter Betrachtung der Ereigniſſe war. Es ſchien dies wieder ein Beleg zu der Lehre, die die Geſchichte ſchon ſo häufig geliefert hat, daß ſehr oft, nach ſchweren Niederlagen im Kriege, die Beſieg-

ten moraliſch die Sieger bleiben, indem ſie in ſich gehen, die Urſachen ihres Unterliegens zu ergründen und entdeckte Mängel mit Ernſt zu verbeſſern ſuchen. War es doch in Deutſchland auch ſo nach den Kriegen mit Napoleon, und wohl den Völkern, denen das Unglück eine Schule der Weisheit wird.

Unter den Schülern Monods, die ich in ſeinem Hauſe kennen lernte, war einer, den er mir beſonders empfahl, da dieſer auf zwei Jahre nach Rom in das dortige archäologiſch-hiſtoriſche Inſtitut (das Frankreich gleich Deutſchland und Öſterreich dort hat) nach vollendetem vorzüglichen Examen in der école normale kommen ſollte. Er beſaß unter anderen bedeutenden Vorzügen auch eine ſeltene Begabung für Muſik, und ich verſprach mir dadurch eine lang entbehrte Freude, nämlich öfter bei mir in der Ruhe meines Heims Muſik zu hören. Muſik war von früheſter Jugend auf für mich ein Lebensbedürfnis geweſen. In meinem elterlichen Hauſe gehörte Muſik zu den unentbehrlichſten Freuden des Daſeins. Mehrere meiner älteren Geſchwiſter waren muſikaliſch, und es hatte ſich ein ſogenanntes Kränzchen gebildet, an dem ſie teilnahmen und deſſen Vereinigungen in unſerem Hauſe ſtattfanden. Die obere Leitung wurde von dem damals ſehr berühmten Komponiſten Louis Spohr, der Kapellmeiſter in Kaſſel war, geführt, und muſikaliſch bedeutende Perſönlichkeiten, wie unter anderem der Liederkomponiſt Curſchmann, nahmen daran teil. So hörte ich ſchon als Kind im Hauſe ſelbſt bedeutende muſikaliſche Aufführungen; außerdem ſah meine Mutter, eine geiſtvolle, mit hohem Kunſtſinn begabte, durchaus freiſinnige Frau, gern und oft die erſten Künſtler des damals vortrefflich beſetzten Theaters in Kaſſel bei ſich, wo beſonders an der Oper Sterne erſter Größe glänzten, die mit den herrlichſten Leiſtungen ihrer Kunſt den geſelligen Verkehr belebten und ſchmückten. Später, als ich ſelbſt Klavier ſpielte, wurde mir die Muſik immer mehr Seelenbedürfnis, obgleich ich in der Ausübung weit hinter meiner jüngeren Schweſter zurück-

blieb; mich zog dagegen der Geſang mächtig an, die Möglichkeit, da ich eine gute Stimme beſaß, noch viel unmittelbarer und perſönlicher dem muſikaliſchen Empfinden, das in der Seele wogte, Ausdruck zu geben. Dazu wollte ich, wie immer, nicht an der Oberfläche ſtehen bleiben, ſondern auch die Geſetze kennen lernen, die die Welt der Töne beherrſchen. Es hatte mich gleich wunderbar erſtaunt, zu ſehen, wie dieſe unkörperliche, man könnte faſt ſagen metaphyſiſche Kunſt den ſtrengſten mathematiſchen Regeln unterworfen und wie das ſcheinbar Freieſte von einem inneren Geſetz gebunden iſt, was freilich auch das Vorrecht der Entwicklung hat, wie alles Geiſtige, aber innerhalb dieſer ſtets die organiſche Notwendigkeit ſeiner Erſcheinung verfolgen muß. In der kleinen Reſidenz Detmold, wo meine älteſte Schweſter verheiratet war und meine Mutter ſich mit meiner jüngeren Schweſter und mir endlich niedergelaſſen hatte, weil das Wanderleben, das mein Vater mit ſeinem Jugendfreund, dem alten Kurfürſten von Heſſen nach deſſen Thronentſagung führte, uns auf die Länge doch unbehaglich wurde, fand ſich reichlich Gelegenheit, gerade nach dieſer Seite hin zu lernen. Ein tüchtiger Muſiker, Schüler Spohrs, der das wirklich ausgezeichnete Orcheſter dirigierte, gab meiner Schweſter und mir Unterricht im Generalbaß, und ſo ſehr wurde ich von dieſem Studium angezogen, daß ich alsbald anfing, kleine Arbeiten für Orcheſter zu ſchreiben, was mir die Achtung und Freundſchaft ſeiner Mitglieder zuzog. Dies brachte uns die herrlichſten Folgen, denn nicht nur erfreute uns das Quartett, das ſich aus den beſten Künſtlern gebildet hatte, häufig des Abends bei uns mit Leiſtungen der ſchönſten Meiſterwerke, ſondern es kam auch nicht ſelten vor, daß wir mitten in der Nacht durch die Klänge eines Mozartiſchen oder Beethovenſchen Quartetts aus dem Schlaf geweckt wurden, indem die wackern Muſiker auf der Straße unter unſeren Fenſtern ſich niedergelaſſen hatten, um unſere Seelen in nächtlicher Stille mit dem zu erfreuen, was, wie ſie wußten, uns das Höchſte war.

Wenn mein ſpäteres Leben in großen Zentren mir auch öfter die Möglichkeit gab, größeren und oft ſehr vorzüglichen Aufführungen beizuwohnen, ſo war der intimere Genuß, wie ich ihn in der Kindheit ſchon im elterlichen Hauſe und nachher in der Jugend in unſerem Heim in Detmold gehabt hatte, nun faſt ganz vorbei. Mein Leben hatte ſo ernſte Aufgaben bekommen, daß ſie alle meine Kräfte in Anſpruch nahmen, und ich hatte gar nicht immer ein Inſtrument zu meiner Verfügung, wie in der Hochſchule zu Hamburg, wie während meiner Lehrtätigkeit in England, und dazu kam, daß meine immer ſchwachen Augen, durch andere Arbeit ſchon zu ſehr angeſtrengt, das Notenleſen nicht mehr vertragen konnten, ſo daß mein einſames Muſizieren ſich faſt nur auf Geſang beſchränkte. Aber in meiner Seele wogten unabläſſig Harmonien und Geſänge, und ich erinnere mich keiner Epoche meines Lebens, wo ich nicht innerlich immer Muſik gehört hätte, auch bei den heterogenſten äußeren Beſchäftigungen. In Rom empfand ich es als einen der größten Mängel, daß man ſo wenig gute, wahrhaft vollendete muſikaliſche Aufführungen zu hören bekam. Zuweilen ereignete es ſich ausnahmsweiſe, daß ein glücklicher Zufall es herbeiführte, in Privatkreiſen Vorzügliches zu hören, ſo, wie ſchon früher erwähnt, in den Wintern, die Liſzt noch bleibend hier zubrachte, und in den muſikaliſchen Vereinigungen bei einer jungen ruſſiſchen Fürſtin, wo er ſeine eigenen ſymphoniſchen Dichtungen mit jener zauberiſchen Vergeiſtigung vortrug, die das Spiel des alten Mannes noch weit über das des gefeierten Virtuoſen in ſeiner Glanzperiode hob.

Aber ſolchen Ausnahmezeiten folgten wieder Perioden äußerſter Dürre in muſikaliſchen Beziehungen, wo ich eben nur auf die Tonwelt, die in meiner Erinnerung lebte, angewieſen war. Um ſo angenehmer wurde ich überraſcht, in dem obenerwähnten jungen Franzoſen, der nun nach Rom kam, einen Muſiker erſten Ranges von tief ernſtem Verſtändnis und geläutertem Geſchmack zu finden, der mir gleich in liebenswürdiger Weiſe ſein herrliches Talent zur Verfügung

ſtellte. Stundenlang hörte ich jetzt wieder Mozart, Bach, Beethoven und Wagner bei mir ertönen und genoß in andächtiger Stille ganz allein den Verkehr mit jenen großen Seelen, die mir in ihrer metaphyſiſchen Sprache göttliche Offenbarungen verkündeten und mir Stunden reinſter Wonne bereiteten.

Aber nicht nur in muſikaliſcher Hinſicht erwuchs mir aus der näheren Bekanntſchaft mit dieſem Jüngling hohe Freude. Es gibt gewiß gerade im vorgerückten Alter keine edlere Befriedigung, als in jungen Seelen denſelben Drang der Idealität, dasſelbe Streben nach den höchſten Zielen, dieſelbe Verachtung alles Gemeinen und Trivialen, denſelben Mut im Kampfe für die Freiheit der Individualität zu finden, wie dies alles die eigene Seele von früh auf erfüllt hat und noch am Lebensabend, wo ſchon ſo viele Illuſionen zerfloſſen ſind, ſoviel um uns Dageweſenes und uns Liebes verſchwunden iſt, als das tiefſte, ewige Element des Daſeins in uns waltet. Wie ganz verſchwindet dabei auch das Vorurteil der *weſentlichen* Unterſchiede der Nationalität. Der innerſte Grund der menſchlichen Natur iſt ſicher nicht abhängig von Raſſe, oder Erdteil, oder Abſtammung, ſondern davon, wie Klima, Tradition, Verhältniſſe, Erziehung die eine oder andere Seite der Fähigkeiten in der Menſchenſeele ſtärker entwickeln und nach und nach durch Vererbung zu einem anſcheinend beſonderen Typus heranbilden. In dieſem jungen Franzoſen fand ich dieſelbe Idealität, dieſelbe Hoheit des Strebens, dasſelbe innerſte Verſtändnis für jede Äußerung geiſtiger Größe, wie ich ſie bei den auserwählten Seelen anderer Nationen gefunden hatte. Er war ein inniger Bewunderer Tolſtois, er liebte, wie ſchon geſagt, Mozart, Bach, Beethoven über alles, war begeiſtert für Wagner, entwickelte ſich hier im Studium, beſonders im Anſchauen der Meiſterwerke der Renaiſſance und unter den Einflüſſen der herrlichen ſüdlichen Natur wie eine Blüte, die ihren rechten Boden gefunden hat. Dies gab mir wieder einen Beleg für das oben Geſagte, das längſt

meine Überzeugung gewesen war, daß nämlich die Verschiedenheiten der Nationalitäten oder der Rassen auf etwas ganz anderem beruhen, als auf einer ursprünglichen Verschiedenheit der Menschenseele.

Zwei Jahre des edelsten geistigen Verkehrs wurden mir durch die Anwesenheit dieses Jünglings zuteil, der mir auch das wieder bestätigte, daß für das wahre Seelenleben es kein Alter gibt, daß demnach die Seele etwas sein muß, was am ewigen Quell der Jugend teil hat und in voller Frische fortlebt, auch wenn die irdische Hülle altert und dem Lose des Vergänglichen anheimfällt. Wie schon erwähnt, war es nicht nur die musikalische Begabung des jungen Freundes, die mir die so lang entbehrte Wohltat brachte, aus dem fast immer verschlossen gewesenen Piano die Geister all der hohen Meister der Tonkunst heraufzubeschwören. Auch auf allen anderen Gebieten des geistigen Lebens fand ich ihn einheimisch und zu voller Entwicklung strebend, so wie ich dagegen, in der beständigen Anregung, die Jugend des Gedankens und die volle Intensität des Interesses für alles Schöne und Poesivolle in mir wiederempfand. Auf diesem letzteren Gebiet, dem der Poesie nämlich, endeckte ich denn allmählich auch die schöpferische Begabung des Genannten, und zwar in überraschender Weise durch eine dramatische Dichtung, die mir alsbald die Hoffnung eingab auf eine Erneuerung der besonders in Frankreich so tief gesunkenen dramatischen Kunst. Diese hatte ja leider, zufolge des der menschlichen Natur innewohnenden Nachahmungstriebs, auch in andern Ländern eine gar trübselige Richtung genommen. Von jeher hatte mich die Idee des historischen Dramas lebhaft beschäftigt. Ich hatte mich immer gefragt, ob man geschichtliche Personen auf die Bühne bringen dürfe, da es unmöglich ist, sie genau so hinzustellen, wie sie gewesen sind, und man also in Gefahr ist, sie tun oder sagen zu lassen, was ihnen absolut nicht homogen gewesen wäre. Indem ich nun in Gedanken die edelsten Gestalten des deutschen historischen Dramas durchging, wie Götz, Egmont, Don Carlos, Wallen-

ſtein und andere, fand ich, daß ſie gewiß keine naturgetreuen Porträts wären, aber ſo wie wir wünſchen könnten, daß ſie geweſen ſeien. Vielleicht liegt darin das Entſcheidende; die Poeſie hat das Weſentliche dieſer Geſtalten ergriffen und in ihm das ausgedrückt, was die Mitte und die Zeit, in der ſie lebten, charakteriſiert, ſo z. B. in dem herrlichen Gegenſatz der Naturen von Egmont und Oranien, der in dem erſten die liebenswürdige, vertrauensvolle Offenheit des Flamländers, und in dem zweiten die ruhige, kalte Beſonnenheit und Vorſicht des Holländers kennzeichnet. So ſchafft man gleich Typen, charakteriſtiſch für die Umgebung und dennoch dramatiſch perſönlich und wirkungsvoll tätig. Jedenfalls iſt es das erſte Erfordernis des hiſtoriſchen Dramas, daß die Zeit, in der es ſpielen ſoll, vollkommen empfunden und ausgedrückt iſt, ſo daß man die Luft von damals zu atmen ſcheint und die Geſtalten ſich in der ihnen gemäßen Mitte bewegen. Dies unentbehrliche Erforderniſ des hiſtoriſchen Dramas fand ich nun im höchſten Grad vorhanden in einer Schöpfung meines jungen Freundes, die ihm hier unter dem unmittelbaren Eindruck der Kunſtepoche der Renaiſſance, in deren Studium er ſich durch das Anſchauen ihres Nachlaſſes verſenkt hatte, entſtanden war. So durchdrungen war er vom Geiſte jener Zeit, den er in den Geſtalten auf der Leinwand erkannt hatte, daß ſie in ſeiner Phantaſie ins Leben zurückgekehrt waren und nun lebendig handelnd daſtanden, wie ſie es zu ihrer Zeit getan haben würden. Nichts kann intereſſanter ſein, als der Entwicklung eines ſchöpferiſchen Geiſtes zu folgen, der ungehindert von außen dem inneren Machtgebot folgt, ſich zur Klarheit der Anſchauung und Ausführung durchringt und, indem er die in ihm ſich bildende Welt zur Erſcheinung bringt, zugleich den höchſten und unabänderlichſten Geſetzen künſtleriſchen Schaffens genugzutun bemüht iſt.

Das zweite Jahr des Aufenthalts des jungen Mannes in dem franzöſiſchen archäologiſchen Inſtitut ging nun zu Ende, und er mußte in die Heimat zurück, ſeine bürgerlichen Pflich-

ten zu erfüllen und ſich eine Stellung zu gründen. Ich konnte nur wünſchen, daß es eine ſolche ſei, die ihm erlauben würde, ſeine vorwiegend künſtleriſche Begabung ungehindert zu entfalten. Als Abſchiedsgruß jener hohen Freuden, die mir ſein muſikaliſches Talent bereitet, ſchrieb ich ihm folgende Zeilen:

„Ärmer wurde die Welt und immer ärmer und ärmer,
Öde und Einſamkeit wurde es rings um mich her.
Wenn die Frühlinge wieder aufs neue erſchienen,
Friſche Blüten der Flur brachten mit lächelndem Gruß,
Schied mir ein Freund, ein Bruder, die liebe Verwandte
In die dunkele Fern', aus der keiner zurückkehrt.
Immer ſtiller wurde das Herz in ruh'ger Entſagung,
Harrend des Rufs, der mir, jenen zu folgen, ertön.
Da erklangen mit eins Harmonien wie Grüße von oben,
Führten die Seele mir in ihre Heimat zurück.
Geiſter, Begnadete ihr, die einſt ſchon ich liebend verehrte,
Wieder ſpracht ihr zu mir des Troſtes erhabenes Wort,
Hobt den Schmerz auf Flügeln in jene ſeligen Fernen,
Wo er, verſöhnt und befreit, göttlichem Glück ſich vereint,
Und ich lauſchte und lauſchte, in Andacht verſunken,
Auf den Knien liegend im Geiſt, ewiger Offenbarungen Klang.

Deine Hand war's, mein Freund, die jene Klänge entlockte
Und mit herzlichem Dank mich dir in Freundſchaft verband;
Scheid' ich, folgt nun dein Bild vereint mit jenen Großen,
Von Harmonien umtönt, in die Ferne mir nach."

Gedachtes aus jener Zeit

Mein junger Freund ſpielte mir aus der Missa solemnis von Beethoven vor. Es durchdrang mein tiefſtes Innere wie ein ätheriſcher Lebensſtrom. Ja, das iſt Religion, Gefühl des Ewigen, ſiegreich über dem Abgrund der Welt, Ahnung himmliſcher Vollendung. Beethoven, welch eine Seele!

Wir fuhren von Tivoli heim nach Rom, und ich war versunken in den Anblick des herrlichsten Abendhimmels: eine goldene Wolke über dem höchsten Gipfel der Sabiner-Berge, als wäre dies der Olymp, auf dem sich die Götter in goldenem Duft den Blicken der Sterblichen verbergen. Eine wahrhaft klassische Wolke! O, in der Natur ist auch Musik!

Rolland sagte eines Abends, die Sphäre der Pflicht und die des Ideals seien durchaus verschieden und getrennt. Ich sagte, nein, das müsse nicht sein. Je mehr man leuchtende Punkte idealer Momente im Leben ansammelt, je mehr Licht fällt auch auf die oft dunkle Sphäre der Pflicht und erleuchtet sie, so wie es den Sternen geschieht, die kein eigenes Licht haben, sondern es von ihren Sonnen empfangen.

Es gehört ein tiefes und universelles Gefühl dazu, um einen Stil zu schaffen, so, wie es das religiöse Gefühl der Zeit der Renaissance in Musik und Malerei und im Altertum in der Skulptur getan hat. Daher konnten viele begabte und von jenem Gefühl durchdrungene Menschen tiefsinnige und bewunderungswürdige Dinge schaffen, auch ohne Genies zu sein. Das große Genie schafft keinen Stil; es ist es selbst, individuell, isoliert; es übt wohl einen Einfluß, doch einen mehr äußerlichen, es läßt nicht zur selben Zeit, an verschiedenen Orten, durch ganz getrennte Persönlichkeiten herrliche Sachen entstehen, die sich gleichen, weil sie aus demselben Gefühl entstanden sind, ohne Tradition oder Nachahmung zu sein. So war z. B. die aus dem Madonnenkultus entstandene Kunst, die die ganze Renaissancezeit beherrschte.

Wir sprachen über das Leiden, Rolland und ich, über dessen Bedeutung in der christlichen Anschauung, und es kam mir der Gedanke, daß es vielleicht ein völliges Mißverständnis sei, daß Christus das Leiden durch seinen Tod habe sanktionieren wollen. Sein Tod war die freiwillige Tat des Men-

ſchen, der ſeine Überzeugung beſiegelt, damit man an ihn glaubt. Sein Leben aber war freudige Tat, Lehre, Ermahnung, Wohltun, Barmherzigkeit.

Der Egoismus des Schmerzes iſt verſtändlicher als der des Glücks. Schmerz iſt ſtolz und ſchließt ſich ab gegen die Welt, die ihn nicht kennt und verſteht. Glück macht demütig ob des inneren Reichtums im Vergleich mit anderen und freigebig aus dem Wunſch, daß auch andere glücklich ſein mögen. Der Schmerz iſt ein einſamer mitten im Gedränge, das nichts von ihm weiß. Glück, auch wenn es ſich in Einöden flüchtete, fühlt ſich in Wohlwollen verbunden mit der ganzen Welt.

Wir waren zuſammen im Theater, um Sarah Bernhardt als Kleopatra zu ſehen. Da gefällt ſie mir, denn da ſchafft ſie beinah einen Stil. Das Kunſtwerk ſoll uns die Wirklichkeit wiedergeben, aber in erhöhter Weiſe, wo ſie typiſch wird und uns in das Reich äſthetiſcher Form- und Inhaltvollendung erhebt. Als moderne Frau brauchte ſie nur ſich ſelbſt zu ſpielen, eine ephemere, individuelle Erſcheinung; als Kleopatra wurde ſie ein Typus künſtleriſcher Schöne, etwas Ewiges.

Ich beſuchte den Grafen Schack, der, ſchon ganz erblindet, ſeine letzte Lebenszeit in traurigem Zuſtand hier in Rom zubrachte. Wir ſprachen über Schiller und von unſerer beider Verehrung für ihn. Er ſagte, er ſchätze die „Räuber" und „Kabale und Liebe" noch höher als die anderen Dramen. Sie wirkten auf der Bühne ſo hinreißend, daß man die ungeheuren Unwahrſcheinlichkeiten, die ſie enthielten, darüber vergeſſe. Ich ſagte, ja, das ſei der Triumph des Genius und der wahren Kunſt, uns das Unwahrſcheinliche annehmbar zu machen durch die höhere Realität der Hauptſache.

In der Zeit war Ibſen ein Hauptgegenſtand der Unter-

haltung in der römiſchen Geſellſchaft. Ich hatte ihn bei ſeinem Aufenthalt in Rom kennen gelernt; er kam mich zu beſuchen. Es war gerade die „Nora“, das „Puppenheim“, erſchienen und es herrſchte eine ungeheure Aufregung in der damals ſehr zahlreichen ſkandinaviſchen Kolonie in Rom, und auch in der römiſchen Geſellſchaft wurde für und wider geſtritten. Ibſen lächelte über das Entſetzen, das beſonders die weiblichen Gemüter bei der Entdeckung, die Nora über das Weſen der Ehe macht, ergriffen hatte und meinte, die Stücke, die Nora folgen und das Meſſer an die Wunden der Geſellſchaft legen ſollten, würden noch anders erſchreckend wirken. Inzwiſchen waren nun auch viele andere, noch weit kühnere und ſchärfere Kritik übende Dramen gefolgt, und es war gerade die Zeit der „Geſpenſter“, als ich eines Abends in Geſellſchaft mit einem jungen Mann über dieſe ins Geſpräch geriet. Zu meinem Erſtaunen verſicherte mir dieſer, er ziehe die „Geſpenſter“ dem Ödipus des Sophokles vor; im modernen Drama müßten die phyſiologiſchen Geſetze an die Stelle des antiken Fatums treten. Ich erwiderte ihm, daß erſtens die Unabänderlichkeit des Geſetzes der Erblichkeit noch nicht feſtgeſtellt ſei, und daß ferner die Frage bleibe, ob es nicht einen moraliſchen Widerſtand gegen dieſes gäbe. Dann auch war bei den Griechen das Fatum eine Macht der Gottheit, war alſo dort einer künſtleriſchen Behandlung fähig, im höchſten Grad ethiſch, denn Ödipus bleibt trotz ſeiner Schuld ein edler, des tiefſten Mitleids werter Menſch, während der Menſch in den Geſpenſtern ſich willenlos dem böſen geerbten Blut überläßt und ſchmutzigen Trieben folgt wie der Vater, alſo nicht heroiſch iſt, ſondern das Opfer eines blinden Verhängniſſes. Und dann fehlt das verſöhnende Element, das bei den großen Tragikern, wie z. B. im Ödipus auf Colonos, immer wieder über den Schmerz und den Abgrund der Leidenſchaften erhebt. Hier in den Geſpenſtern ſind faſt alle Perſonen gemein, ſchlecht, und nur der Paſtor iſt gut, aber borniert. Die einzige intereſſante und ſympathiſche Figur, die Frau,

irrt aber ihr ganzes Leben hindurch, ſo daß man es dumm nennen könnte; ſie lügt, um die äußere Ehre eines verächtlichen Menſchen zu retten, und entfernt ihr Kind, anſtatt über ihm zu wachen und den böſen Keim zu erſticken, was viel ethiſcher geweſen wäre. Darin gleicht ſie dem antiken Orakel, das immer durch Mißverſtand das Übel herbeiführt, das vermieden werden ſoll.

Ibſen iſt ein Viviſektor der menſchlichen Natur wie wenige, aber er kommt mit ſeinen neueren Dramen an die Grenze, wo die Poeſie des Tragiſchen aufhört und das pathologiſche Spital beginnt. So hoch ſeine dichteriſchen Anfänge wie „Brand“ und andere, ſtehen, ſo bewunderungswürdig ſeine künſtleriſche Mache iſt und ſoviel einzelne Schönheiten all die ſozialen Stücke, wie ich ſie nennen möchte, enthalten, ſo iſt es doch zu bedauern, daß er dieſen Weg ſo ausſchließlich befolgt hat, beſonders auch deshalb, weil er dadurch das Haupt einer Schule geworden iſt, die, ohne ſeine Begabung, die Theater mit den ermüdendſten Mittelmäßigkeiten von Produkten überſchwemmt.

Der Fatalismus im Sinn einer blinden Kraft, die den Menſchen ohne ſeine Schuld in das Verderben ſtürzt, iſt für uns nicht mehr annehmbar. Der wahre Fatalismus beſteht in dem Konflikt der äußeren Umſtände mit dem Grund der menſchlichen Natur, in der er zuweilen erſt die Leidenſchaften, die darin ſchliefen, weckt und die Handlung hervorruft, die unſere Schuld und unſer Schickſal wird. Das iſt das tragiſche Element, und die dramatiſche Kunſt hat ſich deſſen zu bemächtigen.

Das geiſtige Erzeugen, wenn es aus innerſtem Bedürfnis hervorgeht, iſt das Merkmal, daß die Natur es bedarf, ſich zu objektivieren, wie auf der niederen Stufe es auch beim leiblichen Erzeugen der Fall iſt. In der Objektivierung des Subjekts, ſei es durch geiſtige oder leibliche Kinder, vollzieht

ſich jenes Geheimnis des Daſeins, das im Grund des Weltwillens ſeinen Urſprung haben muß. Auch er muß als das Urſubjekt ſich ewig objektiv werden in der Welt der Erſcheinung, dadurch allein *iſt er*, wird zur univerſellen Individualität, zur Einheit, die wir in der Vielheit ahnen.

Allein der Geiſt und der Gedanke gehören der Ewigkeit. Alles was das Herz und Gefühl trifft, verwundet, denn es mahnt an die Vergänglichkeit. Die Liebe in der Erſcheinung iſt nicht ewig; nur die Erkenntnis; in ihr iſt eine höhere Liebe, die das Vergängliche, den Sinnengenuß, abgeſtreift hat. Vielleicht könnte es heißen: im Anfang war der Geiſt.

Halte ſtille nur, mein Herz,
Trag mit Faſſung deinen Schmerz;
Eine kleine Weile noch
Dauert wohl das Erdenjoch,
Dann erliſcht der bunte Schein;
Wird's dann ſtille um mich ſein?
Oder werden Melodien
Auch noch durch die Seele ziehn?
Wird vom allgewalt'gen Drang,
Der nach Idealen rang,
Wenn die Erdenfeſſel weicht,
Wohl ſein ew'ges Ziel erreicht?
Wird die Treue dann beſtehn?
Reine Liebe nie vergehn?
Wird der höchſten Schönheit Glück
Sich enthüll'n dem geiſt'gen Blick!
— — — — — — — — — —
Ach, und wär's auch ſo, mein Herz,
Lindert's dieſer Stunde Schmerz?

Ganz gut konnte Pythagoras ſagen, er habe ſchon zweihundert Jahre gelebt. Sind wir nicht immer dageweſen und konnte ein tiefer Schauender, ein in das innerſte Weſen der

Dinge Verſenkter, ſich nicht wirklich erinnern? Iſt es darum ſo ſchrecklich, zu ſterben, da wir, wenn wir ewig da waren, auch ewig ſein werden? Es iſt ja nur ein Wechſel des Kleids, und ſollte es nicht möglich ſein, an einen Punkt zu gelangen, wo man das Kleid nicht mehr zu wechſeln braucht, wo man dem Wandel der Erſcheinung, mithin der Beſchränkung, entrückt, ewig bewußt lebt?

Die alte italieniſche Muſik hat für Liebe und Religion den gleichen Charakter. Alle Liebesgeſänge gleichen Gebeten, das macht ſie ſo innig und ſeeliſch.

Das iſt ſo merkwürdig in der Muſik, daß in der ſeeliſcheſten aller Künſte das Mathematiſche, unabänderlich Geſetzmäßige herrſcht. Wie ſtaunenswert iſt das bei Bach, wo in der ſtreng gebundenen Form die göttliche Freiheit der überſtrömenden Schöpferkraft waltet. Die Rezitative in der Johannis-Paſſion, die ich mit Rolland gerade durchnahm, ſind die großartigſte erſchütternde Tragik des Denkers, der dann wieder im Geſang ſelige Poeſie entkeimt.

Kann man die Philoſophie der Muſik ſchreiben? Ihrer konkreten Formen: ja; aber ihr eigentliches Weſen iſt ſo metaphyſiſch, daß es in keine Theorie paßt.

Am Abend ſpielte mir Rolland die großen Variationen von Beethoven vor. Wie man da in deſſen Seele lieſt! Er, der nur noch im Innern, in unausgeſetzten Harmonien lebte, Welt und Formel gehen ihn nichts mehr an.

Bach iſt der ideale Ausdruck der Reformation in ihrem reinſten Sinn. In der gebundenen Form: die Freiheit des Gedankens, die Innigkeit des Gefühls, die Erhabenheit des Schmerzes, die größte Idealität, aber immer der tief religiöſe Menſch innerhalb der Grenzen des traditionellen Glaubens. Deshalb beruhigt er ſo, trotzdem er alle Tiefen des Schmerzes

und ſelbſt der Leidenſchaft kennt, weil ſein Ideal ein feſtes iſt und er weiß, wo er Frieden findet. Beethoven hingegen iſt der ſuchende, ringende Titan, dem das Ideal nur, wie ein fernes Lichtbild, in Ahnungen ſich neigt, dann aber auch überirdiſch ſchön, jeden Zweifel löſend und das Dunkel mit himmliſchem Licht erhellend.

Und ſo wieder ein Abend, wo der muſikaliſche Freund mir wundervoll ſpielte. Welch ein edler Zuſtand, wo der Wille ſchweigt und nur das reine Erkennen die Seele füllt.

Muſik iſt wirklich die Verſöhnerin zwiſchen der mangelhaften realen Welt und der Ahnung einer vollkommeneren, die der Seele in ihren beſten Augenblicken vorſchwebt und ſie über die gemeine Wirklichkeit erhebt. Alle großen Erzieher der Menſchheit haben Muſik gebraucht; es iſt das nur bei Chriſtus eine ſeltſame Lücke, in den Evangelien überhaupt. Wie erhaben ſchön war aber die Idee des Pythagoras über den Rhythmus des Weltalls!

Die unbefriedigte irdiſche Leidenſchaft iſt das harte Geſetz, durch das die Götter die Gabe des Genius bezahlen laſſen. Wer das himmliſche Feuer vom Olympos raubt, wird an den Fels des Leidens gefeſſelt, aber er ſieht den Himmel offen inmitten der irdiſchen Qual. Wer hat dies mehr erfahren als Beethoven? Er hatte die wahre Religion, war auf dem Sinai geweſen, wo Gott ſich offenbart in Tönen, die aus dem Urgrund des Seins kommen und die Erlöſung vom Leiden bringen, indem ſie uns aus dem Endlichen in das Unendliche erheben. Sein Adagio aus der Sonate in B-dur (op. 106) iſt, nach dem Abgrund des Leidens, die erhabene Vergebung an das Leben für all das ihm zugefügte bittere Leid.

An einem Morgen ſpielte Rolland bei Frau Minghetti auf deren Bitte aus Parſifal. Mir verſchwand dabei die

mich umgebende Gesellschaft vollständig, ich lebte nur in den Tönen und fühlte es mehr denn je, daß die Weltseele Musik ist. Wagner hat sie gehört, geahnt, im Parsifal war er schon hellsehend. Ja, das kann nur aus transzendentalen Seelen kommen.

Wagner war das gewaltige Schlußwort einer großen produktiven Epoche in der Musik, wie Michelangelo es in der bildenden Kunst war. Nach diesem kam Bernini, wie jetzt all die Epigonen, die nach Wagner kommen. Die Ähnlichkeit ist sehr groß; es ist eine Art krampfhaftes Ringen in dem Leben dieser zwei kolossalen Künstler. Die reine Linie der Schönheit war erschöpft in Raffael, Mozart, Bach, Beethoven. Jene zwei Großen sahen noch etwas Größeres und versuchten es mit irdischen Mitteln auszusprechen und zu erreichen. Das jüngste Gericht, die Propheten und Sibyllen in der Kapelle Sixtina und die Götter Walhalls und Parsifal sagen dasselbe; sie suchen den Idealmensch (nicht Übermensch im Sinne Nietzsches).

Nach jenen zwei Jahren, in denen durch die Anwesenheit Rollands in Rom die Musik wieder so ganz die Oberhand in meinem Seelenleben gewonnen hatte, ging ich bei Beginn des Sommers zunächst wieder nach Mezzaratte bei Bologna, dem anmutigen Landsitz von Donna Laura Minghetti, auf dem sie, auch nach dem Tode ihres Gatten, alljährlich einige Zeit zubrachte. Von der liebenswürdigen Gastfreundschaft, die dort geübt wurde, habe ich schon früher gesprochen und gewiß, wer sie einmal erfahren hat, wird mit mir übereinstimmen, daß man sich keine lieblichere Sommerfrische denken kann, in edelster Freiheit, nur gebunden durch die Grazie und den Geist der Wirtin, zu der die reizende Umgebung paßt wie ein schöner Rahmen zu einem schönen Bild. Von da aus ging ich für einige Tage nach Venedig, wo ich seit Warsbergs Tod nicht mehr gewesen war, um dort mit Rolland zusammenzutreffen, der inzwischen Umbrien durchwan-

dert hatte, und dann mit ihm zuſammen nach Bayreuth zu gehen, wo ich endlich einmal wieder hinwollte, den Parſifal noch einmal zu hören, ehe es bei dem vorrückenden Alter zu ſpät würde. Rolland aber, der noch nie dort geweſen war, wollte mit dieſem erhabenen Eindruck die durch die Jahre in Italien ſo reiche Jünglingszeit beſchließen und dieſen gleichſam als Weihe, auf der Schwelle des Mannesalters, mit ſeiner vorausſichtlichen Arbeit und ſeinen wohl nicht ausbleibenden Kämpfen und Täuſchungen, empfangen.

Ich hatte mir eine Wohnung für die ganze Dauer der Feſtſpiele nehmen laſſen, da ich außer dem Kunſtgenuß auch mal wieder mit den teuren, ſo lange nicht geſehenen Freunden eine längere Zuſammenkunft haben wollte. Rolland hatte für die wenigen Tage ſeines Aufenthalts ein Zimmer in der Nähe gefunden. Am Morgen des erſten Tages, noch ehe ich irgend jemand geſehen hatte, ging ich mit ihm durch den Schloßgarten zu der Hintertür des Wagnerſchen Gartens, durch die man, ohne den vorderen Teil zu berühren, zu dem von hohen Bäumen beſchatteten Platz gelangt, wo der Meiſter ruht, in dem Grabe, das er ſich ſelbſt, als er das Haus erbaute, ausmauern ließ. Rolland entblößte ehrfurchtsvoll ſein Haupt, als ob er in eine Kirche träte, und ich ſtand tiefbewegten Herzens an dem Stein, der unter dieſen grünen Schatten liegt. Neun Jahre waren verfloſſen, ſeit ich den, der hier ruht, zuletzt geſehen hatte in der Glorie jener erſten Aufführungen des Parſifal, bei denen er noch ſo kräftig jugendlich erſchien, daß auch die bängſte Sorge nicht denken konnte, es werde ihn noch nicht nach Jahresfriſt dieſe Ruheſtätte aufnehmen. Schon einmal in dieſen Blättern habe ich erwähnt, welche Gedanken mich dort bewegten. Diesmal galt meine Ergriffenheit faſt noch mehr der Erinnerung an den geſchiedenen Freund, als an den großen Meiſter, der langen Jahre, wo ich ihn gekannt, und der teils traurigen, teils glücklichen Epiſoden ſeines Lebens, denen ich, innigſt teilnehmend, beigewohnt hatte. Unter den erſteren war es vorzüglich jene Zeit der Aufführung des Tannhäuſer

in Paris, an die ich nun auch, durch seine Aufführung in Bayreuth, auf das lebhafteste gemahnt wurde. Denn es war eben in diesem Jahre nicht allein Parsifal, sondern auch Tristan und Isolde und endlich Tannhäuser, die ihre Neugeburt feierten, wie man es mit Recht nennen kann, da sie wohl nun erst in einer, ihren wahren Intentionen entsprechenden Weise dem Publikum vorgeführt wurden. Mit der Fülle der Erinnerungen zugleich fesselte mich diesmal ganz besonders der Tannhäuser, dieses herrliche Werk, dessen tiefe poetische und musikalische Bedeutung mir, nach der langen Pause, erst recht aufging. Die Gestalt des wunderbaren Sängers ist gewiß eine der tragischsten Gestalten der Poesie, und wie konnte sie höher idealisiert werden, als durch die Musik, in der die zwei Gestalten, die sich um diese Seele streiten, so wundervoll charakterisiert sind. Es fiel mir dabei auch auf, wie merkwürdig geistvoll hier die Legende den Gedanken ihrer Zeit aufgefaßt und damit ein allezeit Gültiges ausgesprochen hat: die furchtbare Härte und Mitleidlosigkeit der konstituierten Kirche (wofür ja auch Dante sie in ihren Vertretern dem Inferno übergibt) gegenüber der allein erlösenden, wahrhaftigen, reinen Liebe.

Durch die Güte meiner Freunde für alle Aufführungen in ihrer Loge eingeladen, hörte ich doch einmal Parsifal zusammen mit Rolland, der dann nach Frankreich zurückgehen mußte, um in die große Gewerbtätigkeit der Maschine, die die Geschichte der Menschheit ausarbeitet, als schaffendes Glied einzutreten. Es war mir furchtbar leid um ihn, den Hochbegabten, daß er sich nicht frei „zu höheren Sphären" heben und ganz in der Entfaltung künstlerischer Triebe vom Jüngling zum Mann reifen konnte; aber ich wußte auch, daß er dennoch am „sausenden Webstuhl der Zeit" mithelfen werde, „der Gottheit l e b e n d i g e s Kleid zu wirken". Die Tränen, die beim Schluß der Aufführung des Parsifal in seinen Augen standen, verbürgten mir aufs neue diese Annahme, und so sah ich ihn scheiden mit innigem Dank für die poesieerfüllte Zeit, die mir seine Talente bereitet hatten, und

mit dem Segen, den das Alter der Jugend mitgibt in das Leben, wohl wiſſend, welche Schmerzen und Enttäuſchungen den Idealiſten in der nüchternen Welt erwarten, aber auch wo die Region iſt, in der ſeine Seele ihre wahre Heimat hat und ewige Befriedigung findet.

Ich blieb die ganze Zeit der Aufführungen in Bayreuth und wohnte allen bei. Einen ganz beſonderen Zauber übte dabei auf mich — was ſeltſam klingt — eine Tänzerin; auf mich, der das Ballett, wie es gegenwärtig iſt, den größten Widerwillen einflößt. Es war dies die Signora Zucchi aus Mailand, eine Italienerin, ſchon nicht mehr ganz jung, die aber mit dem ſchnellen Verſtändnis ihres Volkes für alles Künſtleriſche alsbald begriffen hatte, wie Frau Wagner die Erſcheinung der drei Grazien im Venusberg dargeſtellt haben wollte. Nicht in der abſurden Weiſe, wie man es damals in Paris getan, in kurzen roſa Florkleidern, ſich ganz nach Art der gewöhnlichen Ballettänzerinnen bewegend, ſondern in langen, weißen, griechiſchen Gewändern, nur anmutsvoll leicht ſchreitend, oder in klaſſiſchen Stellungen ruhend und durch Pantomimen ausdrückend, was ihres Amtes war. Die Zucchi löſte die Aufgabe in geradezu bezaubernder Weiſe und zeigte ſich dabei als eine Mimin erſten Ranges, auch ſpäter, als ſie im Wagnerſchen Hauſe, uns ganz allein, eine improviſierte Vorſtellung gab, in ſpaniſchem Koſtüm zunächſt den Bolero reizvoll tanzte und dann ein vollſtändiges kleines Drama aufführte. Wie ſehr brachte mich das wieder auf Gedanken zurück, die mich öfter beſchäftigt hatten und zu denen noch kurz vorher eine geiſtvolle Freundin aus ihrer Erfahrung mit ihren Kindern mir die liebenswürdigſten Belege gab, nämlich auf die Einwirkung des Tanzes bei der Erziehung. So wie der Tanz gewiß eine der erſten Äußerungen tief innerlicher, feierlicher, religiöſer Gefühle geweſen iſt, ſo iſt er auch dem Kinde natürlich und ſollte von verſtändigen Erziehern angewendet werden, um das Verſtändnis des Rhythmus, die Anmut der Bewegungen, das feierliche taktvolle Schreiten, als Ausdruck der Ehrfurcht in der Nähe von etwas Erhabe-

nem, zu entwickeln. Es verſteht ſich, daß dabei nicht vom modernen Tanz die Rede ſein kann, ſondern allein von ſinnvollem Bewegen bei gegebenen Rhythmen, von heiterem, anmutigem Hüpfen und Springen, als Ausdruck der Freude, ja auch von Vorbereitung zu edler Gemeinſamkeit, im ſchön geordneten, ſich langſam und feierlich bewegenden Reigen. Was mich aber mehr als alles feſſelte, das war das Bild der künſtleriſchen Entwicklung Wagners, wie ſie ſich gerade in den drei hier zuſammengeſtellten Meiſterwerken ſo vollſtändig verfolgen ließ. In Tannhäuſer ſpielen doch die alten Traditionen noch hie und da hinüber, aber daneben ſteigt ſchon wie eine leuchtende Morgenröte, das neu erkannte künſtleriſche Prinzip glorreich empor; die Einheit des Dichters und Muſikers wird als Notwendigkeit offenbar, und das charakteriſierende Eingreifen der Muſik in die ſchon als ſelbſtändig daſtehende dramatiſche Handlung erſcheint als der höchſte Ausdruck des vollendeten Kunſtwerks. Wie das dem Genius kühn entſtiegene, vollſtändig Neue, zur Gewißheit geworden, nun in unbeſchränkter Allgewalt herrſcht, wie konnte es beſſer gezeigt werden, als durch die Aufeinanderfolge von Tannhäuſer und Triſtan, der vielleicht mehr noch als alles andere, auch muſikaliſch, den zum unumſtößlichen Sieg gelangten neuen Standpunkt zeigt, der dann im Parſifal, ſchon gleichſam ſich ſelbſt übertreffend, in einer reinen Verklärung endet.

Nach den vier Wochen dieſes höchſten Kunſtgenuſſes erfreute ich mich noch einige Tage des intimen Zuſammenſeins mit den ſo lange nicht geſehenen teuren Freunden und ſetzte dann meinen Wanderſtab wieder weiter nach Weſten, zunächſt nach Ems, wo die einzig übrige der Geſchwiſter, die alte Schweſter, die letzten Lebenstage verbrachte; ein Liebesopfer meinerſeits, da ich wenig mehr für dies erlöſchende Leben tun konnte und die Zeit zum Beſuche herrlicher, von mir noch ungekannter Orte hätte benutzen können, an denen mir Freude und Belehrung geworden wäre. Von Ems fuhr ich am Rhein hinunter, den ich immer mit Wehmut und Liebe wiederſah,

auf deſſen Wellen holde Erinnerungen aus ferner Jugendzeit und teure, längſt entſchwundene Geſtalten zu ſchwimmen ſchienen und der mir die tief im Herzen wohnende, nie erlöſchte Liebe zum Vaterland, zum wahren Deutſchtum, ſtets lebendig zum Bewußtſein brachte. Ja das Land, das einen Schiller und Goethe, einen Beethoven und Wagner und eine Schar edler bedeutender Geiſter, die jener würdig, wenn auch ihnen nicht gleich waren, hervorgebracht hat, mußte mir ewig teuer bleiben, obgleich für meine Überzeugungen viele tiefe Schatten über ſeiner Gegenwart lagern und obgleich die Ferne, durch Natur und Menſchen, andere teure, unauflösliche Bande um mein Leben geſchlungen hat. In Verſailles dann, in Olgas Häuslichkeit, verbrachte ich wieder Sommer und Herbſt, aber es war diesmal keine frohe Zeit wie ſonſt, es kam vieles zuſammen, um ſie zu trüben, vor allem die Erkrankung vom älteſten Sohne Olgas an der Diphtheritis, die es nötig machte, alle übrigen Familienmitglieder aus dem Hauſe zu entfernen, ſo daß nur Olga — deren aufopfernde Mutterliebe ſich nie verleugnete und die alle Pflege ſelbſt übernahm — und ich zurückblieben. Da kam mir noch einmal, durch zu viel Schmerzliches, das ſich zuſammengefunden hatte, einer jener Momente, wo alles Weh des Daſeins uns überfällt, wo alles ſich auflöſt in hoffnungsloſem Leid, wo alle Sterne ihr Licht verlieren und nur eine große dunkle Öde um uns übrig bleibt, und ich verſchloß ſchnell meine Türe, damit niemand mich ſähe, und weinte noch einmal jene Tränen, die ein ſonſt mutiges und gefaßtes Herz nicht oft weint, die aber, wenn ſie kommen, aus jenen Urtiefen der Seele quellen, die kein Troſt erreicht und kein Name nennt.

Aber auch das ging vorüber, und im Spätherbſt kehrte ich wie gewöhnlich nach Rom zurück. Und abermals ſandte mir das Schickſal eine jener Begegnungen, die eine ſchöne Spur im Leben zurücklaſſen und mit denen ſich raſch in kurzen Stunden mehr Inhalt zuſammendrängt, als mit dem gewöhnlichen Verkehr in Jahren. Es war dies wieder ein

anderer Typus als der vorhin beſprochene, ein Ariſtokrat der edelſten Art, ein Deutſch-Ruſſe aus Livland. Dieſe Provinz hatte mir ſchon mehr als eine Perſönlichkeit zugeführt, die mir durch ihre Bedeutendheit, durch ihren Geiſt und ihr Gemüt innigſt wert geworden war; beſonders waren dies zwei Frauen, beide in Italien verheiratet, von denen die eine leider zu früh dem Gatten, den Kindern und den Freunden durch den Tod entriſſen wurde, während die andere, ein Weſen ſeltenſter Art, von einer ungewöhnlichen Bildung, durch Jahre der Trennung hindurch und dann in endlich erreichter Nähe mir in treuer, gegenſeitiger Freundſchaft verbunden geblieben iſt. Die erſte war: Baronin Cecil von Pilar, verheiratete Mariano, die zweite iſt Auguſta von Stein, verheiratete Rebecchini. Das das, was ich von dieſen ausgezeichneten Frauen und von vielen anderen ihrer Landsleute, namentlich über die oben Genannte der Oſtſeeprovinzen hörte, gab mir eine äußerſt günſtige Idee von den Zuſtänden dort, ſo wie ſie vor noch nicht zu ferner Zeit geweſen waren. Die herrliche Selbſtändigkeit der adeligen Herren auf ihrem eigenen Grund und Boden, die Möglichkeit, durch großen Beſitz nach unten hin wohltätig und veredelnd zu wirken, ſich durch feinſte Bildung das Leben reich und fördernd zu geſtalten, unter ſich, von Beſitztum zu Beſitztum, im angenehmen, doch nicht beengenden Verkehr eine Art Oligarchie in beneidenswerter Freiheit bildend, ſo ſtellte ich mir das dortige Leben vor. Leider werden jetzt durch das autokratiſche Regiment, dem dieſe ſchönen Provinzen ſeit lange untertan ſind, viele der genannten Vorzüge zerſtört und der Deſpotismus arbeitet daran, das nationale und religiöſe Element immer mehr zu bedrücken und zu vernichten. In jenem jungen Mann, Baron v. W..., aber fand ich die Perſönlichkeit, wie ſie, unter den vorhin genannten Verhältniſſen, ſich zu edler Form und zu tiefem inneren Gehalt entwickeln mußte und eine Beſtätigung des vorteilhaften Bildes, das ich mir von der eigentümlichen Verfaſſung jener Provinzen gemacht hatte. In dem Winter, den er in Rom

zubrachte, hatte ich Gelegenheit, ihn oft zu ſehen und in langen Geſprächen die Fülle ſeiner Kenntniſſe, die kein trockenes, pedantiſches Wiſſen, ſondern ſtarke Stützen eines ſehr eigentümlichen, tief ſeeliſchen Gedankenlebens waren, zu bewundern und mich an der feinen, vollkommen edlen und ideal angelegten, im beſten Sinne vornehmen Natur zu erfreuen. Hier auch wieder konnte ich nur mit froher Hoffnung in die Zukunft ſehen, die von ſo großer Begabung und ſo ernſten Studien die ſchönen Früchte ernten wird. Größere Freude und ſicherer Troſt kann dem Alter nicht werden, als die Gewißheit, daß in jungen Seelen die heilige Liebe des Ideals in reinen Flammen brennt und daß die Schöpferkraft da iſt, Werke zu erzeugen, die der Welt wieder Funken jenes himmliſchen Feuers bringen, das die Prometheuſe aller Zeiten den Göttern haben rauben müſſen, um die ſtarre Form der Menſchengeſtalt mit geiſtigem Inhalt zu beleben. Alle dieſe einzelnen Trefflichen erſchienen mir wie mir geſandte Boten der Verheißung, daß die Welt nicht untergehen wird im Materialismus, im blöden Streben nach dem Vergänglichen, ſondern daß die Begnadeten, die Gottgeſandten, immer wieder erſcheinen werden, um weiter zu bauen an dem kriſtallnen Dom der ewigen Gedanken, der ſich über den vergänglichen irdiſchen Gütern wie ein reiner Bau aus Sonnenſtrahlen erhebt, um Licht zu ſenden, wenn es hier unten Nacht werden will.

Nur noch einen Sommer machte ich die gewohnte Nordfahrt, ſchon bei mir beſtimmt fühlend, daß es die letzte ſein würde, da mich die weiten Reiſen zu ſehr ermüdeten, zu viel von der letzten Kraft verzehrten und ich auch geiſtig das Bedürfnis der Konzentration auf Örtlichkeit und Klima empfand, gleichſam wie einen Wink, daß die Gedanken ſich nicht mehr in die Weite und Breite zerſtreuen, ſondern immer mehr nach innen und nach oben tätig ſein ſollten. Doch hatte ich den folgenden Winter die unſägliche Freude, die älteſte Tochter Olgas bei mir zu haben, ein eben zur Jungfrau erblühtes geiſt- und gemütvolles, liebliches Weſen, das

die Einſamkeit meines kleinen Heims wieder mit dem holden Reiz der Jugend ſchmückte und als eine ſeltene Gunſt des Schickſals mir in der zweiten Generation die Zeit zurückrief, wo die Mutter in ihrer Jugendſchöne und Seelenanmut neben mir vom Kind zur Jungfrau reifte und damals den Hauptinhalt meines Lebens, Denkens und Tuns bildete. Im Frühjahr kam ſie auch, um die Tochter abzuholen, und blieb mehrere Wochen als Erſatz für den Sommer, den ich nun nicht mehr bei ihnen verbringen konnte.

In dieſem Sommer, den ich alſo in Italien, wie von nun an bis an das Ende, bleiben wollte, folgte ich zuerſt wieder der freundſchaftlichen Einladung von Frau Minghetti auf ihr ſchönes Mezzaratte. Wie früher verſtrich die Zeit da auf das angenehmſte, in heiterer ſchöner Natur und liebenswürdigſter Gaſtfreundſchaft, und wahrlich, auf ſolchen ſchönen Landſitzen der reichen Italiener brauchte man gar nicht vor dem Sommer wegzulaufen, denn in den heißen Tagesſtunden hat man Friſche in kühlen, luftigen, vor der Sonnenglut verſchloſſenen Räumen, und wer könnte wohl den Zauber der Morgen- und Abendſtunden im italieniſchen Klima beſchreiben?

Nach einiger Zeit jedoch ſchied ich, um einmal wieder am Meer zu ſein, das von jeher für mich mehr Anziehung gehabt hat als die Berge, deren den Horizont begrenzendes, ſtarres Weſen mir nach einiger Zeit immer bedrückend wird, wobei mir ſtets Fauſts Worte einfallen: „Gebirgesmaſſe bleibt mir edel ſtumm.“ Ich ging nach Rimini, dem Bologna zunächſtliegenden Seeort am adriatiſchen Meer, deſſen Küſte für den Sommer der Weſtküſte, weil kühler, vorzuziehen iſt. Es iſt dies jetzt ein ſehr beſuchter Badeort, mit einem meilenweit ausgedehnten Strand vom feinſten Sand, herrlich zum Baden, ſo ungefährlich, daß man ſelbſt Kinder ruhig allein im Waſſer herumlaufen laſſen kann. Der moderne Luxus hat hier bereits auch ſchon Fuß gefaßt, für Annehmlichkeiten und Vergnügungen aller Art geſorgt, und während ſich das Meer von der alten Stadt ſchon beträcht-

lich weit zurückgezogen hat, an dem neuen Strand eine Stadt ſehr zierlicher, zum Teil ſehr hübſcher Villen entſtehen laſſen, von denen manche zur Aufnahme von Fremden eingerichtet ſind. Vom Meere aus geſehen, bildet dieſe Villenreihe einen anmutigen Vorgrund zu der im Hintergrund in den maleriſcheſten Formen ſich hinziehenden Bergkette, als deren Mittelpunkt die dreigipflige Höhe, auf der die Republik von S. Marino liegt, emporragt. Ich fand paſſende Wohnung, dicht am Meer, in einem der Häuſer, die die Stadt daſelbſt zur Aufnahme von Fremden hat herſtellen laſſen. Dort verbrachte ich die Morgen auf einer prächtigen Terraſſe, umflutet von herrlicher Meerluft, mit Leſen und Schreiben. Der banalen Vergnügungen nachjagenden Badegeſellſchaft ging ich aus dem Wege, und wenn ich am Nachmittag mich hinausbegab auf die große Plattform, die man alljährlich weit hinaus ins Meer aufbaut, ſo unterhielt ich mich, wenn überhaupt mit Menſchen, am liebſten mit den Schiffer- und Fiſcherleuten, die da mit ihren Barken und Booten hielten, oder ich ließ mich hinausfahren aufs Meer, was ſchon einſt in England meine Luſt geweſen war, und ließ mir von den wackeren Seeleuten ihre Lebensſchickſale erzählen. Da war beſonders einer, auch in den Traditionen ſeines Rimini erfahren, denn ſeine Barke hieß Francesca, der fuhr mich oft hinaus und erzählte mir von den Fahrten um die Welt, die er als Jüngling auf einem großen Schiff gemacht, und wie er dann, ſchon als gereifter Mann, wegen einer Krankheit, die ihn zum Seedienſt auf den Staatsſchiffen untauglich machte, in die Heimat zurückgekehrt ſei, um ſich nach der Fremdenzeit mit Fiſchfang, ſo gut es gehen wollte, zu ernähren. Nun ſei es ihm aber einſam und traurig geweſen, da ſeine Angehörigen inzwiſchen geſtorben waren, und doch habe er es nicht gewagt, ſich um ein Mädchen zu bewerben, da er nicht mehr jung und dazu arm geweſen ſei. Bekannte von ihm hätten ihm aber geſagt, ſie hätten ein armes Mädchen, eine ganz verlaſſene Waiſe, in Dienſt genommen, die ſei ſo ſchön und gut, ſo beſcheiden und ſittſam, daß, wenn

er die zum Weibe haben könnte, ſo würde er glücklich werden. Nun ſah er ſie, fand alles wahr, was zu ihrem Lobe geſagt war, und fragte ſie, ob ſie ſich entſchließen könne, ihn zu heiraten. Sie, ebenſo beſcheiden wie er, hatte nicht geglaubt, daß ein Mann ſie in ihrer Armut und Niedrigkeit werde heiraten wollen, und dankbar und gerührt gab ſie ihr Jawort. Er war auch noch ein ſchöner Mann mit ſeinem dunkel gefärbten Antlitz, aus dem zwei leuchtende Augen, feurig und doch mild und gütig, unter den dichten Brauen hervorſahen und mit dem ſchwarzen, lockigen Haar, das ſich unter dem breitkrämpigen Hut nur halb barg und das kaum erſt einzelne, helle Fäden durchzogen. Als er draußen auf ſtill gekräuſelter See bloß das Segel zu dirigieren hatte, das ſeine „Francesca“ weiterführte, blieb ihm Zeit, mir dieſe ſeine einfache und doch ſo liebliche Herzensgeſchichte zu erzählen, und als wir wieder an der Plattform ausſtiegen, ſagte er: „Nun muß ich Ihnen doch meine Kinder zeigen.“ Er winkte zwei kleine Mädchen herbei, die auf der Plattform, wo auch Buden waren, an einem Bänkchen ſtanden und Muſcheln, die der Vater im Meer gefangen hatte, verkauften. Es waren zwei allerliebſte Geſchöpfe, die Älteſte mit dem über ihre Jahre gehenden Verſtändnis deſſen, was die Armut bedeutet, d. h. Arbeit und Entbehrung aller Lebensfreude, im Ausdruck, wie er ſich öfter bei gutgearteten Kindern des Volkes findet und unausſprechlich rührend anzuſehen iſt, die zweite, erſt fünf Jahre alt, ein blühendes, ſorglos heiteres Weſen, das auf des Vaters Aufforderung gleich ohne Scheu in voller Natürlichkeit mehrere Gedichte, von paſſender Geſtikulation begleitet, korrekt und ohne zu ſtocken herſagte. Sie hatte ſie in dem Kindergarten zu Rimini, der von wohltätigen Frauen gegründet iſt, gelernt. Nun mußte ich aber verſprechen, auch die Mutter kennen lernen zu wollen, die als ordnende Hausfrau immer daheimblieb. Am folgenden Tage alſo ging ich in das Schifferquartier am Hafen, wo die Familie wohnte, von den Kindern geleitet und im Hauſe von der Mutter erwartet. In

ihr fand ich nun wieder eines jener holdſeligen Weſen, wie ſie das italieniſche Volk, da wo es noch nicht verdorben iſt durch Fremdenverkehr und anderes, ſo häufig zeigt; dieſe Augen der Madonnen Raffaels, in deren unergründlichen Tiefen Jungfräulichkeit, Seelenreinheit und ernſte, beinah feierliche Hoheit liegen, dieſes Schlanke, Mädchenhafte, das auch die Mutter noch beibehält, und die liebliche Unbewußtheit der eigenen Anmut. In dem kleinen, ärmlichen, aber ſauber gehaltenen Raum, in dem dieſe Familie wohnte, mußte ich nun alles beſehen, was er von Eigentum enthielt, beſonders die Schreibbücher der Kinder, die das Glück hatten, unentgeltlichen Unterricht, den die Mutter nie gehabt hatte, in Kommunalſchulen und Kindergarten zu genießen, und den einzigen Schmuck, den man beſaß, eine Anzahl ſchöner Muſcheln, die der Vater heimgebracht hatte. Eine der ſchönſten wurde mir alsbald zum Geſchenk dargereicht, mit dem edlen Gleichheitsgefühl des italieniſchen Volkes, das auch in ſeiner Armut, durch die Spenden der freigebigen Natur immer noch dem Fremden eine Gabe anzubieten hat, ehe ihm noch etwas gegeben iſt. Man muß eben das Volk nicht nach den Orten beurteilen, die Fremde gewöhnlich nur ſehen; man muß zu ihnen gehen an die Stätten, wo noch das urſprüngliche Naturell, unverdorben von fremden Einflüſſen und dem Getriebe des materiellen und kommerziellen Verkehrs, herrſcht, um zu wiſſen, was dieſes Volk iſt.

Gerade hier in Rimini und beſonders an der Bevölkerung des Hafens lernte ich es aufs neue kennen und lieben. Ihr Charakter iſt im allgemeinen liebenswürdig, friedlich, eher bedächtig als übereilt im Handeln, aber beharrlich und mutig, wie ſie das im Kriege und auf dem Meer bewieſen hat und noch beweiſt. Sie iſt genügſam und ſtrebt nicht nach großem Gewinn, daher man dort weder ſehr große Reichtümer noch ſehr großes Elend findet. Wie geſagt, ganz beſonders ausgeprägt findet ſich dieſer Charakter bei dem Schiffervolk des Hafens, das längs demſelben ein eigenes Quartier bewohnt, gleichſam einen kleinen Staat für ſich

bildet und einen Verein zu gegenſeitiger Unterſtützung organiſiert hat, der die Mittel gewährt, um niemand verhungern zu laſſen. Ich verkehrte viel dort mit dieſen Leuten, und einer der Schiffer ſagte mir: „Wir ſind arm, aber wir arbeiten, ſind zufrieden, und jeden, der arbeiten will, nehmen wir auf wie einen Bruder und helfen ihm. Doch die Faulen, die Müßiggänger, die weiſen wir unerbittlich ſtreng von uns aus.“ Kann man eine beſſere, vollſtändigere Moral finden für ein Gemeinweſen, als ſie in dieſen wenigen Worten enthalten iſt?

Der Hafen iſt durch das ſich immer mehr zurückziehende Meer beinah wie ein langer Kanal geworden und bedürfte bedeutender Ausbeſſerungen, um wieder Beförderer der Intereſſen und der Wohlfahrt des Landes zu werden, wie er es unter den kulturfreundlichen Malateſta war, woran aber das jetzige italieniſche Gouvernement gar nicht denkt. — Doch iſt der Handel, der von hier ausgeht, noch immer nicht unbeträchtlich. Die großen Barken, die da vor Anker liegen, führen Ladungen von Backſteinen, die in Maſſen bei Rimini verfertigt werden, Holz, Fiſchen und anderes hinüber nach Dalmatien, Fiume, Trieſt uſw. — Dabei lebt das Volk einfach und genügſam, meiſt nur von Polenta, die die Ärmſten ſogar mit Seewaſſer kochen, um das Salz zu ſparen. Aber am Hafen ſind es Fiſche und Seetiere, die die Hauptnahrung ausmachen. Es iſt ein maleriſcher Anblick, die kräftigen, ſonnengebräunten, oft ſehr ſchönen Männer gegen Abend in den Barken um die dampfende Schüſſel ſitzen zu ſehen, in der die Seetiere in der eigenen Brühe kochen und in die ein jeder mit ſeinem Löffel fährt, um ſich ſeinen Anteil an Speiſe zu holen. So mag der vielgewanderte Odyſſeus mit den Gefährten beim „lecker bereiteten Mahle“ geſeſſen haben, als er nach beendetem Kampf auf geräumigem Ruderſchiff auszog, um die geliebte Heimat, das meerumfloſſene Ithaka, wiederzuſehen, im fröhlichen Vorgefühl nicht ahnend, welche ſchwere Prüfungen ihm noch bevorſtanden.

Es war aber nicht das moderne Rimini, das mich am

meiſten anzog; es war das alte, jetzt zu einem kleinen Provinzialſtädtchen herabgeſunkene, das für viele Wochen mein lebhafteſtes Intereſſe in Anſpruch nahm. Denn Rimini hat ſeine Geſchichte, wie ſo viele der italieniſchen Städte, und zwar eine der bedeutendſten. Es hat auch noch Trümmer aus alter Zeit, einen prächtigen Triumphbogen aus der des Kaiſers Auguſtus und eine ſchöne Brücke, die über einen Arm des zweigeteilten Rubikon führt, der hier aber jetzt den Namen Marechia hat, während dem anderen Arm der berühmte Name blieb, der ja noch immer zu der Bezeichnung einer kühn gewagten Tat, im Gedenken an Julius Cäſars Überſchreiten der ihm geſteckten Grenze, dient.

Seine eigentliche Bedeutung aber hatte Rimini erſt, als es, wie ſo viele andere italieniſche Städte, der Herrſchaft eines Geſchlechts unterworfen wurde, die es mächtig im Krieg und hervorragend im Kulturleben machte. Angezogen durch die berühmten Epiſoden und Namen, ſowie durch die Betrachtung der prachtvollen, leider nicht vollendeten Kirche, die Sigismondo Malateſta baute und die, wenn vollendet, eines der herrlichſten Monumente Italiens ſein würde, beſchloß ich, mich näher mit der Geſchichte der Malateſta zu beſchäftigen. Der Direktor der vorzüglichen Bibliothek der Stadt, deſſen Vater einer der beſten Hiſtoriographen Riminis geweſen iſt, empfing mich auf das zuvorkommendſte, und ich fuhr nun jeden Morgen mit dem Tram durch die ſchönen Alleen, die vom Meere nach der Stadt führen, in dieſe und begab mich für mehrere Stunden in den alten Palazzo, in deſſen geräumigem Erdgeſchoß ſich die Bibliothek befindet. Hier lernte ich eine neue Freude für den wiſſensdurſtigen Geiſt kennen, die nämlich: an den Quellen der Geſchichte ſelbſt ſchöpfen zu können, zu vergleichen, zu urteilen und vielleicht etwas zu entdecken, was den andern entgangen iſt, jedenfalls ſich unmittelbar in den Geiſt der Zeit, die man ſtudieren will, zu verſenken und ſie nicht erſt durch das Medium eines anderen Geiſtes zu ſehen.

Ich verfolgte jetzt die Geſchichte dieſes merkwürdigen Ge-

ſchlechts der Malateſta, die eine ununterbrochene Reihe hervorragender Geſtalten durch mehrere Jahrhunderte hindurch aufzuweiſen haben. Schon im Jahre 1150 wurde ein Giovanni in Rimini Bürger. Sein Sohn war ein wilder, grauſamer Menſch und erhielt daher den Beinamen: Malateſta (böſer Kopf), der dann zum Familiennamen des Geſchlechts wurde, wie es damals häufig geſchah, daß die Beinamen, die die Soldaten ihren Führern gaben, nachher der Familie verblieben. In der maleriſchen Kette der Berge von Carpegna ſieht man noch auf ſteiler Felsſpitze das alte Kaſtell Verrochio, das einer der erſten feſten Sitze der Malateſta war. Ein Malateſta von Verrochio war das Haupt der Guelfen, die damals in den fortwährenden Kämpfen in der Romagna die Oberhand hatten, und er wurde der eigentliche Gründer der Herrſchaft des Geſchlechts in Rimini, das dann unter ſeinen Nachkommen zu einer Kulturſtätte wurde, die man mit Recht ein kleines Athen nennen könnte. Eben dieſer Malateſta, heftiger Feind der Ghibellinen, wurde der Hundertjährige genannt, denn er lebte von 1212 bis 1313. Die Päpſte beſchützten ihn, aber Dante hat ihn arg behandelt, ſowie auch ſeine Söhne. Der älteſte, Giovanni, von ſeinem körperlichen Gebrechen Sciancato (der Hüftenlahme) und ſchließlich Lanzelotto genannt, war ſchon als Jüngling im Kriegshandwerk berühmt, aber er war eine harte Natur und reizbar durch ſeine körperlichen Gebrechen. Ihm war es zwar beſtimmt, „unſterblich im Geſang zu leben“, aber in trauriger Geſtalt und der Gehaßte aller Generationen zu ſein, während ſeine Opfer durch liebendes Mitleid verklärt wurden. Er hatte im Dienſte eines de Polenta von Ravenna, zur Zeit Podeſtà von Peſaro, einen Sieg errungen und als Siegespreis war ihm die Tochter Polentas, Francesca, verſprochen. Sein Bruder, Paolo il bello, ſo genannt wegen ſeiner Schönheit und Liebenswürdigkeit, wurde nach Peſaro geſandt, die Braut für den Bruder zu freien, ſo erzählt Boccaccio. Als er dort ankam, zeigte eine Frau ihn der Francesca vom Fenſter aus und ſagte: „Das

iſt der, der dein Mann werden ſoll.“ Boccaccio meint, daß das gute Weib es wirklich geglaubt habe. Was war natürlicher, als daß Franceſca den Schönen, Liebenswürdigen gleich mit Neigung empfing und daß er für die reizende Jungfrau in Liebe entbrannte? Aber ſeinem Wort getreu führte er die Braut nach Rimini, wo große Feſte ſie erwarteten, doch auch die bitterſte Enttäuſchung, als ſie den ihr beſtimmten Gatten erblickte. Als ſie dann mit Paolo das Geſchick der Liebe las, die der ihrigen ſo ähnlich war, da konnten ſie freilich nicht weiter leſen, denn das Buch wurde ihnen, was der Liebestrank für Triſtan und Iſolde war, die Offenbarung ihres ſchmerzlich ſüßen Geheimniſſes. Aber der verratene Gatte war kein großmütiger König Marke, er gab ihnen den Tod und meinte, damit den ſchuldigen Bund zu löſen. Doch die Poeſie wollte es anders und weihte ſie in unzertrennbarem Verein der Ewigkeit ihrer Liebe.

Wie es jetzt ſo vielfach geſchieht mit Begebenheiten und Geſtalten, die in unſere nüchterne Gegenwart nicht mehr paſſen, daß man ſie in das Reich der Fabel verweiſt, ſo hat man es auch mit Paolo und Franceſca machen wollen, ja, man hat ſogar behauptet, daß Dante die Epiſode durchaus erfunden habe. Dem widerſpricht aber zunächſt die Erzählung Boccaccios und dann der Umſtand, daß Dante, ein Zeitgenoſſe und teilweiſe Mithandelnder der Kämpfe und Ereigniſſe jener Epoche, im Hauſe eines Polenta, Neffen der Franceſca, ſein letztes Aſyl fand und da bis zu ſeinem Tode gaſtlich gepflegt wurde, was doch wohl nicht geſchehen wäre, hätte er von ſo nahen Verwandten Falſches berichtet. Wäre es aber auch bloße Phantaſie des Dichters, ſo hat der Fall, durchaus in den Sitten der Zeit, die dichteriſche Wahrheit, die der Realität gleichkommt, und Paolo und Franceſca werden unſterblich leben, ſo lange es Herzen gibt, die für Liebe und Poeſie Empfindung haben.

Ein Enkel des Hundertjährigen, Galeotto, regierte in Rimini bis 1385. Seine älteſte Tochter, Madonna Gentile, an den Herrn von Faenza verheiratet, war eine tapfere,

kriegsmutige Frau, mit den beſonderen Gaben ihres Geſchlechts ausgeſtattet. In einem Krieg zwiſchen Mailand und Florenz nahm ſie, in Abweſenheit ihres Gemahls, für erſteres Partei. Ihre Brüder kämpften für Florenz und forderten ſie auf, mit ihnen zu ſein, aber ſie ſagte, es täte ihr zwar leid, gegen die Brüder zu kämpfen, aber Faenza ſei für die Visconti von Mailand und ſie habe „die Seelen in erſterem in Obhut". Sie ſtieg bewaffnet zu Pferd und zog mit einer Schar bewaffneter Frauen ins Feld. Der Chroniſt der Zeit vergleicht ſie mit Pentheſilea und erzählt, daß ſie, ihren Amazonen voran, auf die Feinde losgeſtürmt ſei, die ihr „mit wenig Ehre" weichen mußten.

Ihr älteſter Bruder Carlo, mit dem die neue Zeit beginnt (von 1364 bis gegen Mitte des 15. Jahrhunderts), war eine der bedeutendſten Perſönlichkeiten in der Reihe der Malateſta. Damals kamen eben die durch die Türken aus der Heimat vertriebenen Griechen nach Italien herüber und brachten das milde Licht ihrer Kultur den bisher nur durch Kampf und Zwietracht genährten Gemütern reich begabter Menſchen. Carlo war ein tapferer Condottiere, aber auch ein gebildeter, jedem Kulturwerk geneigter Mann. Er gab Rimini eine gut geordnete Verwaltung, ſeine Untertanen waren ſtolz auf ihn, und als er zuerſt in Rimini einzog, bereiteten ſie ihm einen feſtlichen Empfang. Eine Prozeſſion von 9000 weißgekleideten Männern und von 8000 Frauen, an deren Spitze Eliſabeth Gonzaga, Carlos Frau, folgten ihm zur Kirche. Nachher ſtieg er auf eine Eſtrade und ermahnte das Volk, tätig zu ſein in guten Werken; gewiß eine ſchönere Aufforderung in einer kriegeriſch doch ſo bewegten Epoche, als Kriegsheere zu loben und als die Spitze der Kultur hinzuſtellen, wie es leider in unſerer Zeit ſo häufig geſchieht.

Dabei liebte er die Kunſt, ließ in ſeiner Wohnung Fresken malen, bei denen der damals noch ſehr junge Ghiberti tätig war. Carlo, ſeine Begabung ahnend, wollte ihn behalten, aber der Konkurs für die Türen zum Baptiſterium

in Florenz zog ihn dahin zurück. Doch schreibt er in seinen Kommentaren, daß um 1400 in Rimini schon ein kleiner Hof war, wo Künstler hochgeschätzt wurden. Mit den Humanisten war Carlo in Verkehr; eine der ersten italienischen Akademien entstand unter seinem Einfluß, und er war bei alledem ein frommer, heiliger Mann, so daß Papst Martin V. ihm seine Nichte, nach dem Tod der Gonzaga, zur Frau gab. Er und sein Bruder Pandolfo waren mit die ersten Fürsten in Italien, die Künstler und Gelehrte sich gleichstellten, während man sie im Vatikan, bei öffentlichen Gelegenheiten, noch mit den Dienstboten zusammentat.

Carlo war kinderlos, aber Pandolfo hinterließ drei illegitime Söhne, die Carlo, der ihn überlebte, zu sich nahm und mit väterlicher Liebe erzog, auch vom Papst Martin V. ihre Legitimation erwirkte. Nach Carlos Tod folgte ihm der älteste der drei, Galeotto, eine seltsame Ausnahme in dem sonst so kriegerischen Geschlecht, denn er war solch ein fanatischer Asket und kasteite sich so stark, daß er mit zwanzig Jahren starb. Ihm folgte sein Bruder Sigismund Pandolfo, die hervorragendste Erscheinung in der Reihe der bedeutenden Menschen dieses Hauses, in dem sich alle seine hohen, großen, edlen Triebe, mit den wilden, grausamen, leidenschaftlichen vereinigten und eine Persönlichkeit bildeten, die zu gewaltig war für den engen Rahmen ihrer irdischen Macht. Er ging an dem Übermaß des Ehrgeizes und der gigantischen Tatenlust zugrunde, aber nicht, ohne Spuren seiner großen geistigen Bedeutung zu hinterlassen, die der Nachwelt ein milderes Urteil über ihn gestatten, als der Haß seiner Feinde es seinen Zeitgenossen aufzudrängen gesucht hat. Die Gestalt dieses ungewöhnlichen Menschen interessierte mich so, daß ich mit Eifer in den Quellen forschte, um mir mein eigenes Urteil über ihn zu bilden. Ja, er erinnert an die Helden Plutarchs, und während er, mit dem Schwert in der einen Hand, sich den Kühnsten aller Zeiten gleichstellte, schuf er mit der anderen Hand Werke des Friedens und edelster Kultur. Man muß ihn aber nicht aus dem Bilde seiner Zeit

herausnehmen, ihn nicht mit dem Maßstab moderner Moralität meſſen wollen, ſondern bedenken, daß, während die übrige Welt noch vom Dunkel des Mittelalters bedeckt war, an ſeinem Hof bereits das Licht der Wiſſenſchaft und Kunſt ſtrahlte. Erſt dreizehn Jahre alt, erfocht er für ſeinen Bruder Galeotto einen glänzenden Sieg und zwei Jahre ſpäter einen anderen, der ſeinen Ruhm, der größte Condottiere der Zeit zu ſein, begründete. Seine Hochzeit mit Ginevra d'Eſte wurde mit glänzenden Feſten gefeiert; der Kaiſer Sigismund, von Rom kommend, weilte in Rimini und wurde feſtlich bewirtet; Rimini war ruhig und glücklich; kurz, Malateſtas Regierung fing ſchön und glänzend an.

Sigismunds Gemahlin, Ginevra, ſtarb, erſt 22 Jahre alt, ohne Kinder zu hinterlaſſen. Aber ſchon bei ihren Lebzeiten wurde ſein Herz von einer jener großen Leidenſchaften ergriffen, die, in einer ſo gewaltigen Natur, jedes Einſpruchs von Sitte und Geſetz zum Trotz, ihr Recht behaupten, und die, ungeachtet mancher momentanen Untreue, ſein Leben bis an das Ende beherrſchte.

Iſotta degli Atti war es, die dieſe Liebe hervorrief. Sie war aus adeligem Geſchlecht und vor allen Frauen Riminis ausgezeichnet durch hohe Bildung in Muſik, Poeſie, Kunſt und Wiſſenſchaft. Daß ſie ſchön geweſen ſei, ſagen uns die von ihr erhaltenen Bildniſſe nicht; aber ſie muß einen Zauber beſeſſen haben, der mehr feſſelte als Schönheit, und es ſpricht für Sigismund, daß dieſer Zauber edelſter, geiſtiger Art ihn, der, wie in allem ſo auch in ſeiner ſinnlichen Natur übermächtig war, durch das ganze Leben feſthielt. Auch ſeine Feinde konnten nichts gegen ſie ſagen, und ſelbſt Pius II., Sigismunds ärgſter Feind, ſchrieb: „Er liebte Iſotta über alles, und ſie war es wert." Sigismund war ein häufiger Beſucher im Palaſt der Atti und beſang Iſotta ſchon, als er erſt zwanzig Jahre alt war, doch bezeugen dieſe Gedichte, daß ſie ihm damals noch nicht zu eigen war. Aber auch nachdem ſie ſeine Geliebte geworden war, hielt er ſie über alles hoch, nannte ſie „die Ehre Italiens", ließ ihr Bild, auf

einem Medaillon, von den erſten Künſtlern Italiens verfertigen und von den berühmteſten Poeten Gedichte auf ſie machen, die er in einer Sammlung mit dem Titel „Iſottoei" vereinigte. Warum er ſie nach Ginevras Tode (1440) nicht heiratete, iſt unbekannt; wahrſcheinlich war es aus politiſchen Rückſichten, die ihn auch zu einer zweiten Ehe mit Polixena Sforza bewogen. Wie hoch er aber immer Iſotta auch öffentlich ſtellte, beweiſt unter anderem, daß er ihren Bruder in ſeinem Schloß mit großer Feſtlichkeit zum Ritter ſchlug und mit Geſchenken überhäufte. Charakteriſtiſch für die Anſichten der Zeit iſt es, daß ein benachbarter Fürſt, Guido von Urbino, in zahlreicher Verſammlung und in Gegenwart der legitimen Frau des Hausherrn dem neuen Ritter, Bruder von des letzteren Geliebten, die goldenen Sporen umſchnallte und dies, ohne Anſtoß zu geben, tun durfte. Iſottas Vater, der anfangs der Tochter harte Vorwürfe gemacht hatte, war längſt verſöhnt, und als auch Polixena ſtarb, wurde Iſotta endlich Sigismunds legitime Frau (1456). Sie war eine vortreffliche Gattin und Mutter, milderte und verſöhnte bei den Fehlern, zu denen ihn ſein Ehrgeiz verleitete, hielt ihn aufrecht im Unglück, verkaufte ihr Geſchmeide, als er in Not war, opferte alles für ihre Kinder, und, als ſie ſpäter die Regentſchaft führte, ſtand ſie in beſtem Einvernehmen mit den anderen Fürſten Italiens, die ſie hoch ſchätzten und nach Sigismunds Tod beſchützten.

Sigismund hatte zwei Todfeinde; der eine war Papſt Pius II. (Äneas Sylvius Piccolomini), der ihn haßte, weil er ſich untreu im Dienſt von Siena benommen hatte, und der zweite war Federigo von Montefeltro, der in fortwährendem Zwiſt mit ihm war, wegen ſtreitiger Beſitztümer, die ſie abwechſelnd eroberten und ſich wieder entriſſen. Umſonſt verſuchten andere italieniſche Fürſten, ſie zu verſöhnen, der Streit dauerte zwanzig Jahre lang und endete erſt mit Malateſtas Ruin. Im Jahr 1460 berief Pius II. einen Kongreß nach Mantua, um einen Kreuzzug zu organiſieren, lud auch Sigismund dazu ein und verordnete deshalb einen

Waffenſtillſtand mit deſſen Feinden, die ihn in Rimini hart bedrängten, wogegen er aber einen Vertrag annehmen mußte, der ihn mehrerer Beſitzungen beraubte. Sigismund, ſelten Verträge haltend, brach auch dieſen alsbald und ſuchte die genommenen Beſitzungen wiederzuerobern. Darüber erzürnte ſich der Papſt aufs neue, exkommunizierte ihn und verlangte vom heiligen Kollegium ſeine Verurteilung, nachdem er alle ſeine angeblichen Miſſetaten aufgezählt hatte. Er beſchuldigte ihn, ſeine zwei Frauen getötet, eine edle Deutſche, deren Schönheit ihn reizte und die ihm widerſtand, umgebracht zu haben; erklärte ihn für einen Heiden, der nicht an die Unſterblichkeit der Seele glaube, wie es die von Malateſta gewählten Skulpturen in der von ihm neugebauten Kirche S. Francesco bewieſen, wo er „nicht einmal Gott verherrlicht habe". Endlich erklärte er ihn für einen Verräter und Feind Gottes und der Menſchen, der die Anjous und die Türken nach Italien gerufen habe und der verdiene, verbrannt zu werden. Das Urteil wurde beſtätigt, und der Papſt ließ nun von einem Künſtler eine Geſtalt verfertigen, dem Malateſta ſo ähnlich, daß man ihn zu ſehen glaubte, und ließ ihr einen Zettel umhängen mit der Inſchrift: „Ich bin Sigismund, Sohn Pandolfos, Fürſt der Verräter, Feind Gottes und der Menſchen, durch das heilige Kollegium zu den Flammen verdammt." Dann wurde dieſe Geſtalt feierlich auf den Stufen von St. Peter verbrannt.

Von dieſer Verurteilung gingen ohne weiteres die Gerüchte aus, nach denen die Geſchichte Sigismund beurteilt hat. Mich aber ließ das Intereſſe an dieſer großartigen Geſtalt nicht dabei ſtehen bleiben, und es ergaben ſich mir, wie ein freudiges Licht, aus weiteren Forſchungen folgende Schlüſſe, die ich dem Andenken Sigismunds und Iſottas zu rechtfertigender Entgegnung gegen ihre Feinde weihe. Zunächſt fand ich, daß die Beſchuldigungen zuerſt von den zwei erbittertſten Feinden Malateſtas ausgeſprochen wurden, vom Papſt und von Montefeltro, die beide das größte Intereſſe daran hatten, ihn haſſenswert hinzuſtellen; dann, daß die

Väter der zwei Frauen, ein Este und ein Sforza, ihn nie beſchuldigt haben, an deren Tode ſchuld zu ſein; ferner, daß in dem wilden Kriegsleben jener Zeit gewiß vieles geſchah, was außer ihm auch andere Kriegsführer ſich zu Schulden kommen ließen, ohne deshalb von der Kirche verdammt zu werden, und endlich: wenn, was wohl nicht zu bezweifeln iſt, ſeine leidenſchaftliche, in jeder, auch in ſinnlicher Beziehung übermächtige Natur ihn öfter zu Gewalttaten hinriß, ſo muß man doch in die andere Wagſchale das werfen, was er außer jener wilden Seite ſeines Weſens war: ein Mann von der höchſten geiſtigen und künſtleriſchen Begabung, der das Schöne an ſich, frei von dogmatiſcher Beſchränktheit, liebte, wie es die herrlichen Skulpturen ſeines Tempels beweiſen, aus denen feindliche Böswilligkeit ihm einen Vorwurf machte, während ſie doch nur die edle künſtleriſche Freiheit ſeines Geiſtes zeigen, ein Mann ſchließlich, der Künſtler und Gelehrte auf das großmütigſte ehrte und belohnte und, was am meiſten für ihn ſpricht, dem eine Frau wie Iſotta in treueſter Liebe verbunden blieb.

Nach der Komödie der Verbrennung des Bilds in Rom griff der Papſt zu dem Mittel niedrigſter Verfolgung, indem er die Untertanen Sigismunds durch Bedrohung mit kirchlichen Strafen gegen ihn aufhetzte und im Verein mit den anderen Feinden ihn ſo bedrängte, daß ſich Sigismund zuletzt genötigt ſah, im Jahr 1463 nach Rom zu gehen und ſich zu demütigen, worauf ihm die Kirche all ſeinen Beſitz, außer Rimini, abnahm und ſo, wie faſt immer bei ihren politiſchen Verhandlungen, ein gutes Geſchäft machte. Aber Sigismunds ſtolze Seele und unglaubliche Energie waren auch durch die widrigſten Schickſale nicht zu beugen. Er begab ſich in den Dienſt Venedigs, das Krieg gegen die Türken führte, und befehligte deſſen Truppen in Morea, tat Wunder der Tapferkeit, wurde aber von der mißtrauiſchen Regierung Venedigs nicht ſo unterſtützt, wie es hätte ſein ſollen. Dort überfiel ihn eine ſchwere Krankheit, ſo daß man ihn in Italien ſchon tot ſagte, aber 1466 kehrte er

geneſen zurück und wurde nun vom Papſt Paul II., dem Nachfolger Pius II., der inzwiſchen geſtorben war, nach Rom, wo man ihn im Bilde verbrannt hatte, eingeladen, und dort wurde ihm, dem Kämpfer gegen die Ungläubigen, ein feſtlicher Empfang zuteil. So wechſelten damals die Anſichten der infalliblen Männer auf dem päpſtlichen Stuhl!

Aber Sigismunds Schickſal eilte dem tragiſchen Ende aller Heldennaturen zu. Papſt Paul handelte treulos gegen ihn, wollte Rimini durchaus für die Kirche in Beſitz nehmen und bot ihm dafür Foligno und Spoleto. Da flammte noch einmal der wilde Zorn in Sigismunds Seele auf; ſein Rimini, wo er ſich ſein Heim und künſtleriſch Herrliches geſchaffen, konnte er nicht hergeben. Er eilte abermals nach Rom mit dem Vorſatz, den Papſt zu töten. Sein Zorn und ſein Schmerz waren ſo heftig, daß er weder Speiſe zu ſich nehmen, noch ſchlafen konnte, ſo daß ſein treuer, vertrauteſter Diener ihn flehentlich bat, ihm ſeinen Kummer zu geſtehen und all ſeinen treuergebenen Dienern nicht den Schmerz zu bereiten, ihn in ſolchem Zuſtand zu ſehen. Dies iſt wieder einer von den Zügen, deren der Chroniſt ſo viele erzählt, die beweiſen, daß Sigismund warm von ſeinen Untergebenen geliebt wurde, alſo ein gütiger Herr war.

Der Papſt, vielleicht vom Bewußtſein ſeiner Treuloſigkeit gewarnt, empfing Sigismund, umringt von Kardinälen und Gefolge. Sigismund hatte gehofft, ihn allein zu finden und mit dem unter dem Gewand verborgenen Dolch zu töten. Vor der unerwarteten Verſammlung brach endlich ſein ſtolzer Wille, und in dem erſchütternden Gefühl, daß es mit ſeiner Macht zu Ende ſei, fiel er anſtatt zu morden dem Papſt zu Füßen und bat, ihm ſein Rimini, an dem ſein Herz hing, zu laſſen. Dafür verordnete ihm der Papſt, Führer der päpſtlichen Truppen zu ſein. Aber das war eine zu kleinliche Aufgabe für ſeine hochfliegende Seele, ſo ärmlich konnte er nicht enden. Er kehrte nach Rimini zurück, verſorgte ſeine Kinder mit angekauften Gütern, bat vor allem ſein begonnenes herrliches Werk, die Kirche von S. Francesco, zu vollenden,

beſchäftigte ſich noch liebevoll damit, das Schickſal Iſottas und ſeines geliebten Sohnes Salluſtio zu ſichern, und ſtarb im Oktober 1468, erſt 51 Jahre alt.

Iſotta aber und Salluſtio fielen dem Neid und der Grauſamkeit von Iſottas Stiefſohn Roberto zum Opfer; er ließ ſie ermorden, und die Kirche ſtrafte ihn nicht dafür. Sigismunds Schöpfung in S. Francesco blieb unvollendet; aber was davon erhalten iſt, ſpricht wieder für ihn in vielfacher Weiſe. Zuerſt zeigt eine Inſchrift in griechiſcher Sprache, wie ihm der Gedanke zu dem Bau gekommen; ſie lautet: „Sigismund Pandolfo Malateſta von Pandolfo, in vielen und großen Gefahren in den italiſchen Kriegen bewahrt und ſiegreich, errichtete, freigebig ſpendend, dem unſterblichen Gott und der Stadt einen Tempel, wie er es mitten in jenen Kämpfen gelobt hatte, und hinterließ ein ruhmvolles und heiliges Andenken."

Allerdings hatte darin Pius II. recht, daß Sigismund in den Skulpturen, die den Tempel ſchmücken, nicht gerade Gott verherrlicht habe, vielmehr ſcheint es, daß er der großen, echten Liebe ſeines Lebens, der für Iſotta, geweiht war. Denn nicht nur, daß er ihr und ſich bei Lebzeiten prächtige Grabmäler in dieſem errichten ließ, es finden ſich auch überall an den Frieſen, den Architraven und Baluſtraden die beiden Initialen S und I ſchön verſchlungen eingegraben, gleichſam als hätte er die Ewigkeit d i e ſ e r L i e b e, allen vergänglichen, irdiſchen Verirrungen in eine höhere geiſtige Welt entrückt, bezeugen wollen.

Das tiefe, beinah leidenſchaftliche Intereſſe, das mich an das Studium der Geſchichte dieſes an ausgezeichneten Geſtalten ſo reichen Geſchlechts feſſelte, und die Freude, die ich empfand, die hervorragendſte unter ihnen, die Sigismunds, mir in das rechte Licht zu ſtellen, verſchönte mir die Zeit, die ich in Rimini verbrachte, ſo daß ich die moderne Badewelt um mich her kaum noch ſah und neben jenen nur noch am Meer, ſtärkender Luft und ſchönen Ausflügen mich ergötzte. Die Abende, bis zu ſpäter Stunde auf der großen Plattform,

rings vom Meer umrauſcht, waren beſonders köſtlich und reich an Eindrücken, die in eine Gedankenwelt führten. So ſah ich z. B. eines Abends, was ich noch nie geſehen hatte, den Mond aus dem Meer aufſteigen. Die Sonne im Meer auf- und untergehen hatte ich ſchon öfter geſehen, auch ſchon den Mond in das Meer verſinken, aber ihn aufſteigen aus ihm noch nie. Es war ein entzückend ſchönes Schauſpiel, das mir wieder die tiefe Poeſie der griechiſchen Seelen verdeutlichte, die jeden Naturvorgang mit Ideen in Verbindung brachten und daraus eine belebte Welt ideeller Weſen ſchufen. Wie ſich die mild leuchtende Scheibe langſam aus der dunklen Flut emporhob und, höher ſteigend, einen Lichtäther verbreitete, über dem ſich der dunkle Nachthimmel wie ein Tempel wölbte, da konnte man wohl eine zarte jungfräuliche Göttin ahnen, die, in keuſcher Sitte durch die Nacht wandelnd, nur einmal, von der Schönheit des ſchlafenden Schäfers Endymion allmächtig gerührt, ſich herniederneigte, um den ſchönen Schläfer leiſe mit einem Kuß zu grüßen. Jetzt haben Sprache und Wiſſenſchaft den Mond degradiert, ihn zum männlichen, kalten, halb erſtarrten Körper gemacht — iſt der Gewinn an Wiſſen den Verluſt an Poeſie wert?

Eines Ausflugs in die liebliche Umgegend Riminis muß ich noch gedenken, an einen Ort, der in die Gegenwart wie ein Stück Vergangenheit hineinragt und doch ein ſehr bemerkenswertes Stück Leben enthält.

In der äußerſt maleriſchen Linie der Bergkette, die das Panorama von Rimini, vom Meer aus geſehen, abſchließt, erhebt ſich über die anderen Höhen eine dreigipfelige Felsmaſſe, die der „Titan“ genannt wird. Sie trägt, frei und ſtolz wie ein Adlerneſt, die kleine merkwürdige Republik San Marino. Auf den drei Felsſpitzen ſieht man ſchon von weitem Türme und Mauern, hinter denen ſich die Stadt verbirgt. Eine gute Straße führt zwiſchen ſchönen Villen, Kirchen, Dörfern und mit Wein bepflanzten Hügeln in etwa drei Stunden zu Wagen hinauf. Am Fuß der oberen Felsmaſſe, die wie auf einem Sockel auf der unteren Bergeshöhe

liegt, befindet ſich der Borgo, die Vorſtadt, die einen Gaſthof, ein Bankgebäude, eine Piazza mit Kaufläden und mehrere vielbeſuchte Meſſen im Jahr hat. Von da geht es hinauf auf die äußerſte Höhe der kalkigen Tuffſteinmaſſe zu der alten Stadt. Sie iſt von feſten Mauern und Türmen umgeben, die Anfang des 16. Jahrhunderts von einem berühmten Architekten, Belluzi aus San Marino, gebaut wurden.

Gleich beim Eintritt in dieſe fällt es angenehm auf, Inſchriften auf einer Menge von Gebäuden zu ſehen, die ſie als wohltätigen Zwecken geweiht bezeichnen. An einer Kirche findet ſich die Inſchrift: „Divo quirino dicatum 1549“, die ſich auf eine Begebenheit in der Geſchichte von S. Marino bezieht: ein Fabiano da Monte San Savino brach in der Nacht des 4. Juni 1543 von ſeinem Schloſſe mit 500 Mann Fußvolk und etwas Reiterei auf, um die Stadt zu überfallen und ſich ihrer zu bemächtigen. Gegen Morgen gewahrten die Sanmarineſen den Verrat, rüſteten ſich ſchnell und ſchlugen die Angreifer mit großer Tapferkeit zurück. Zum Andenken an dieſe heldenmütige Bewahrung ihrer Freiheit feiert man noch heutzutage am 4. Juni, dem Tage des heiligen Quirinus, ein Feſt. Dann an einem kleinen, unanſehnlichen Haus iſt eine Tafel angebracht, worauf geſchrieben ſteht: „In dieſem Haus, am 31. Juli 1849, verweigerte Joſeph Garibaldi, umringt von den öſterreichiſchen Truppen, den Akt der Übergabe und bewahrte ſich für beſſere Zeiten auf.“

Das Haus gehört einem ſchon hochbejahrten Mann, Simoncini mit Namen, der im Erdgeſchoß ein kleines Café hält. Die freie Erde von San Marino war ſchon oft eine Zufluchtsſtätte für politiſch Verfolgte unter den päpſtlichen und öſterreichiſchen deſpotiſchen Regierungen geworden, und der arme „Popolano Simoncini“, wie er ſich ſelbſt nennt, hatte ſchon mehr wie einem wackeren Mann geholfen, der Verfolgung zu entgehen; aber die teuerſte Erinnerung ſeines Lebens war es, daß er Garibaldi hatte retten und beherbergen können. Am 28. Juli 1849, nach dem Fall der römiſchen Republik durch die Waffen der Schweſter-Republik in

Frankreich, kam Ugo Baſſi: der edle Mönch, der zum Freiheitskämpfer geworden war, auf der Flucht von Rom mit drei Begleitern nach S. Marino. Zum Tode erſchöpft, ſuchte er vergebens, in den beſchwerlichen auf- und abſteigenden Straßen der Stadt nach einem Unterkommen und trat endlich in das Café des Simoncini ein, mit der Bitte, ihn die Nacht da auf einem Stuhl verbringen zu laſſen. Der brave Volksmann aber, ſehend, wie erſchöpft er war, ſagte: „Nein, in meinem Bett ſollt Ihr ſchlafen! Ihr habt es nötig; ich will mich ſchon mit Euren Leuten hier einrichten.“ Baſſi fiel dem guten Mann um den Hals und rief voll Freude: „Du biſt ein wahrer Republikaner.“

Die Wanderer wurden nun mit Abendbrot und gutem Marinowein erquickt, dann traten ſie an das Fenſter, von wo man einen weiten Blick auf die, an das Gebiet der Republik grenzenden Berge hat, auf deren Gipfeln in dieſer Nacht überall Feuer flammten und die Gegenwart der öſterreichiſchen Truppen anzeigten. Als Ugo Baſſi dies ſah, fuhr er erſchrocken zuſammen und rief: „Um Gotteswillen, der General iſt zwiſchen zwei Feuern eingeſchloſſen — er iſt verloren!“ Darauf wendete er ſich zu Simoncini und ſagte: „Wir müſſen ihn retten!“ und beſchwor dieſen, einen zuverläſſigen Boten aufzufinden, der ſogleich einen Brief zu Garibaldi tragen könne, der auf dem Berge Taſſona mit den Seinen lagere. Der brave Popolano lief alsbald in die Nacht hinaus, während Baſſi den Brief ſchrieb, und kam mit einem mutigen Arbeiter zurück, der auf beſchwerlichen Bergpfaden, immer in Gefahr, gefangen genommen zu werden, glücklich mit dem Brief zu Garibaldi gelangte. Dieſer änderte alsbald ſeinen Rückzugsplan und kam, von dem wackeren Boten geführt, am 31. Juli in S. Marino im Hauſe Simoncinis an, begleitet von ſeinem Generalſtab, einem kleinen Haufen ſeiner Krieger, die mit ihm von Rom entkommen waren, und ſeiner heldenmütigen Frau, Anita, die ſchon in Amerika, wie auch jetzt in Italien, alle Beſchwerden und Gefahren ſeiner Unternehmungen geteilt hatte. Aber ſie war krank und zum

Tod erſchöpft. Simoncinis Frau und Tochter nahmen ſich der Armen liebevoll an und pflegten ſie, ſo gut es ihre beſchränkten Verhältniſſe erlaubten.

Darauf entſpannen ſich Unterhandlungen zwiſchen der Regierung der Republik und den öſterreichiſchen Befehlshabern, die die Ergebung der Flüchtlinge auf Gnade und Ungnade verlangten. Garibaldi ſchlug dies natürlich ab und ſagte in einem kurzen Brief: „Ein guter Republikaner kapituliert niemals.“ Dann löſte er den Reſt ſeiner Legion auf, indem er meinte, daß es für die einzelnen leichter ſei zu entkommen und daß nur die bleiben ſollten, die ihm freiwillig folgen wollten. Anita warf ſich der Frau Simoncinis in die Arme und rief unter Tränen: „Frau, ich habe keine Mittel, dir zu lohnen, aber ich werde nie die Güte vergeſſen, die du mir bewieſen haſt.“

Von ſicherem Führer auf gefahrvollen und beſchwerlichen Pfaden an das Meer geleitet, ſchifften ſich die Flüchtlinge ein, um nach Ravenna zu gelangen, aber noch vorher, an ödem Geſtade, mußten ſie ausſteigen, weil die Heldenfrau ihren Leiden erlag. Der verzweifelte Gatte und der letzte bei ihm gebliebene ſeiner Gefährten betteten ſie ſelbſt zur Ruhe in die Erde.

Wie ſehr das Andenken an den herrlichen Volkshelden, der hier Zuflucht und Rettung fand, den Sanmarineſen teuer iſt, beweiſt außer der Gedenktafel an Simoncinis Haus ein kleines Monument mit der Büſte Garibaldis, von einem Gärtchen umgeben, das liebend gepflegt wird. So ehrt dieſe letzte der italieniſchen Gemeinden des 13. und 14. Jahrhunderts das Andenken der Freien und ſcheint noch in die Zeit zu gehören, wo ſie, friedlich und glücklich, unter dem glorreichen, mittelalterlichen Wahlſpruch libertas perpetua lebte, bevor ſie den klaſſiſchen Namen Republik annahm. Ein ſchönes, neues Regierungsgebäude, im Stil des Bargello zu Florenz, hat die Republik ſich jetzt auf einem freien Platz gebaut, von wo der Blick weit hinaus ſchweift

über die trefflich mit Wein bebaute Ebene, das Meer und die Höhen der Berge von Carpegna, wo die erſten Burgen der Montefeltro und der Malateſta waren und wo ihre Feindſchaft ſich entſpann. Eine Menge poetiſcher und hiſtoriſcher Erinnerungen ſchweben um dies reiche Panorama und erhöhen den Reiz der immer jungen, blühenden Natur, die ewig neu wird über den Gräbern der Jahrhunderte.

Die Regierung der kleinen Republik iſt ſo originell, einfach, praktiſch und auf ſittliche Motive gegründet, daß ich mir nicht verſagen kann, die Hauptſachen davon hier anzuführen, denn ſie ſcheint mir in vieler Hinſicht Vorzüge vor den Regierungen unſerer modernen Staaten zu haben. An der Spitze der Regierung ſtehen zwei Kapitäne, zwei Oberhäupter, die zweimal im Jahr neu, auf ſechs Monate, gewählt werden; alſo keine Erblichkeit wie in den Dynaſtien und keine konventionelle, an das Herrſchertum ſtreifende Machtſtellung der Präſidenten moderner Republiken. Im März und im September verſammelt ſich der Rat, der aus ſechzig Mitgliedern beſteht, die unter den ehrlichſten und gebildetſten Bürgern aller Klaſſen ausgeſucht und vom Volk auf Lebenszeit ernannt ſind. Dieſem Rat iſt die Verwaltung der öffentlichen Angelegenheiten anvertraut. Am beſtimmten Tage werden in feierlicher Verſammlung in der Hauptkirche die Namen von zweien der ſechs Räte, die die meiſten Stimmen haben, aus der Urne gezogen und zu Regenten für das nächſte halbe Jahr ernannt. Es iſt dies eine herrliche Garantie für das öffentliche Wohl, da nur anerkannt gute, gebildete, fähige Menſchen im Rate ſitzen. Den Tag darauf iſt dann die ganze Stadt im Feſtkleid. In Prozeſſion ziehen die alten und neuen Regenten, in ſchönem, altſpaniſchem Koſtüm von ſchwarzem Samt, um den Hals das Großkreuz des Ordens von San Marino, gefolgt von der Nobelgarde, von allen Zivil- und Militärbehörden, die Muſik der Bürgergarde voran, zur Kirche, und nach der Meſſe und dem Tedeum ziehen ſie in den Ratsſaal zurück; dort leiſten die neuen Regenten in lateiniſcher Sprache den Eid; die alten Kapitäne

ſteigen vom Thron, grüßen die neuen mit einer Verbeugung, als Zeichen des zu beginnenden Gehorſams, und ziehen ſich zurück. Die neuen Regenten empfangen die Schlüſſel und Siegel der Stadt und beginnen ihr Amt.

Was ich über den Volkscharakter der kleinen Republik gehört habe, machte mir das Eiland alter, ehrwürdiger Inſtitutionen noch ſympathiſcher und achtungswerter. Das Volk iſt ehrlich, aufrichtig, gaſtfreundlich, freut ſich, wenn Fremde kommen, die teure Heimat zu ſehen, liebt den Frieden über alles, duldet aber nicht, daß man an ſeine alte Freiheit rührt, und ſcheut weder Schwierigkeiten noch Gefahren, um dies zu hindern. Zufrieden auf der Felſenhöhe, wo ſie geboren ſind, wünſchen die Sanmarineſen gar nicht größeren, reicheren Beſitz. Napoleon I., als er Herr in Italien war, bot ihnen beträchtliche Vergrößerung ihres Gebiets an. Die damaligen Regenten antworteten ihm: „Klein ſind wir und klein wollen wir bleiben.“ Sie wußten es, daß mit dem größeren Beſitz all die Feinde wahrer Größe, die in Tugend und Einfachheit beſteht, daß Ehrgeiz, Neid, Habſucht einziehen und ſie ihrer Freiheit verluſtig machen würden.

Die bürgerliche Gleichheit iſt das teuerſte Vorrecht der Sanmarineſen, ihre Sitten bewahren ihnen die Freiheit, und ihre Armut ſchützt ſie vor fremden böſen Einflüſſen. Um den bisher unangefochtenen Charakter der Republik zu kennzeichnen, erzählt Marino Fattovi, der über ſie geſchrieben hat, folgendes: „Im Jahr 1868 erſuchten nordiſche Spekulanten die Regierung um die Erlaubnis, auf dem Gebiet der Republik ein Spielhaus errichten zu dürfen und verſprachen dafür Geld, Eiſenbahn, Wohltätigkeitsanſtalten und anderes, kurz, Reichtum für Gegenwart und Zukunft. Das Volk, zufrieden in ſeiner Armut, eingedenk der verlockenden Anerbietungen Napoleons, überzeugt, daß es einer freien Regierung, die nur wert iſt, zu beſtehen, wenn ſie ſich auf Tugend ſtützt, ſehr übel anſtände, ſich zum Inſtrument des Verderbens, der Verirrungen und Sittenloſigkeit der Jugend zu machen, ließ ſich nicht durch die glänzenden Verſprechungen

verführen und verwarf das unmoraliſche Anerbieten mit Stolz und Verachtung.

Sei geſegnet, kleines Adlerneſt wahrhafter Republikaner, und wenn unten die Welt in trüben, unredlichen Verirrungen und daraus entſtehendem Elend krankt, ſo richte du den Adlerblick zur Sonne der Freiheit und bleibe arm, aber tugendhaft und zufrieden!

Indiſches Märchen

Dieſem in jeder Beziehung höchſt befriedigenden Aufenthalt in Rimini entſprang auch eine kleine Dichtung, die ich hier einſchalte, da ſie mir, einer beſonderen perſönlichen Beziehung wegen, wert iſt. Ich hatte mich im Frühjahr in Rom viel mit indiſchen Studien beſchäftigt, und dieſe mir ſehr ſympathiſche Gedankenwelt umgab mich auch da am Meer noch häufig. So kam es unter anderem in einer Nacht, wo ich das prächtige und phantaſtiſche Schauſpiel eines Gewitters, das ſich über dem Meer entlud, von meinem Fenſter aus hatte, daß mir die folgende kleine Erzählung ſo aus der Feder floß, und da ſie recht eigentlich zu den Erlebniſſen in Rimini gehört, ſo möge ſie hier ihren Platz finden:

Über die blaue, ſpiegelglatte Flut des Sees Valmiriki, der ſich wie ein uferloſes Meer am Horizont ſilbern flimmernd mit dem Himmel verſchmolz, glitt ein kleines Boot, deſſen Segel von einem leichten Morgenwind gebläht wurde und das Schiffchen weiterführte. In dem Boote ſaßen zwei Perſonen: eine ältere Frau, in weiße Schleier gehüllt, die ihr ernſtes Antlitz, von tiefen Leidensfurchen durchzogen, kaum ſehen ließen, und ein Jüngling, deſſen edle Züge blondes Haar umflatterte. Sie fuhren auf das Ufer zu, an dem ein Wald mächtiger Palmen winkte, die durch Schlinggewächſe ſo eng verbunden waren, daß beinahe völliges Dunkel unter ihnen herrſchte. „Dort iſt unſer Ziel," ſagte die Frau, „in dem Schatten jenes Palmenhains liegt der Tempel, in dem

der Urweiſe, erfüllt von dem göttlichen Licht des Brahm, thront und den Verlangenden den Weg zeigt, den ſie zu wandeln haben, um das Ziel ihres Strebens zu erreichen. Du biſt ein Verlangender; o, daß er dir hülfe, die rechte Bahn zu finden, auf der du, immer höher ſteigend, immer mehr in Brahm verſenkt, nicht wiedergeboren zu werden brauchſt, um von neuem den Kreis des Irrtums, der Liebloſigkeit, des Haſſes und der Enttäuſchungen aller Art durchzumachen. Glaube mir, der Erfahrenen, die kurzen Augenblicke des Erdenglücks wiegen die unzähligen Leiden und Häßlichkeiten der Erſcheinung nicht auf. Du biſt ein Erwählter des ewigen Lichts, dem das heilige Feuer in die Seele gelegt ward, damit es in reinen Flammen das Irdiſche verzehre. Wenn ich dich von deinem Gott ergriffen ſehe, wenn du der Harfe Töne entlockſt, die aus dem Wohnſitz der Ewigen zu ſtammen ſcheinen, dann denk' ich oft: was tut es, wenn er ſchon bald entrückt wird in das Reich reiner Geiſter? Eine Blüte, zu ſchön, um auf irdiſchem Boden hinzuſterben, ſtrahlt er dort in unverwelklicher Schöne in Gemeinſchaft der Erleſenen, die, vor ihm geſchieden, in der Seligkeit des Nirwana vereint ſind."

Ein Lächeln flog über das Antlitz des Jünglings und er ſagte: „Dein Wunſch iſt ſeltſam! Gönnſt du mir das Leben im fröhlichen Glanz der Erdenſonne nicht?"

„Für mich wäre es Schmerz, dich vor mir ſcheiden zu ſehen, wie ſchon ſo viele der Edlen; aber noch höher achte ich das Glück, einmal den Sieg eines Genius über alles irdiſche Wollen, das immer mit dem Staub verwandt iſt, zu ſehen," erwiderte die Frau.

Inzwiſchen aber war der Kahn am Ufer bei dem Palmenhain angekommen. Der Jüngling band ihn an einen Baumſtamm und folgte ſeiner Gefährtin in das Walddunkel. Sie wandelten wie auf einem Teppich, über weichem Moosboden, auf dem Blumen in Fülle blühten, während ſich über ihnen Kränze von blütenbedeckten Schlingpflanzen, würzige Düfte ſpendend, hinzogen und oben auf den ſchlanken Palmen-

zweigen Vögel ihr buntes, ſchillerndes Gefieder in ſtillem Selbſtgenügen wiegten. Beide Wanderer ſchritten ſchweigend vorwärts, ergriffen von dem feierlichen, inneren Beben, mit dem man dem Erhabenen entgegengeht.

„Wir ſind am Ziel," ſagte endlich die Frau. Der Jüngling erhob den Blick, den er bisher, ganz in ſein inneres Schauen verloren, zu Boden geſenkt hatte, und ſah nun, hell aus dem Dunkel der Bäume hervorglänzend, einen Tempel aus weißem Marmor, von hehrer Form und Größe, gleich der Wohnung eines Gottes anzuſehen. Hohe Stufen führten zu der Eingangspforte; als ſie dieſe erſtiegen hatten, klopfte die Frau dreimal mit dem an der Tür befindlichen goldenen Hammer an. Das Tor öffnete ſich, und ein Mann in langem, weißem Gewand trat heraus und fragte nach ihrem Begehr.

„Führe uns zu dem Urweiſen," erwiderte die Frau. „Ich bringe ihm einen Verlangenden und bitte, daß er uns jetzt vorläßt, denn wir kommen von drüben über dem See und möchten nicht heimkehren, ohne ſeinen Rat empfangen zu haben."

„Du biſt erwartet, Ehrwürdige," verſetzte der Mann und verneigte ſich vor ihr, „der Urweiſe, deſſen Blick das Zukünftige ſieht, wußte dein Kommen und befahl mir, dich zu ihm zu geleiten."

Sie traten ein, und hinter ihnen ſchloß ſich die Pforte von ſelbſt. Der Mann ſchritt ihnen voraus durch lange Gänge, von Marmorſäulen getragen, zwiſchen denen Götterbilder ſtanden, die auf die Vorübergehenden bald ernſt, bald freundlich niederblickten. Zugleich vernahmen dieſe eine leiſe, ſanfte Muſik, wie von Äolsharfen. Endlich ſtanden ſie vor einer großen Tür, von herrlicher Arbeit in Marmor umrahmt und mit einem Vorhang von ſchwerem Goldſtoff verſchloſſen. Der Führer ſagte: „Tretet ein!"

Der Raum, der ſich vor ihnen öffnete, war von einem blauen Duft erfüllt, ſo daß es ſchien, als ſchwebe man im Äther; bezaubernder Wohlgeruch durchdrang alle Nerven mit

Wonne. Nachdem das Auge ſich in dem blauen Luftmeer zurechtgefunden hatte, erblickten die Eingetretenen auf einem Thron aus Elfenbein einen Greis, von deſſen Antlitz ein milder Glanz wie von einer Abendſonne ausſtrahlte. Ein langer, weißer Bart hing auf ſein faltiges Gewand herab, in ſeinen Händen hielt er eine Schriftrolle mit Ausſprüchen der Upaniſchad. Die Frau nahte ſich ihm voll Ehrfurcht und beugte ſich, um ſeine Hand zu küſſen; er aber wehrte ihr und ſprach: „Nicht ſo, meine Schweſter; du biſt der Geprüften eine. Bei denen, die überwunden haben, gibt es Rang und irdiſche Unterſchiede nicht mehr; ſie ſind gleich, Brüder und Schweſtern, denn in ihnen leuchtet das Licht des Ewigen über allem Erdendunkel. Aber wen bringſt du mir? Einen Verlangenden?“

„Ja, einen, den es dürſtet, am Quell der Wahrheit zu trinken, dem Schaffenskraft in die Seele gelegt wurde, damit er ein verklärtes Spiegelbild der Welt in ſeiner Phantaſie erſtehen laſſe. Auch iſt er ein Meiſter der Töne, und ſeine Hand entlockt den Saiten Klänge, in denen man die Urſache alles höchſten Seins zu hören meint, jene tiefe Liebeshymne, die durch das Weltall tönt und die Geſtirne in ihre Bahnen zieht. Lehre ihn, frei von den Lockungen der Sanſâra die jugendliche Bahn zu wandeln, bis er aufſteigt in das Reich des reinen Geiſtes.“

Der Greis heftete die milden Augen auf den Jüngling, und ſein Blick ſchien durch die irdiſche Hülle bis tief in den Grund der Seele zu blicken. Was er da ſah, mochte ihm gefallen, denn ein ſanftes Lächeln überflog ſein Antlitz, und er ſprach: „Was iſt dein Verlangen, Freund?“

„Ich verlange danach, den Weg zu kennen, der zur Erkenntnis der Wahrheit führt. Die Welt verwirrt mich, die Lehren der Männer draußen zeigen mir nur künſtliche Gerüſte eines großen Weltenbaues, ich aber möchte wiſſen, welches der Gedanke iſt, der dieſen Bau ſchuf und in ihm wohnt; denn mich befriedigt nicht die Form allein, ich will das kennen, was die Form im Innern bewegt.“

„Dein Verlangen iſt gerecht, o Jüngling," verſetzte der Greis. „Alle Form iſt nur Hülle des Weſens, vergänglicher Einſchluß des Unvergänglichen."

„Aber das Unvergängliche, was iſt es?" fragte der Jüngling.

„Das Unvergängliche iſt Brahm, die große Weltenſeele, die Ureinheit, die in allem webt, von der alles Sichtbare nur eine vorübergehende Ausſtrahlung iſt. Du, nach dem Reinen, nach der Wahrheit Verlangender, mach' dein Herz zum Bogen, deinen Verſtand zum Pfeil und Brahm zum Ziel, und richte den Bogen nach dem Ziel, ſo daß dein Verſtand gleich dem Pfeil in das Ziel eindringt: ſo wirſt du Form des unvergänglichen Weſens werden."

„Welches aber iſt der Weg, den ich gehen muß, um an das Ziel zu gelangen?" frug der Jüngling abermals. „So wie wir, um hier zu dir zu gelangen, den Weg hätten gehen können, der durch glänzende Städte und blumengeſchmückte Auen führt, ſtatt deſſen aber durch einſame Wälder und über den blauen, ſchweigenden See kamen, ſo führen ſicher auch mehrere Wege zu dem Ziel, das du mir nennſt, das ich aber noch nicht begreife, nur ahne und glaube, weil du es mir ſagſt. Genügt es, daran zu glauben, ohne es zu kennen? Werde ich Brahm durch den bloßen Glauben an ihn?"

„Nein, nicht durch den Glauben, ſondern durch die Erkenntnis wird der Menſch erlöſt," verſetzte der Greis feierlich. „Zwei ſind der Wege, zwiſchen denen du wählen kannſt: der eine iſt der Weg der reinen Erkenntnis, des inneren Schauens, auf dem die Seele ſchon mehr und mehr aus der ſichtbaren Form heraustritt und ſich in Brahm verſenkt. Diejenigen, die die Sinne mit feſtem Zügel an ſich ziehen, ſehen ihn mit dem Lichte des Geiſtes, ſein Licht wird auch in ihnen leuchtend. Sie können ihn mit dem Auge nicht ſehen, mit der Sprache nicht erklären, aber ſie können ſich mit dem reinen Erkennen ihm nahen."

„Und der andereWeg, welcher iſt es?" forſchte der Jüngling weiter.

„Der andere Weg iſt der Weg der Sanſâra, der Welt der lockenden Erſcheinung, der Hoffnung, das Ziel auch im reizvollen Wechſel des ſichtbaren Lebens zu erreichen. Auch auf ihm iſt Brahm zu finden, denn er iſt überall und in uns ſelbſt, aber der Weg iſt länger, wechſelvoller und vielen Täuſchungen ausgeſetzt. Es ſind Abgründe neben dieſem Weg; man muß ſich hüten, nicht zu fallen; zuweilen wird es auch dunkel in der Seele, und das Licht, das innen leuchtet und nichts anderes iſt als Brahm, ſcheint erloſchen; aber dem Mutigen, der ſein Ziel im Herzen behält, kann die Welt ſchließlich nichts anhaben. Er wahre ſeine äußeren und inneren Sinne und habe in jeder Sache, an jedem Ort und zu jeder Zeit Brahman vor Augen und in Gedanken, ſo wird er dennoch ein glückliches Leben führen und der Qual entgehen, wiedergeboren werden zu müſſen, ſei es als Menſch oder als Tier. Jetzt aber geh hinaus in den Hain und halte Rat mit dir ſelbſt, und haſt du entſchieden, ſo komm und verkünde mir deine Wahl; denn jeder muß den Weg gehen, wie es ihm in die Seele geſchrieben iſt.“

Der Jüngling verneigte ſich ehrfurchtsvoll und eilte hinaus in den Palmenhain, ſtürmiſch bewegt von den Worten des Greiſes und von den wogenden Empfindungen und Wünſchen, die ſein Herz erfüllten. Alles in ihm war edel und rein; ſah er aufwärts, ſo war es ihm, als ſchwebe ein Genius mit weißen Flügeln über ihm und winke ihm hinauf zu immer ätheriſcheren Höhen; ſah er aber abwärts in ſich, ſo glühte es wie im Innern eines Vulkans, und ein unruhvolles Sehnen, dem er keinen Namen zu geben wußte, verurſachte ihm zugleich Pein und Ahnung von unbekannten Wonnen. Ohne zu innerer Klarheit kommen zu können, warf er ſich endlich unter einen Magnoliabaum auf den Moosteppich nieder, wo die Zweige der Gebüſche, mit ſüß duftenden Blüten beladen, ſich ſchattend über ſein Haupt ſenkten. Ein unendliches Gefühl von Wolluſt des Daſeins kam über ihn, und eine ſanfte Müdigkeit ſchloß ſeine Augenlider. So lag er eine Zeitlang im Halbſchlummer, in dem

gaukelnde Traumbilder ihn umſchwebten. Aber plötzlich erwachte er von einem leichten Geräuſch neben ſich, und als er aufſchaute, ſah er ein Antlitz von wunderbarer Schönheit über ſich gebeugt und zwei dunkle Augen, feurig leuchtend, auf ihn niederblicken. Es war ein junges Mädchen, das neben ihm ſtand; ein Schleier von durchſichtigem Silbergewebe, unter dem ſchwarze Locken ſich in Fülle hervordrängten, bedeckte ihr Haupt und verhüllte zum Teil die ſchlanke, jugendliche Geſtalt, die in weiße Seide reich gekleidet war. An einer roten, ſeidenen Schnur hielt ſie eine junge Gazelle, deren ſanfte Augen den unerwarteten Fremdling mit Erſtaunen betrachteten.

Als das Mädchen nun dem Blick des Jünglings begegnete, überzog ein leichtes Rot ihre Wangen und ſie wollte raſch entfliehen. Aber der Jüngling hatte ſich aufgerichtet und rief flehend: „O verſchwinde nicht, holdes Bild! Sag' mir, ob du ein Traum biſt, den Brahman mir ſendet, oder die wonnigſte Wirklichkeit? Nie ſah ich deinesgleichen!"

„Du ſcheinſt mir edel, Fremdling, und gern will ich dir Rede ſtehen," erwiderte das Mädchen und ihre Stimme klang ihm wie Harfenton. „Mein Vater iſt der Oberſte der Brahminen; ſeine Wohnung liegt unfern von hier, und dieſer Teil des Waldes, der an den Tempelhain ſtößt, iſt ſein Eigentum. Da wandle ich ohne Furcht allein umher und ſpiele mit meinen Tieren oder pflege meine Blumen. Nun ſage mir aber auch du, wer du biſt und wie du hierher kamſt, wo ich noch nie einem Fremdling begegnete. Deshalb erſchrak ich, als ich dich hier ſo unvermutet antraf."

„Ja, dann aber ſetze dich zu mir und laß uns miteinander reden, als kennten wir uns ſchon lange. Mir iſt es auch plötzlich, als hätte ich dich immer gekannt und als hätte dich nur ein Nebel meinen Blicken verborgen, der nun gewichen iſt."

Sie ſah ihn lächelnd an und ihr Blick machte ihn mit einem Freudenſchauer erbeben. Dann ſagte ſie: „Ich traue dir," und ſetzte ſich an ſeine Seite. Der Jüngling erzählte

nun, wer er ſei, wie er hierher gekommen und wie ihm der Urweiſe Zeit gegeben habe, ſich zu prüfen und ſeine Wahl zu treffen. „Vielleicht," ſo ſchloß er ſeinen Bericht, „hat mich der weiſe Mann nur hierher geſandt, um dir zu begegnen und ſo meine Wahl zu beſtimmen, denn nun weiß ich, daß es nur eine Wahl gibt."

„Und was wird deine Wahl ſein?" frug ſie, indem ihre Glutaugen ihn verlangend anſahen und ihre roſigen Lippen ihm entgegenlächelten.

„Bei dir ſein, ewig mit dir vereint oder ſterben!" rief er in leidenſchaftlichem Entzücken erglühend, dann aber plötzlich erbleichend, fuhr er fort: „Du aber biſt vielleicht ſchon einem reichen Fürſtenſohn verlobt? Ich bin arm und habe bis jetzt nichts als mich ſelbſt."

„Und wenn mir das nun gerade lieber iſt als alle Schätze Indiens," ſagte ſie ſchmeichelnd, „ſieh, mein Vater hat mich ſchon mehrere Male mit den erſten Fürſtenſöhnen des Landes vermählen wollen, aber ich ſagte immer: ‚Nein, der Rechte iſt noch nicht gekommen; Brahm wird ihn mir zur rechten Stunde ſenden.' Als ich nun vorhin mit meinem lieben Tierchen in den Wald kam, da zog mich das ſanfte Geſchöpf immer nach dieſer Seite, wohin ich ſonſt ſelten gehe; ich dachte, vielleicht haben die Ewigen ihm ein Zeichen gegeben, daß mir da etwas Außerordentliches begegnen ſoll, und folgte ihm. Als ich dann aus dem Gebüſch trat und dich hier ſah, da wußte ich, daß mir der Rechte geſandt ſei! . . ."

Stunden waren vergangen, da riß ſich plötzlich voll Schreck das Mädchen aus ſeinen Armen, die ſie umſchlungen hielten, und rief: „Weh' mir! Wenn ſie mich hier finden mit dem Fremdling, ich müßte vor Scham vergehen! Aber von dir ſcheiden iſt bitterer als der Tod!"

„Das kann auch nimmer ſein!" rief er voll Leidenſchaft und drückte ſie von neuem an ſein Herz; „uns hat die Gottheit zuſammengeführt und nichts kann uns mehr trennen. Auch ich muß jetzt fort und dem Urweiſen meine Wahl verkünden. Aber dann komme ich, dich von dem Vater zum

Weib zu begehren. Zwar bin ich noch arm und nicht angesehen vor den Menschen, aber ich fühle Kräfte in mir, Großes, Würdiges zu vollbringen."

„O, ich bin reich genug für uns beide, und es wird mein Glück sein, mit dir zu teilen!"

Nun umschlang sie ihn wieder, nahm mit einem langen, heißen Kuß von ihm Abschied und verschwand mit ihrer Gazelle im Dickicht des Waldes, während er den Weg zurück zum Tempel suchte.

Er fand seine Führerin und den Urweisen versenkt in Gespräche über das wahre Wesen der Dinge.

„Wir waren in dem Upanischad, in der Innenwelt," sagte der Urweise, „dort, wo die Sonne nicht scheint, noch der Mond, auch jene Blitze nicht, die dort am Gewitterhimmel zucken, wo aber alles Licht ist, das von Brahman ausströmt, und wir waren glücklich, daß auch wir Brahman sind, denn das ist unsere Krone und unser Stolz: sobald diese Erkenntnis der Seele in uns lebendig geworden ist, sind wir frei von den Gesetzen, die die Form der Sansâra sind, und leben im reinen Äther des Geistes. Du aber, o Jüngling, sprich nun, laß uns wissen, was sich in deiner Seele bewegt hat. Hat sich dein Verlangen dafür entschieden, mit uns am unverfälschten Quell der Erkenntnis zu trinken und so den Irrungen der Erscheinungswelt zu entgehen, oder wählst du den dunkleren Pfad, der mit seinen von tausend Sonnen strahlenden Momenten des Glücks, doch nur ein Spiegel deines Innern ist und sich oft trübt und verdunkelt, wenn die Lichtgestalten, die du im Glanze deiner Seele sahst, dir plötzlich ihr wahres Wesen enthüllen und eher Dämonen gleichen als verklärten Wesen. Sprich ohne Scheu, denn du bist frei, zu wählen."

„So vernimm, Ehrwürdiger," versetzte der Jüngling nicht ohne einiges Bangen, „ich zeige dir mein Herz in Wahrheit. Mir ist in diesen Stunden das Geheimnis offenbar worden, das das andere, das dunklere Verlangen war, das neben jenem nach dem Lichte des Brahm, unruhvoll in meiner

Seele wogte, ich weiß nun, wo es geſtillt wird. So habe ich gewählt und beſchloſſen, das Leben der Menſchen durchzumachen mit all ſeinen Freuden und Leiden und dafür zu kämpfen, daß Brahm lebendig werde in den Seelen der Menſchen."

„Ich wußte es, wie du entſcheiden würdeſt," ſagte der Greis lächelnd, „es war zu früh, dich den Entſagenden zugeſellen zu wollen. Noch flutet der heiße Lebensſtrom des Werdens in dir und will ſein Recht. Aber du biſt in der Stunde der Geburt von Brahman geſegnet, denn wem er das köſtlichſte Geſchenk, den Genius, in die Seele legte, der kann nie unterliegen in der Welt der Sanſâra, und wenn er ſeine Aufgabe hier erfüllt hat, empfängt ihn die Geiſterwelt zu höherer Vollendung. Geh nun hin und vergiß nicht, daß Erkenntnis die Quelle der Glückſeligkeit und daß die vollkommene Glückſeligkeit die iſt, zu ſich ſelbſt zu gelangen, denn in uns iſt Brahm, und alſo gelangen wir zu ihm."

Der Jüngling neigte ſich ehrfurchtsvoll vor dem Greiſe und wendete ſich zu ſeiner Gefährtin. Sie hatte ihr Antlitz mit dem Schleier verhüllt und weinte.

„Du weinſt, wenn dein Freund das höchſte Glück gefunden hat?" ſprach er vorwurfsvoll.

„Wer kann wiſſen, ob es das höchſte Glück iſt, was dir jetzt, durch den Schleier der Maya hindurch geſehen, ſo erſcheint," erwiderte die Frau. „Alles, was wir durch jenen glänzenden Schleier ſehen, kann trügen, denn es iſt an die Bedingungen des Erdenlebens, an Leidenſchaft und Wechſel gebunden. Das wirklich höchſte Glück aber, das einzig Wandelloſe iſt, Schöpfer ſein. Brahman ſelbſt hat keine andere Seligkeit als dieſe. Wem er ſich nun, wie dir, inniger vereint und einen heller leuchtenden Teil ſeiner ſelbſt, das, was man auf Erden Genius nennt, mitgegeben hat, der hat die Möglichkeit, dieſes höchſten Glücks teilhaft zu werden. Ich hielt dich für einen Auserwählten und dachte, dies Glück würde dich ſo erfüllen, daß das Verlangen nach einem andern nicht mehr in dir erwache. Und dieſem höchſten Glück ver-

ſtehend zuzuſehen, darüber zu wachen, daß es dir ungeſtört bleibe, das war die letzte Erdenfreude, die mir zu blühen ſchien. Auch mir hatten die Ewigen Schöpferkraft in die Seele gelegt, und es bleibt mein größter Lebensſchmerz, daß ich, durch Erdenſchickſale gehindert, mich nicht ganz in die Seligkeit des Schaffens habe verlieren können. In dir hoffte ich die Vollendung des eigenen, Stückwerk gebliebenen Schöpfungsdranges zu ſehen — nun iſt's vorbei! Du haſt das Leben der Sanſâra gewählt, andere Sterne werden dir leuchten, andere Einflüſſe auf dich wirken . . . Du wirſt immer edel ſein, immer ſchaffen, aber es wird nicht das erhabene Glück des lichtumſtrahlten Kämpfers ſein, der, über alle Dämonen ſiegend, aufſteigt in das Lichtland des Brahman. Jetzt iſt dein Pfad breit und eben, du brauchſt nicht zu kämpfen. Leb wohl! Wir ſcheiden nun auf immer. Ich gehe, meine einſame Bahn zu vollenden."

Am Abend des Tages fuhr der Nachen zurück über den mondbeglänzten See, es ſaß nur eine Frau darin; ihr Auge blickte auf die ſilbern glitzernden, leichten Wellen, die die Oberfläche des Sees kräuſelten, und ſtille Tränen fielen darein, das letzte Opfer der Seele, die Brahman in ſich erkannt, an die Welt der Maya . . .

Im Hauſe des Brahminen aber erſchallte der Hochzeitsreigen.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Nur ungern trennte ich mich von dem herrlichen Meeraufenthalt, der mir phyſiſch, geiſtig und gemütlich wohlgetan hatte. Mir die Geſtalt Sigismund Malateſtas in ein milderes, ſicher gerechteres Licht geſetzt zu haben, als das iſt, in dem die meiſten Hiſtoriker ihn ſehen und das Bädeker leider in ſeinem Fremdenführer den Reiſenden als das unfehlbare zeigt, war mir eine Genugtuung, denn jene Heldengeſtalten der Renaiſſancezeit wollen von einem anderen Standpunkt aus beurteilt ſein, als unſere modernen Heerführer. Gemütvoll erquickend aber war mir der Umgang mit dem Volk

geweſen, das ein beſſeres Los verdiente, als ihm ſeine Regierungen bis jetzt bereitet haben. Das Volk dort in der Romagna ſowohl wie in der Lombardei iſt ſehr klug, viel mehr republikaniſch als monarchiſch und urteilt oft mit einer geiſtreichen Ironie über die Verfügungen der oberen Behörden. Die ſehr abſcheulichen Vorgänge an der Banca romana — die wie ein Echo auf die franzöſiſchen Panama-Ereigniſſe folgten, nur noch gemeiner und häßlicher, da es ſich rein nur um Gewinn und Wucher handelte, während dort, wenigſtens im Anfang, eine große Idee zugrunde lag — fielen gerade in jene Zeit. Der Prozeß, der den Vorſtehern der Bank gemacht wurde, die jahrelang in der ſogenannten „guten Geſellſchaft" geglänzt hatten, war im Gange, und man erwartete mit Recht ein ſtrenges Urteil. Auch mir fiel das Zeitungsblatt vor Unwillen und Erſtaunen aus der Hand, indem ich das Verdikt am Ende des Prozeſſes las, das ſämtliche Angeklagten freiſprach; als ich dann ſpäter einem meiner guten Freunde aus dem Schiffervolk des Hafens begegnete und ihn fragte, was er dazu ſage, erwiderte er mir mit dem feinen, ironiſchen Lächeln, das den dunkelgebräunten Geſichtern des meiſt ſchönen Menſchenſchlages dort ſo gut ſteht: „Ich habe nichts anderes erwartet; wenn einer von uns ein Brot ſtiehlt für ſein hungriges Kind, ſo ſteckt man ihn ins Gefängnis; die vornehmen Diebe ſpricht man frei." Wie ſehr der Menſch recht hatte, ſollten die folgenden Jahre noch eindringlicher beweiſen. Diejenigen, die an der Spitze der Staatsverwaltungen ſtehen, unterſchätzen den geſunden Verſtand und die Urteilsfähigkeit des Volkes viel zu ſehr, und wenn endlich der Augenblick kommt, wo das lang unterdrückte Gefühl des Unrechts, das am Volk begangen wird, hervorbricht und zu Gewalttaten treibt, ſo behauptet man, es ſei nur das Werk einzelner Aufwiegler und Egoiſten, die für ſich ſelbſt im Trüben fiſchen wollen und ſchreitet ein mit dem Mittel der Deſpotie, mit Waffengewalt, anſtatt liebevoll vorſorgend den Bedürfniſſen menſchlicher Exiſtenzen entgegenzukommen und vor allem anſtatt

ſtrenge Gerechtigkeit in gleichem Maß zu üben gegen hoch und niedrig, gegen reich und arm.

Es iſt ſeltſam, wie wenig die Menſchen aus der Geſchichte lernen; wie der Egoismus und die Verlockungen der Macht immer wieder zu dem Irrtum führen, als könne der nur auf das Vergängliche geſtützte Erfolg dauern und die ewigen Ideen der Gerechtigkeit, Güte und Wahrheit in Schranken halten, um den ſelbſtſüchtigen Zwecken einzelner Ehrgeiziger und Deſpoten zu dienen. Und doch iſt dem nicht ſo! Die Geſchichte hat hundertmal das Gegenteil bewieſen; Ideen ſind mächtiger als menſchliches Wollen; ſchlagt ſie in Ketten, die Ketten fallen ab, wenn der Genius in den Kerker tritt und ſie zur Freiheit führt, wie der Engel den Petrus auf dem herrlichen Fresko Raffaels im Vatikan. Aber freilich iſt es traurig, wie lange die Verirrung einzelner das Schickſal von Tauſenden beherrſchen und dem Abgrund des Elends nahe führen kann. Italien erlebte es in jenen Jahren und leidet noch an den Folgen der unſeligen Kataſtrophen, die Ehrgeiz und Unfähigkeit einzelner über es verhängten. Ob die Sucht der Kolonialpolitik, die ſich Europas bemächtigt hat in der zweiten Hälfte dieſes Jahrhunderts, eine ſegensreiche, kulturfördernde ſei, bleibe noch eine unbeantwortete Frage; jedenfalls war es für Italien viel zu früh, ſich dieſem Zuge der europäiſchen Großmächte anzuſchließen, und es bleibt als eine Schuld in der Geſchichte des Miniſteriums Depretis-Mancini zu verzeichnen, ihr Land auf jenen Weg geführt zu haben, wenngleich die ſchlimmſten Folgen dieſes Schrittes einem ſpäteren Miniſterium zuzuſchreiben ſind. Italien war ein junger Staat, kaum als eine Einheit geboren, und ungeheure Aufgaben lagen vor ihm im Innern, die mit Einſicht und Beharrlichkeit ergriffen, es zu Wohlſtand, Ordnung und ſittlicher Entwicklung hätten führen können; dann, innerlich erſtarkt, einig und frei geworden, hätte es daran denken können, in dem Kreis der Großmächte eine achtunggebietende Stellung einzunehmen. Cavour, der einſichtsvolle Staatsmann, der ihm leider zu

früh entriſſen wurde, begriff die Bedeutung einer ſolchen Tendenz vollkommen und lehnte den Vorſchlag Napoleons III. ab, der das nördliche Afrika zwiſchen den lateiniſchen Raſſen zu verteilen, Spanien Marokko und Italien Tunis zuzuteilen, träumte. Cavour fürchtete den Eifer der Italiener, das Vaterland feſt zu gründen, durch eine Richtung nach außen abzuſchwächen und erwiderte: „Italien ſei nicht reich genug, um ſich ein tuneſiſches Algier zu erlauben."

Dieſer weiſen Zurückhaltung vergeſſend, kam es dann ſpäter doch dahin, daß Italien in Afrika feſten Fuß faßte. Eine Bekannte, die die erſten italieniſchen Truppen ſich nach Afrika hatte einſchiffen ſehen, ſchrieb mir, ſie habe Tränen freudiger Rührung geweint, die Söhne des neugewonnenen Vaterlands hinausziehen zu ſehen, um Kulturaufgaben unter den Barbaren zu erfüllen. Ich antwortete ihr, ich wünſche von Herzen, daß dieſe Aufgaben nicht kulturfeindlich für das eigene Land werden möchten, und ich glaube, daß jene Armen, die waffentragend zu wilden Völkern zögen, ſegenbringender zu nützlicher Feldarbeit daheim verwendet ſein würden. Leider gab mir die Folge mehr als recht.

Mit unendlicher Liebe an dies ſchöne Land gebunden, an die apolliniſchen Zauber ſeiner Natur, die das tiefe Bedürfnis der Seele nach Schönheit, in mir von Kindheit auf mächtig, wenigſtens nach einer Seite hin befriedigen, konnte ich nicht umhin, auch mit dem wärmſten Intereſſe die Schickſale dieſes Landes beobachtend zu verfolgen, und ſah mit Trauer, wie weit ſich die heutige Politik von den Idealen jener trefflichen Männer, die ich im Exil gekannt hatte, entfernte. Vorgänge wie jene ſchon erwähnten der Banca romana, wie die Veruntreuung von Geldern, die auch von auswärts her für die ſchrecklichen Unglücksfälle der Erdbeben, Überſchwemmungen uſw. einliefen und den ſchwer Betroffenen kaum halb zuteil wurden, Veruntreuungen an öffentlichen Kaſſen und anderes zeigten einen Abgrund moraliſchen Elends, der etwas Erſchreckendes hatte. Dazu in den höchſten Kreiſen der Verwaltung der ungebändigte Ehrgeiz einzelner, teils von

unfähigen, teils von unredlichen Werkzeugen Umgebener, das waren die Zustände, in denen Italien sich befand, die wie dunkle Gewitterwolken an seinem hellen Himmel standen und sich immer drohender zusammenzogen, bis dann die schreckliche Katastrophe in Afrika kam, die Trauer und Verzweiflung über das Land verbreitete. Freilich fiel nach der Schlacht von Adua das Ministerium Crispi, dem mit Recht die Hauptschuld an den begangenen Irrtümern und deren Folgen zugeschrieben wurde, aber das Unglück war nicht gut zu machen. Die kräftigen, jugendlichen Leben, die auf dem Schlachtfeld von Adua vernichtet lagen, die Tränen, die in Italien um sie flossen, die Millionen, die unnütz dort vergeudet waren, während in der Heimat Hunger und Armut herrschten, die furchtbaren Einblicke, die man in die skandalöse Immoralität der den Häuptern der Regierung zunächststehenden Personen tat, in das Gewebe schmutziger Intriguen, Bestechungen und Lügen, was in den Kreisen einheimisch war, die dem Volke hätten als Vorbild dienen sollen — das alles wird als ein ewiges Verdammungsurteil auf dem Ministerium Francesco Crispis in der Geschichte lasten bleiben und das Urteil Mazzinis über den Mann rechtfertigen. Die einzelnen Tatsachen dieser traurigen Zeit sind zu bekannt, um sie zu wiederholen; aber wer sie miterlebte, wie ich, der konnte nicht umhin, sich traurig zu fragen, was für ein dunkles Rätsel sich hinter diesen Erscheinungen der Weltgeschichte berge, wenn nach einem großen, begeisterten Aufleuchten edelster Gesinnung, hohen Strebens, freudigsten Opfermutes dann plötzlich eine Zeit, nicht des Stillstandes und Ausruhens — das wäre erklärlich —, sondern tiefer Korruption folgen kann, in der alle häßlichen Elemente der menschlichen Natur wie aufgewühlt erscheinen und aus ihren dunklen Höhlen heraufsteigen an das Licht, um sich der Frucht des vom Idealismus errungenen Siegs zu bemächtigen und sie mit dem Gift des verderblichsten Egoismus zu durchdringen. Das italienische Volk fühlte sehr wohl, was ihm für Unheil zugefügt war, aber es ist ein unglaub-

lich geduldiges Volk, läßt viel über ſich ergehen und begnügt ſich lange mit ſeiner Armut, ehe es zur Empörung ſchreitet. Die Minorität der redlichen Männer der gebildeten Klaſſen aber, die tieftraurig, einſichtsvoll den Ereigniſſen gegenüberſteht, leidet, ohne ſich gegen das vorhandene Übel handelnd aufzulehnen. Es iſt das eine Schwäche der italieniſchen Natur, die in ſonderbarem Kontraſt ſteht mit der feurigen Raſchheit im Blut, die ohne Überlegung das Meſſer in die Bruſt des Nebenmenſchen ſtößt.

Es würde mich weit über die Grenzen des mir in dieſen Blättern vorgeſteckten Ziels hinausführen, wollte ich ſuchen, die Urſachen offen darzulegen, die den heutigen Zuſtänden zugrunde liegen, obwohl ſie mir ziemlich klar ſind; ich faſſe ſie nur in eins zuſammen, nämlich in die vollſtändige Abweſenheit jedes Ideals. Es gibt wohl kaum ein Volk in Europa, das weniger wahrhaft religiös wäre, als das italieniſche; es iſt teils ſkeptiſch, teils indifferent und in den unterſten Ständen aus Gewohnheit kindiſch und abergläubiſch. In der erſten Hälfte des Jahrhunderts war es das politiſche Ideal, die Befreiung vom Fremdjoch, was die Seelen mit Begeiſterung und Tatkraft füllte; nun es verwirklicht war, ſtellte ſich eine Leere ein, in der alles Unkraut, deſſen Keime ſich unter den ſchlechten Regierungen, die ſo lange das Verhängnis Italiens geweſen waren, gebildet hatten, emporwuchs und die Oberhand gewann, während, wie geſagt, die redlich Wollenden ſich entmutigt zurückzogen.

Der hohe Vorzug dieſes wunderbaren Landes aber iſt es, daß, während die menſchlichen Verhältniſſe ſo viel zu wünſchen übrig laſſen, die gütige Natur hier ſo verſchwenderiſch mit ihren Gaben iſt, daß die Seele ſich ihr troſtreich in die Arme legt und in ihrer Schönheit ausruht, in der Zuverſicht, daß auch dieſem liebenswürdigen, begabten Volk der Tag der Auferſtehung kommen wird.

Da mein Alter mir nun nicht mehr weite Reiſen erlaubte, ſo kam es dahin, daß Olga im Sommer mit den Ihren über die Alpen kam und daß wir uns in Nord-Italien an einem

der vielen geſegneten Orte dort zu längerem Aufenthalt zuſammenfanden, mehr wie je in Liebe vereint. In Rom aber war mir inzwiſchen wieder eine teure, liebe Beziehung nahe gekommen, die ſchon in früheren Jahren während einiger Winter mein Leben freundlich erhellt hatte und zu einem feſten Herzensbund geworden war. Es war dies die Beziehung zu der Tochter von Donna Laura Minghetti, die jetzt, als die Gemahlin des deutſchen Botſchafters, Bernhard von Bülow, in Rom feſten Wohnſitz nahm. Die Liebe, die mich an dies von der Natur mit allem edlen Liebreiz geſchmückte Weſen band, gab meinem Leben in Rom wieder die Befriedigung einer perſönlichen Zuneigung, die auch von der anderen Seite, trotz der großen Altersverſchiedenheit, auf das lieblichſte erwidert wurde. Es öffnete ſich durch die Gegenwart des ausgezeichneten, noch ſo jungen Paares in dem ſchönen Palaſt der deutſchen Botſchaft in Rom ein lang entbehrtes, deutſches Heim, ſo wie es vor Zeiten durch Humboldt, Niebuhr, auch noch Bunſen, da geweſen ſein mag, das in Bernhard von Bülow den durch edle klaſſiſche Kultur gebildeten Repräſentanten, in ſeiner Gattin die holde Erſcheinung der Vereinigung ſüdlicher Natur mit deutſcher Bildung fand. Wohl mag die Mitte, die jene Vertreter deutſcher Bildung in Rom gefunden hatten, die Herſtellung eines bedeutenden geiſtigen Zentrums erleichtert haben, beſonders auch dadurch, daß die römiſche Geſellſchaft damals nicht die vielen ſchroffen Gegenſätze enthielt, die ſich heutzutage in ihr finden. Für die aber, die Bülows gemütlich näherſtanden, war es das Aufblühen einer ſchönen Hoffnung, für längere Zeit ein Aſyl zu haben, wo Geiſt und Herz gleich befriedigt wurden und wo, insbeſondere durch die große muſikaliſche Begabung der Frau von Bülow und ihren der Muſik geweihten Kultus zu erwarten ſtand, daß ſich endlich wieder ein würdiges muſikaliſches Leben entwickeln laſſen würde, da in dieſer Beziehung ein ſchmerzlich fühlbarer Unterſchied zwiſchen der Zeit, wo ich zuerſt in Rom war, vor etwa dreißig Jahren, und der Jetztzeit ſtattfand. Damals herrſchte

Liſzt noch in voller Manneskraft im römiſchen Leben; ich hörte ſeine „Beatitudine“, von ihm ſelbſt dirigiert, im großen Saal des Kapitols in vollendeter Weiſe aufführen; ihn umgaben einige ausgezeichnete Schüler, die auch in das Privatleben ein wertvolles, muſikaliſches Streben einführten. Man hatte noch nicht die furchtbare Qual zu erdulden, beinahe aus jedem Haus ein geiſt- und ſinnloſes Geklimper ertönen zu hören; überhaupt ein dunkler Fleck in unſerer modernen Kultur, der geradezu einen moraliſch verderblichen Einfluß hat, denn was können ſo gemeine Rhythmen, ſo widerwärtig ordinäre Weiſen, millionenmal hintereinander wiederholt, einer Seele ſagen? Jede nützliche Handarbeit wäre da vorzuziehen und erſparte dem Nachbar, dem die Muſik die heiligſte der Künſte iſt, die unſägliche Pein, ſich bei ſeiner geiſtigen Arbeit oder bei ſeiner ſtillen Erholung durch ein ſolches aufdringliches, gemeines Umherfahren auf dem Inſtrument geſtört zu ſehen.

Es waren im Palaſt Caffarelli, dem Sitz der deutſchen Botſchaft, gerade mehrere ausgezeichnete muſikaliſche Talente, und ſo fing wenigſtens im engeren Kreis dort ſchon ein genußreiches Muſizieren an. Dazu kam nun im Frühjahr die mich innig erfreuende Nachricht, daß Siegfried Wagner, der eben ſeine erſte Kunſtreiſe gemacht hatte, auch nach Rom kommen wollte, um daſelbſt ein Konzert zu dirigieren. Es war eine doppelte Freude, die mir dadurch zuteil wurde; zunächſt den Sohn des großen Meiſters und Freundes, den ich von Kindheit auf gekannt hatte, nun als erwachſenen, ſchon ſelbſtändig ſich betätigenden Menſchen wiederzuſehen und dann, unter ſeiner Leitung einmal wieder eine wahrhaft künſtleriſche größere Aufführung zu hören. Beides vollzog ſich in ſchönſter, befriedigendſter Weiſe; nicht nur, daß ich in dem Jüngling, neben entſchiedener Ähnlichkeit mit dem Vater, eine vollſtändig eigene Perſönlichkeit fand, ſondern es erſchien mir auch in dem Dirigenten ein durchaus individuelles, ganz bewußtes Erfaſſen und Ausführen und erfüllte

mich mit froher Hoffnung für die Zukunft dieſes mir ſo werten jungen Freundes, dem die große, herrliche Aufgabe zuteil geworden, das Werk des Vaters weiterzuführen und zugleich die Befähigung, als eine ſelbſtändige Individualität die eigenſte Schaffenskraft in ungehinderter Weiſe zu entfalten.

Der Sommer führte mich dann wieder zu froher Vereinigung mit Olga und den Ihren an den ſüdlichen Abhang der Alpen, an den Lago Maggiore und an den höher gelegenen, unbeſchreiblich reizenden Orta-See, über deſſen grüne, maleriſche Uferberge die eisglänzenden Spitzen der Kette des Monte Roſa herüberſehen. Den Reichtum der maleriſchen Schönheiten dieſes von der Natur ſo verſchwenderiſch bedachten Landes auszukennen, würde viele Jahre erfordern und es iſt nicht zu verwundern, daß hier eine Kunſtblüte entſtand, wie ſie, außer Griechenland, kein anderes Volk erlebt hat. Und ebenſo wie mit der Natur wird man auch nie fertig, all die ſchaffenden Kräfte kennen zu lernen, die jener Natur wohl zum großen Teil ihre Anregungen verdankten. So ſah ich in jenen Gegenden einen Maler zuerſt und einen zweiten vollkommener als vorher, die ſich beide dort in vielen der kleinen Orte verewigt haben; der erſte war Gaudenzio Ferrari und der zweite Bernardo Luini. Gaudenzio Ferrari hat nicht die Anmut und tiefe Seelenſchönheit des Luini, aber er iſt ein Maler von unbeſtrittener Großartigkeit der Erfindung, voll Farbenglanz und feiner Charakteriſierung und muß ſehr produktiv geweſen ſein. Luini erreicht zuweilen faſt ſeinen großen Meiſter an Holdſeligkeit, und ſeine Fresken in Saronno und Lugano ehren ihn als Zeichner und Koloriſt.

So einen ſich ſtets in dieſem Wunderland Natur und Kunſt, um Geiſt und Gemüt alles zu geben, deſſen ſie bedürfen. Aber freilich, nur die Natur iſt ewig jung im Blühen, die Kunſt hat ihre Epochen und dann ſtirbt ſie ab, gleich dem Erdreich, das, erſchöpft vom Geben, keine Frucht mehr bringt.

Nicht immer aber waren die Tage nur heiter; auch in dieſen ſpäten Jahren nicht, wie ſie es auch in früheren Jahren häufig nicht geweſen waren. Es ſtarben viele der Angehörigen und Bekannten um mich her, gleich wie beim Baum im Herbſt, wenn der Wind ein Blatt nach dem anderen herunterweht. Die alte Schweſter, die ich alljährlich, wenn ich nach Frankreich ging, vorher in Deutſchland beſucht hatte, war auch geſtorben, und von meiner unmittelbaren Familie war keiner mehr übrig; die Mitglieder der jüngeren Generation waren mir zum Teil ganz unbekannt und lebten, in alle Weltgegenden zerſtreut, fern von mir, ſo daß ſich kein Band der Zuſammengehörigkeit hatte knüpfen können und daß Fremde mir durch Geiſt und Gemüt näher verbunden waren, als die Blutsverwandten. Dies betätigte wir wieder die Freundſchaft des edlen Paares, das Deutſchlands Intereſſen in Rom vertrat, bei einer traurigen Gelegenheit auf die rührendſte Weiſe. Ich nahm nicht mehr, ſchon ſeit Jahren, teil an größerer Geſelligkeit, aber zu den kleineren Vereinigungen bei Bülows ging ich gern, weil da immer durch die ungezwungene Freundlichkeit der Hausherren von vornherein ſich eine wohltuende Atmoſphäre bildete. So bereitete ich mich auch an einem Abend vor, dorthin zu gehen, wo Joachim, der in Rom angekommen war, dort ſpielen ſollte. Meine alte Dienerin, die dreiundzwanzig Jahre mit mir verbracht hatte und mir, trotz den bei alten Dienern unvermeidlichen Launen und Verſtimmungen, durch ihre Ergebenheit und Treue dennoch wert war, ſollte mit mir gehen, da ſie mit dem Dienſtperſonal dort befreundet war. Ich war mit Ankleiden fertig, der Wagen ſtand vor der Tür; ich rief ihr, um zu gehen, erhielt keine Antwort und ging daher in ihr Zimmer, um ihr zu ſagen, ſie ſolle kommen. Welches war aber mein Schreck, als ich ſie bewußtlos auf dem Boden liegend fand. Natürlich war von Ausgehen keine Rede mehr. Der herbeigerufene Arzt ließ mir keinen Zweifel über den Ernſt des Falles und beſtand darauf, die Kranke alsbald in das Hoſpital zu bringen. Am folgenden Morgen kam er,

mir ihren Tod zu verkünden. Außer der Erſchütterung, die ein ſo brutales Auflöſen eines lange beſtandenen Verhältniſſes notwendig mit ſich brachte, entſtand für mich eine wirklich augenblicklich bedrängte Lage, da meine ganze kleine Häuslichkeit auf das Daſein dieſes einen Weſens gebaut geweſen war und es unmöglich war, alsbald einen genügenden Erſatz zu finden. Gute, hilfreiche Bekannte kamen raſch herbei, zu allem erbötig, doch durchgreifende Hilfe kam erſt, als eine Botin der Frau von Bülow erſchien, die mir die Aufforderung der beiden Gatten brachte, alsbald zu kommen und bei ihnen eine Zeitlang zu verweilen, bis der traurige Eindruck ſich in etwas verwiſcht und ich Zeit gehabt hätte, mein häusliches Leben neu zu organiſieren. Die Aufforderung war in ſo herzlicher Weiſe abgefaßt, wurde alsbald durch ſo kräftige Hilfeleiſtung beglaubigt, daß ich nicht zögern konnte, ſie anzunehmen. Gleich dem Schauplatz des traurigen Vorfalls entrückt zu werden in eine ſchöne, liebenswürdige, teilnahmvolle Mitte war eine unvergleichliche Wohltat. Ihre tröſtende Wirkung blieb nicht aus, und da mein Gewiſſen mir das Zeugnis gab, die Verſtorbene immer nur mit der Rückſicht behandelt zu haben, wie ſie meinen Anſchauungen nach den zum Dienen Verurteilten gebührt, ſo lange dies Verhältnis nicht in eine neue edlere Phaſe getreten iſt, ſo konnte ich mich nur freuen, daß der Armen die Qual langſamer Krankheit und allmählichen Sterbens erſpart geblieben war.

Meine liebevolle Freundin mußte leider nach einigen Tagen Rom verlaſſen, um ihren alljährlichen Badeaufenthalt zu nehmen; ich blieb dann noch mehrere Wochen mit Herrn von Bülow allein, in ſchönſter Freiheit in den weitläufigen Räumen des Palaſtes, aber in den Stunden des Zuſammenſeins mit wahrer Freude den Einblick in die große klaſſiſche Kultur des noch ſo jungen Staatsmannes genießend. Unſere Anſchauungen ſtimmten nicht auf allen Gebieten überein, aber ich hatte die tiefe moraliſche Genugtuung, mich mit hoher Achtung vor den feſten, auf edelſten

Grundlagen ruhenden Überzeugungen des bedeutenden Mannes beugen zu können, deſſen Wohlwollen und Güte gegen mich ſich nie, trotz unſerer verſchiedenen Anſichten, verleugnete. Es iſt eine der ſchönſten Empfindungen, ſich in rein menſchlicher Achtung und Freundſchaft auch mit ſolchen zu begegnen, die in irdiſchen Dingen anders denken wie wir. Der Parteiſtandpunkt iſt immer ein einſeitiger. Warum ſoll ich mich feindlich von dem monarchiſch Geſinnten abwenden, wenn er ſonſt gut und edel iſt, weil ich vielleicht Republikaner oder Sozialiſt bin? Alle dieſe, vom Verſtand geſchaffenen Unterſcheidungen gehören doch auch dem Vergänglichen an; über ihnen ſteht die reine menſchliche Würde, die Treue gegen ſich ſelbſt und das für wahr Erkannte, die auch im anderen dieſe Treue gegen das ihm Wahre ehrt, und endlich die Güte des Herzens, die in heiligem Mitleid über alle Meinungsverſchiedenheiten hinweg hilft und tröſtet. Je höher der Menſch entwickelt iſt, je vollkommener wird dieſe Toleranz werden, denn je tiefer verſteht man das Weſentliche vom Unweſentlichen zu ſcheiden und ſich am einfach menſchlich Schönen, ohne Partei-Voreingenommenheit zu freuen. Nur wenn es gilt, in Waffen aufzuſtehen, um unſere Wahrheit zu verteidigen gegen feindliche Angriffe oder gehäſſige Unterdrückung, dann gibt es kein Entweder-Oder, dann gilt es Kampf, ernſten, entſchiedenen Kampf.

Nach mehreren, in heiterer Harmonie verbrachten Wochen verließ ich Rom, um mich in Nord-Italien mit Olga und den Ihren zu vereinen und zwar in den herrlichen Cadoriſchen Alpen, in Pieve di Cadore, das mir von früher her eine ſo liebe Erinnerung war. Leider fand ich auch da nun ſchon den Fluch des Touriſtentums verhängt, mehrere Hotels eröffnet und die naive Einfachheit des Lebens von ehedem verändert. Vollkommen fand ich dieſe aber wieder an einem noch höher gelegenen Ort in der Dolomitenkette, an dem See Alleghe, der, durch einen Bergſturz gebildet, mehrere Dörfer begraben hat, deren Trümmer man zuweilen unter

den Waſſern der ſtillen Oberfläche ſehen kann. Nach einigen Wochen in Pieve zogen wir da hinauf und fanden mit Entzücken beſtätigt, was man uns von dieſem Ort geſagt hatte. Wie ein ſeliger, weltentrückter Traum liegt der ziemlich große, ſtille See zwiſchen Höhen, die mit herrlichen Tannenwäldern bedeckt ſind, da. Nur ſelten kräuſelt der Wind die ruhige Oberfläche, in der ſich die Ufer ſpiegeln. An dem einen Ende liegt ein kleines Dorf, an dem anderen ein ſehr primitives, aber rein und gut gehaltenes Wirtshaus; über den grünen Vorbergen aber ſteigen in wahrer Majeſtät die herrlichen Dolomitfelſen auf, die, wie eine Reihe Rieſenorgeln, den Göttern oben auf ihren Wolkenſitzen ein wunderbares Konzert zu geben ſcheinen. Am Abend erglühen ſie dann in zauberiſcher Pracht der Farben und von den Strahlen der untergehenden Sonne verſilbert und vergoldet. Wie verſchwenderiſch die Natur iſt! Da läßt ſie in der Einſamkeit ſolcher Alpenhöhen Paradieſe entſtehen, gemacht, um tiefen Denkern, um Poeten und Künſtlern die höchſten Anregungen zu geben, und fragt nicht danach, ob man dieſe reizenden Erdenflecke entdeckt und ihrem Zauber herrliche Geiſtesblüten entlockt oder nicht. Es iſt, als wohnte der allgewaltige Schönheitstrieb in ihr, der ihr keine Ruhe läßt, bis ſie, ganz künſtleriſch verfahrend, überall das Bild hervorbringt, das ſich charakteriſtiſch in den Rahmen, den Klima und Boden bedingen, einpaßt. Nachher ſagt ſie ruhig und kalt: „Menſch, benutze es nun und lerne daran die Erde mit Schönheit zu ſchmücken.“ Und der Menſch? Hat er die heilige Flamme der wahren Schönheit, die der Ausdruck der Idee, die Form des Ideals iſt? Iſt es ihm darum zu tun, zu veredeln, zu beſſern, zu idealiſieren und auch den materiellen Genuß durch ſchönes Maß mit äſthetiſcher Weihe zu adeln? Ach, wie wenige ſind es noch, wie nur ganz einzelne! Und werden es jemals viele ſein?

Aus dieſen zauberiſchen Alpenhöhen ſtiegen wir herunter zu der Königin des Meeres, der reizenden Lagunenſtadt, die meine Freunde noch nicht kannten. Mir erwacht dort immer

die wehmütige Erinnerung an den geſchiedenen Freund, in deſſen künſtleriſchem Heim ich einſt ſo ſchöne Tage verlebt hatte. Der prächtige Palaſt war jetzt ein Nonnenkloſter und der Ex-Herzog von Modena, der ihn verkauft hat, iſt ſo rückſichtsvoll für die zarten Gefühle der klöſterlichen Damen geweſen, die Statuen der heidniſchen Götter, die hier unter den dunklen Laubgewölben ſtanden, hinwegnehmen zu laſſen. So iſt wieder etwas Schönes, Dageweſenes unwiederbringlich vernichtet. Ach und wie vieles außerdem in dieſer einſt von Schönheit ſtrahlenden Stadt! Die zauberiſchen Paläſte, in denen vornehme Männer mit gerechtem Stolz auf die Größe ihrer wunderbaren Heimat und ſchöne, geiſtvolle Frauen voll Anmut und Würde wohnten, ſind jetzt zum großen Teil Gaſthöfe oder Niederlaſſungen der Spezialitäten venetianiſchen Kunſtgewerbes. Das Haus, in dem Tizian einſt glanzvolle Feſte gab und die Größen des Geiſtes, der Kunſt und des fürſtlichen Ranges empfing, iſt nebſt ſeinem herrlichen Garten ſpurlos verſchwunden. Die Inſel Murano, deren Gärten ſonſt der Verſammlungsort von Gelehrten, Künſtlern und ausgezeichneten Frauen waren, iſt arm und öde; die Gärten ſind nicht mehr da; nur die armen Spitzen-Arbeiterinnen und die Arbeiter in den Glasfabriken führen hier ihr ärmliches Leben weiter. Und doch — welch ein Zauber von Poeſie webt noch immer ſeine goldenen Schleier über dieſe Stadt! Das kommt von dem Unvergänglichen, allem irdiſchen Wechſel Entzogenen; hier wurde gelebt, für große Zwecke gehandelt, ſchönheitstrunken Idealen gehuldigt, weltliche Macht durch geiſtige Größe geadelt. Und wenn ſchließlich auch dies unterging, ſo bleibt die Erinnerung, die um alles wahrhaft *gelebte* Große, Ideale ihren Glorienſchein bildet und es der Nachwelt aufbewahrt, indem ſie die Flecken, die jede Gegenwart hat, auslöſcht und nur das übrig läßt, was ewig iſt: die Verwirklichung der Idee.

Nach vielen frohen Wochen der Vereinigung kam dann wieder der immer ſchmerzliche Augenblick der Trennung, die nun, mit jedem vorrückenden Jahr, die Frage deutlicher

zurückläßt: werden wir uns wiederſehen? Denn nach dem natürlichen Lauf der Dinge mußte ich, ſo rüſtig ich auch noch für mein Alter war, dennoch auf den Lebensabſchluß in kürzerer oder längerer Friſt gefaßt ſein.

Ich kehrte nach Rom zurück und zwar vorerſt noch einmal in das ſchöne Aſyl, das mir die Freundſchaft der lieben Bülow geöffnet hatte, um dort nur noch ſo lange zu verweilen, bis meine eigene Häuslichkeit wieder inſtand geſetzt ſein würde. Meine teuren Gaſtfreunde waren noch nicht von ihrer Sommerreiſe heimgekehrt, aber brieflich hatte die holde Freundin alles für mich aufs ſorglichſte bereitet. So kam mein Geburtstag heran, mein achtzigſter Geburtstag! Still und bewegt begrüßte ich den Tag. Es iſt keine Kleinigkeit, auf achtzig Jahre des Erdenlebens zurückſehen zu können und eines ſo bewegten Lebens und ſich ſagen zu dürfen, daß trotz allem Irren, allem Unerfüllten und Unerreichten doch ein roter Faden durch das ganze Leben ging, der gleichſam den Grundton der Natur anzeigt und, nie verleugnet, immer bewußter, immer feſter gezogen, bis an das Ende reichen wird. Ich war darauf gefaßt, den Tag allein zu verbringen, war ruhig und heiter, indem ich all der Liebe und all des Guten gedachte, die mir zuteil geworden ſind und auch die Leiden und ſchweren Prüfungen, von denen ich nicht verſchont geblieben bin, ſegnete, weil ſie dazu gedient haben, das Eine, Feſte, Unveräußerliche in der Seele zu bewähren und im guten Kampf das Heroiſche zu entwickeln, das in jeder Menſchenbruſt ſchläft und nur geweckt und geübt werden muß, um uns als Sieger aus der oft ſo heißen Schlacht des Lebens hervorgehen zu laſſen.

Je mehr ich darauf gefaßt war, den Tag ſtill und einſam, im Überblick über das Vergangene und in ruhiger Erwartung des etwa noch Kommenden zu verbringen, je lieblicher wurde ich überraſcht, als plötzlich von vielen Seiten gute Bekannte aus der Stadt herrliche Blumengrüße ſandten und die Poſt mir Haufen von Briefen brachte, auch von ſolchen, von denen ich 20—30 Jahre lang nichts gehört hatte und die mir

nun ein ununterbrochenes liebendes Andenken bewieſen; ja als endlich ſogar gedruckte Blätter einliefen, in denen längere Artikel, bei Veranlaſſung dieſes Tages, meiner und meines Lebenslaufs gedachten. Gerührt ſagte ich mir: So haſt du alſo nicht umſonſt gelebt, nicht nur, daß du dir ſelbſt Treue gehalten haſt, ſondern du biſt auch andern etwas geweſen, und Beſſeres kann der Menſch ja nicht verlangen, als mit dieſem Doppelzeugnis auf der Schwelle der Ewigkeit ſtehen und warten, bis ſich ihm die Pforte öffnet, aus der es keine Wiederkehr gibt.

So verging mir der Tag ohne Prunk, aber reich geſchmückt durch die köſtlichſten Edelſteine, durch Liebe, Dankbarkeit, Verehrung, unbegrenztes Vertrauen. Und ſiehe da! der Abend brachte noch eine andere Überraſchung! Der mir ſo werte Baron von W..., der im Begriff war, eine Reiſe in den Orient anzutreten, war an dem Tag angekommen und erſchien gleich, mich zu begrüßen. Harmoniſcher konnte der Tag nicht enden, denn aus der Seele dieſes jungen Mannes tönten mir alle die Klänge von „Apollos goldnen Saiten", wie es in einem ſeiner Gedichte heißt, entgegen, die in meinem Leben ſtets die Grundharmonie gebildet haben und noch, wie in der begeiſterten Jugend, ſo im achtzigſten Lebensjahr, in voller Friſche erklingen, wenn der verwandte Ton ſie ruft.

So, nun iſt es wohl Zeit, dies Büchlein zu ſchließen; was nun noch kommt, iſt Überſchuß, den das Schickſal mir verſchwenderiſch in den Schoß wirft, wobei es mir doch zuweilen ſehr ernſte Mahnungen zuruft, daß die Stunde bald kommen könne. Möge ſie mir friedlich nahen, ſie findet mich bereit.

Mein Lebewohl an die Welt

Sollte der bewußte, der freie Menſch nicht auch den letzten Abſchluß des Daſeins mit voller Geiſtesklarheit, umringt von den Erinnerungen des vergangenen Lebens, vollziehen, ehe die letzte Stunde da iſt, die vielleicht den klaren Blick

umhüllt und das Vergangene ſchon halb in die Nacht des Vergeſſens taucht? Iſt man der Welt nicht auch eine Art Rechenſchaft ſchuldig über das auf ihr verbrachte Daſein, ob man das Pfund, das man empfing, gut verwaltet hat und treu geweſen iſt bis an den Tod? Und ſollte der Scheidende ihr nicht ein letztes Wort der Liebe zu ſagen haben, ein herzliches Abſchiedswort? Und darf endlich der, der nun weiß, was das Leben iſt, ihr nicht auch ein Wort der Ermahnung zurufen, der ernſten Aufforderung, das Leben als eine hohe, heilige Kulturaufgabe zu betrachten und mit aller Kraft an ihr zu arbeiten?

Ich glaube: ja, der Menſch ſollte es.

Die Kirche hat ihn gelehrt, daß die große Abrechnung für das Leben erſt lange, lange nachher, im fernen Jenſeits, erfolgt, und wie manches Gewiſſen tröſtet ſich damit und verſäumt es, den kurzen Erdentraum zu etwas anderem als zu flüchtigem Genuß zu benutzen und die Ewigkeit ſchon hier in die Zeit zu bannen. Wieviel ernſter würden viele das Leben nehmen, wenn ſie von früh auf wüßten, daß ſie *hier* verantwortlich ſind für das, was ſie aus dem Leben machten und daß es traurig ſein muß, geſenkten Hauptes und mit ſchwer beladenem Bewußtſein an der Schwelle des Ausgangs zu ſtehen, durch den man nie zurückkommt.

So empfange denn mein Lebewohl, Welt! Ich danke dir für das Daſein, das mir die Möglichkeit gab, ein erkennendes, empfindendes Weſen zu werden! Ich hätte wohl mehr tun, mehr werden ſollen, aber man iſt doch nicht alles aus ſich allein, man iſt zum Teil auch das Produkt äußerer Umſtände und Einflüſſe, und du haſt mir in der Jugend manches verſagt, was du von Hilfsmitteln der heutigen Jugend verſchwenderiſch zuerteilſt. Worauf es jedoch hauptſächlich ankommt, das iſt doch *ein reines, hohes Wollen und das unabläſſige Bemühen, es zur Tat werden zu laſſen*, nicht wahr? Danach richte mich denn und erteile mir heiteren Ablaß für alles Irren und Fehlen, denn du haſt es mir auch nicht immer leicht gemacht,

und in ſchweren Prüfungsſtunden haſt du mich umſonſt nach Hilfe rufen laſſen, bis ich mich ermannte und mir ſelber half.

Ich habe dich geliebt, ſchöne Erde, und mit Wonne das Geheimnis ewiger Schönheit im Anſchauen deiner herrlichen Gebilde geahnt. Ich danke dir für alle Stunden reiner Freude, für deine Sonnenuntergänge, für deine Sternenhimmel, für deine Frühlinge, deine lieben Blumen, deine Wälder, deine Berge, deine Meere. Genoſſen habe ich die Freude an dir mit vollen Zügen, und wenn es noch ſchönere Erden gibt, ſo warſt du mir hohe Vorbereitung auf das Höhere.

Lebt wohl, ihr Menſchen, geliebte, meinem Herzen nahe Freunde und unbekannte, mir freundlich Geſinnte in der großen Menge. Habt Dank für alle Liebe, für alle Güte und Treue, alles von meinem Herzen warm erwidert. Um uns ſchlingt ſich ein unzerreißbares Band der Gemeinſchaft, der wahren, unſichtbaren Kirche der Freien, die in ſtetem Wandel höher und höher ſteigen, bis dahin, wo ſie den Schleier vom Angeſicht der Wahrheit lüften und das göttliche Geheimnis der Exiſtenz in voller Klarheit erkennen können.

Leb wohl auch, Menſchheit, und nimm ein ernſtes Wort als Abſchiedsgruß hin, von einer, die bald geht und keine irdiſchen Rückſichten mehr kennt. Nahezu ein Jahrhundert iſt vor meinem Blick vorübergegangen; es waren Augenblicke höchſter Idealität darin: ſie wurden aber leider immer nur zu raſch von der traurigſten Realität verdunkelt und jetzt, am Ende des Jahrhunderts, kann man wohl fragen: wo iſt der Fortſchritt? Ringsum folgt ſich Krieg auf Krieg und noch immer muß die Gewalt der Waffen entſcheiden, wenn es ſich um Fragen der Gerechtigkeit und Humanität handelt. Die Wiſſenſchaft hilft fortwährend neue, unfehlbare Mordwerkzeuge zu erfinden, und ſie werden höher bezahlt, als die Werke hoher Kunſt und Kultur. Sie erforſcht die Mittel, die Geſundheit zu ſtärken und zu erhalten, aber ſtatt deſſen iſt die heutige Jugend weichlicher und nervenſchwacher, als in früheren Generationen. Der materielle Reichtum vermehrt ſich aus hundert neuen Quellen, aber Armut und Elend

wachſen in gleichem Maße und ſehen uns aus hohlen Augen verkümmerter Geſichter vorwurfsvoll an. Und die höchſten Intereſſen des Daſeins: Veredlung der Sitten, wirkliche Bildung, Erhebung des Gemüts durch die Werke hoher Kunſt, Übung der ausgedehnteſten Vorſchriften der Humanität und Handhabung ſtrenger Gerechtigkeit, iſt das alles die erſte, heiligſte Aufgabe derer, die an der Spitze des Völkerlebens ſtehen? O Menſchheit, ſchlag an deine Bruſt und bekenne dich ſchuldig. Noch immer tanzeſt du ums goldene Kalb; noch immer greifſt du zur Gewalt, anſtatt zum Recht; noch immer ziehſt du die böſen Leidenſchaften groß, die zu Raub und Mord führen und zur Strafe durch Gefängnis und Galgen; noch immer trennſt du die Völker durch Intriguen, Eiferſucht, Egoismus und verkehrte Mittel der Staatskunſt, anſtatt ſie durch Redlichkeit und Größe der Geſinnung zu hohen, gemeinſamen Aufgaben wahrer Kultur zu vereinen, und was es für empörende Folgen haben kann, wenn es in den ziviliſierten Staaten erlaubt iſt, daß einer im anderen ſpioniere, davon gibt uns heute, am Ende des 19. Jahrhunderts, das ſich ſeiner Aufklärung rühmt, Frankreich das traurige Beiſpiel.

Ein neues Jahrhundert bricht an. Laß es ein Jahrhundert des Friedens und der Tugend werden. Bedenke deine Verantwortung vor der Zukunft und den kommenden Geſchlechtern. Richte deinen Blick von dem „allzu Flüchtigen“ auf das allein des Strebens Werte und baue an dem Tempel, in dem einſt das Urbild aller Vollendung ſtehen und, ſegnend die Hände über die Welt breitend, ſagen wird: „Und es *ward* Licht.“

Mit dieſem Wunſche, mit dieſer Bitte, mit dieſem Segen ſage ich auch dir, Menſchheit, mein Lebewohl.

Noch ein Lebewohl

Als ich einſt auf meiner zauberiſchen Inſel Iſchia den vorſtehenden Abſchied an die Welt ſchrieb, glaubte ich mein

Scheiden von dieſer ſehr nahe. Nun hat es ſich doch noch ein paar Jahre verzögert, obwohl der Abſchluß mehr als einmal ganz nahe ſtand, und ich habe noch mit Freude beobachten können, wie wenigſtens die eine der wichtigſten Kulturfragen, die Erkenntnis der Notwendigkeit des Weltfriedens immer mehr ſich ausbreitet und feſten Boden gewinnt. Es iſt dies noch durchaus nicht vom hohen idealen Standpunkt aus, aber doch als Tatſache wichtig, und das iſt ſchon viel in einer Welt, wo die praktiſchen Intereſſen ſtets den Vorrang haben. Daß die Staatsklugheit um die Erhaltung der eignen Exiſtenz, daß die Furcht vor dem Bevorſtehenden, das in ſeiner Verwirklichung auch Throne und geſellſchaftliche Formen umſtürzen könnte, viel zur Verbreitung dieſer Idee des Friedens beiträgt — wer wollte es leugnen? Wir Idealiſten haben uns längſt daran gewöhnt, wie traurig es auch iſt, zu ſehen, daß die großen Weltgedanken ſo oft nur mit Hilfe kleinlicher Mittel ins Leben treten können. Aber immerhin, wenn ſie nur zur Verwirklichung kommen, ſo iſt ſchon ein Schritt vorwärts getan, da wir uns überzeugen müſſen, daß das Ewige, wenn es in die Erſcheinungswelt tritt, dem Loſe des Vergänglichen anheimfällt, unvollkommen bleibt und die Mängel des Vergänglichen teilt. So ſahen wir im Laufe dieſer wenigen Jahre ein kleines Heldenvolk, wie ſeit den Perſerkriegen nichts ähnliches dageweſen war, unterliegen, nicht höherer Kultur, edleren Zielen, ſondern einzig der rohen Übermacht eines durch Gewinnſucht und Streben nach Weltmacht von ſeiner früheren kulturellen Stellung herabgeſunkenen europäiſchen Staats. So ſehen wir noch einen ſchönen Strich Europas, in unſäglicher Verwirrung, mit Blut und Mord befleckt, ein Spielball herrſchſüchtiger und fanatiſcher Leidenſchaften und in einem fruchtloſen Ringen nach Unabhängigkeit und Freiheit. Aber wer tiefer blickt, ſieht im Grunde der unvollkommenen, verwirrten Erſcheinung eine große Zukunftsidee ſich bewegen und die wirkenden Kräfte vorwärts treiben, und ſchon die Gewißheit, daß das ewig Eine, Schaffende, hinter der allen

irdiſchen Mängeln unterworfenen Erſcheinung ſteht und ſie ins Leben treibt, iſt ein unendlicher Troſt.

Die Gedanken, den Spuren dieſes ewig ſchaffenden, in allem Erſcheinenden wirkenden Prinzips nachzugehen, beſchäftigten mich vorzugsweiſe in dem verfloſſenen Sommer, den ich in großer Einſamkeit verbrachte. Meine ſchwer leidende Geſundheit verhinderte mich, wie in den vorhergehenden Jahren, meinen Sommeraufenthalt etwas ferner von Rom zu nehmen. So erwählte ich den nur anderthalb Stunden Eiſenbahn von Rom entfernten kleinen Seeort Nettuno, der zwar nahe bei dem anderen römiſchen Seebadeort Anzio gelegen und mit dieſem durch einen Spaziergang verbunden, doch noch nicht wie dieſer angeſteckt iſt von der modernen Sucht eleganten Badelebens. Dort, in einer Villa, unmittelbar über dem Meer, auf einer großen Loggia, die, auf drei Seiten vor Wind und Sonne geſchützt, nur dem herrlichſten Seebild und der unvergleichlich wohltätigen Seeluft entgegen, offen war, verbrachte ich drei Monate in ſchweren körperlichen Leiden, in tiefſter Einſamkeit, des Troſtes von Schreiben und Leſen beraubt, aber in einer Fülle des Gedankenlebens, die mich beinah ſchadlos hielt für die übrige Entbehrung.

Es iſt ein beſonders ſchöner, maleriſcher Punkt der italieniſchen Küſte, den man gerade von da überſieht. In einem weit geöffneten Halbkreis zieht ſich das Ufer hin und endet an der einen Spitze von den dunklen Bäumen einer Villa Borgheſe gekrönt, mit dem recht belebten Hafen von Anzio, der mit ſeinen vielen Maſten nicht unpaſſend in dieſem Seebild iſt. Auf der anderen Seite bildet ein prächtiges, gut erhaltenes mittelalterliches Caſtello, das den kleinen Ort Nettuno beſchützte, den höchſt maleriſchen Vordergrund. Weiterhin zieht ſich das grüne Ufer bis zu der letzten Spitze, die von dem herrlichen Kap der Circe, das in Form, nur noch ſphinxähnlicher, Capri gleicht, beendet wird. Bei hellem Wetter ſieht man dann in bläulichem Duft die Kette der Monti Auſoni, ein in den ſchönſten Linien geformter Neben-

zweig der Apenninen, der ſich zum Meere hinzieht. Vorn aber, halbweg vom Kap Circe und nah dem Ufer, liegt, immer hell von der Sonne beſchienen, der alte Turm von Aſtura, wo einſt Konradin, der letzte Sprößling eines der edelſten Geſchlechter, die je Throne beſtiegen, feindlicher Übermacht unterlag, zum Unheil für Sizilien und das ſüdliche Italien. Denn unter der tyranniſchen Herrſchaft Karls von Anjou erſtarb die Geiſtesblüte der Regierung Friedrich II., des Bedeutendſten der Hohenſtaufen und einer der bedeutendſten Menſchen aller Zeiten, und das ſchöne Inſelland fiel nun einer langen Reihe wechſelvoller, meiſt trauriger Geſchicke anheim. So ſpricht auch hier wieder, in dem kleinen weltverlornen Ort, wie überall in Italien, die Weltgeſchichte in die vereinſamte Gegenwart hinein und erhöht, mit unzähligen Gedankenreihen, den Zauber der ewig jungen, wunderbaren Natur, die lächelnd auch über die Trümmer großartiger Ereigniſſe ihre verſöhnende Anmut breitet, zum Troſt, „daß das Unvergängliche, das iſt das ewige Geſetz, danach die Roſ' und Lilie blüht". Über dieſen halbkreisförmigen Rahmen des Uferrandes hinaus aber öffnet ſich unbegrenzt das weite Meer, und die Horizontlinie von Himmel und Waſſer wird nur von Zeit zu Zeit durch ein vorübergehendes großes Schiff unterbrochen. Vorn aber, zwiſchen den Häfen von Anzio und Nettuno, fahren reizende weiße Barken mit glänzend weißen Segeln, friedlich und lautlos wie weiße Schwäne, hin und her über die blaue, ſanft ſpielende Flut. In den Nachmittagsſtunden aber feiert das Meer ſeine Geburtsſtunde; dann tauchen auf der meerüberſchwemmten Sandfläche des Ufers noch zwiſchen den zerbröckelten Felsüberreſten, die ſie durchſchneiden, Hunderte von menſchlichen Geſtalten auf, meiſt ohne Badekoſtüme, denn hier iſt nicht, wie in Anzio, eine große elegante Badeanſtalt, ſondern das wohltätige, ſtärkende Element gehört allen frei, und das arme Volk von Nettuno verſäumt nicht, die Wohltat zu benutzen. Man ſieht Frauen mit wenig Monate alten Kindern auf dem Arm, die Kleinen in das ſtärkende Naß

tauchend, was dieſe, gleich als ob ſie, die dem Natürlichen noch ſo Nahen, inſtinktiv die Wohltat der Natur empfänden, ohne Widerſtand und Geſchrei, geſchehen laſſen. Kleine Geſchöpfe von zwei bis drei Jahren ſpringen allein, mit Jubelgeſchrei, in das vertraute Element und ſind nur mit Mühe wieder davon zu trennen, als ob es ihre eigentliche Heimat wäre. Dieſer, die Sommermonate hindurch täglich fortgeſetzten Naturheilmethode nach ſollte man denken, es müſſe hier eine geſunde, kräftige Bevölkerung entſtehen, aber ach! unfern vom Meer, landeinwärts, wo hauptſächlich Wein gezogen wird, beginnt, durch die unverzeihliche Schlaffheit der vergangenen Regierungen und die noch ſtrafbarere, egoiſtiſche Untätigkeit der Munizipien ungeſtört, das furchtbare Ungetüm der Malaria ſein Zerſtörungswerk. Die im Waſſer Erſtarkten ſchleichen nun, vom Fieber verzehrt, als verkrüppelte, geſpenſterartige Skelette, zu der nimmer endenden Fronarbeit für das tägliche Brot. Doch das iſt ein ſchreckliches Kapitel, das eine beſondere Bearbeitung erheiſcht und außerhalb meiner jetzigen Betrachtung liegt.

Ich kehre daher auf meine Loggia zurück, wo ich, mehr und mehr dem bunten Weltgetriebe entfremdet, gleichſam eine große Pforte ſich für immer ſchließen ſah, hinter der die lange Vergangenheit mit all ihren Erſcheinungen, guten, ſchönen, ſowie trüben und ſchmerzlichen, verſöhnt und in einen großen, verſtändnisvollen Akkord aufgelöſt, zurückblieb. Es begann beinah ein neues Leben, das ich nur das kosmiſche nennen kann. Im ſteten Anblick der großen, ruhig wirkenden Elemente, die das kosmiſche Leben bedingen, ſchwand mir mehr und mehr das Intereſſe an den Tätigkeiten der Erſcheinungswelt. Auch was man im täglichen Leben groß und bedeutend nennt, erhielt mir eine andere, geringere Bedeutung gegenüber dem erhabenen Schauſpiel der Urkräfte, die, nach einem ewigen, inneren Geſetz verfahrend, die Organiſation des Weltalls ordnen und beſtimmen. Dieſem ewigen Geſetz, ſo weit wie möglich, nachzudenken in ſeinen Wirkungen, wurde meine ausſchließliche Beſchäftigung. Wir hatten

hier einen wundervollen Sommer, drei Monate unausgeſetzt mild-ſchönſten Wetters (während aus dem Norden die entſetzlichſten Klagen kamen) und man konnte mit Ruhe und freudigem Erſtaunen die Leben zeugende und erhaltende Arbeit der Sonne, des Lichts, der Wärme, immer dem inneren, darin wirkenden ewigen Geſetz gemäß, fern von jeder ſcheinbaren Willkür, beobachten und daraus Folgerungen ziehen. Ebenſo kam mir, in den zauberhaft ſchönen Mondnächten, wo die leuchtende Scheibe auf der ſanft wallenden Flut eine breite Straße verſilberte, der Gedanke wieder, den ich ſchon vor langen Jahren in England an der Meeresküſte gehabt hatte, als ob das Entgegenſchwellen der Horizontlinie des Meeres dem Mond zu, das mir ganz ſichtbar ſchien, die erſte Form der Liebe in dem elementaren Leben ſein müſſe, als ob demnach Empfindung ſchon in den ſcheinbar unempfindlichen Urſtoffen vorhanden ſei. Jetzt wurde mir das noch deutlicher, indem ich auch hier wieder das ewig eine, in allem wirkende Urprinzip erkannte, deſſen Spur ich nachging und das mich mit immer höherer Ahnung erfüllte. Ich ſollte auch noch ein gewaltigeres Schauſpiel von den Vorgängen des kosmiſchen Lebens haben. Bei Annäherung des Herbſtes, der ſich meiſt hier im Süden mit einem plötzlichen, gewaltſamen Erſcheinen meldet, kam das bisher ſo ſanft bewegte Meer plötzlich in heftigſte Aufregung. Die ſchöne Bläue des Himmels verſchwand, Wolkenmaſſen bedeckten ihn mit früher Nacht; jede Spur von Feſtland war verloren; der Erdball war noch nicht geboren; es war das Chaos in ſeiner erhaben furchtbarſten Geſtalt. Immer finſterer wurde die Nacht; unten heulte das Waſſer; in dem wogenden Wolkenmeer darüber zuckten Blitze, weithin die kämpfenden Elemente beleuchtend; wie glänzende Sonnen ſtanden oft elektriſche Entladungen ſekundenlang ſtill und ſchoſſen feurige Boten durch die ringenden Maſſen. Ich war auf meiner Loggia wie dahin gezaubert, um dem Werdeprozeß des Daſeins zuzuſehen. Es war mir in jedem Augenblick, als müſſe ich den Ruf hören: „Es werde!“ Aber

nicht mehr den willkürlichen Schöpfungsruf eines Einzelwillens, ſondern die Stimme des Urprinzips, das mit unveränderlicher Beſtimmtheit in allem zugegen iſt; unſerem beſchränkten Faſſungsvermögen nur in ſeinen Wirkungen erkennbar, vor deſſen Größe unſere Seele ſich aber in tiefſter Andacht anbetend niederwirft und ſelig aufjauchzt, da ſie ſich ſagen darf: es wirkt auch in mir!

Wer dieſem Werdeprozeß des kosmiſchen Lebens nachdenkt, der kann nicht anders als einſehen, daß die bis jetzt uns kund gewordene, höchſte Spitze des Ewigen in der Erſcheinung der denkende Geiſt iſt, und daß wir daher mit Recht ſchließen dürfen, daß dieſes eine, in allem Wirkſame auch hier nur ſich ſelbſt offenbart und alſo Geiſt iſt, in uns freilich nur als ein vereinzelter Strahl leuchtend und daher in ſeiner ganzen Majeſtät nur unſerer Ahnung erkennbar. Es war natürlich, daß dies allgewaltige Erkennen bei kindlichen Völkern nur in beſchränkten Formen auftreten konnte und daß der eben erſt erwachende Geiſt das Überſinnliche nach ſeinem Bilde geſtaltete, nicht umgekehrt. Aber wie es dem Geiſt, der ſich nicht ganz befreit, geht, daß er das Vergängliche, das die wechſelnden Erſcheinungen des Werdenden ſind, für das Unvergängliche nimmt, ſo kam es, daß Vorſtellungen, die nur die jedesmalige Stufe des Erkennens bezeichneten, für ewig gültige Wahrheiten genommen und in mehr oder minder beſchränkten Dogmen feſtgeſtellt wurden. Dieſer Kampf des ſich befreienden Geiſtes mit der Trägheit und mit der Furcht des Verſtandes vor den möglichen Konſequenzen ging ſo weit, das Überſinnliche bis zum vollſtändigen Materialismus auszubilden, um ſich wenigſtens der Welt des Greifbaren zu verſichern, da die des Ungreifbaren immer mehr in Nebeln verſchwand. Dagegen hat ſich nun zum Glück der Idealismus, der aus der höchſten Quelle ausſtrömt, ſiegend wieder erhoben, und wer, wie ich in dieſem Sommer in Nettuno, den ſeltſamen Vorzug gehabt hat, den Vorgängen des kosmiſchen Lebens in einer beinah wie ſyſtematiſch geordneten Folge beizuwohnen, dem muß es deutlich werden, daß das Ewige,

Ureine, dem unausgeſetzten Drang des Werdens gehorchend, in tauſendfältiger Geſtalt zutage tritt,*) und zwar immer in höheren Formen, bis es die Spitze erreicht, die, wie ſchon geſagt, der denkende Geiſt iſt. Da dieſer aber, den Geſetzen der Erſcheinungswelt unterworfen, nur individualiſiert, nur als einzelner Strahl des ewigen Lichts zutage tritt, ſo bleibt auch das Erkennen ſeiner ſelbſt ein unvollkommenes und entwickelt ſich erſt langſam in Ahnungen und der Wahrheit nahekommenden Dichtungen und dann in der Arbeit bevorzugter Organismen, die mit den immer noch beſchränkten Mitteln des Erkennens ein herrliches Zeugnis dafür ablegen, weſſen Urſprungs ſie ſind.

Und all dieſe Errungenſchaften des denkenden Geiſtes, was ſind ſie anders als die dringende Mahnung an die Welt der Erſcheinung, das in ihr wirkende, ewige Urprinzip mehr und mehr zu erkennen und mehr und mehr zu einer die Vollendung ahnen laſſenden Wirklichkeit zu geſtalten? Dies alſo iſt mein zweites Lebewohl an die Welt: laß das Göttliche, das Ewige, immer vollendeter in dir zur Erſcheinung werden; denn außer dem iſt das Daſein nichts wert. Wem es genügt, ſich an das Vergängliche zu halten und es für das Unvergängliche zu nehmen, der wird auch dem Loſe des Vergänglichen anheimfallen. Aber du, Welt des forſchenden Geiſtes, die in ſich ſelbſt den ewigen Urſprung erkennt, wachſe, wachſe, von innen heraus, den idealen Zielen entgegen, dann ſei mein letzter Abſchiedsruf an dich: Heil dir, o Welt!

— — — — — — — — — — — — — — — —

Mit der tröſtenden Gewißheit, eine unumſtößliche, ewige Wahrheit aus der Beobachtung kosmiſcher Vorgänge und der Intuition des forſchenden Geiſtes gewonnen zu haben, verließ ich Nettuno und kehrte nach Rom zurück. Daß das Ewige, Ureine überall, in allen Äußerungen des erſcheinen-

*) In einer früheren Veröffentlichung hatte ich dies die „ewige Werdeluſt des Seins" genannt, das der, leider zu früh verſtorbene Heinrich von Stein ein, einen ganzen Begriff erſchöpfendes Wort nannte.

den Daſeins wirkſam ſei, war mir zur vollſtändigen Gewißheit geworden, aber es in ſeiner Größe und Herrlichkeit zu erkennen, iſt dem einzelnen Strahl, der in uns lebt, verſagt. Beſchränkte Religionsformen haben immer nur verſucht, in irdiſcher Form, individualiſiert, das Unfaßbare, Ureine zu begreifen, deshalb ſind ſie auch immer wieder zerfallen oder haben, wenn feſtgehalten, keinen veredelnden Einfluß mehr gehabt. Unſere Beſchränkung anerkennen und uns in tiefſter Ehrfurcht vor dem Unerforſchlichen, dem göttlichen Geheimnis beugen, das iſt das einzige, was uns zu tun bleibt. Und in dieſer andachtsvollen, erhobenen Stimmung traf mich, wie eine Verſicherung, daß ich recht geahnt, ein Artikel aus der „Review of Reviews“, einer vortrefflichen engliſchen Veröffentlichung, über einen jetzt in England hochgeſchätzten Gelehrten, einen Indier, Dr. Jagadis Chunder Boſe, der ſeine Studien in England gemacht hatte und nach den glänzendſten Erfolgen Profeſſor der Naturwiſſenſchaften an der Univerſität zu Kalkutta geworden iſt. Seine außerordentlichen Entdeckungen führten ihn oft für längere Zeit nach England zurück, wo ſeine Schriften gedruckt wurden und wo die wiſſenſchaftliche Welt mit dem äußerſten Intereſſe ſeinen Vorträgen folgte. Seine neueſte Entdeckung nun, an deren Veröffentlichung er eben in England tätig iſt, gilt der wunderbaren, ihm zur Gewißheit gewordenen Beobachtung, daß auch die bisher tot geglaubten Metalle Empfindung haben, daß ſie dem Druck antworten, daß mithin auch in ihnen die große allwaltende Macht, die alles Lebendige durchdringt, wirkſam iſt. Die Beweisführung für dieſe nicht nur wiſſenſchaftlich, ſondern auch philoſophiſch ſo hochwichtige Entdeckung hier zu wiederholen, liegt außerhalb meiner Aufgabe. Ich kann nur von dem reinen Glück ſprechen, das ich empfand, als ich von der Vorleſung las, die Dr. Boſe eben in der königlichen Akademie der Wiſſenſchaften gehalten hatte und die er mit folgenden Worten ſchloß:

„Es war dann, als ich das ſtumme Zeugnis dieſer freiwilligen Erwiderungen“ (die Erwiderung des Drucks, alſo

der Empfindung im Metall) „entdeckte und in ihnen einen Teil der alles Seiende durchdringenden Einheit erkannte — — — — — — — es war dann, daß ich zum erstenmal ein wenig von der Botschaft verstand, die meine Vorfahren vor dreißig Jahrhunderten an den Ufern des Ganges verkündeten:

Nur die, die in all den wechselnden Erscheinungen des Universums nur das ewig Eine wirksam sehen, nur die kennen die ewige Wahrheit, außer ihnen ist keine, außer ihnen ist keine!"

So war mir das Ergebnis meines Denkens in dem kosmischen Leben, das mich umflutete, durch dasselbe Ergebnis wissenschaftlicher Forschung bestätigt: die Einheit eines, in aller Erscheinung sich offenbarenden, schaffenden Prinzips, das außerhalb unserer Fassungskraft liegt, vor dessen Gewißheit aber nach und nach alle die selbstgeschaffenen Götter und Götzen der suchenden Menschheit in den Staub sinken, während wir es in Andacht fühlen, es lebt auch in uns und unsere Aufgabe ist es, es immer siegender in uns zu enthüllen.

Dies denn ist mein zweiter Abschied von dir, o Welt, möge er mir ein gutes Andenken bei dir sichern!

Rom, Januar 1903.

Das Lebensende einer Idealiſtin

Nachruf von Gabriel Monod

Malwida von Meyſenbug iſt zu Rom, am 26. April 1903, in einem Alter von ſechsundachtzig Jahren ſechs Monaten geſtorben.

Eine ihrer Freundinnen ſagte ihr eines Tags: „Ich möchte bei deinem Ende gegenwärtig ſein. Du haſt das denkbar menſchlichſte Leben gelebt; dein Tod wird deinem Leben ähnlich ſein!“ Dieſe Freundin ſprach die Wahrheit. Heute, wo wir dieſes lange Daſein in ſeinem Geſamtverlauf überblicken können, fällt uns eins vor allem auf, ſeine bewundernswerte Einheit. Sie iſt den Gedanken und Grundſätzen, die ihre Jugend geleitet, bis zum letzten Hauch treu geblieben. Auch vermag man jetzt, wo man die Abſchnitte ihres Lebens alle kennt, leichter zu beurteilen, was ſie im elterlichen Hauſe geweſen, wie ſie unter den Flüchtlingen Londons gelebt, wie ſie in Italien zuerſt als Erzieherin ihrer Adoptivtochter gewirkt, dann unabhängig und allein jene dreißig Jahre daſelbſt zubrachte, während denen ſie ihre wichtigſten Schriften verfaßt hat.

Einzelne Perſonen, die nur die Memoiren einer Idealiſtin, und auch dieſe nur oberflächlich, geleſen, haben ſich ein ungenaues Bild von dem wahrer Charakter Malwidas von Meyſenbug gemacht. Dieſe Verkünderin der Frauenrechte iſt ihnen als eine Rebellin erſchienen, als ein revolutionäres Gemüt, das vor allem darauf ausging, die beſtehende ſtaatliche Ordnung und die alten Traditionen der Familie zu zerſtören. Und doch waren es gerade ein tiefes Gefühl der Billigkeit, eine freie, parteiloſe Auffaſſung der Dinge, die die Perſönlichkeit der Verſtorbenen kennzeichneten, Eigenſchaften, die trotz des heißen Wunſches, die Menſchen in die Bahnen des Fortſchritts zu lenken, ihr erlaubten, jegliches Große und Edle in den Überlieferungen einer ariſtokratiſchen Vergangenheit zu bewundern. Ihnen entſprang jene innige Treue, mit der ſie, mitten unter ſchmerzlichem

Zwieſpalt, eine unſträfliche Tochter und Schweſter, den Ihrigen angehangen hat; aus ihnen erklärt ſich die Gewiſſenhaftigkeit, mit der ſie, während ſie den Frauen das Recht des ſelbſtändigen Denkens und die Verpflichtung, ſich eine Individualität zu erringen, lehrte, doch ſtets ſich gehütet hat, die Rechte des Weibes als ein Recht der Leidenſchaft oder der Laune zu betrachten.

Dadurch erklärt es ſich, daß dieſe hochbegabte Frau, die ſich mit gleicher Hingebung für den politiſchen und ſozialen Fortſchritt zu begeiſtern wußte, die ein gleiches Intereſſe für Poeſie und Kunſt, für Natur und Philoſophie empfand, lebhafte Sympathien und warme Freundſchaft ſowohl bei den Vertretern der Grundſätze der Vergangenheit als bei den kühnſten Anhängern der Revolution gefunden. Dadurch erklärt es ſich auch, daß es niemals zu einem wirklichen Bruch kam zwiſchen ihr und den Ihrigen, deren Lebensideale ſie aufgegeben. Wir hoffen ſpäter einmal ihren Briefwechſel mit ihrer Mutter zu veröffentlichen. Es wird daraus erſichtlich werden, wie die Verſtorbene nicht nur bis zum Tod des Vaters, ja bis ins vierunddreißigſte Lebensjahr den Familienkreis nicht verlaſſen wollte, um die längſt erträumte ſelbſtändige Stellung ſich zu gewinnen, ſondern wie ſie auch, nachdem ſie von der Mutter die Erlaubnis erhalten, die frei gewählte Laufbahn zu verfolgen, ihr die zärtlichſte, ehrerbietigſte, faſt möchten wir ſagen die untertänigſte Tochter geblieben iſt. Mit einer einzigen Ausnahme — als ſie von Berlin vertrieben, ſich zur Auswanderung nach London entſchloß — hat ſie der Mutter alle ihre Pläne unterbreitet, und mehr als einmal hat ſie auf deren Wunſch auf ihre Ausführung verzichtet.

So begreift ſich auch ihre leidenſchaftliche Bewunderung für Goethe, den höchſten Vertreter jener Freiheit des Gedankens und der Kunſt, die ſich den ewigen Geſetzen des Wahren und des Schönen unterwirft. Malwida von Meyſenbug hatte eine ganz beſondere Vorliebe für das Goetheſche Sonett N a t u r u n d K u n ſ t ; ſie gefiel ſich in der Wiederholung ſeiner Worte:

„Vergebens werden ungebundene Geiſter
Nach der Vollendung reiner Höhe ſtreben."

Und wie Goethe es ausſprach:

„Das Geſetz nur kann uns Freiheit geben"

ſo ſagte auch Malwida von Meyſenbug:

„Freiheit iſt das ſtrengſte Geſetz."

Ihr ganzes Leben kann gleichſam als Erläuterung zu dieſem Wort dienen. Ihre Freiheit hatte ſie zurückgefordert, freiwillig ſich den ernſten Regeln eines Daſeins zu unterwerfen, innerhalb deſſen ſie untadelige Frauenwürde und Zartgefühl mit gleicher Kühnheit des Denkens und des Handelns zu vereinigen wußte und in das ſie aus der Jugendzeit alle die Verfeinerung ariſtokratiſcher Sitte herübergerettet hatte, die Rettung verdiente.

Die Entwicklung ihrer philoſophiſchen und religiöſen Gedanken iſt nicht minder anziehend. Mit den Dogmen der proteſtantiſchen Kirche, in deren Schoß ſie auferzogen, hatte ſie gebrochen, und gewiſſe Ausdrücke ihrer Memoiren könnten dazu verleiten, anzunehmen, ſie habe das rein negative und faſt materialiſtiſche Syſtem der äußerſten Hegelſchen Linken zu ihrem Glaubensbekenntnis gewählt; aber ſo war es nicht. Es lebte in ihr ein viel zu myſtiſches und der Ideale bedürftiges Gemüt, als daß ſie ſich mit einer Verneinung begnügt hätte und ihren Blick nicht über die ſinnliche Welt hinaus nach einem höheren Horizont gerichtet hätte. Wenn ſie für die Materie des Kosmos und das ſichtbare Weltall eine Würde in Anſpruch nahm, die die traditionelle Glaubenslehre ihnen verſagt, ſo war es nur deswegen, weil ſie ihr als Hülle und äußere Offenbarung des allein wirklich lebenden und ewigen Geiſtes vor Augen traten. Dieſer Glaube an die Einheit und Ewigkeit des Geiſtes, dieſer idealiſtiſche Monismus wurde ihr allgemach zur bewußten und entwickelten Doktrin, je gründlicher ſie Schopenhauer, die indiſche Philoſophie und die Theorien der modernen Wiſſenſchaft ſtudierte, die mehr und mehr alle Phänomene auf

Kraft und Bewegung zurückzuführen beſtrebt iſt. Dieſe Überzeugung fand ihren letzten, vollſtändigen und großartigen Ausdruck im Nachwort des Lebensabends einer Idealiſtin. Im Anblick des köſtlichen Bildes, das der geſtirnte Himmel und das Meer vor ihren Fenſtern zu Nettuno ausbreiten, im Aufblick zu den wilden Herbſtſtürmen, die das Weltall zum urſprünglichen Chaos zurückzuführen ſcheinen, vernimmt ſie „die Stimme des Urprinzips, vor deſſen Größe unſere Seele ſich in tiefſter Andacht anbetend niederwirft und ſelig aufjauchzt, da ſie ſich ſagen darf: es wirkt auch in mir. Dieſes ewig Eine, ſchaffende Prinzip kann nur der Geiſt ſein, und unſere Seele iſt ein vereinzelter Strahl des ewigen Geiſtes". Und mit pietätvoller Begeiſterung hat ſie das Göttliche, das Ewige, „nimmer vollendet in dir", in jenem Augenblick geprieſen, da ſie der Welt ein dankbares Abſchiedswort zugerufen, jener Welt, die für ſie „die Welt des forſchenden Geiſtes" geweſen.

Es waren dies keine Worte, wie man ſie wohl in Zeiten des Frohſinns und der Geſundheit niederſchreibt, um ſie ſpäter in Stunden des Leidens und des Grams, im Augenblick des Todes zu vergeſſen; ſie waren der Ausdruck tiefſter Überzeugung, und die Erfahrung ſollte zeigen, daß Malwida von Meyſenbug in dieſer Überzeugung die ſeltene Seelenſtärke ſchöpfte, die ſie zuerſt im Leben aufrecht gehalten, und ihr dann auch den Qualen der Krankheit und des langſamen Abſterbens nicht allein mit Reſignation, ſondern mit einer Art freudigem Heroismus zu trotzen die Kraft gab.

Bis zum Herbſt 1901 war ihre Geſundheit, wenn auch die Körperkräfte abgenommen, eine merkwürdig zufriedenſtellende für ihr hohes Alter geblieben; ihre Arbeitskraft war ungetrübt geblieben. Damals veröffentlichte ſie ihr letztes Werk Individualitäten. Während der Monate Juli bis Oktober, die ſie in Sorrent und Amalfi zubrachte, erfreute ſie ſich noch mit Hochgenuß der Schönheiten des Golfs von Neapel. Aber gerade damals war es, daß die erſten Anzeichen des Übels, das ſie hinwegnehmen ſollte, eine krebs-

artige Geſchwulſt der Eingeweide, ſich offenbarten; glücklicherweiſe hat ſie niemals über die Natur ihres Leidens genauere Kunde erhalten. Bei ihrer Rückkehr nach Rom fühlte ſie ſich zu ſehr ermattet, um neue Arbeiten vornehmen zu können; ſie begnügte ſich damit, für ihre Adoptivtochter ihre bedeutenderen Gedichte zu ſammeln und eine längere Novelle umzuarbeiten, „Die Improviſatrice“ (heute unter dem Titel: „Himmliſche und irdiſche Liebe“ veröffentlicht), auf die ſie hohen Wert legte. Sie fühlte ſich angegriffen genug, um zu befürchten, daß ihre Lebenstage gezählt ſeien, und drückte den Wunſch aus, ſtets ein Mitglied der von ihr an Kindesſtatt angenommenen Familie um ſich zu haben. Sie beſaß übrigens auch in Rom ſelbſt hingebende Freunde, deren Gegenwart für ſie ein Troſt, eine tägliche Freude war und die ihr Intereſſe am Leben wach hielten. So kam der eine häufig, um ſich mit ihr über ſeine Studien, die Umbildung des religiöſen Gefühls betreffend, zu unterhalten; ſie nahm lebhaften Anteil an der Ausarbeitung ſeines Werkes und ſetzte ihre Unterhaltung darüber mit ihm bis wenige Tage vor ihrem Hinſcheiden fort. Eine andere Freundin unterſtützte ſie ununterbrochen in allen Einzelheiten ihres Hausweſens und nahm ihr die Sorge um alles Geſchäftliche ab. Eine dritte ging dem Arzt zur Hand, der Fräulein von Meyſenbug behandelte, und widmete ſich ganz der Pflege, die ihr Geſundheitszuſtand erforderte. Eine letzte endlich, die ihr eine wahrhaft kindliche Anhänglichkeit bewies, widmete ſich ihr mit aufopferndſter Hingebung, ſo daß ihre letzten Lebensjahre nicht allein dadurch erleichtert und verſchönert wurden, ſondern wohl auch die Lebensfriſt ſelbſt durch alle dieſe tägliche treue Pflege verlängert worden iſt.

So weit es ihr möglich war, verbarg ſie jedoch gern vor ihrer Umgebung den Ernſt der Lage. Nie war ſie lebendiger und munterer in ihren Geſprächen als im Frühjahr 1902. Mit der Zähigkeit des Willens, von dem ſie ſo viele Beweiſe während ihres Lebens gegeben, hielt ſie daran feſt, ihre geſamte Tätigkeit in gewohnter Weiſe fortzuführen, bis der

Tag kam, an dem ihre Kräfte ſie verließen. Obgleich ſie ſeit Januar 1902 auf die ihr lieben Wagenfahrten verzichten mußte, beſchäftigte ſie ſich nach wie vor ohne fremde Beihilfe mit ihrer ſtets ſorgfältig gepflegten Toilette und ihrem Haushalt, erhielt ſich auf dem Laufenden über alles, was Politik, Literatur oder Kunſt betraf, und führte einen weitverzweigten Briefwechſel nicht allein mit ihren Freunden, ſondern auch mit Unbekannten, die ſich bei ihr Rat und Troſt holen wollten. Jeden Tag widmete ſie eine Spanne Zeit der geiſtigen Arbeit, eine andere dem Geſpräch mit vertrauten Freunden.

Im Sommer war es ihr nicht mehr möglich, in ihre Lieblingsvilleggiatur nach Sorrent zurückzukehren. Sie mußte ſich mit dem Meeresſtrand von Nettuno, nahe bei Rom, begnügen, und dort war es ihr noch einmal vergönnt, mit Wonne die Schönheit des italieniſchen Himmels und die Grazie des luſtigen und naiven Völkchens, das unter ihren Fenſtern in den bläulichen Fluten des Mittelmeeres herumplätſcherte, zu genießen. Aber ſchon erzeugte der Fortſchritt ihres Leidens tägliche Schmerzenskriſen und zwang zu fortwährender und peinlicher Pflege. Auch waren ihre Gedanken meiſt ernſter Natur, denn ſie fühlte die raſche Abnahme der Kräfte, und ſo nahm ſie denn auch täglich ihre philoſophiſche und moraliſche Gewiſſensprüfung vor und bereitete ſich mit heiterer, ja mit freudiger Ergebung darauf vor, aus dieſer Welt des Scheines abzutreten, um im Schoße der ewigen Wirklichkeit zu vergehen. Ihre Gedanken nahmen oft von ſelbſt eine poetiſche Form an und ſie hat dieſe in einer Reihe mehr oder minder ausgearbeiteter Gedichte zum Ausdruck gebracht. Einen der am häufigſten wiederkehrenden hat ſie in ausgeprägteſter Weiſe in die vier Zeilen zuſammengefaßt:

„So verſöhnt nun mit den vielen Fehle
Der Erſcheinungswelt, mit dem Geſchick,
Laß uns heimwärts ziehen, liebe Seele,
Nur das alte Kleid bleib' hier zurück!"

Im Augenblicke, da ſie von Nettuno ſchied, ſchrieb ſie ein anderes Gedicht nieder, das ſie noch überarbeiten wollte, das aber in ſeiner erſten urſprünglichen Form mit wundervoller Anmut und Tiefe des Gefühls ihren Seelenzuſtand ſchildert:

Der Tag iſt hin. In tiefem Frieden ruht
Die weite Waſſerfläche unbewegt;
Im Weſten färbt den Himmel milde Glut,
Und roſa Wölkchen ziehen um den Mond.

Verſtummt ſind all die hohen Stimmen juſt,
Die aus dem Waſſer erſt heraufgeſchallt,
Von froher Jugend übermütiger Luſt
Die da im Waſſer Scherz und Friſche fand.

Nur in dem Mondlicht ſchwebt noch geiſtergleich
Ein weißes Segel, eine Seele ſcheint's,
Die losgebunden von dem irdiſchen Reich
In ihre Heimat hinzieht, die Unendlichkeit.

Es iſt mein Bild. Ich liege hier allein,
Verſtummt iſt auch für mich der laute Tag,
Ich fühl's, ich ſcheide bald!

Und bin ich fern, das Leben ſetzt ſich fort
Ganz wie es war, in buntem Vielerlei.
Man war einmal nur.

Blieb nichts von mir auf dieſer Erdenwelt,
Doch in den Herzen, die mich treu geliebt,
Wie der Mondglanz jetzt im Waſſer,
So lebt mein Bild Erinnerung.

Kaum war ſie nach Rom zurückgekehrt, als die Krankheit entſcheidende Fortſchritte machte. Nur wenige Monate noch, glaubten die Ärzte, würde ſie leben; ſie ſelbſt fühlte ſich zwar

ſchwächer und ſchwächer werden, glaubte es aber nur mit einem akuten Leiden zu tun zu haben, das zur abſchließenden Kriſis drängte, möglicherweiſe aber mit Willenskraft zu überwinden ſei. Dieſe ſeltene geiſtige Kraft war es wohl, die dem abgematteten Körper, weit über das von der ärztlichen Kunſt geſteckte Ziel hinaus, Widerſtand zu leiſten vermochte. Ich kann hier nicht auf die Einzelheiten ihrer letzten Lebensmonate eingehen, wo es glücklicherweiſe ihrer Adoptivtochter, deren Gemahl und Tochter vergönnt war, ohne Unterbrechung ihr zur Seite zu verweilen. Die Krankheit hatte ſich in ſchrecklicher Weiſe geſteigert, die Schmerzen wurden eben ſo heftig, als die Kriſen ſich häuften, und konnten nur durch Einſpritzungen von Morphium gelindert werden; die Ernährung wurde ſchwierig, und die fortwährende Sorge des Reinhaltens, die für eine ſo feinfühlige und früher ſo ganz ſelbſtändige Kranke doppelt peinlich ſein mußte, nahm eine täglich wachſende Summe von Stunden in Anſpruch. Und doch wollte ſie ſich nicht ſelbſt aufgeben und beſorgte ſelber noch, was ſie nur konnte; an jedem Tag empfing ſie wenigſtens einen Freund und ſchrieb einige Briefe, hielt ſich auch betreffs der politiſchen Neuigkeiten auf dem Laufenden. Sie las noch von Zeit zu Zeit, ſei's den Beethoven ihres jungen Freundes Romain Rolland, ſei's die Feldzüge de Wets, des heroiſchen Burenführers, deſſen Taten ſie mit begeiſterter Teilnahme verfolgt hatte; ſie fuhr fort, ſich ſelber anzukleiden, bis mehrfach erfolgtes Hinſtürzen der geſchwächten Greiſin ihr auch dieſes verwehrte. Im Januar 1903 gelang es ihr noch, des Morgens in ihrem Bette mit zitternder Hand das Nachwort des Lebensabends niederzuſchreiben, ſo kraftlos ſchon, daß ſie nur mehr fünf bis ſechs Zeilen täglich aufzeichnen konnte. Dabei klagte ſie niemals; ſie erklärte ſich glücklich, uns, dank ihrer Krankheit, um ſich verſammelt zu ſehen und bekannte, daß ſie kein Recht habe, gegen das Schickſal zu klagen, das ihr geſtattet, ein gut Teil alles deſſen zu Ende zu führen, was ſie einſt zu vollbringen geträumt

habe. Sie machte uns freundſchaftliche Vorwürfe darüber, daß wir uns zu ſehr mit ihrer körperlichen Pflege abgäben und uns nicht häufig genug mit ihr über die höheren Sphären des Geiſtes unterhielten.

Anfangs April ſagte ſie zu mir: „Ich glaube ein guter Prophet zu ſein; gegen Ende des Monats wird's mit meiner Krankheit zu Ende gehen; wenn dann meine Kräfte noch ausreichen, kann ich vielleicht wieder aufſtehen; aber ſie werden nicht ausreichen!“ Sie hatte bereits aller Lektüre, allem Briefſchreiben entſagen müſſen, und ihr ganzes geiſtiges Leben beſchränkte ſich auf die paar Augenblicke traulichen Geſprächs, die ſie jeden Tag noch einem ihrer näheren Freunde zu gewähren vermochte. Doch ward ihr noch in dieſen letzten Zeiten eine große Freude zuteil; ſie hatte den Enkel ihrer Adoptivtochter mit deſſen Mutter nach Rom kommen laſſen, ein entzückendes Kind von vier Jahren, deſſen Gegenwart ihr Herz beglückte. Man konnte nichts Reizenderes ſich denken, als ſie mit ihm plaudern, ſpielen und lachen zu ſehen, und wie ſie ihn mit zitternden Händen kleine Gegenſtände und Tiergeſtalten aus Lehm zu modeln lehrte.

Acht Tage erſt vor ihrem Ende verſtand ſie ſich dazu, dauernd im Bett zu bleiben und des Nachts eine Wärterin zu dulden, ſowie jeder Sorge des Hausweſens zu entſagen. Von dem Tage an nahm ſie auch keine Nahrung mehr zu ſich und ſprach auch fortwährend von ihrem nahen Tode. Dienstag, den 21. April, der ſogenannten Nascita di Roma, dem traditionellen Datum der Gründung der ewigen Stadt, hatte die Freundin, von der ich oben ſprach, einen vorzüglichen Künſtler kommen laſſen, um ihr auf ſeiner Geige eines ihrer Lieblingslieder zu ſpielen. Doch ſie konnte die Nervenaufregung dieſer Muſik nicht ertragen und bat, wir möchten uns alle um ihr Lager verſammeln, auch die Wärterin und die Dienſtboten herbeirufen. Dann hieß ſie das Knäblein auf ihr Bett ſetzen, und ihm die Hand aufs Haupt legend, ſagte ſie: „Ich ſegne dich, mein Engel; du wirſt den andern allen meinen Segen bringen!“ Und darauf

ſprach ſie drei Stunden lang, von neun Uhr bis Mittag, mit uns, wie in froher Verzückung, von ihrer Liebe zu uns, von den großen philoſophiſchen Hoffnungen allen, mit denen ſie eintrete in das unbekannte Land des Todes. Sie glaubte und hoffte, daß ihre letzte Stunde geſchlagen, und erwartete, inmitten dieſes Geſpräches in unſern Armen zu verſcheiden. Es ſei, ſo ſagte ſie zu uns, der Tag und die Geburtsſtunde von Rom, es ſei auch der Tag ihrer neuen Geburt, denn Leben und Sterben ſei eins. Zu jeglichem unter uns ſprach ſie Worte zärtlicher Liebe, jedem nach ſeiner Art dankend für die erwieſene Freundſchaft, für die mannigfache Sorge um ſie, ſich glücklich ſchätzend alſo, inmitten aller ihrer Teuren. Sie könne niemandem ein ſchöneres Ende wünſchen, als das ihrige. Und doch unterbrachen ſie faſt in jedem Augenblick ſchmerzliche Krämpfe, aber ſie ſagte bloß: „Erſchreckt nicht, es iſt ja nichts, nur Krämpfe ſind's und nicht ich leide, ſondern nur mein armer Körper. Die Materie iſt nichts, der Geiſt allein beſteht!“

Und dieſes Wort der Geiſt kam immer wieder auf ihre Lippen, mit den andern Worten Amore und Pace, die ſie fortwährend wiederholte. Dann ſprach ſie noch: „Ihr werdet mich bis zur Pforte des Paradieſes begleiten, aber die Pforte wird vor euch geſchloſſen werden, und man wird zu euch ſagen: Kehrt zurück auf die Erde, noch ſeid ihr nicht bereit, ihr habt noch zu wirken und zu ſchaffen! Ich aber bin bereit; ich kann nicht mehr wirken,“ fügte ſie mit einem Seufzer hinzu. Sie ſagte noch: „L'amore fù al principio di tutto. L'ho sempre pensato, ma oggi lo so meglio che mai.“ Eigentümlich war es, daß inmitten dieſer Abſchiedsſzenen und trotz der Tränen, die die Umſtehenden vergoſſen, ſie ſelbſt nicht weinte, ja daß ihre Augen wie in myſtiſcher Freude erglänzten. Einmal nur entfloß ihnen eine Zähre, da ſie von dem Tag ſprach, an dem ſie dreißig Jahre vorher von ihrer Adoptivtochter am Tag von deren Vermählung Abſchied genommen.

Dieſes Geſpräch ſollte das letzte ſein. In den folgenden Tagen erlaubte ihr die wachſende Schwäche nur noch, von

Zeit zu Zeit ein Wort des Dankes oder ein Wort der Liebe an die ſie umgebenden Perſonen zu richten. Sie wollte von allen ihren Freunden in Rom Abſchied nehmen. Ihr Geiſt blieb ungetrübt, ihr Sinn auf die großen Fragen des Lebens gerichtet; noch am Donnerstag ſagte ſie zu einem ihrer Ärzte, den ſie zum letztenmale ſah: „Sie ſind ein treuer Sohn Italiens; arbeiten Sie für Italien!“ Das letzte Wort, das ich aus ihrem Munde vernahm, am Vorabend ihres Todes, war das Wort A m o r e.

Samstag nachmittags vermochte ſie nicht mehr zu ſprechen; in der Nacht vom Samstag auf Sonntag wurde ihre Schwäche ſo groß, daß wir, ihres letzten Atemzuges gewärtig, uns um ihr Bett verſammelten. Es war kein Leiden mehr, kein letzter Kampf, kein Todesröcheln. Um zwei Uhr nach Mittag, am 26. April, verlöſchte ſie ſanft, ohne daß ein anderes äußeres Anzeichen als die Leichenbläſſe des Geſichtes davon Kunde gegeben, daß ſie zu leben aufgehört und daß nun endlich der Wunſch erfüllt, den eine der letzten Zeilen, die ſie niederſchrieb, ausſprach:

„Sie ruht im Vollbeſitze ewigen Lebens.“

Nach ihrem Wunſch ſind die Überreſte von Malwida von Meyſenbug im Campo Verano verbrannt worden. Ihre Aſche iſt in einer Urne nach dem Modell einer Vaſe, von ihrem Adoptiv-Enkel Edouard Monod modelliert, auf dem Kirchhof von Monte Teſtaccio dicht bei dem Grab von Goethes Sohn aufbewahrt.

Sie hatte bei ihrem Begräbnis keine kirchliche Begleitung und keine Rede gewollt. „Ich gehöre,“ hatte ſie geſchrieben, „keiner orthodoxen Kirche mehr an, ſondern der großen Gemeinde derer, die das Gute, Hohe, Schöne lieben und ſich bemühen, es in ſich und um ſich zu verwirklichen.“

Namenregiſter

Die Ziffern ohne römiſche Zahl beziehen ſich auf Band I.

Affre, Erzbiſchof von Paris 321.
Alexander I. von Rußland 317.
Alexander II. von Rußland II 131.
Althaus, Anna geb. Koppe 165. 166 f. 179. 182. 207. 208 f. 212 f. 218. 221. 223. 233. 238. 243. 247. 248 f. 254 f. 272. 276. 315. 424. 448. 460 f. II 62.
— Charlotte geb. Voß 209. 212 f. 215. 218. 221. 223. 247 f. 253 f. 424. 461. 473. II 5. 7. 55. 97.
— Eliſabeth (Lewald) 76 f. 80 f. 105. 112 f. 118. 120. 123 f. 128. 140. 152 f. 165. 169 f. 172 f. 177 f. 184. 186. 189 f. 207. 208.
— Friedrich 424. 449. 461. 473. II 5. 7. 55. 97.
— Georg Friedrich 34. 39 f. 59 f. 75. 78 f. 108. 114. 122 f. 126. 174. 177. 207. 224.
— Julie, geb. Dräſeke, 34. 39 f. 105. 108. 120. 123. 152 f. 157. 165. 170. 173 f. 177. 209. 227.
— Theodor 40. 75 f. 80 f. 105 ff. 135. 137 f. 147. 152 ff. 160 f. 163 f. 169. 173 f. 177 f. 186. 188 f. 207 f. 218 ff. 232 f. 237 f. 249. 254 f. 262. 264. 315. II 8. 383.
Amhurſt, Lord 289 f. 291 f.
d'Annunzio, Gabriele II 448.
Antonelli II 276
Aretino, Pietro II 363 f.
Arioſt II 365.
Arnim, Bettina von 48. 130. II 384.
— Graf II 303.
Arnold von Breſcia II 151.
Äſchylos 264. II 454.
Aſhurſt II 75 f. 99.
Auguſtin II 227. 280. 342.

Bach 88. 96. II 189. 291. 459. 468. 470.
Bakunin 376.
Barrot, Odilon II 175.
Barthélemy 398 f. 425 f. 431 f.
Beethoven 88. 93. 96. 107. 345. 448. II 59. 171. 188 f. 291. 440. 457. 459. 462. 468 f. 475.
Belinski 395.
Bell, Mrs. II 34 ff. 69 ff. 117 f.
Bellini 447. II 376.
Berkeley II 221.
Bernard II 99 f. 143.
Bernhard, Sarah II 464.
Bernini II 470.
Bismarck VIII. II 312.
Blanc, Louis 395 f. II 92.
Blind, Karl II 134.
Blum, Robert 145. 169.
Boccaccio II 484 f.
Bonghi, Ruggiero II 289 f.
Börne, Ludwig 213. II 182.
Boſe, Dr. Jagadis Chunder II 536.
Boſſuet 182. II 269.
Botticelli II 375. 376.
Bourget, Paul II 449.
Brenner, Albert II 236 f. 244. 247. 314.
Bright, John 285.
Brioſchi, Francesco II 289. 291 f.
Browning, Robert II 430.
Brunetière II 449.
Brüning, Freifrau von 303. 303 f. 306 f. 309 f. 325. 327. 347. 350. 355 f. II 61.
— Freiherr von 303 f. 356
Bruno, der heilige 99.
— Giordano II 151.
Bucher, Lothar II 107 f. 118 f. 130 154. 156.
Büchner II 222.

Bülow, Bernhard von II 516. 519 f.
— Marie von II 288. 346. 516. 519 f. 524.
Bunſen II 516.
Burckhardt, Jakob II 239 f. 283 f.
Byron, Lord 49. 360 f. II 24. 116.

Calderon II 31. 88. 207.
Calvin II 230.
Canova II 296. 348 f.
Carducci II 297.
Don Carlos II 430.
Carlyle, Thomas 327. II 95.
— Mrs. 327. II 92.
Carracci II 376.
Caſtaldi II 351 f.
Cavaignac 321.
Cavour II 231. 512 f.
Chamiſſo 421.
Chopin II 90. 171.
Cervantes II 248.
Clemens VIII., Papſt II 264.
Cobden, Richard 285. II 90. 161. 164 f. 179.
Columbus 130. II 228.
Cornaro, Katharina II 349 f.
Correggio II 377.
Coſſa II 238.
Coſta II 376. 377.
Cottin, Madame 28.
Couſin II 167.
Crispi II 333. 389. 514.
Cromwell II 135.
Curſchmann II 456.
Cuſtine, Marquis von 316.
Czermak, Jaroslaw II 90. 169 f. 196 f.

Dante 98. 347. 402. II 136. 235. 282. 298. 355. 360. 410. 472. 484. 485.
Daſchkoff, Fürſtin II 16.
Depretis II 327. 388. 512.
Desjardin, Paul II 439.
Desmoulins, Camille II 162.
Dewet II 545.
Dickens 270. 366.
Dollfus II 167.
Domengé 397 f. 409. 418. 419. 424 f. 443. II 13 f. 27. 29. 48.
Duclos II 280.
Dühring II 304. 334.
Dumas II 280.
Dürer II 86. 376.

Eckermann 48.
Eliſabeth, Kaiſerin von Öſterreich II 421. 427. 429. 434.
Elsler, Fanny II 425.
Enfantin, Père 458 f.
Epaminondas 16.
Eugenie, Kaiſerin II 89. 166.
Euripides II 431.

Falieri, Marino II 432.
Fattovi II 499.
Ferrari II 518.
Feuerbach, Ludwig 171.
Fichte 157. 162.
Francia II 374.
Franz von Aſſiſi II 354. 370.
Franz Joſeph, Kaiſer II 429.
Freiligrath II 127 f.
Friedrich der Große 2. II 135. 232.
Friedrich, Kaiſer II 399.
Friedrich Wilhelm IV. 141.
Fröbel, Friedrich 194 f.
— Johanna 187. 191. 193. 199. 201.
— Julius 159. 169 f. 186. 200. 219 f. 248. 318.
— Karl 187. 191. 193. 199. 201. 205.
Furini II 86.

Gagern 305.
Gambetta II 319.
Garibaldi, Anita 405. II 496 f.
— Joſef 403 f. II 83. 93. 150. 186. 229 f. 325 f. 495 f.
Garrick II 86.
Gaskell, Mrs. II 90.
Gioberti II 300.
Giorgione II 375. 376 f.
Giotto II 287. 296. 375.
Gladſtone II 45.
Gluck II 200.
Gobineau II 337. 440.

Goethe XIV. 48 f. 56. 60. 79 f. 93. 112. 152. 360. 469. II 16. 95. 222. 238. 248. 260. 282. 310. 318. 333. 370. 371. 407 f. 410 f. 432. 475. 539 f.
Gogol 323. 359.
Görgei, Artur 183.
Gozzoli II 375.
Gregorovius II 210. 212. 226. 272. 319 f.
Grote II 186.
Guizot II 176.
Günderode, Karoline von 130.

Hafis II 443.
Haug 324. 349.
Hawkes, Caroline II 83. 91. 93. 96. 105 f. 136. 156 f.
— Emilie II 83 f. 91. 105.
Haxthausen 316. 317.
Hecker 145. 147.
Hegel 184. II 540.
Heinrich V. 151.
Herder 75.
Herodot II 243.
Herzen, Alexander 316. 318 ff. 349 f. 357. 358 f. 374 f. 382 f. 439 f. 450 f. 458 f. 461 f. II 6 f. 10. 16 f. 25. 27. 31 f. 41. 60 f. 85 f. 88. 130 f. 153 f. 168. 179 f. 187 f. 209 f. 228. 329. 398.
— Alexander (Sohn) 324. 349. 359. 374 f. 387. 397 f. 406. 424. 429 f. 456. 461. 474. II 6. 31. 187. 211.
— Natalie, geb. Zacharin 358. 387. 395. 403. 409. 462. 464. 467 f.
— Natalie 358 f. 374. 382 f. 392 f. 409. 416. 452. 456. 472. II 6. 60. 187 f. 209. 233. 398.
— Olga (Monod) 358 f. 374. 382 f. 392 f. 396. 409 f. 412. 416. 443 f. 472. II 6. 13. 21. 31. 60. 140. 153. 155 f. 180. 183 f. 186 f. 188 f. 194. 196. 198 f. 206. 209 f. 212. 233. 278. 315. 347. 398. 440. 475. 477 f. 515. 538. 542. 545. 547.
Heß II 414.
Heyse II 305.
Hillebrand II 212.
Hinckeldey 309.
Hodge II 99. 180. 187.
Hofmann, Aug. Wilh. von 456.
Holbein 272. II 376.
Hölderlin 129 f.
Holland, Mrs. II 174 f.
Homer 404. II 186. 230. 281. 332. 366. 421. 431.
Hoyos II 406.
Hugo II 175.
Humbert, König von Italien II 319. 326.
Humboldt, Wilhelm von 7. II 516.

Ibsen II 371 f. 464 f.
Ignatius von Loyola 157.
Isotta degli Atti II 488 f.
Jahn 143.
James II 100 f.
Janin II 200.
Jérome Bonaparte 3.
Joachim II 519.
Johann von Österreich 165. 175.
Jones 441. II 49.
Joukowsky II 304. 307. 344 f.

Kalidasa II 249.
Kant 309. 449. II 193. 286. 433.
Karl V. II 365.
Katharina von Siena II 379 f.
— II. Kaiserin von Rußland 30. 317. II 16.
Keudell II 319.
Kinkel, Gottfried 262 f. 266 f. 272. 273 f. 276. 293. 297 f. 300 f. 324 f. 349. 351. 357. II 11 f. 20 f. 27. 87 f. 107. 119 f. 134 f. 153. 170. 179. 380 f.
— Johanna 262. 263 f. 273 f. 276. 293 f. 297 f. 300. 302 f. 327. 349. 357. 457. 459. II 10 f. 20 f. 27. 87 f. 98. 119 ff. 380 f.

Klaczko II 428 f.
Klindworth II 176. 200.
Klingemann, Carl II 81.
— Sophie II 81 f.
Koſſuth, Ludwig 334. 337. 352 f. 363. 418.
— Frau 352 f. II 91. 104.
Kutuzoff II 229.

Laboulaye II 167.
Lacordaire II 270.
Lagerſtröm II 32 f. 40. 122. 147.
Lamartine II 175.
Lamennais 322.
Lanckoronski II 429.
Larochefoucauld II 321.
Layard II 291. 430.
Ledru-Rollin 380. 395. 398. 426. II 62 f. 143. 145.
Lenau 130. 213.
Lenbach II 372.
Lenormand II 452.
Leo XIII. II 391. 450.
Leonardo da Vinci II 219.
Leonidas 16.
Leopardi 362. 402. 455. II 219.
Lermontoff 323. 359. 362. 395. 454 f.
Leſſing 126.
Liſzt II 174. 192. 212. 233. 235. 264 f. 273 f. 276 f. 310. 316 f. 344. 458. 517.
Lope de Vega II 88. 207.
Loreto II 297.
Lorrain 70. II 410.
Lotto II 365.
Löwe 304 f. 307. 355 f.
Ludwig XVI. II 162.
— II. König von Bayern II 413.
Luini II 518.
Luther 141. II 135. 226.

Macaulay 302.
Machiavell 402. II 65. 136. 212.
Maiſtre II 342.
Malateſta II 483. 487 f. 510.
Malthus 388. II 53. 338.
Mancini II 388. 512.
Mantegna 272. II 376.
Marcello 96.
Margherita, Königin von Italien II 356 f.
Mariano, Raffaele II 212.
— Frau II 476.
Marie Antoinette 51. II 162. 166.
Marlo II 149.
Marx II 146.
Mazzini 363 f. 400 f. 403 f. 441. II 58. 62. 82 f. 91 f. 133 f. 136 f. 156 f. 227 f. 250. 272. 298. 325. 330. 386. 514.
Mendelsſohn Bartholdy 448. II 81.
Mermillod II 269 f.
Metternich, Fürſt 140.
— Fürſtin II 178. 195 f. 200.
Meyerbeer II 195.
Meyſenbug, Carl Philipp Rivalier, Freiherr von 4 f. 7 f. 14. 16 f. 29. 52. 57. 60 f. 68 f. 72. 79. 102. 117 f. 126 f. 131 f. 150. 198. 240. 242. 291. II 337.
— Erneſtine, Freifrau von 1. 4. 6 f. 14. 18. 20 f. 28. 43. 50 f. 55. 59. 68. 75. 79 f. 105 f. 115 f. 118. 122 f. 126. 134. 138 f. 141. 149 f. 159 f. 167. 171. 184. 187 f. 191. 194. 198. 200 f. 237. 240. 241 f. 247. 257. 259. 267. 276. 336. 357. II 29. 212. 539.
— Laura, Freiin von 26 f. 33 f. 46. 49. 54. 80. 123. 137. 139. 149. 155. 160. 165. 191. 194. 201. 207. 240. 257. 275. 336. II 187. 211 f. 318. 456 f.
— Luiſe Freiin von (Baronin Medem) 123. 155. 160. 240. 275. II 211 f. 318.
— Otto, Freiherr von 133.

Meyſenbug, William, Freiherr von 136 f. 240 f. 251. 254.
Michelangelo II 235. 256. 290. 296. 322. 365. 373. 375. 470.
Michelet 389. II 168 f. 335.
Mickiewicz 386.
Mignet II 167.
Miltiades II 241.
Minghetti, Marco II 286 ff. 327. 370.
— Donna Laura II 288. 291. 302 f. 346 f. 433. 469. 470. 478. 516.
Mirabeau II 100.
Moleſchott 375 f. 379.
Monod, Gabriel II 233. 455 f. 538. 545.
Montaigne II 318.
Montefeltro II 489 f.
Morelli II 289 f.
Morgenſtern 70 f. 86.
Mozart II 188 f. 457. 459. 470.
Murillo II 86. 88.
Muſſet II 175.

Napoleon I. 3. 30. 317. 322. II 289. 452. 499.
— III. 451. II 69. 97. 165 f. 178. 513.
Neumann, Luiſe II 425.
Niebuhr II 516.
Nietzſche II 207 f. 233. 235 ff. 303. 312 f. 440. 470.
Nightingale, Miß Florence 420. II 380.
Nikolaus, Kaiſer von Rußland 23 f. 297. 301. 317. 439.
Ninon de l'Enclos 49.
Novalis 221.

Ogareff, Nikolaus 463 f. 474.
— Frau 463 f. 467 f. II 9. 155.
Oldenberg II 445.
Ollivier, Emile II 174.
— Blandine II 174. 192. 310.
Orſini 402 f. II 84. 96 f. 167. 180. 187.
Ouida II 408.
Ovid II 297.

Palladio II 351.
Palmerſton 295 f. 432. II 97. 102.
Paul II. II 492.
Pauline, Fürſtin 30.
Peſtel 464.
Peter der Große 317.
Petraſcheffski 394.
Phidias 86. II 345. 375. 425.
Pinturicchio II 376. 377.
Pio II. II 488 f.
— IX. II 209. 262. 265. 276.
Plato 124. II 216. 419.
Plutarch 407. II 487.
Pocci II 413.
Praxiteles 86.
du Prel II 433. 438.
Preſſenſé II 175.
Prokeſch-Oſten II 415 f. 418 f. 431.
Proudhon II 17.
Pugatſcheff 361. 440.
Pulszky, Franz 180. 350. 418. II 67. 104.
— Thereſe 180 f. 350 f. 418. 455 f. II 104.
Puſchkin 317. 359 f. II 229.
Pythagoras 369. II 419. 467. 469.

Quadrio II 96.

Rabelais II 448.
Raffael XIV. 272. 274. II 86. 370. 373. 400. 470. 481. 512.
Rahel Varnhagen von Enſe 7. 48. 63.
Récamier, Madame II 174.
Rée II 236. 244 f. 251. 312 f.
Reed II 72 f.
Reeve, Emilie II 23 f. 42. 189.
Reichenbach, Graf 325 f. 357.
— Gräfin 326.
Rembrandt II 86. 374.
Rémuſat II 175.
Renan II 167. 176. 450.
Reynolds II 86.
Riedeſel, Familie von 51.
Robſon 270.
Roger II 100 f.
Rolland II 291. 456. 458 f. 468 f. 470 f. 545.
Romano II 365.

Ronge 192. 306.
Roſa, de II 435.
Roſenblüt II 333.
Roſmini II 262 f. 286 f. 300.
Rouher II 164.
Rouſſeau 293.
Rubens II 86.
Rubinſtein II 311.
Ruge II 107.
Ruysdael II 86.

Sachs, Marie II 194. 196.
Safft 363 f. 400 f. 443. II 33. 96. 149.
Sand 52. II 408.
Sanſovino II 363. 365.
Savonarola II 151. 212. 226.
Schack II 272. 464.
Schiff II 211.
Schiller 142. 424. 466. II 248. 250. 308 f. 318. 464. 475.
Schlegel 7.
Schleiden 376.
Schleiermacher 7. 170 f.
Schnorr II 93 f.
Schopenhauer 449. II 192 f. 200 f. 208. 246. 268. 324. 334. 339. 394 f. 419. 440.
Schröder-Devrient, Wilhelmine 447. II 28.
Schubert II 29.
Schücking II 212.
Schuré II 233.
Schurz, Carl 305 f. 310 f. 460 f. II 8.
— Frau 306 f. 460 f. 461.
Schwabe 150 f. 160. 182 f. 279. 280 f. 290 f. 295. II 85 f. 151 f. 155. 160 f. 183.
— Herr 284 f. 289 f. 295.
Seneca II 437.
Shakeſpeare XI. 269. 345. II 24. 31. 177. 207.
Shelley II 24. 116.
Simon II 175.
Sismondi II 238.
Skopas II 242.
Sokrates 16. II 375. 437.
Sophokles II 248. 465.
Soult 51.
Spohr II 456.
Springer II 90.
Staël, Madame de II 175.
Stanfield II 102.
Stein, Auguſta von (Rebecchini) II 476.
— Heinrich, Freiherr von II 304 f. 322. 344. 535.
Stroßmayer II 293 f.
Struve 145.
Swedenborg 298.

Tacitus II 322.
Taſſo II 365. 367.
Thorwaldſen II 431.
Thukydides II 243.
Timoleon 407.
Tizian II 215. 359 f. 372. 375. 523.
Tocqueville II 95.
Tolſtoi II 115.
Toſti II 272.
Turgeniew 395. II 187.

Van Dyck II 86.
Van Kuyp II 86.
Vardigon 432.
Velasquez II 86. 88. 372.
Venedey 264.
Veroneſe II 365. 430.
Viktor Emanuel II. II 318 f. 326 f.
Viktor von Feltre II 351 f.
Villart II 212.
Volabelle II 95.
Volckhauſen (der „Demokrat") 158. 170 f. 173. 176. 217. 225. 233 f. 238. 257 f.
Vogt II 222.

Wagner, Richard 315 f. 407. 445 f. II 171 f. 181 f. 188. 190 f. 194 ff. 206 f. 232 f. 237 f. 288. 304. 306 f. 316. 343. 344 f. 459. 470. 471. 474 f. 517.
— Coſima II 238. 310. 316. 346. 463.
— Siegfried II 306. 517 f.
— Minna II 173. 190 f. 194. 198.

Warsberg II 405 ff. 455. 470. 523.
Weber 447.
Weigelt 196 f. 204 f. 209 f. 222. 238. 248. 309.
White II 83. 99. 149. 186.
Wilhelm I. Kurfürſt von Heſſen 2 f. 198.
— II. Kurfürſt von Heſſen 5. 13 f. 16 f. 29. 102. 131. 133. 138.
Wilhelmine, Markgräfin II 232.
Wittgenſtein II 264 ff. 293. 306.
Wolzogen II 440.
Woolſey 273.
Worcell 386 f. II 57 ff.
Wüſtenfeld 187. 191. 193. 199. 201 f. 209 f. 215. 222. 225. 231. 234. 238. 257.

Zola II 335.
Zucchi II 473.
Zurbaran II 88. 207.